Historische Zeitschrift

herausgegeben von

Heinrich von Sybel,

ordentl. ö. Professor an der Universität in Bonn.

Sechster Band.

München, 1861.

Literarisch-artistische Anstalt

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

D1
H6
v.6

Inhalts-Uebersicht.

Seite.

I. Neue Mittheilungen über die erste Theilung Polens. Von Georg Waitz 1
II. Höfler's Entdeckungen in Mladenoviez. Von A. Hausrath . 13
III. Von dem römischen Papst. Von J. Söltl 22
IV. Behrenhorst und Bülow. Von F. v. Meerheimb . . . 46
V. Zur Geschichtschreibung des alten Mexico. Von Theodor Waitz . 75
VI. Das Heidelberger Schloß in seiner kunst- und culturgeschichtlichen Bedeutung. Von K. B. Stark 93
VII Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1860 (Fortsetzung).
8. Die Schweiz 142
9. Belgien 177
10. Die Niederlande 208
11. Dänemark 223
12. Schweden und Norwegen 223
13. Rußland und Polen 225
14. Ungarn und Siebenbürgen 232
15. Die Türkei. Griechenland 234
15a. Asien. Ostasien. China und Japan 235
16. Vorderindien 237
17. Hinterindien und der indische Archipel 239
18. Kleinasien. Die Kaukasusländer 240
19. Syrien und Palästina 241
20. Afrika 242

Seite.

21. Nordamerika 245
22. Mittel- und Süd-Amerika 247
Preisausschreiben 249

Beilage. Nachrichten von der historischen Commission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften. Dritter Jahrgang. Erstes Stück.

VIII. Zur Geschichte der oberbayerischen Landeserhebung im Jahre 1705. Von August Schäffler 251

IX. Ueber die fortschreitende Entwicklung der geschichtlichen Studien im Königreiche Neapel von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Aus dem Italienischen von Adolf Beer. 293

X. Zur Würdigung von Ranke's historischer Kritik. Von Georg Waitz 349

XI. Die historische Kritik und das Wunder 356

XII. Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1860 (Schluß).

23. Frankreich 374
24. England 438
25. Spanien und Portugal 483
26. Italien 488
27. Nachträge zur Literatur der Nordamerikanischen Geschichte . 552

Beilage. Nachrichten von der historischen Commission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften. Dritter Jahrgang. Zweites Stück.

I.

Neue Mittheilungen über die erſte Theilung Polens.

Von

Georg Waitz.

Frédéric II., Cathérine et le partage de la Pologne. D'après des documents authentiques par Frédéric de Smitt. Paris et Berlin, 1861. 8.

Seitdem in dieſer Zeitſchrift in Anlaß der Schrift Schlözer's über die erſte polniſche Theilung gehandelt worden, iſt das oben angeführte Buch eines Autors erſchienen, der ſich ſchon wiederholt auf dieſem Gebiete bewegt, und, wie ihm bei ſeinen Arbeiten die ruſſiſchen Archive zu Gebote ſtanden, auch mit einer gewiſſen Vorliebe den ruſſiſchen Standpunkt vertreten hat. Er iſt, wie er ſagt, gerade durch Schlözer's Darſtellung zur Veröffentlichung dieſes Werkes veranlaßt worden, habe es aber ſchon früher ausgearbeitet gehabt und jetzt nur einige nachträgliche Bemerkungen hinzugefügt. Dieß wird auch durch die äußere Beſchaffenheit wohl beſtätigt, indem, abgeſehen von der Vorrede, das Buch aus drei verſchiedenen Theilen beſteht, einer kritiſchen und erzählenden Darſtellung, einer

Sammlung von Urkunden mit einigen eingeſtreuten Erläuterungen und Ausführungen, und einem Anhang (Supplément), der ſich beſonders mit Schlözer, auſſerdem auch mit dem betreffenden Abſchnitt in Herrmann's ruſſiſcher Geſchichte beſchäftigt. (Da dieſe Theile auch beſonders paginirt ſind, werde ich ſie als I. II. III. citiren). Unſer Aufſatz ſcheint dem Verfaſſer noch nicht bekannt geweſen zu ſein.

Die Abſicht iſt zu zeigen, daß nicht Rußland, ſondern Preußen, Friedrich II., den eigentlichen Anlaß zu der Theilung gegeben; und inſofern ſtimmt der Verfaſſer mit der früher hier vertretenen Anſicht in der Hauptſache überein. Doch geht er dann weiter, wenn er darzuthun ſucht, daß Friedrich den Plan zu einer Vergrößerung ſeines Staatsgebietes auf Koſten Polens ſehr früh in beſtimmter Weiſe gefaßt, unter allen Umſtänden feſtgehalten, eifrig und geſchickt verfolgt und dadurch das ganze Ereigniß herbeigeführt habe. Andererſeits iſt er weit entfernt, dem König in irgend einem Sinne daraus einen Vorwurf zu machen, und ſteht in der Würdigung des ganzen Vorganges mehr auf dem Standpunkt, den, unter ſich freilich noch vielfach abweichend, Herrmann und Schlözer einnehmen, als daß er geneigt wäre, ſolchen Erwägungen Raum zu geben, wie ſie jener Aufſatz in Erinnerung zu bringen für recht und nothwendig hielt.

Es iſt nun die Meinung nicht, jetzt auf dieſe Fragen noch einmal zurückzukommen. Die Bedeutung des Buches liegt auch gewiß am wenigſten in ſolchen allgemeinen Erörterungen. Aber es iſt dankenswerth durch neue Mittheilungen eben aus den ruſſiſchen Archiven, die es gibt, und auch von den kritiſchen Erörterungen, die der Verfaſſer über die bisherigen Darſtellungen und beſonders über einzelne Punkte anſtellt, verdient Einzelnes Beachtung; es ſcheint mir angemeſſen, mit Rückſicht hierauf wie auf die ſonſt bekannten Nachrichten etwas näher darzulegen, wie der Gang der Sache ſich jetzt darſtellt. Dabei bleibt freilich zu bedauern, daß der Verfaſſer von dem ihm zugänglichen Material eben nur die auf Preußen bezüglichen Actenſtücke mitgetheilt hat, ſehr wenig was Rußland unmittelbar angeht, ſo gut wie gar nichts was ſich auf den Verkehr mit Oeſterreich bezieht. Dieß erweckt dann auf's Neue wohl das Verlangen nach einer Kenntniß deſſen, was die öſterreichiſchen Archive ſelbſt enthalten mögen. Und wie ſchon öfters bemerkt, iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß eine ſolche

Mittheilung die Dinge nur günſtiger für den betreffenden Staat wird erſcheinen laſſen, als die bisherige Annahme war.

So iſt es nach Allem, was jetzt vorliegt und zuletzt eben Smitt mitgetheilt hat, als gewiß anzunehmen, daß bei den Zuſammenkünften von Friedrich und Joſeph zu Neiſſe und Neuſtadt, in keiner Weiſe, wie man früher nach Coxe und Andern annahm, über eine Theilung Polens verhandelt, oder der Plan einer ſolchen entworfen worden iſt; was zuletzt in dieſer Beziehung von St. Prieſt und Herrmann ausgeführt worden, hat Smitt gewiß mit Recht (I, p. 62. III, p. 6) zurückgewieſen. Man darf ſich in dieſer Beziehung vielleicht auch auf den Bericht von Kaunitz über die letzte Zuſammenkunft, die man vorzugsweiſe im Auge hat, berufen, den A. Wolf in dem Jahrbuch für vaterländiſche Geſchichte (Wien, 1860) veröffentlicht hat, und in dem durchaus nichts der Art vorkommt, obwohl ja möglicher Weiſe dieſe Angelegenheit als nicht geeignet zur Erwähnung in einem ſolchen Schreiben hätte angeſehen werden können. Eine Stelle aber in einem von Smitt mitgetheilten Brief Friedrich's, wo dieſer von der Maria Thereſia berichtet, ſie ſolle ihrem Sohne Joſeph vorgeworfen haben: que ses entrevues avec le Roi de Prusse étaient la première source des embarras où elle se trouvait aujourd'hui (II, p. 186) fordert am wenigſten eine ſolche Auslegung.

Aus der Zeit vor dem Anfang der 70er Jahre gibt die Publication Smitt's überhaupt nichts weſentlich Neues außer einem ausführlichen Auszug aus dem projectirten Bündniß Friedrich's II. mit Zaar Peter III., aus dem erhellt, daß der Vertrag von 1764 in wichtigen Punkten nur eine Wiederholung deſſelben iſt, und namentlich die beiden hier im deutſchen Originaltext mitgetheilten Separatartikel, die ſich auf Polen bezogen, und die dienen ſollten, ſeine Schwäche zu erhalten und zugleich die Wahl eines auswärtigen Königs zu verhindern, ſchon damals von Friedrich beantragt waren. — Herr Smitt polemiſirt außerdem (III, p. 18) gegen die Auslegung, welche Friedrich und mit ihm Schlözer Aeußerungen gegeben haben, welche der Ruſſiſche Miniſter Panin bei Gelegenheit der Verhandlungen über den Vertrag gemacht, und welche der König glaubte auf die Idee d'un partage à faire en Pologne dans le cas d'une guerre dans ce pays-là beziehen zu ſollen; aber gefördert wird die Sache dadurch weiter nicht.

Eine Depesche Friedrich's an seinen Gesandten in Petersburg, den Grafen Solms, die früher in einer Schrift des Grafen Görtz bekannt gemacht worden, erscheint hier, wie wenigstens der Herr Herausgeber meint, in einer authentischeren Gestalt; die Meinung, die ich früher wohl geäußert, daß sie in ihren etwas dunkeln Wendungen über die Pacification Polens auch schon auf eine Theilung hingedeutet, erhält wenigstens keine weitere Bestätigung und mag dahin gestellt bleiben.

Wichtiger sind die Vorgänge bei der Anwesenheit des Prinzen Heinrich im Jahre 1770/1771 in Petersburg. Die drei Erzählungen, welche über seine Unterredung mit der Katharina und die hier stattgefundene Erwähnung einer Theilung Polens früher gedruckt sind und alle auf mündliche Nachrichten des Prinzen zurückgehen, werden verglichen und ihre Abweichungen und Widersprüche gut in's Licht gestellt (I, p. 14). Dabei ist dem Verfasser aber passirt, den jetzt in der Correspondenz Friedrich's mit seinem Bruder gedruckten eigenen Bericht desselben (Corresp. XI, p. 345) unbeachtet zu lassen, und erst in dem Supplement (III p. 39) bei Gelegenheit der Darstellung Schlözer's, der jenem gefolgt ist, kommt er auf denselben zu sprechen. Wir werden gewiß, was der Prinz hier erzählt, als authentisch festhalten und zugleich diese Unterredung als den wirklichen Beginn zur Ausführung früher nur unbestimmter Pläne betrachten müssen. So erklärt sich, wie früher angeführt (Zeitschr. Bd. III, p. 10, 13) die Dankbarkeit, welche Friedrich wegen dieser Sache gegen seinen Bruder empfand, die Art und Weise, wie der Prinz sich seiner Verdienste rühmte. In letzterer Beziehung kommt ein hier (II, p. 114) mitgetheilter, ganz merkwürdiger Brief desselben an den Grafen Solms in Betracht, wo er sagt: Il est vrai que je puis me dire, que mon séjour à Petersbourg a été marqué par le commencement des négociations pour la plus grande réunion entre le Roi et la Russie. Je puis aussi me flatter, sans prévention, et j'en ai là-dessus l'aveu du Roi dans plus de vingt lettres de sa main, d'avoir mis sur le tapis l'affaire qui a donné lieu à la Convention Wenn Herr Smitt dagegen meint, der Prinz sei mit der Kunde von einem bestimmten Plan Friedrich's nach Petersburg gegangen und habe dann hier die Gelegenheit benutzt, ja alle Mittel der

Ueberredung aufgeboten, um denſelben der Kaiſerin zugänglich zu machen (I, p. 138), ſo entbehrt das der Begründung. Gewiß trug ſich Friedrich mit ſolchen Gedanken, aber mehr allgemein und in weiterer Ferne. Da gaben der Einmarſch der Oeſterreicher in die Zips und die dadurch veranlaßten Aeußerungen der Katharina den Anſtoß, ihnen raſch Geſtalt und Ausführung zu geben, nicht in der beſchränkten Weiſe, wie man zuerſt wohl nur in Rußland meinte (Bd. III der Zeitſchrift p. 10), ſondern gleich in einem Umfang, welcher des Königs Wünſchen und Intereſſen zu entſprechen ſchien.

Herr Smitt glaubt das entſchiedenſte Gewicht auf eine Note Friedrich's vom 2. März 1771 legen zu ſollen: ſie widerlege oder berichtige alle bisherigen Darſtellungen; ſie enthalte den erſten beſtimmten Vorſchlag zu der Theilung, und zwar von preußiſcher Seite, ohne daß auf einen Antrag oder eine bereits ausgeſprochene Zuſtimmung Katharina's Rückſicht genommen werde. Dabei iſt aber zu bedenken, daß jenes eben eine geſchäftliche Depeſche iſt und durch ſie die Sache nun zuerſt in die Wege des gewöhnlichen diplomatiſchen Verkehrs gebracht werden ſoll. Der König theilt ſie ſeinem Geſandten mit, damit ſie durch dieſen an den ruſſiſchen Miniſter gelange. Vorhergeht auch ſchon ein anderes Schreiben vom 20. Februar, das Schlözer (257) gegeben und der Verfaſſer erſt im Nachtrage berückſichtigt. Beide zuſammen zeigen allerdings, daß unmittelbar nach der Rückkehr des Prinzen aus Petersburg Friedrich mit Lebhaftigkeit auf den Gedanken einging, ſich jetzt einiger beſonders wohlgelegener polniſcher Gebiete zu bemächtigen, wie er in beiden Briefen ſagt, um ſo das Gleichgewicht gegen Oeſterreich aufrecht zu erhalten, und damit ſie als Entſchädigung dienen für die Subſidien und anderes, was ihm der ruſſiſch-preußiſche Krieg gekoſtet; damit verbindet er dann den Gedanken, daß auch Rußland hier ſeine Entſchädigung erhalten möge (qu'il doit être indifférent à la Russie, de quel côté lui vient le dédommagement qu'elle a raison de prétendre pour les frais de sa guerre), und führt aus, wie das Ganze zugleich zu einer Befeſtigung der mit Rußland beſtehenden engen Verbindung führen werde.

Es iſt nun ganz richtig, wie Herr Smitt hervorhebt, daß die leitenden ruſſiſchen Staatsmänner nicht ſo gleich und unbedingt da-

rauf eingingen; doch einen principiellen Widerſtand fanden Friedrich's Vorſchläge keineswegs. Dieſer aber betreibt die Sache auf's Lebhafteſte, läßt Rußland in ſeinen Anſprüchen gänzlich freie Hand und ſucht nur das durchzuſetzen, was ihm ſelbſt das Wünſchenswertheſte erſcheint. Anfangs fordert er Pomerellien, jedoch mit Ausnahme von Danzig, und als Erſatz für dieſe Stadt Culm und Marienburg, eventuell Ermeland, Elbing, Marienburg und Culm, ſpäter für Thorn, wegen deſſen Rußland Schwierigkeiten macht, Elbing. C'est une bagatelle, ſchreibt er, II, p. 35, et il n'en coutera qu'un coup de plume à la Russie. Im Uebrigen verwandelt ſich die Eventualität, das Eine oder Andere zu erhalten, ſpäter in eine Vereinigung von beiden. Und auch auf Danzig kommt er zurück, indem er es als Entſchädigung für eine Rußland gegen Oeſterreich zu leiſtende Hilfe in Anſpruch nimmt und nur aufgibt, als jenes ſich entſchieden dagegen erklärte, um dann aber wenigſtens zu verlangen, daß es als völlig freie Stadt anerkannt werde (II, p. 66. 67).

Man mag hier wohl bemerken, daß die häufig wiederholte Darſtellung, welche Friedrich ſpäter ſelbſt gegeben hat (ſ. Zeitſchrift III, p. 8), die Theilung ſei unternommen als das einzige Mittel um einen großen Krieg unter den Oſtmächten zu vermeiden, in dieſen Actenſtücken auch gar keinen Anhalt, vielmehr eine entſchiedene Widerlegung findet. Rußland wegen ſeiner Siege in der Türkei zu entſchädigen, iſt freilich ein Gedanke, den Friedrich gleich zu Anfang einmal ausſpricht, den er dann aber wenigſtens nicht beſonders verfolgt, und der auch bei Katharina und ihren Miniſtern offenbar wenig Anklang findet: ſie nehmen den Gewinn in Polen, ohne zunächſt an ein Aufgeben ihrer Pläne gegen die Türken zu denken. Oeſterreich aber, das dieſe fürchtet und ſich ihnen entgegenzutreten entſchloſſen zeigt, bleibt zu Anfang den polniſchen Projecten fern, und daran, daß die Theilung gemacht wird, um dieſes zu beſchwichtigen und zu gewinnen, fehlt ſo viel, daß längere Zeit hindurch ſehr ernſtlich davon die Rede war, ſie gegen Oeſterreich auch mit den Waffen durchzuführen (II, p. 49 ff.). Daher verſpricht auch Rußland ſtatt Danzig dem König: à s'engager à ne pas déposer les armes, jusqu' à ce que cette puissance (Oeſterreich) ait été obligée à donner au Roi une indemnité suffisante, c'est-à-dire, dans le cas où elle attaquerait la Prusse (p. 65).

Es iſt hiernach eine Frage von beſonderer Wichtigkeit, in welcher Weiſe und Zeit Oeſterreich überhaupt bei den Plänen auf Polen betheiligt worden iſt. Schlözer hat zuletzt (p. 263) erzählt, der ruſſiſche Miniſter Panin habe auf Friedrich's Vorſchläge geantwortet, er könne ſich für die Annahme derſelben und für ein Vorgehen Rußlands und Preußens gegen Polen unmöglich eher entſchließen, bis er nicht wenigſtens darüber Gewißheit habe, wie man in Wien einen ſolchen Plan auffaſſen, und ob etwa das dortige Cabinet zu bewegen ſein würde, mit den beiden verbündeten Höfen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Friedrich habe in Folge davon es bereitwillig übernommen, dieſe Aufklärung ſoweit als thunlich zu beſchaffen und ſei zu dem Ende perſönlich mit dem öſterreichiſchen Geſandten in Berlin van Swieten in Verhandlung getreten*), habe dieſem im Allgemeinen die Mittheilung gemacht, daß man nichts gegen die öſterreichiſche Beſitzergreifung einzuwenden habe, aber zugleich die Abſicht hege, dieſem Beiſpiel zu folgen und gleichfalls einige Theile von Polen in Beſitz zu nehmen. Darauf aber ſei von Kaunitz eine entſchieden ablehnende Antwort erfolgt: Oeſterreich habe nicht die Abſicht, jene Gebiete zu behalten; der Plan einer Theilung ſei mit großen Gefahren verbunden, und man möge von demſelben abſtehen. Gegen die Richtigkeit dieſer Mittheilungen iſt gewiß kein Zweifel. Wenn Schlözer aber fortfährt, Friedrich habe ſich dadurch nicht irre machen laſſen, weil er eingeſehen, Oeſterreich werde, wenn Preußen und Rußland nur feſt und einmüthig in der Sache aufträten, nicht zurückbleiben, ſondern ſich auch mit aller Unbefangenheit dem Theilungsproject anſchließen, ſo iſt das nun doch in der Weiſe keineswegs richtig. Vielmehr iſt in der nächſten Zeit auf eine Theilnahme Oeſterreichs offenbar nicht weiter gerechnet und Rückſicht genommen. So erklärt ſich Friedrich am 11. Juli 1771 (II, p. 34); er ſchreibt einmal ausdrücklich (II, p. 80): Je crois qu'il faut rejeter toute idée de se concerter avec la cour de Vienne sur les acquisitions à faire en Pologne, und will, daß man ohne das zu verſuchen, Beſitz ergreifen ſoll. Darauf beziehen ſich auch die weiteren Verhandlungen über die Möglichkeit eines Krieges gegen Oeſterreich im Sep-

*) Den Irrthum, vielleicht nur Druckfehler bei Schlözer, Swieten ſei erſt Dez. 1771 nach Berlin gekommen, hat Smitt III, p. 54 berichtigt.

tember bis Dezember des Jahres; wo allerdings zunächst die türkiſchen Angelegenheiten, daneben aber auch dieſe polniſche Sache in Betracht kommen; noch in dem Vertrag zwiſchen Rußland und Preußen, der im Februar 1772 zum Abſchluß kam, betrifft ein geheimer Artikel die Eventualität eines ſolchen. Alle Verhandlungen ſind jetzt ganz ohne Zuziehung des Wiener Hofes gepflogen, und es wird als etwas Beſonderes hervorgehoben, daß man in Wien wie in Warſchau und Conſtantinopel doch eine gewiſſe Kunde davon erhält. Dieß war im November, und am 4. Dezember theilt dann Friedrich eine Stelle aus dem Bericht ſeines Geſandten in Wien nach Petersburg mit, in der es hieß: L'Imperatrice-Reine aussi bien que l'Empereur ont touché quelque chose, quoiqu' en termes généraux et à demi-mot seulement, qu'on voulait sa part, au cas qu'il s'agissait d'un démembrement de la Pologne, et qu'il fallait s'expliquer là-dessus, (Schlözer p. 275. Smitt II, p. 24). Mit Recht behauptet Herr Smitt, daß man von hier an die Zeit der näheren Theilnahme Oeſterreichs an der ganzen Angelegenheit datiren könne. Freilich ſieht man danach wohl, daß es mit der Forderung der Integrität Polens, die Kaunitz am 25. Oktober gegen den ruſſiſchen Geſandten erhoben hatte, nicht eben ernſtlich gemeint ſein konnte, und wenn derſelbe ſchon vorher dem preußiſchen Geſandten von der Nothwendigkeit geſprochen hatte, daß, wenn Rußland mit großen Vortheilen aus dem Kriege hervorgehe, zur Bewahrung des Gleichgewichts auch Oeſterreich und Preußen eine Vergrößerung erlangen müßten, ſo mag es wohl ſein, wie Schlözer (p. 234) annimmt, daß hier an Polen gedacht worden. Die öſterreichiſche Politik war damals, wie zu andern Zeiten auch, offenbar die, daß ſie am liebſten den status quo erhalten hätte, wenn aber andere Gewinn davontrugen, für ſich das Gleiche verlangte; ſie befand ſich in einem entſchiedenen Gegenſatz gegen Rußlands Türkiſche Pläne, hatte im Juli den Vertrag mit der Türkei gegen daſſelbe geſchloſſen, und ſetzte alles daran, um namentlich den Uebergang der Moldau und Walachei unter ruſſiſche Herrſchaft zu verhindern, während ihr freilich an ſich die Integrität der Türkei eben nicht mehr am Herzen lag, als Friedrich die von Polen.

Das ergab ſich in auffallender Weiſe, als es nun wirklich zu

Verhandlungen mit Oeſterreich kam, die möglich wurden, da Rußland jene Anſprüche auf die Donaufürſtenthümer aufgab und ſich zugleich, ebenſo wie Preußen, ganz bereit zeigte, Oeſterreich einen Antheil an dem polniſchen Raube zu gewähren. Statt unmittelbar darauf einzugehen, wagte ſich jenes zuerſt mit zwei anderen Vorſchlägen hervor. Ein von Smitt mitgetheilter Brief Friedrich's beſtätigt, daß man für den Preußen zu überlaſſenden Antheil an Polen die Abtretung von Glatz vorſchlug. Und die Antwort, welche Friedrich darauf gab, verdient wohl hier hervorgehoben zu werden. Je lui repartis, ſchreibt er an Solms (II, p. 93), que je n'avais la goutte que dans les pieds et que ce serait une proposition à me faire, si je l'avais dans la tête. Da meinte der öſterreichiſche Geſandte, man würde nicht ungerne Belgrad und Serbien nehmen. Je crus, fährt Friedrich fort, tomber de mon haut à ces paroles, auxquelles je ne pouvais m'attendre d'un allié des Turcs et de cette cour dont la phrase favorite étoit celle de la balance d'Orient. Er fügt hinzu: Pour ce qui est de la répugnance que cette cour témoigne de partager avec nous la Pologne, c'est pour ménager les Polonais, sur les quels elle a un oeil, et pour que toute la haine de cette Nation tombe sur les Russes et sur nous. Deshalb iſt er auch ganz zufrieden, als der Wiener Hof nun bald darauf doch eben einen Antheil an Polen ſich gefallen läßt, und erklärt den Wechſel der Anſicht damit, daß die beiden kaiſerlichen Perſonen und Kaunitz nicht übereinſtimmten und bald die Anſicht des einen oder andern das Uebergewicht erhielt. Die Abneigung der Maria Thereſia gegen eine Betheiligung an dieſer Angelegenheit erhält auch hier volle Beſtätigung; Friedrich berichtet nach den ihm zugegangenen Mittheilungen von Wien, daß ſie lebhafte Gewiſſensbiſſe habe, Joſeph heftige Vorwürfe mache, und die Streitigkeiten, die es täglich zwiſchen ihnen gebe, häufiger und bitterer ſeien, als jemals (II, p. 185); ein andermal, daß die Kaiſerin ihren Beichtvater gefragt und dieſer geantwortet, da er nichts von legitimen Rechten auf die Diſtricte wiſſe, ſo könne er das Unternehmen nur verdammen; andere Geiſtliche dagegen hätten gemeint, daß es Umſtände gebe, wo nur das Staatswohl entſcheiden könne; dieſe Erklärung, ſetzt er hinzu, werde den Jeſuiten beigelegt. Und es iſt die, welche damals in Oeſterreich das

Uebergewicht erhielt, wie ſie in den andern betheiligten Staaten von Anfang an allein in Betracht gezogen iſt, ohne daß es eines ſolchen Rathes bedurft hätte.

Oeſterreich verſuchte ſpäter noch ſeinen Beitritt auch äußerlich in der Form einer „Acceſſion“, nicht einer unmittelbaren Theilnahme an der „Convention“ zu vollziehen; es erhob dann Anſprüche von einer Größe, daß Friedrich betroffen ward, und jenes Gleichgewicht, auf das man fortwährend ſo viel Gewicht legte, ernſtlich bedroht hielt. Er fand aber als das beſte Mittel, pour couper court à toute discussion, d'étendre les portions que nous nous sommes reservés; er fordert ſpäter beſtimmt Thorn und ein Gebiet bis an die Warthe und die ſchleſiſche Grenze, das er auf einer Karte näher bezeichnet; und eigenhändig fügt er der Depeſche hierüber hinzu: Je n'ai point parlé dans tout ceci de la part de la Russie, je souscris d'avance à ce qu'ils voudront se stipuler. Da Oeſterreich einiges nachgibt, iſt er dann entſchieden dafür, daß man ſich einigt. In einem Brief vom 12. Juli 1772 beſpricht er ein Ultimatum, das jenes geſtellt, und empfiehlt Rußland die Annahme. Ihm liegt alles daran, daß die Angelegenheit zu einem Abſchluß gelangt.

Von Rückſichten auf Polen, überhaupt von Rückſichten des Rechtes iſt nie die Rede. Von der Begründung der Anſprüche, die der Form wegen vorgenommen werden ſoll, ſagt der König in einem Brief: C'est une règle générale dans la politique, que, faute d'argumens sans réplique, il vaut mieux d'exprimer laconiquement, et ne point trop éplucher la matière. Or, je sais bien que la Russie a beaucoup plus de raisons à alléguer, mais il n'est pas de même de nous (II p. 155); was nur einer Aeußerung in den Memoiren entſpricht.

Dagegen iſt es denn außer dem Erwerb der nahegelegenen Landſchaften namentlich die Befeſtigung der Verbindung mit Rußland, auf welche Friedrich bei dem ganzen Vorgang das entſchiedenſte Gewicht legt. Alle Briefe, die er nach Petersburg ſchreibt, ſind voll der Verſicherungen, der Hoffnungen, der befriedigendſten Aeußerungen in Bezug hierauf. Je serai bien aise, ſchreibt er am 2. März 1771, de pouvoir dire, que c'est à la Russie que j'en ai principalement l'obligation de cette nouvelle acquisition, qui fournirait en même

temps une nouvelle occasion de raffermir nos liens réciproques et de les rendre encore plus indissolubles (II p. 13); ſpäter: Il en résultera une impossibilité morale de pouvoir jamais rompre l'union intime et étroite qui subsiste entre nos deux monarchies (p. 144); eigenhändig 27. Sept. 1772: Vous direz au comte Panin, qu'il peut assurer l'Imperatrice en mon nom: qu' aujourd'-hui, jour de l'hommage de la Prusse, je L'assure: qu'Elle n'a pas obligé un ingrat, et que j'épierai toutes les occasions, pour lui témoigner à Elle et à la Russie ma reconnaissance, non pas en paroles, mais en effet (p. 177); 24. Nov.: plus qu'on m'apprend à connaître, et plus reconnaîtra-t-on dans ma façon de penser et d'agir l'allié le plus fidèle et le plus zelé de l'Empire de Russie (p. 190). Er berichtet, daß er ſeinen Geſandten in Oeſterreich, Frankreich, Holland, England, Schweden und Dänemark Ordre gegeben, die engſte Verbindung mit denen Rußland's zu unterhalten und ſich gegenſeitig alle Mittheilungen zu machen.

Aber er faßt zugleich die Möglichkeit in's Auge, daß die gemeinſchaftliche Betheiligung an dieſer Sache und die gegenſeitige Garantie der Erwerbungen in Polen künftig zu einer Allianz der drei Höfe führen könne; à la quelle, ſagt er, je n'aurai certainement rien à redire (p. 102). Une union entre nos trois Cours sera toujours une époque bien heureuse pour le repos de l'Europe, et je m'y prêterai avec plaisir, aussitôt qu'elle se fait conjointement avec la Cour de Russie (p. 108).

Damit, wird man ſagen dürfen, blickt Friedrich in eine weitere Zukunft hinaus und gewinnt Geſichtspunkte von noch allgemeinerer Bedeutung. Bei der Beurtheilung derſelben wird man aber freilich nicht von dem ausgehen, was in ſpäterer Zeit die Allianz dieſer drei Oſtmächte bedeutet hat, und je nach dem verſchiedenen Standpunkt der Vorliebe oder Abneigung dafür, den der Einzelne einnimmt, Lob oder Tadel ausſprechen ſollen.

Ueberhaupt iſt es ja gewiß genug, daß auch dieſes ſo tief in die Geſchichte der betheiligten Staaten eingreifende, zugleich bedeutungs- und verhängnißvolle Ereigniß und die Theilnahme der handelnden Perſönlichkeiten gewürdigt werden muß nach den Grundſätzen und

Tendenzen, die überhaupt in jener Zeit obwalteten. Es hängt die Convenienzpolitik, wie sie Kaunitz genannt hat, auf das engste zusammen mit der Auffassung, die man überhaupt vom Staat hatte, der doch eben nur als eine zufällige Vereinigung von Einzelnen betrachtet ward, über dessen Bildung nach innen und außen kein höheres Gesetz entschied, der nichts Organisches an sich hatte, der auf keinerlei nationale oder historisch begründete Verhältnisse Rücksicht nahm, sondern den man eben nur nach Zweckmäßigkeitsrücksichten so oder anders zu gestalten suchte. Dies zeigt sich in den innern Reformen wie in der auswärtigen Politik. Man hat sicher Unrecht, die einen zu preisen und die andere zu verdammen, wenn die letzte auch nicht selten, da sie eben noch über den eigenen Staat hinaus griff und auch auf das Recht anderer keine Rücksicht nahm, härter und ungerechter erscheint.

Man geht aber am meisten in die Irre und gibt nur ein Zeichen des eigenen Mangels an aller wahren geschichtlichen Erkenntniß, wenn man, wie wir neuerdings gesehen, eine Persönlichkeit, wie die Friedrich's des Großen, nach einem willkürlich zurecht gemachten Maßstab von Moral, Recht und Patriotismus messen will, und meint damit, daß man Einzelnes aneinander fügt, das man heutzutage anders wünschen möchte, Anderes verkleinert und entstellt und ein Zerrbild ohne wirklich historische Wahrheit zeichnet, der Nation eine der wenigen Gestalten nehmen zu können, an deren Anschauung sie sich gehoben hat, und die auch kommenden Geschlechtern ein Zeugniß davon sein wird, was die große Persönlichkeit, die ihre Aufgabe zu fassen und durchzuführen versteht, einem Volke sein kann. Wie man auch über die polnische Theilung denken und wie entschieden Friedrich's Standpunkt bezeichnen mag, zu einer solchen Verdammniß oder auch nur zu irgend welcher Veränderung des Urtheils, das seit lange im deutschen Bewußtsein lebt, gibt sie so wenig Grund wie irgend ein anderes einzelnes Ereigniß in seiner Geschichte.

Dies auszusprechen, hielt ich hier um so mehr am Platze, da dem früheren Aufsatz von einer Seite her eine Auslegung gegeben ist, gegen die ich mich auf das entschiedenste verwahren muß.

II.

Höfler's Entdeckungen im Mladenovicz.

Von

A. Hausrath.

Herr Professor Höfler wurde bei seiner Herausgabe böhmischer Historiker der hussitischen Bewegung *), wie er selbst sagt, von dem doppelten Gesichtspunkt geleitet, einerseits einer Zeit zu gerechter Würdigung zu verhelfen, »in welcher das Čechenland mit einem Male eine europäische Bedeutung, ja beinahe die Diktatur in Europa erlangte«, anderseits »jenem Hin- und Herreden, den rhetorischen Compilationen, wie sie in der letzten Zeit in literarischen oder religiösen Vereinen Mode geworden sind, dem Aufputzen einer historischen Puppe, welche man Hus zu nennen beliebt, ein Ende zu machen«.

Er hat sich dabei offenbar seinem Stoffe gegenüber in einer sehr getheilten Gemüthsverfassung befunden. Denn während dem ultra-

*) Fontes rerum Austriacarum, herausgegeben von der hist. Kommission der k. Akademie der Wissensch. in Wien. I. Abth. 2. Bd. Th. 1 Geschichtschreiber der hus. Beweg. in Böhmen, edirt von Dr. K. Höfler.

montanen Hiſtoriker jene gewaltige huſitiſche Bewegung nur als eine traurige Verirrung erſcheinen konnte, ſo war es doch wieder dem Prager Patrioten wohlthuend, zu ſehen, wie die Weltgeſchichte in derſelben Zeit den Umweg über Oeſterreich genommen. Die Ausgleichung dieſes Zwieſpaltes für das öſterreichiſche hiſtoriſche Bewußtſein ſcheint denn auch die Hauptaufgabe unſeres Herausgebers geweſen zu ſein, da er ſich ein Beſonderes darauf zu gut thut, »die äußerſt ſchwierigen nationalen wie die confeſſionellen Rückſichten im gleichen Maße beobachtet zu haben«. Und in der That iſt das für jenen Standpunkt keine leichte Aufgabe, denn wir Andern waren wenigſtens ſeither der Anſicht geweſen, die Wichtigkeit jener huſitiſchen Bewegungen beruhe hauptſächlich auf dem ungeheuern Eindruck, den das Erwachſen eines akatholiſchen Staatsweſens mitten im Kreiſe der katholiſchen Länder auf die damalige Welt machte, und auf dem nationalen Pathos des ſpezifiſchen Čechenthums, von dem ſie getragen waren. Höfler lehnt in katholiſchem und öſterreichiſchem Intereſſe Beides ab und kann dennoch die Bedeutung dieſer Bewegungen nicht überſchwänglich genug preiſen; kein Wunder, daß da die »neuen Auffaſſungen« lediglich auf ſich ſelbſt widerſprechende Behauptungen und auf das wunderliche Unternehmen herauskommen, den Huſitismus möglichſt gewaltig, Hus ſelbſt aber möglichſt nichtig, trivial und unbedeutend darzuſtellen.

In der Würdigung der Wichtigkeit der huſitiſchen Bewegungen, zu welcher übrigens die Forſchungen ganz anderer Gelehrten verholfen haben — ſtimmen alle neueren Hiſtoriker mit Herrn Höfler überein, und nur das müſſen wir als einen liebenswürdigen Lokalpatriotismus zurückweiſen, wenn er behauptet, der Aufſchwung der Geiſter in Europa und das Erblühen der neuen Cultur ſei minder der Einwirkung der flüchtigen Griechen als »Karl IV. tiefem Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft zuzuſchreiben, der Prag zum geiſtigen Mittelpunkt deutſcher und ſlaviſcher Länder erhoben«, denn auf den innern Umſchwung der Geiſter hat die Entdeckung der alten Welt, die dadurch nahgelegte Vergleichung der alten und neuen Verhältniſſe, die von dort kommende Befruchtung und Umbildung der Anſchauungen ganz anders eingewirkt und der damaligen Welt ein ganz anderes Correktiv geboten, als die ſlaviſchen Bewegungen. Wenn auch den deutſchen

Verfassungsbestrebungen die Furcht vor der böhmischen Klinge ein bedeutender Impuls war, so wurden doch die Geister durch ganz andere Dinge mündig gemacht.

Das aber ist wohl so ernst nicht gemeint, wenn dieser geistige Aufschwung des 15. Jahrhunderts beiläufig auch »von den großen Congressen der bedeutendsten Männer aller christlichen Länder« hergeleitet wird, »von deren gegenseitiger Berührung der elektrische Funken entsprungen«. Das wissen wir denn doch, was das für Geistesfunken waren, die dort aufblitzten und auch Mladenovicz hat (p. 276 in Höfl. Ausg.) davon ein schönes Bild gegeben.

Doch hat Herr Höfler sich überhaupt nicht die Mühe genommen, uns über die eigentlichen Ursprünge jener Bewegung aufzuklären, genug daß die seitherige Auffassung »banale Phrase, ein bloßes Hin- und Herreden, rhetorische Compilation« ist, die richtige Auffassung dagegen, die Erkenntniß dessen, »was wahrhaft bleibend, was von weltgeschichtlicher Bedeutung, von innerer Nothwendigkeit in diesen Bewegungen war — und eine neue Zeit anbahnte«, die will Herr Höfler erst bei seinen künftigen Publicationen der Welt offenbaren. Bis dahin müssen wir uns gedulden, und mit den negativen Resultaten vorlieb nehmend, ihm danken, daß er uns durch eine gleichsam neue entdeckte Quelle von dem »Mythus vom Hus« befreit hat.

Diese Quelle ist nämlich nach Höfler die wohlbekannte Historia de fatis et actis Magistri Johannis Hus Constanciae, aus welcher man gerade seither jenes ideale Bild Husens geschöpft hatte. Aber freilich, wir hatten nur eine wahrscheinlich von Hutten herstammende, von Luther durch eine Vorrede sanctionirte gefälschte Ausgabe dieses Buches, und jetzt erst hat Herr Höfler den ächten Mladenovicz ermittelt und ist so in der beneidenswerthen Lage, mit einem Schlag Hus, Luther und Hutten moralisch vernichten zu können. Es ist um so bescheidener von dem Herausgeber, daß er die Priorität dieser Entdeckung Herrn Palacky überläßt, als in der von ihm citirten Stelle der böhmischen Geschichte Palacky davon gar nichts und in der einzigen, in der er sich über den Luther'schen Text äußert, etwas ganz anderes sagt *).

*) Nämlich daß die ursprünglich böhmisch geschriebenen Briefe dem Ueber-

Daß die Briefe ſchlecht gerathen ſein mögen, glauben wir Herrn Palacky auf's Wort, daß aber die ganze Ausgabe von 37 nur eine »von Luther ſanctionirte tendenziöſe Fälſchung« ſei, dafür hat Herr Höfler nichts beigebracht als — Unwahrheiten. Ep. 253 ſoll eine gefälſchte Rede des Biſchofs von Leitomiſchl ſtehen, dort ſtehen aber die von den Inquiſitoren aus Huſen's Buch de ecclesia gezogenen Artikel, die in andern Worten ganz genau denſelben Sinn geben, wie die Höfler'ſche Ausgabe. In einer Note citirt dann Herr Höfler dieſelbe Rede als auf pag. 194 der Briefe. Die Zahl trifft zwar wieder nicht zu, doch findet ſich dieſelbe wenigſtens in der Nähe. Die Stellen, die hier ausgelaſſen worden ſind, weil ſie geeignet geweſen wären, die Deutſchen über das wahre Verhältniß des čechiſchen Hus gegenüber ihrer Nation aufzuklären, ſind nun folgende:

1) Bei den Worten quidam infamatores et abtrectatores regni Bohemiae fehlt der vollkommen überflüſſige Relativſatz quos falsos iniquos illos (illi) videlicet reputant vermuthlich des grammat. Fehlers wegen und ſtatt notitia ſteht audientia.

2) Statt des faſt unverſtändlichen Satzes licet ego — cum aliis praelatis — christo fidem defendere quantum in eis est cupientibus, exstirpatione hujus secte laboraverim, demum hic in natione mea germanica aliqua dolenter referens non in dedecus sed in honorem regni ipsius proposuerim quoddam novum scandalum . . esse subortum . . . ſteht einfacher und verſtändlich licet ego . . cum aliis . . . christi fidem defendere cupientibus . . . pro exstirpatione ejus sectae laboraverim, tamen hic in vocatione mea non in dedecus, sed in honorem regni ipsius proposui . . . Die andern Stellen ſind noch unbedeutendere Auslaſſungen, wobei Herr Höfler noch zudem mehr Worte als ausgelaſſen zu unterſtreichen beliebt, als der Wahrheit entſpricht. Was aber bei dieſen Auslaſſungen Höfler zur Aeußerung veranlaßte: es ſei »poſſirlich zu ſehen, wie da gerade die Stellen weggelaſſen ſeien, die für das Verhältniß der Böhmen und Deutſchen von beſonderer Wichtigkeit ſind«,

---

ſetzer „äußerſt ſchlecht gerathen" ſeien, zuweilen Unſinn, zuweilen Verkehrtes berichteten. Damit hat aber Palacky noch keineswegs das ganze Buch für eine tendenziöſe Ueberarbeitung erklärt.

das möchten wir noch erfahren. Ein zweiter Beweis, wie die alte Ausgabe gefälscht sei, soll wiederum durch Palacky's Namen unterstützt werden. Herr Höfler schreibt wörtlich: „Daß die ungerechte Anklage, K. Sigmund habe den Geleitsbrief gebrochen, aus der falschen Uebersetzung von Husen's Briefen hervorging, hat bereits Herr Palacky bemerkt und dabei auf den lächerlichen Irrthum aufmerksam gemacht, wie sinnesstörend der falsche Petrus bei Gelegenheit der Ankunft des Hus in Konstanz berichtet: rex est in regno — judicamus enim quod sequatur regem forte per 60 milliaria et revertatur Constanciam", während es im ächten Petrus heißt: rex Sigismund est in Reno quem sequitur D. Wenceslaus et nos de nocte pergimus Constantiam — judicamus enim quod esset inutile sequi regem forte per 60 milliaria et reverti ad Constanciam"!

Die Stelle findet sich allerdings bei Palacky (III 1, 317) „als Probe, wie uncorrect auch die lateinisch geschriebenen Briefe Husen's edirt sind". Daß aber Palacky daraus die Folgerung ziehe, Husen's Geleit sei nicht vom Kaiser gebrochen worden, ist eine Lüge. Höfler mag die Priorität dieser Entdeckung ruhig für sich behalten, denn Palacky erzählt S. 327—30 ausführlich, wie Sigmund über den Bruch seines Geleites entrüstet gewesen, aber aus Furcht, das Concil werde seine Drohung erfüllen und auseinandergehen, endlich nachgegeben habe, und sich mit der geltend gemachten Meinung getröstet, daß kein zum Nachtheil des katholischen Glaubens gegebenes Versprechen giltig sein könne, das nennt Hr. Höfler: „auf die ungerechte Anklage aufmerksam machen, als habe Sigismund den Geleitsbrief gebrochen".

Weiteres hat er nicht für nöthig erachtet, um Luther's Fälschung zu constatiren. Wenden wir uns nun zu dem so gründlich purificirten Mladenovicz, um zu erfahren, welche ganz neue Anschauung von der Person des Hus Herr Höfler aus demselben geschöpft hat.

Wir wollen weiter keine Zeit mit den Expectorationen verlieren, welche der Herausgeber selbst nicht zu begründen beliebte. Jeder Unbefangene muß es ja Herrn Höfler zugeben, daß Hus ein „Deklamator war, besessen von einem unwiderstehlichen Drang sich hören zu lassen, daß dessen ganzes System darauf hinauslief, sich eine durch Niemanden zu beeinträchtigende Predigerlicenz zu vindiciren, und der

hoffte, das ganze Concil in Grund und Boden zu reden. Ein eitler Menſch, der ſich mit ſeinem Baccalaureat brüſtet, es aber nie zum Doktor gebracht hat, ein ſchlechtes Mönchslatein ſchreibt und ſeine ganze Theologie aus Wikleff geſtohlen hatte. Weßhalb er denn auch ſeinen Aerger nicht bemeiſtern konnte, als man ihm ſeine Plagiate nachwies. Seine Stärke beſtand im Ausbeuten der nationalen Antipathien; ſein Ideenkreis reichte über die böhmiſchen Berge nicht hinaus und war unfähig, den Gedanken Karl IV. zu faſſen, der eine Weltuniverſität aus Prag machen wollte; er ruinirte die Univerſität nur weil die deutſchen Profeſſoren ſeiner Carriere im Wege ſtanden". Belege hiefür beizubringen, hat Herr Höfler nicht für nöthig erachtet. „Und wenn es Gründe gebe wie Brombeeren, ihr ſollt keinen einzigen haben" — er wollte ja nur „dem bloßen Hin- und Herreden ein Ende machen, wie es in der letzten Zeit in den literariſchen und religiöſen Vereinen Mode geworden", und dieſe Anſchauung drängte ſich ihm eben ſo im Allgemeinen auf bei der Lecture eines Schriftſtellers, von dem er ſelbſt ſagt, „derſelbe kenne nichts Höheres als Johannes Hus und ſetze ihn unbewußt dem leidenden Chriſtus gleich". Aber ein Mann, wie Höfler, lieſt eben andere Dinge, als gewöhnliche Menſchen.

Neben dieſen allgemeinen Eindrücken trägt uns Herr Höfler aber auch zwei poſitive Entdeckungen von größter Tragweite vor.

Die erſte iſt nämlich die, daß Hus ſich ſeinen Tod ſelbſt durch einen Mißgriff zugezogen, indem er nach Konſtanz kam, während er ſich nur einen Geleitsbrief an die kaiſerliche Pfalz erwirkt hatte, ſtatt ſich mit einem Geleitsbrief des Concils zu verſehen. Das Eine iſt unwahr, das Andere albern. Der Geleitsbrief, den Herr Höfler ſelbſt abdruckt, lautet nicht auf die kaiſerliche Pfalz, ſondern auf Conſtanz und ſichert ihm den kaiſerlichen Schutz zu „Constantiam veniens et e converso ad Bohemiam rediens". Lächerlich iſt aber die Behauptung, Hus hätte einen Geleitsbrief des Concils nehmen müſſen; ſeit wann wäre denn ein Concil in deutſchen Landen berechtigt geweſen, Todesurtheile zu vollſtrecken ohne Zuziehung des weltlichen Armes, ſo daß man ein anderes Geleit gebraucht hätte als das kaiſerliche? Wozu ſollte denn ein Concil Geleitsbriefe ausſtellen, da es den Ketzer in einem wie dem andern Fall zum Tode verur-

theilen mußte, sonst aber nichts thun durfte, als ihn dem brachium seculare überliefern? Was Rechtens im Reiche war, ist doch durch den Prozeß Luthers in Worms bekannt genug, und wenn Herr Höfler glaubt, dergleichen Thorheiten vortragen zu müssen, so sollte er wenigstens nicht Palacky's Namen mißbrauchen, solchen Entdeckungen zur Decoration zu dienen.

Die andere Entdeckung aber ist eine, wie sie eben nur im ultramontanen Lager gemacht werden konnte und wie sie unter den Ultramontanen wieder nur Herr Höfler zu Tage zu fördern vermochte. Es ist nämlich die, daß Hus selbst das Concil habe zwingen wollen, ihn zu verbrennen, um dadurch Kaiser und Concil gleich sehr in Verlegenheit zu setzen. Er wußte wohl, daß die Versammlung der größten Canonisten sich nicht ihres eigenen rechtlichen Grundes berauben würden, sondern dem Prozeß seinen Lauf lassen müßten: so that er denn Alles, um seinen Tod herbeizuführen. Er hatte ja seine Rolle nach allen Seiten hin ausgespielt. Er hatte sich jeder Stellung, jedes Platzes in der Gesellschaft beraubt; Sigismund hatte die ganze Gefährlichkeit des Mannes und seiner Lehren erkannt, und auch von König Wenzel stand die Todesstrafe bei der Heimkehr zu erwarten. Selbst das Verhalten seiner Begleiter wurde ein kälteres: sie rufen ihm zu, er möge wohl überlegen, was er thue; — er hatte sich durch sein Benehmen beim Verhör allgemein verächtlich gemacht, indem er seine Bereitwilligkeit zu revociren bis zum Ekel oft wiederholte und dann dennoch im entscheidenden Moment die angebotene Versöhnung von sich stieß — da blieb ja kein anständiger Ausweg übrig als dasjenige, was er freiwillig und mit Vorbedacht ergriff, sein Ende, dem, um tragisch zu sein, — sehr scharfsinnig! — die wahre Größe fehlte.

In der That Alles was möglich ist! Wir haben uns beweisen lassen müssen, daß die Protestanten den friedliebenden Ferdinand II. zum Kriege nöthigten, daß die Magdeburger ihre Stadt selbst ansteckten — nun auch noch das, daß Hus im Grunde sich selbst verbrannt habe, in der boshaften Intention, seine rechtgläubigen Gegner in Mißcredit zu bringen. In der That, wer den böhmischen Magister zu einem solchen melodramatischen Ungeheuer „aufzustutzen" versucht, das aller Psychologie Hohn spricht, der sollte doch billig keinen Dritten wegen einer „historischen Puppe" und einem „mythischen Hus" ver-

klagen. Was nun aber die Begründung der vorgebrachten Neuigkeiten betrifft, so ist nur das imponirend, daß Herr Höfler diesen Kram einer Edition des Mladenovicz beifügt, der Seite für Seite das Gegentheil beweist.

Huß soll von den Böhmen selbst, ja sogar von seiner Umgebung in Konstanz so ganz aufgegeben und bei ihnen so discreditirt gewesen sein, daß der Tod als einzig anständiger Ausweg offen blieb. Man sehe nur in das Buch, in dem Herr Höfler diese Entdeckung machte. Am 13. Mai 1415 überreichen eine Anzahl böhmischer und polnischer Barone eine warme Apologie Husen's beim König Sigismund und wiederholen dieselbe noch eindringlicher in einem Schreiben an die vier Nationen vom 18. Mai. Am 31. widerlegen sie mit gleicher Wärme die Angriffe des Bischofs von Lytomisl, eine weitere Protestation wird am 30. August, eine weitere am 2. Februar überreicht. Am 8. Mai 1415 richten die Ritter und Herren der Markgrafschaft Mähren im Namen ihres Kreistages zu Brünn gleichfalls eine warme und eindringliche Vorstellung an Sigismund, und eine gleiche, versehen mit 270 Unterschriften der böhmischen Ritterschaft, läuft aus Prag beim König, eine mit 52 beim Concil ein. Daraus folgert Höfler, Hus sei jeder Stellung in der Gesellschaft beraubt und allen Theilen gleich verächtlich gewesen. Gleich wahrheitsliebend behauptet Höfler weiter, selbst Husen's Umgebung sei merklich kälter geworden und habe ihm selbst anheimgestellt, was er thun wolle. Die angezogene Stelle aber lautet: Ecce Magister Joannes, nos sumus laici et nescimus tibi consulere et ergo videas, si sentis te esse in aliquibus illorum, quae tibi objiciuntur obnoxium, non vereris de illis instrui et revocare. Si vero non sentis te esse reum illorum, quae tibi objiciuntur, dictante tibi conscientia tua, nullo modo facias contra conscientiam tuam, nec in conspectu dei menciaris sed pocius ista in ea ad mortem quam cognovisti veritatem.

Woher sollte nun Hus die Intention kommen, sich verbrennen zu lassen, wenn es nicht etwa eine eigenthümliche Monomanie war? und wenn er diese Intention hatte, wie kam er denn dazu, seine Bereitwilligkeit zu revociren, bis zum Ekel oft zu wiederholen? Die Briefe, in denen Herr Höfler diese Entdeckung gemacht, verspricht er

leider erſt im 3. Band nachzubringen. Luther's »gefälſchter« Mladenovicz enthält allerdings davon keine Spuren. Indeſſen, wie wir hören, hat Herr Höfler nun auch ein Tagebuch Huſen's entdeckt, und wir zweifeln nicht, daß dieſe »Entdeckung« die früheren »Entdeckungen« glänzend beſtätigen wird. Wir werden aber auch ſie mit einigem Mißtrauen aufnehmen, da man wenigſtens jene Entdeckungen weit richtiger Erfindungen nennen muß.

III.

Von dem römiſchen Papſt.

Ein Vortrag für den römiſchen König Joſeph I.

Unter den vielen handſchriftlichen Schätzen der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München befindet ſich ein Aufſatz mit der Ueberſchrift: Kurz gefaßter Begriff alles deſſen, ſo einem Neu erwöhlten Römiſchen König, fürnemblich welcher auf dem Durchleichtigiſten hauſ Oeſterreich entſproſſen, ſowohl wegen dero hechſten Perſohn ſelbſt, alſ des Röm. Reichs, vnnd deſſen Glieder: dann auſwerttigen Potentaten: Nit weniger dero Erblandten, vnnd angebohrenen Vnnderthonen zuwiſſen anſſtendig, vnnd nöttig iſt.«

Im erſten Theile des Aufſatzes wird gezeigt, wie ein Fürſt und Regent an ſich ſelbſt beſchaffen ſein ſolle, und worauf er ſeine Regierung vornemlich zu gründen und einzurichten habe. Im zweiten zeigt der Verfaſſer, wie ſich der römiſche König und Erbherr künftig gegen andere fremde Potentaten und ſouveräne Häupter zu richten (habe) und was ihm von Jedem zu wiſſen nöthig und vorträglich ſein möchte und beginnt: Von dem römiſchen Papſte. Da in dieſem Abſchnitt die Stelle vorkommt: »Und hat man zu unſern

Zeiten genugsam erfahren, was Frankreich unter Papst Alexander VII. und Innocenz XI. zu Rom selbst unternommen hat«, der Letzte aber im Jahr 1689 starb: so ist unzweifelhaft, daß die Schrift für den im Jahre 1690, 14. Januar erwählten römischen König Joseph I. den Sohn des Kaisers Leopold I. verfaßt wurde und zwar vielleicht um das Jahr 1695, da derselbe erst am 26. Juli 1678 geboren und also wohl kaum früher fähig war, die in dem Aufsatze entwickelten Ansichten gehörig zu würdigen. Von wem die Schrift herrührt, wage ich nicht zu entscheiden. In »Johann Peters von Ludwig erläuterte Germania Princeps. Das erste Buch von Böhmen, Oesterreich u. s. w. Frankfurt und Leipzig. 1744. S. 812 heißt es: Sein (des Römischen Königs) Informator war Franz Ferdinand Freiherr von Rummel, nachmals Bischof zu Wien. Sein Hofmeister Wagner informirte ihn in der Historie sonderlich des deutschen Reichs und des österreichischen Hauses.« Einer dieser beiden möchte also wohl der Verfasser des Aufsatzes sein, von welchem ich hier einen Abschnitt mittheile*), der mir der wichtigste schien.

München, im Januar 1861. Söltl.

Von dem römischen Papst.

Es ist eine allbekannte und richtige Sach, daß die päpstliche Würde die fürnehmste und höchste in der Christenheit sei, indem der Papst als Haupt der römischen Kirche und Statthalter Christi auf Erden billig vor anderen Monarchen mit geziemender Ehrerbietnng von ihnen venerirt zu werden verdient. Nachdem aber diese hohe Würde so nur auf das Geistliche anfangs gerichtet und mit nichts Anderem beschäftigt war, als den wahren Glauben Gottesdienst und christlichen Wandel fortzupflanzen und auszubreiten, mit der weltlichen Macht und Herrlichkeit vergesellschaftet worden: hat es nicht wohl anders sein können, als daß die damit Gewürdigte auf das weltliche Interesse gleichfalls ihr Absehen zu richten und die Vorsicht für der Menschen Seel und Seligkeit mit dem Anliegen und (der) Sorgfalt

*) In wörtlichem Abdruck nur mit der neuen Schreibart, und Hinweglassung einiger, an sich nicht bedeutenden historischen Erörterungen.

um zeitliche Güter zu vereinbaren angefangen und welche den Gipfel der höchſten geiſtlichen Ehren beſtiegen, zugleich auch einer Oberherrſchaft in weltlichen Dingen über andere Fürſten, welchen doch der Allerhöchſte allein aus ſeiner göttlichen Vorſichtigkeit Krone und Szepter in die Hände gelegt, ſich anzumaſſen keine Scheu getragen, welches Niemand mehr und höher empfunden hat als die römiſchen Kaiſer und Könige, deren Vorfahren doch der römiſchen Kirche ſo namhafte Schankungen gethan und durch ihre zwar lobliche Andacht und Freigebigkeit nicht allein das Reich geſchwächt, ſondern auch den Päpſten Anlaß gegeben, daß ſelbe ihr geiſtliches Amt jeweilen hintan geſetzt und ihre Gedanken auf die irdiſchen und zeitlichen Güter allzuviel gewendet und ihre Gewalt noch weiter zu erſtrecken, die Herrſchſucht dergeſtalt überhand nehmen laſſen, daß ſelbe auch diejenigen zu unterdrücken ſich nicht entblödet haben, von welchen ſie ſo hoch erhoben und in den Stand geſetzt worden, dergleichen unternehmen zu dürfen. (Folgt eine längere Auseinanderſetzung über Karl den Großen, Gregor VII., Ludwig den Bayern).

Daher ſo ſehr ein römiſcher Kaiſer oder König Amts halber verbunden iſt, als supremus Advocatus et defensor Ecclesiae in Glaubensſachen und geiſtlichen Dingen dem päpſtlichen Stuhl alle Ehrerbietung und Gehorſam zu erweiſen, auch denſelben kräftigſt zu ſchützen: alſo will hingegen eben ſo nöthig und anſtändig ſein, ſich wider dergleichen allzuweite Erſtreckung der päpſtlichen Gewalt wohl zu verwahren und vorzuſehen, und gleichwie ein Unterſchied zwiſchen dem päpſtlichen Stuhl und römiſchen Hof zu machen iſt, weil der erſtere die Glaubensſachen und (das) geiſtliche Weſen, der andere aber die weltliche Beherrſchung zum Ziel und Abſehen hat: alſo muß man Beides wohl zu unterſcheiden wiſſen und nicht zugeben, daß eines mit dem andern vermiſcht werde. Denn eben dieſes war die Haupturſache, warum die päpſtliche Gewalt auch in weltlichen Dingen über den römiſchen Kaiſer ſo hoch geſtiegen und die kaiſerliche Autorität ſo merklich geſtutzt worden, weil die Päpſte der geiſtlichen Waffen ſich zu weltlichen Dingen gebraucht haben, welche vor Zeiten ſo ſehr gefürchtet worden, daß Könige und Potentaten vor dem römiſchen Kirchenbann erzittern mußten, und hat die verſchmitzte Art und Klugheit etlicher Päpſte ſich dieſes Mittels ſo vernünftig zu gebrauchen

gewußt, daß diejenigen, so sich ihnen widersetzt und die schändlichen Folgen geprüfet, lieber Alles nachgeben und einwilligen wollten, als sich in Gefahr setzen, von Männiglich verlassen auch ihrer Land und Leute Szepter und Kron gar beraubt und verlurstig zu werden.

Nachdem aber nichts so Herrliches und Lobliches auf der Welt zu finden, welches von dem Menschen nicht gemißbraucht auch nichts so Heiliges und Reines, welches nicht übel angewendet werden mag, so hat man endlich gar zu sehr wahr genommen, daß die Päpste die Schranken der ihnen zukommenden geistlichen Macht und Gewalt allzuweit überschritten, und anstatt sie das Himmelreich, zu welchem unser Heiland ihnen die Schlüssel anvertraut, ihren Schafen als geistliche Hüter eröffnen sollten, jeweils vielmehr dahin beflissen gewesen, wie sie die wahren Eigenthums-Herren und rechtmäßigen Besitzer um ihre Länder und Herrschaften bringen möchten, welcher Mißbrauch solcher Bann und Achtserklärung, womit man öfters unnöthiger und ungerechtsamer Weis zugeblitzt selbe nach der Hand verächtlich gemacht, so daß auch die besten Christen durch dergleichen Blitz nicht mehr geschreckt werden können, wann sie nicht eine rechtmäßige Ursach dabei befinden, wie man dessen vielfältige exempla von Bonifaz VIII. und Julius II. und mehr anderen beibringen könnte, derentwillen denn auch heutiges Tags von den Päpsten selbst hiebei größere Bescheidenheit gebraucht und dieses Mittel des geistlichen Banns sonderheitlich gegen gekrönte Häupter nicht mehr so schlechter Dinge (wegen) ergriffen wird, nachdem die leidige Erfahrung gezeigt, was für schädliche Wirkung es bei Heinrich VIII., König in England, nach sich gezogen. Denn es läßt sich keine Folgerung von den Zeiten der ersten Kirche auf die jetzige machen, weil die Kirchendisciplin damals in viel besserem Flor und (in) Aufnahm und die Gewissen der Menschen in Bekennung des christlichen Glaubens viel eifriger und die rechtgläubigen Gemüther viel aufrichtiger gegen einander verbunden gewesen, da sich ein Jeder seiner Gewissenspflicht erinnerte und die Geistlichkeit auf nichts anderes bedacht war, als was ihr Amt eigentlich mit sich brachte. Von diesen alten christlichen Zeiten, sage ich, muß gar kein Schluß auf die gegenwärtige gemacht werden, in welchen die Ketzer und Schwärmer nicht allein die (zu) vor bekannte Lehr des katholischen Glaubens zu fälschen und zu stümmeln,

ſondern auch viel Atheiſten den Grund der evangeliſchen Wahrheit zu miniren angefangen, auch die Kirchenvorſteher ſelbſt nicht jederzeit denjenigen Zweck allein vor Augen gehabt, um welches willen ihnen Gott die Macht ertheilet, zu binden und aufzulöſen, ſondern allzu handgreiflich zu erkennen gegeben, daß es ihnen nicht jederzeit um den Himmel, ſondern vielmehr um die Erde zu thun ſei, zu geſchweigen, daß deren Wandel und Lebensart ihnen den vormaligen Credit und Hochſchätzung merklich benommen und zu großem Aergerniß Urſach gegeben haben, bevorab (zumal) da ihrer Anverwandten unerſättlicher Geiz nach Geld und Gut vielmals nicht zu ſtillen geweſen, und ſolche Mittel ergriffen worden, wodurch nicht allein nach dem Exempel anderer Fürſten die weltlichen Güter beſchwert ſondern auch mit geiſtlichen Dingen Handelſchaft getrieben worden.

Durch dieſe und mehr andere Unordnungen des römiſchen Hofes hat der päpſtliche Stuhl und die katholiſche Kirche ſelbſt hienach großen Anſtoß leiden und der Mackel und Flecken des Hauptes entgelten müſſen, indem unterm Vorwand der Reformation und Abſtellung ſolcher Mißbräuch ſo viel Königreich und Länder von der römiſchen Kirche abgefallen, ob zwar die Urheber der leider noch dauernden Religionsſpaltung nicht durch einen Eifer für Gottes Ehre dahin angetrieben worden, wohl wiſſend, daß bei laſterhaften Geiſtlichen dennoch die Reinigkeit des Glaubens könnte gefunden werden und daß der menſchliche Wille zwar öfters zum Böſen neigte, obſchon die geſunde Vernunft dawider wäre, und eben diejenigen Befehle und Geſetze Gottes kraft deren wir der Geiſtlichkeit Fehler meiden und fliehen ſollen, dennoch von uns auch dieſes erfordert, daß wir ihrer Lehre und demjenigen Weg folgen ſollen, auf welchem wir den Laſtern, worein ſie gefallen, entgehen mögen.

Aber die Anfänger der ſo ſchädlichen Glaubensneuerungen wurden durch ganz andere Bewegungen hiezu verurſachet und theils durch den Geiz wegen geſuchter Ablaßpredigt theils durch den Hochmuth und (fehlt) wider den römiſchen Hof Geſchöpfen Unwillen angereizt, dergeſtalt, daß anſtatt ſie den Fehlern und Mißbräuchen feind und gehäſſig ſein ſollten, ſie ſich vielmehr an die Perſonen der geiſtlichen Oberen zu reiben und dawider aufzulehnen ſich (nicht) entblödet und anſtatt ſie Gottes gnädige Vorſorge für ſeine Kirche und Gemeinde bil-

lig preiſen und bewundern ſollten, daß ſie mitten unter den verderbten Sitten und Verfolgung dennoch von ihrem Grundſtein nicht bewegt werden können, haben ſie vielmehr davon abtrünnig werden, kein Haupt der Kirche mehr erkennen und ſelbe gänzlich zergliedern wollen.

Deß ungehindert aber, gleichwie der Allerhöchſte das niemals genug gelobte Erzhaus Oeſterreich als eine Säule der chriſtlichen Kirche abſonderlich erweckt hat, alſo iſt den daraus entſproſſenen Kaiſern und Königen dieſes und des abgewichenen Säculi fürnehmlich zu danken, daß der katholiſche Glaube und (die) geiſtliche Würde des päpſtlichen Stuhles ſo kräftig unterſtützt und aufrecht erhalten worden.

Gleichwie aber (auf die Päpſte wieder zu gelangen) die Regierung derſelben wegen ihres gemeiniglich abtragenden hohen Alters nicht lange Zeit bei einer Perſon zu beſtehen, ſondern ſich mehrere Abwechslung als bei keinem andern Regiment dabei zu ereignen und folglich auch nach Unterſchied der Päpſte Particular-Neigungen, Sitten und Humor, auch jeweils wegen ihrer Familien Privatintereſſe ſich öftere Veränderungen als anderswo zu begeben pflegen, inmaſſen die ſo zu ſolcher hohen Würde gelangen wollen, ſich vielmals ſo meiſterlich zu verſtellen wiſſen, daß man ihre Affecten und inclinationes eher nicht wahrnehmen oder errathen kann, bis ſelbe den Gipfel der Hoheit erſtiegen (deſſen von Sixto V. merkwürdige Proben zu leſen): als iſt leicht zu ermeſſen, dann an keinem chriſtlichen Hof ſchwerer zu negotiiren und klugere Leut zu gebrauchen ſeien, als eben an dem römiſchen, wo man überaus vorſichtig und behutſam handeln und gar leiſe in die Sachen gehen, dagegen aber wohl Achtung geben muß, daß durch eine allzugroße Ehrerbietung oder Willfährigkeit dem Staat kein Schaden und Nachtheil zugezogen werde, weil an keinem Orte gefährlicher zu handeln und leichter irr zu gehen iſt.

Wie ſich dann vielmals ereignet hat, daß bei den Papſtwahlen ſelbſt das Abſehen übel verſtellt und manchmal Einer zu der päpſtlichen Würde befürdert worden, von welchem man glaubte, ſeiner Geburt oder anderer Umſtände halber alles Gutes ſich getröſten zu können und ſich das Widerſpiel nachmals in der That gezeigt hat, wie ſich mit Paul IV. und andern exemplificiren ließe, geſtalten die geiſtliche und weltliche Dignität, kraft deren die Päpſte über andere Menſchen er-

hoben werden, ſie von der gemeinen Art der Menſchen nicht abgeſondert und alſo kein Wunder iſt, daß, nachdem Einer ſich in ſo hoher Würde befindet, als dann auch andere Gedanken ſchöpfe und den Glanz oder Strahl, womit er umgeben, viel weiter ſchieſſen laſſe, als man ſich von ihm etwa eingebildet hätte, weil gemeiniglich die große Veränderung des Standes und der Ehren auch des Menſchen Sitten und Humor ja die vorher geſetzte Meinungen ſelbſt zu verändern pflegt. Daher ſich gar nicht darauf zu verlaſſen, daß Einer nachdem er den päpſtlichen Stuhl beſtiegen, eben nur ſolche Conduite halten oder diejenige Freundſchaft pflegen werde, deren er ſich als ein Cardinal oder niedriger Prälat befliſſen hat.

Deß unangeſehen iſt doch das erſte und vornehmſte Stück, ſo ein römiſcher Kaiſer oder König bei der römiſchen Kirche zu beobachten hat, daß er bei der päpſtlichen Wahl einen großen Theil zu haben ſich bemühe, als wodurch man nicht allein noch einigen Schatten desjenigen Rechts und (der) Befugſame, ſo die Kaiſer etlich hundert Jahr in Setzung der Päpſte gehabt, erhalten, ſondern auch bei dem neu erwählten ſich alſo verdient und angeſehen machen möge, daß man ſich ſeiner Wohlgewogenheit und Willfahrung in allen Vorfallenheiten deſto eher verſehen könne, welche Staatsmaxime jeweils allzuviel auſſer Acht gelaſſen und ſo wenig darauf reflectirt worden, daß man bei dem conclavi und ſonſt von nichts als der ſpaniſchen und franzöſiſchen Faction zu reden gehabt, und ein römiſcher Kaiſer bei dem päpſtlichen Hof in keiner größeren Conſideration als ein jeder gemeiner und kleiner Fürſt gehalten worden, welches nicht nur um willen des einem römiſchen Kaiſer über alle anderen Potentaten gebürenden Vorzugrechtes etwas ſchimpflich, ſondern auch in vorfallenden Begebenheiten ſehr nachtheilig iſt. Daher auf alle Weis zu trachten, die kaiſerliche Partei bei dem römiſchen Hof zu verſtärken, und bei den Promotionen und (der) Austheilung der Cardinalhüte ſich nicht präteriren zu laſſen, ſondern diejenige welche man hiezu benennt, mit allem Eifer und Nachdruck zu portiren, und ohne wohl empfindliche Ahndung nimmermehr zu geſtatten, daß, wie zuweilen geſchehen, auf andere Kronen mehr reflectirt und derſelben Nominirung mit Ausſchluß der kaiſerlichen beobachtet werde, welches deſto leichter zu erreichen in alle Weg rathſam und erforderlich iſt, gegen den

römischen Hof in weltlichen und politischen Dingen eine Stand- und Ernsthaftigkeit spüren zu lassen und demselben den Wahn zu benehmen, als ob man Alles gleich gelten oder sich unschwer wieder besänftigen lasse.

Es wird aber zur Verstärkung der kaiserlichen Partei und der daraus zu gewarten habenden guten Wirkung allerdings nöthig sein, daß man auf solche Subjecte jederzeit antrage, welche nicht allein ihrer hohen Verdienste und vortrefflichen Qualitäten halber so gestaltene Würde wohl meritiren, und keine Ausstellung leiden, sondern auch daß man sich auf deren Treu und Devotion eigentlich verlassen, und nicht geringen Nutzen sich von deren Beförderung versprechen möge, wie dann wohl jeweils geschehen sein dürfte, daß man solchen Leuten dazu behilflich sein wollen, welche auszuschließen die promotiones für die Kronen gar unterlassen oder da selbe endlich mit dem Cardinalhut begabt worden, eine so schlechte Figur an dem päpstlichen Hof gemacht haben, daß selbe einige ersprießliche Dienst zu leisten nicht vermögt, auch jeweils wohl gar solche Subjecta promovirt worden sind, deren Interesse mit dem österreichischen nicht in Allem zugetroffen und aus deren Erhöhung mehr Schaden als Nutzen zu gewarten war.

Dahingegen (zu geschweigen anderer und älterer Exemplen) auf gegenwärtige Stund in des Hrn. Cardinal von Gurk Eminenz ein klares Beispiel sich zeigt, wie gut und vortrefflich sei, wann zu so gestalter Dignität allein Leute von großer Capacität und Meriten befürdert und dabei auf nichts anderes gesehen wird, als wie man sich derselben künftig nutzlich bedienen möge.

Eben dieses ist bei Ernennung der Beisitzer in rota Romana und in allen andern Occurenzien zu beobachten, welche einen Rapport zu dem päpstlichen Stuhl haben, als wo einem Herrn und Regenten am allermeisten gelegen ist, wohl bedient zu werden und sich considerable zu machen, welches der vortreffliche Staatsmann Antonius Perez, (welcher bei dem klugisten Regenten dieser Zeiten Philipp II. König in Hispanien in solcher Gnade und Ansehen gewesen, daß er unangemeldt bei ihm freien Zutritt gehabt und mit Bestand Rechtens nichts anders beschuldiget werden könnte, als daß er ein Mitwisser der ihm alleinig anvertrauten Geheimnisse gewesen und sich zum Werkzeuge einer Sache gebrauchen lassen, welche ein großer Herr nicht

gern von ſich geſagt wiſſen will) nachdem er dem unverſchuldeten Tod zu entgehen die Flucht nehmen und ſich an den franzöſiſchen Hof retiriren mußte, allwo König Heinrich IV. ihm reichlichen Unterhalt gereicht, mit wenigen aber ſcharfſinnigen Worten zu verſtehen gegeben, da er — gedachter König — (gefragt), worauf er fürnehmlich bedacht und ſich mächtiger zu machen befliffen ſein ſolle, mit bloßen drei Worten ausgedruckt und drei hoch erleuchte Rathſchläg zugleich gegeben hat, da er nichts Anders erinnerte, als Roma, Conſeio, Pielaga. Und dieſe ſind in Wahrheit die drei Stuck, wodurch ſich von ſelber Zeit an die Kron Frankreich ſo hoch empor geſchwungen und wonach die zwei Cardinäle, ſo an dem Steuerruder der königlichen Regierung nach einander geſeſſen, ihren Staatscompaß gerichtet haben, welche zwar ſelbſt mit dem Purpur geziert und Glieder des päpſtlichen Stuhls geweſen, jedoch eine ſolche Conduite beobachtet haben, daß die Berechtigung des Königs unverletzt geblieben und auf den höchſten Punkt hinauf getrieben worden, woran ſich alle hohen Miniſtri billig ſpiegeln und es ihnen nachzuthun bearbeiten ſollten nach dem Ausſpruch unſeres Heilands und Seligmachers: date Caesari quae Caesaris sunt et Deo quae Dei. Wie ſich denn ein Fürſt und Regent in Vorfallenheiten, ſo den römiſchen Hof betreffen, wohl vorzuſehen und nicht allen Rathſchlägen zu trauen, ſondern zu erwägen hat, woher ſelbe kommen, denn bei Manchen ſonderheitlich den Geiſtlichen der blinde und unbeſcheidene Eifer oder anderweitige Regards, ſo ſie auf den Papſt und das Intereſſe ihres Ordens tragen müſſen, einen Regenten oftmals zur allzugroßer Condescenz gegen den römiſchen Hof verleiten, Andere hingegen der Geiſtlichkeit ſo gehäſſig oder deren Rathſchläge ohne das nicht nach der Richtſchnur der Tugend und chriſtlichen Politique gerichtet ſind, denſelben zu gefährlichen Dingen und allzugroßer Widerſetzlichkeit oftmals zu verführen trachten, alſo hierin ein kluges Maß zu treffen vonnöthen, weil der Staat und deſſen mehrentheils verborgene Angelegenheiten nicht allezeit zulaſſen wollen, daß man in Allem und Jedem ſich nach der Päpſte Willen und Aufnahme des Kirchenſtaates, ſondern ſeiner eigenen Land und Leute Wohlfahrt und Convenienz regulire. Daher man dem Exempl Kaiſer Karl V. nachzufolgen, welcher als er in Welſchland die kaiſerliche Kron zu empfangen ankam und die päpſtlichen Legaten, ſo ihm entgegengeſchickt

worden anhielten, er möchte vorderist ihnen eidlich anzuloben geruhen, daß er die Freiheit der christlichen Kirche nicht kränken und der Braut Jesu Christi keine Schmach anthun wolle, hat er seine Zusage dahin gerichtet, er wolle keine Aenderung in den Berechtigungen der Kirche vornehmen, aber auch dem Reich in seinen Ansprüchen nichts vergeben. Welche Wort auf Parma und Piacenza gerichtet waren, so er für Reichslehen, der Papst aber für Lehen des päpstlichen Stuhls haben wollte.

Man muß also eine kindliche Liebe und Unterwürfigkeit gegen den allgemeinen Vater der Christenheit bezeigen, aber dabei auch der Schuldigkeit, die ein Prinz gegen sich selbst und seinen Staat ob sich tragt, nicht vergessen. Denn obschon die Päpste zu vorigen Zeiten und bei dem Anwachsthum der christlichen Kirche den weltlichen Potentaten mit herzlicher und ungefärbter Liebe als Väter ihren Kindern zugethan waren, weil sie sich in ihrer Bedrängniß alles Schutzes von ihnen zu versehen hatten, nachdem sie aber über die ihnen fürnehmlich zuständige Eigenschaft eines geistlichen Oberhaupts auch die Mahlzeichen eines weltlichen Regenten angenommen, und das Interesse der Kirche mit dem Interesse der Welt vermischt worden, hat man erfahren müssen, daß sie auch nicht jederzeit als Väter gegen ihre Kinder sich verhalten haben, und wollte Gott, daß man nicht auch viel irdisch Gesinnter leider angetroffen hätte, welche aus getreuen Seelenhütern reissende Wölfe worden. Dessen z. B. dürfen wir nicht weit zurückgehen und die uralten Geschichten hervorsuchen sondern wollen nur die letzteren Säcula ein wenig durchgehen und vorderist Papst Alexander VI. anschauen. War nicht dieser Papst allein auf die Erhöherung und Bereicherung seines Staats und Hauses bedacht, gebrauchte er nicht alle hiezu dienende Mittel, so verwerflich und unzuläßlich sie auch immer sein mochten? Mußten nicht durch diese ungemessene Ehrsucht die geistlichen Güter selbst entweiht und gemißbraucht werden? Violirte er nicht alle geistlichen natürlichen und weltlichen Rechte, nur daß er seinem andern Sohn Cäsari Borgiä auf den Thron verhelfen möchte, so daß sein ganzer Lebenslauf nach unparteiischer Geschichtschreiber Verzeichniß in lauter Vergiftung Verräthereien Meuchelmorden Meineiden und andern lasterhaften Thaten bestanden? Und wenn wir Julium II. seinen Nachfolger betrachten,

deſſen Leben und Wandel zwar nicht ſo gottlos als ſeines Vorfahrers geweſen, ſo war er doch zu Krieg und Blutvergießen alſo geneigt und ſein Herz durch unerſättliche Begierde zu Erweiterung des Kirchenſtaats ſo ſehr entzündet, daß Welſchland und andere Potentaten von ihm nicht ruhig und unangefochten verbleiben konnten, wie denn Solches Anleitung gegeben, daß im Jahr 1511 das bekannte Concilium zu Piſa wider ihn von etwelchen Cardinalen ausgeſchrieben und er beſchuldigt worden, daß er zur Reformation der Kirchenmißbräuche ohngeachtet er von den chriſtlichen Potentaten deſſen zum öfteren erinnert worden, Solches unterlaſſen und hingegen in der Chriſtenheit immerfort Krieg und Unruhe anrichte und häge, dannenhero (weswegen) die Cardinäle der Kirchen und gemeinen Ruheſtand Rath zu ſchaffen mit Hülfe des römiſchen Kaiſers, und Königs in Frankreich (ſo dazumal Maximilian I. und Ludwig XII. miteinander verbunden waren) eine Kirchenverſammlung zu halten gemüſſiget worden ſeien, wozu ſie auch vermög der Concilien-Decreten zu Conſtanz und Baſel guten Fug und Macht hatten, wodurch zwar wider ihn nicht viel ausgerichtet, weniger aber die Reinigung der in (der) Kirche eingeſchlichenen Mißbräuche erreicht worden. Denn obſchon eine ſo nöthige als gute Sache war, wenn ſelbe wieder in den Stand ihrer vorigen Unſchuld und Heiligkeit geſetzt werden könnte, ſo ſcheint doch, daß dieſes vielmehr zu wünſchen als zu hoffen ſtehe, weil es ein Werk langwieriger Zeit und über menſchliches Weſen iſt, weil ſich bevorab in einem ſolchen Ding nicht ſo leicht von einer Extremität zu der andern ſchreiten läßt und würde man in Abſchaffung der alten böſen Gebräuche noch viel gefährlichere Irrungen und Mißverſtändniß und einen Tumult in der ganzen Chriſtenheit erwecken.

Der weltlichen Potentaten hohes mit der Kirche gemein habendes Intereſſe und gegeneinander führende Eiferſucht würde dergleichen Reformation der Maſſen ſchwer machen, daß es zu reden leichter fallen würde, Todte zu erwecken, als die Chriſtenheit zu der alten Kirchen-Disciplin Conformität des Glaubens und einmüthigem Vernehmen in Gott und weltlichen Dingen zu bringen. Genug iſt es, daß in unſerer katholiſchen Kirche, ſei ſie in einem Zuſtand, wie ſie immer wolle, Jeder darnach durch Gottes Gnade ſein Heil und (ſeine) Seligkeit, wann er nur will, wirken kann, und (es) erweckt Gott noch

immer bei der nicht mehr ſo reinen Kirchen-Disciplin einige Vorſteher, ſo derſelben wieder aufzuhelfen ſich befleißen, allermaſſen wir zu dieſen unſeren Zeiten bei dem glorwürdigen Papſt Innocenz XI. mit ſonderem Troſt und Nutzen der Chriſtenheit erfahren haben.

Dieſes aber (auf Julium II. wieder zu gelangen) iſt merkwürdig und dieß Orts nicht zu übergehen, daß, als Kaiſer Maximilian I. ſich anſtellte, als wenn er gedacht einen Zug nach Rom zu thun, ſich allda krönen zu laſſen (welches aber um willen wider die Venediger vorgehabten Kriegs nur zum Vorwand gebraucht wurde), der Papſt aber, als dem gleich allen andern Päpſten die Gegenwart eines gewaffneten Kaiſers in Welſchland mißfällig und verdächtig war, hat einen Fund erdacht und dem Kaiſer durch ſeinen Legaten zu vernehmen gegeben, wie daß Seine päpſtliche Heiligkeit, nachdem ſie vernommen, daß Maximilian nach Rom zu reiſen und daſelbſt die kaiſerliche Kron zu empfangen Vorhabens wäre, hiebei in Betracht gezogen, derſelbe durch die Herrſchaft Venedig an ſolchem Zug und Betretung Ihrer Lande feindlich abgehalten werden wollte, woraus großes Blutvergießen zu beſorgen, welches zu vermitteln Er — der Papſt beſchloſſen, Seine Majeſtät durch Ihr dero Legaten abweſend mit der kaiſerlichen Würde zu begaben und Sie alſo der Mühe und Gefahr deswegen nach Rom reiſen überheben wollte. Wie er dann dem Kaiſer eine päpſtliche Bull mit guldenen Buchſtaben geſchrieben überreichte, wodurch ihm der kaiſerliche Titel beſtätigt wurde, alſo daß es ſolche Wirkung haben ſolle, als wann er gegenwärtig von des Papſtes eigner Hand die Kaiſer Kron empfangen hätte.

Ich ſchreite aber weiter, noch einige hernachfolgende Päpſte vorzuſtellen, und iſt weltkundig, wasmaſſen Papſt Leo X., welcher Julio II. nachgefolgt, vor das Wohlergehen und hohes Aufnehmen ſeiner Vettern allzuſehr bemüht geweſen, ſo daß die übermäßig an ſie gewendte Geldverſchwendungen und aus verkauften Ablaß-Briefen ereroberte Barſchaft ſogar die noch dauernden Religionsſpaltungen in Deutſchland und den mitternächtigen Königreichen erweckt hat.

Nicht weniger hat Papſt Clemens VII. ſein Nachfolger ſich aller Staatskünſte bedient, damit er die Medizeiſche Familie bei dem florentiniſchen Herzogthum erhalten und befeſtigen möchte. Wie bezeigte er ſich gegen Carl V. bald ſo geneigt und ſtiftete die Heirath zwiſchen

Carl's natürlicher Tochter und seinem Vetter, auf daß dieser zum Großherzog von Toskana von dem Kaiser erklärt wurde! Bald aber widersetzte er sich dem Kaiser und verursachte die Belagerung und Ausplünderung der Stadt Rom und seine eigene Gefangenschaft. Wie eifrig hat er sich bearbeitet, seine Base Katharina de Medicis zu einer Königin von Frankreich zu machen!

Diesen Mangel und Gebrechen hat man auch in dem Leben und Wandel Papst Paul III. angemerkt, welcher aber sonst ein loblicher Papst gewesen, durch unanständige Unterwindungen das Farnesische Haus, wovon er entsprossen war, reich und mächtig zu machen und demselben beide Herzogthümer, Parma und Piacenza, zuzuwenden, für den Hauptzweck seiner Regierung gehalten. Und mit dieser Gemüthskrankheit sind fast alle Päpste behaftet gewesen, bevorab welche die Sorge und Regierung des Kirchenstaats ihren Anverwandten und Nepoten überlassen haben. Denn obschon jeweils ihr Absehen gar loblich und rühmlich, ihr Leben und Wandel auch sonst nicht zu schelten gewesen, so war doch ihr Verstand aus übermäßiger Liebe und Neigung gegen die Ihrigen allzusehr eingenommen und zu unbilligen Dingen verleitet; die Cardinäle aber, welche dieses obristen Haupts der Kirche Gliedmassen sind und demselben in der schweren Regierung Hilfhand leisten sollen, werden oftmals in dem pästlichen Consistorio vielmehr um eine Sach befragt, daß sie dieselbe durch ihre Genehmhaltung autorisiren als deren Recht oder Unrecht untersuchen sollen.

Es sind aber der Cardinäle dreierlei Gattungen und wohl zu unterscheiden, denn einige derselben über die Geburtspflicht, womit sie dem Kirchenstaat zugethan, einem regierenden Papst ihr Glück und Beförderung zu danken haben, woraus unschwer zu ermessen, daß sie sonst auf nichts als ihr eigenes Interesse bedacht seien und denjenigen in Allem Beifall geben, durch welche sie erhebt worden; andere aber sind geborne Fürsten und folglich dem Interesse ihrer Häuser beigethan. Endlich depentirt der mehrere Theil der übrigen Cardinäle von auswärtigen Kronen, durch welche selbe zu solcher Ehrenstell und Hochwürde befürdert worden, theils gar durch erträgliche Bestallung oder ihnen verliehene Beneficia verpflichtet oder durch dergleichen Verheissungen gewonnen sind, zumal ihre Promotores oder Benefaktores nicht einerlei Absehen und Interesse haben: also sind auch diese in verschiedene Faktiones zer-

theilt und aus dieser so manichfaltigen Art und Eigenschaft des sacri collegii ergibt sich von selbst, wie schwer mit demselben zu handeln und wie viel daran gelegen sei, daß man darinnen viel wohlgesinnte Gemüther und großen Anhang haben möge, zumal die wichtigsten Geschäfte und Vorfallenheiten durch gewisse Deputirte und anordnende Congregationes aus dero Mitte überlegt und dem Papst vorgetragen zu werden pflegen: Also haben die dabei interessirten Fürsten und Potentaten wohl Achtung zu geben und dahin zu unterbauen, daß Niemand Verdächtiger oder dem andern Theil allzusehr Gewogener hiezu verordnet werde, weil der Papst nicht jederzeit durch seine eigenen, sondern durch dieser Leute Augen sieht. Und wie kann er eine Sache recht zu Gesicht bekommen, wenn dieselben von Solchen verstellt und durch allerhand betrügliche Anstriche gefälscht wird?

Nicht weniger Vorsichtigkeit haben Fürsten und Regenten zu gebrauchen, welche mit päpstlichen Legaten und Nuntiis verhandeln, umzugehen oder Etwas tractiren zu lassen bemüssiget sind, als von denen man sich nichts Anderes einzubilden, als daß sie wohl abgeführte und schlaue Leut seien, welche niemals eine Sache vor die Hand nehmen oder sich einlassen, bevor sie Alles wohl überlegt und sozureden in den Grund gelegt haben. Sie sind mehrentheils kaltsinnige und wohl bedachte Leut, die durch hitzige Gemüthsbewegungen sich nicht leicht übereilen oder die Heiterkeit ihres Verstandes durch die Kunst der allzu feurig aufsteigenden Dämpfe verdunkeln und bewölken lassen, sondern ihr natürliches wohl abgewogenes Phlegma in ihren Handlungen thut jederzeit die Oberhand behalten, indem sie alle sich dabei ereignenden Beschwerden mit großer Sanftmuth und Geduld zu ertragen und kluglich zu laviren oder temporisiren wissen. Man muß sich dessen von ihnen vergewissen, daß ihr Verstand durch gute Erfahrung in Staatsgeschäften und heimlichen Unterricht aller Bewandtniß und Angelegenheit des Hofs, allwo sie sich befinden, also erleuchtet sei, daß sie in ihrem Vorhaben nicht leichtlich fehl schiessen oder Etwas vergeben, wohl aber jederzeit einen Vortheil davon tragen werden. Sie wissen in Einem und Andern zu weichen und nachzugeben, damit sie desto mehr hernach erhalten mögen. Sie pflegen mit den wichtigsten und dem vorgesetzten Hauptzweck betreffenden Dingen sehr wohl bedachtlich zurückzuhalten und dasjenige erst zuletzt hervorscheinen

zu lassen, so das Hauptabsehen ihrer Negociation gewesen. Sie gleichen den Bots- und Schiffleuten, die demjenigen Ort den Rücken kehren, wohin sie doch zu fahren bedacht sind, und obschon der gerade Weg für den kürzesten gehalten wird, so erwählen sie dennoch einen Umweg, um solchergestalt desto sicherer zu dem Ziel zu gelangen.

So muß diesem nach ein Regent den Staatsgriffen solcher päpstlicher Repräsentationen mit gleichförmiger Kunst und Behutsamkeit zu begegnen, sich aber vermassen kluglich anzustellen wissen, damit er im Geringsten nichts an sich spüren und merken lasse, daß er einiges Mißtrauen in ihre Aufrichtigkeit setze. Er muß sich äußerlich eine einfältige Freimüthigkeit anzunehmen befleißen und alle dienliche Bezeigung seiner guten Meinung ausführlich zu erkennen geben und nichts unterlassen, was zu seiner mehreren Verbindung und guter Vertraulichkeit ersprießlich sein mag. Denn wenn ein Fürst oder Regent es dahin gebracht, daß er die Liebe und (das) Vertrauen desjenigen, der mit ihm zu handeln, gewonnen hat, wird er hernachmals über seine Sinne und Verstand den Meister spielen können. Man muß sich aber dabei bescheiden, daß dergleichen Dissimulirkunst vor keine Kunst und Geschicklichkeit alsdann mehr zu halten sei, sobald sie aus Bericht und von Andern wahrgenommen oder verspürt wird. Daher sogestalte Vertraulichkeit ganz ungezwungen und in gewisser Maß bestehen muß, wofern sie ihrer Wirkung nicht beraubt sein solle. Denn sobald selbe verdächtig wird, verliert sie alle ihre Kräfte und wirket vielmehr das Widerspiel. Auf daß es aber nicht das Ansehen gewinne, als ob ich hierinfalls von meinem vorher gesetzten Princip abweichen und einen mir selbst widersprechenden politischen Lehrsatz einführen wolle, muß ich meine Meinung hierüber besser erklären, wie daß man sich nämlich der Geschicklichkeit, seine Herzensgedanken kluglich zu verstellen und Andern das Widerspiel beglaubt zu machen, nicht ohne Unterschied in allen und jeden Staatsangelegenheiten gebrauchen und sich dieses Mittels bedienen müsse oder solle, Andere damit listiglich zu betrügen, sondern vielmehr der Andern Fallstricken und gefährlichen Hintergehungen mit gleicher Schlangenlist zu begegnen und sich nach Möglichkeit derselben zu entbrechen und also dasjenige nicht zu einer Vergiftung zu gebrauchen, dessen man sich als eines Präservativmittels nutzlich und heilsam bedienen soll. Denn

gleichwie die Unwahrheit einem ehrlichen Mann ſehr übel anſteht und tadelmäſſig iſt, daß Mund und Herz einander zuwider ſei, als hingegen kein Menſch zu Entdeckung ſeiner Herzensgedanken verbunden vielweniger ſchuldig iſt, daß er einen Jeden zum Beichtvater und Richter ſeiner innerſten Gedanken mache, und iſt uns von Gott ebenſo wohl verboten, die gefährlichen Wahrheiten zu eröffnen, als er uns Kräfte verliehen hat, die nöthigen und nutzlichen durch unſere Zunge auszuſprechen. (Wird an den Beiſpielen Cäſar Borgia's und Ludwig des Mohren weiter erläutert).

Ich kehre aber wiederum von wannen mich die politiſche Handlungsart des römiſchen Hofs in etwas entfernet, und ob zwar dieſelbe verſtandtnermaſſen alſo beſchaffen, daß man ſich wohl vorzuſehen, und nicht allzuviel zu trauen hat, ſo ſoll doch zwiſchen den beiden höchſten Häuptern der Chriſtenheit ein gutes Vernehmen zu unterhalten beſonderer Fleiß angewendet werden, weil ſowohl der Religion als des Staats Intereſſe ſolches unumgänglich erfordern will und iſt ſonderheitlich wann chriſtliche Potentaten unter ſich in Krieg zerfallen die Vermittelung des römiſchen Papſtes nicht auszuſchlagen, wenn derſelbe ſich als einen allgemeinen Vater und keinem Theil zuviel beigethan zu ſein bezeigt. Dann obſchon viel Päpſte ſich in der weltlichen Potentaten Späne und Irrungen nur (um) dieſelben deſto mehr zu verwirren eingemiſcht und eben hieraus das deutſche Kaiſerthum in ſo merklichen Abfall und Verlurſt ſeiner vorigen Macht und Autorität geſetzt worden: ſo hat man doch auch fromme Päpſte geſehen, welche durch einen rühmlichen Eifer für der Kirchen Wohlfahrt entzündet allen unmäſſigen Begierden abgeſagt und ſich als Richter und Schlichter verderblicher Zwieſpalt erwieſen haben, wozu auch Niemand tüchtiger iſt als der päpſtliche Stuhl, und (es) fällt jeweils den im Krieg begriffenen Parteien die päpſtliche Mediation ſehr bequem, wenn ſie durch langwieriges Kriegen einander abgemattet und durch ſolche heimlich anſuchende Vermittelung wieder zufrieden geſtellt und gleichſam willigliche dazu angeſtrengt oder zu Hinlegung ihrer Mißverſtändniſſe durch auswärtige Feinde oder innerliche Schwachheit veranlaßt werden, wie ſich heut zu Tag mit der Kron Frankreich ereignet. Denn wie es jenen hartnäckigen und kriegsſüchtigen Advokaten zu ergehen ſcheint, welche nicht aus Liebe zum Frieden, ſondern aus Unvermö-

genheit ihrer Clienten von dem vermeinten Recht aussetzen und sich nicht durch eine lobliche Mässigung, sondern aus Mangel der Kosten zum Vergleich bequemen und es denjenigen nachmachen, welche auf ihrer Reise nicht auszuruhen sich niederlassen, sondern gar sitzen bleiben müssen, weil es ihnen an erforderlichen Kräften weiter fortzukommen ermangeln will. So haben auch etliche Päpste nicht allein vor die Hinlegung der zwischen christlichen Potentaten entstandenen Zwistigkeit Sorge getragen, sondern dieselben auch vor dem Fall erörtert und die von ihnen erlittenen Schäden geheilet und verbessert, und weil sie doch die Ehre haben, das sichtbare Haupt der Kirche genannt zu werden, als sie nicht unbillig derselben Wohlfahrt und Aufnahm zu befürdern getrachtet. (So in den Kreuzzügen gegen die Türken, bei dem Kriege des Juan d'Austria). — Wir müssen uns aber mit dem begnügen, daß man dem damals drohenden Unglück so glücklich entgangen und die türkische Seemacht von Ueberschwemmung ganz Italiens abgehalten und gezeigt habe, daß die vereinbarte christliche Macht noch wohl das Ottomanische Reich zu stürzen vermöchte, welches unser siegreicher Kaiser und allergnädigster Herr Leopold der Große in diesem noch obschwebenden Krieg mit unsterblichem Nachruhm noch mehr bewährt hat, worin die vom Papst Innocenz XI. vermittelte kaiserliche Liga und verwilligte geistliche Subsidien nicht wenig geholfen haben, gleichwie auch vor Zeiten, als Soliman wider die kaiserliche Residenzstadt Wien, um die allda vorher erlittene Scharte wieder auszuwetzen mit grausamer Macht angezogen, und Kaiser Karl V. alle seine Kräfte einem so wüthenden Feind entgegensetzen mußte, der Papst an Volk und Geld denselben rühmlich unterstützt hat. Wie nicht weniger Papst Paulus III. ihm Carolo auch wider die Protestirenden in Deutschland die hilfreiche Hand geboten und dessen Kriegsheer mit 10^{m} alten wohl versuchten Soldaten verstärkt hat. Dergleichen Hülfe man (sich) öfter zu erfreuen und nutzlich zu bedienen hätte, da der allerhöchste Wille viel so wohl gesinnte Päpste den Stuhl Petri besteigen ließe, welche von allen unordentlichen Affecten befreit alleinig auf die Wohlfahrt der allgemeinen Christenheit ihr Absehen richteten und man unsrerseits nicht allein durante conclavi sondern auch in Zeit währender Regierung eines jeden Papstes durch taugliche und erfahrne Leute nachdrucklich und unabläßlich Unterhandlung pflegen thäte.

Es entſteht aber hier die fernere und einem jedem Regenten zu wiſſen faſt nöthige Frage, ob und wie weit einem chriſtlichen Potentaten gezieme und zugelaſſen ſei, wider den Papſt Krieg zu führen? Allwo man ſich wiederum oben angedeuter Diſtinction oder vielmehr einer Präciſion zu bedienen und hierinfalls einen Papſt nicht als Vicarius Chriſti, der ausdrücklich bezeugt, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt ſei, ſondern als einen zeitlichen Potentaten und Regenten des Kirchenſtaats zu betrachten hat. Zumal der geſunden Vernunft und (den) allgemeinen Rechten gemäß iſt, daß die Päpſte, ſo ſolche Länder und Provinzen als das ſogenannte Patrimonium Divi Petri anjetzt beſitzen und genieſſen, dem Völkerrechte eben ſo wohl als die vormaligen Inhaber unterworfen ſeien und ſie ſich auch billig zu beſcheiden haben, daß bei den Geiſtlichen noch eine mehre Frommheit und Gerechtigkeit als (bei) den weltlichen Regenten zu vermuthen, und die Werke chriſtlicher Liebe von ihnen mehr als (von) weltlichen Oberherrn befürdert werden ſolle, denſelben aber gar wohl vergönnt und zugelaſſen gegen andere Potentaten in gewiſſen Fällen und Umſtänden ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen, wann ihnen ſolches verſagt wird, als (da) es mit dem Papſt keine andere oder beſorgende Bewandtniß hat. Daher als Papſt Paulus IV. Philipp II. in Spanien den Krieg ankündigen ließ, weil er ſich des Königreichs Neapolis zu bemeiſtern und ſelbes einem ſeiner Nepoten zuzuwenden trachtete, (war) der einhellige Schluß verſchiedener derentwillen gefragter Gottesgelehrten und ſonderheitlich des Melchior Canus dahin ausgefallen: der König wäre nicht allein befugt, des Papſtes Kriegsheer ſich kräftigſt zu widerſetzen, ſondern er könnte auch mit gutem Gewiſſen in den Kirchenſtaat einfallen und eine Diverſion machen um dadurch dem drohenden Kriegsungewitter vorzubauen.

Gleichwohl aber muß hierin ein großer Unterſchied gemacht werden, ob die Waffen zu ſeiner ſelbſteigenen Beſchützung oder Wiedereroberung des Verlornen gebraucht oder aber offenſive den Kirchenſtaat anzugreifen und zu übergewaltigen geführt werden, welches Letztere keinem chriſtlichen Potentaten vergönnt und zugelaſſen, obſchon zwiſchen weltlichen Regenten die durch das Schwert errungene Poſſeſſion durch den Titel eines rechtmäſſigen Kriegs gebilliget und gerechtfertiget werden kann. Dieſen Unterſchied nun beſſer zu beleuchten

werde ich zu einer abermaligen Digreſſion veranlaßt, den wahren Grund dieſer Waffen Gerechtſame deſto vollkommener vorzuſtellen, und dasjenige, was einen Krieg rechtfertigen kann, zu unterſuchen.

Souveräne Häupter, die ſonſt keinen Höheren als Gott und den Degen über ſich erkennen und von keinem Menſchen auf Erden dependiren, ſind dennoch Recht und Gerechtigkeit aus Augen zu ſetzen keineswegs befugt und richten ihre Actiones billig nach dem vorgeſchriebenen Maß ein, dergeſtalt daß ſo oft ſie die Rechte kränken und dieſes heilige Land, welches dieſes große Weltgebäu in einer loblichen Harmonie und Ordnung zuſammenhält, entzweien und auflöſen durften, ein anderer hoher Potentat, welchem hierinnen zu nahe getreten worden, wegen des ihm dadurch zugefügten Schadens und (der) Unbill gar wohl Abtrag zu fordern und dazu durch ſeine eigene Fauſt ſich zu verhelfen berechtigt iſt. Ein ſolcher Krieg lauft gar nicht wider unſer Gewiſſen, weil man ſich dadurch zu Folge und nach Anleitung natürlicher Rechte gewaltthätiger Zunöthigungen zu befreien und ſelbſt in Sicherheit zu ſetzen befugt iſt, zumal Gott ſein eigenes Volk die Iſraeliten wider ihre Feinde zu Feld gerüſtet und ihnen ſichtbarlich beigeſtanden iſt, auch ein Gott der Heerſchaaren hat wollen genannt werden. Die Tapferkeit iſt jederzeit für eine der rühmlichſten Tugenden gehalten und die Kunſt und Geſchicklichkeit die Waffen kluglich zu führen bei den Helden (Heiden?) hoch geprieſen worden, daß der Ruhm Alexanders des Großen und des Julius Cäſar oder ihres Gleichen ſtreitbarer Männer, wenn ſie auch 100 Jahr länger gelebt und in Fried und Ruhe zugebracht hätten, doch nicht ſo hoch gekommen ſein würde, als er in einer ſo kurzen Zeit durch den Glanz der Waffen und ihre unvergleichlichen Heldenthaten emporgeſtiegen iſt. Dürfen wir uns Menſchen der widerwärtigen Arzneien und Inſtrumenten bedienen, unſere Adern damit eröffnen oder andere leibliche Gliedmaſſen wieder zur Geneſung zu bringen mit Gift und Feuer angreifen: um wie vielmehr ſollen wir zu gewaltſamen Abhelfungsmitteln ſchreiten können, wenn die gelinden nicht mehr erklecken und die Juſtiz anders nicht zuwege gebracht oder die Geſundheit des Staats und (der) Seele des politiſchen Körpers durch keine andere Weg kann erhalten werden. Und gleichwie die Handhabung der Gerechtigkeit gegen die Unterthanen in der nothwendigen Beſtra-

fung des Bösen und Belohnung des Guten dem Allerhöchsten sehr angenehm und der Welt hochnöthig und vorträglich ist: also nicht weniger diejenige Manutenenz, derer sich Große wider Große und Mächtige wider mächtige Potentaten zu bedienen pflegen, für zulässig zu achten. Und wäre zwar wohl wünschenswerth, daß von beiden die Justitiam distributivam begreifenden Theilen nur der Eine, welcher die Tugend zu krönen und die guten Dienste zu belohnen gewohnt und der Welt bekannt sein möchte; nachdem aber unsere im Grund verderbte und zum Bösen geneigte Natur mehr nach Lastern als Tugenden zu streben pflegt: also hat auch derjenige Theil, so die Laster bestraft, weit mehr als der andere zu thun, von welchem auch die souveränen Häupter ebenso wenig als die Privatpersonen befreit sind, weil sie gleichmässigen Fehlern und Gebrechen unterworfen und noch härter und gefährlicher als die Unterthanen sich vergreifen.

Deswegen hat Gott ihnen auch das Schwert in die Hand gelegt und Gewalt, daß sie nicht allein die lasterhaften Delinquenten ihres Staats mit gebürender Strafe ansehen, sondern auch von ihres Gleichen wegen der ihnen erwiesenen Beschimpfungen und zugefügter oder verursachter Schäden Abtrag zu fordern berechtigt seien, weil sie doch sonst keinen Richter hier auf Erden über sich erkennen. Und dieses versteht sich wie gemeldt allein von den Beeinträchtigungen, so einem souverainen Fürsten von einem andern gleicher Condition widerfahren. Den was denjenigen Fall betrifft, da ein Regent seinen Unterthanen zu kurz und Unrecht gethan, ist es eine solche Sache, darüber andere hohe Häupter gar nichts zu sprechen haben, und der Allerhöchste seinem obersten Richterstuhl selbe vorbehalten. Muß ein Unterthan etwa von seiner rechtmäßigen hohen Obrigkeit leiden, so muß er zur Geduld und Sanftmuth seine Zuflucht nehmen und ist der Herrschaft sich zu widersetzen oder fremde Hülf anzurufen in keiner Weis berechtigt. Es ist ihm nichts mehr als die Ehre des Gehorsams und das Flehen und Bitten zu dem Himmel zugelassen, als (von) welchem er sich allein diesfalls Hülf und Rettung getrösten soll. Der Unterthanen Gehorsamspflicht erstreckt sich nicht sowohl auf die Person ihres Oberherrn als vielmehr auf die hohe von Gott ihm zugelegte Autorität. Lasterhafte Fürsten sind eben dieses hohen Ansehens von Gott gewürdigt und soll ihnen mit gleichem Respect

und Gehorſam begegnet werden als dem Ebenbilde der göttlichen Macht und Gewalt, wenn ſie ſchon nicht auch für ein Ebenbild ſeiner Güte und Gnade zu achten ſind.

Aus den jetzt angeführten Staatsgründen ergibt ſich (der) insgemein angenommene Schluß, daß ſouveraine Fürſten und Potentaten in Entſtehung (Verweigerung) gütlicher Satisfaktion einander bekriegen und ſich Einer des Andern Lande bemächtigen und des erlittenen Schadens bei deſſen Unterthanen erholen möge, welche mithin unſchuldiger Weis ihrer Obern entgelten und ſowohl an derſelben glücklichen als unglücklichen Zufällen Antheil haben und von ihren Häuptern als davon dependirende Gliedmaſſen ihre Influenz erwarten müſſen. Und ob zwar ein dergleichen rechtmäßiger Krieg von der ganzen Welt für einen gültigen Titel das mit dem Schwert Eroberte als ein wahres Eigenthum beſitzen und innbehalten zu können erachtet wird: ſo wäre doch hieraus die Folge nicht gleich zu machen, daß wenn auch zwiſchen dem Römiſchen Papſt und einem andern Potentaten ein rechtmäßiger Krieg ſich anſpinnen ſollte, wodurch der Kirchenſtaat oder ein Theil desſelben in fremde Gewalt gerathen thäte, mit gutem Fug der Kirche auf ewig entzogen werden könne, da ein Papſt das Patrimonium Petri nicht veräuſſern oder verwirken kann. Deswegen der Herzog von Alba in oben angezogener Begebenheit, da er wider Papſt Paulus IV. im Namen ſeines Königs den Krieg führen mußte, ſeinen Marſch, ehe und bevor die päpſtlichen und franzöſiſchen Völker zuſammengeſtoſſen und das Königreich Neapel überziehen können, eilfertig fortgeſetzt, den Kirchenſtaat ſelbſt angegriffen, unterſchiedliche Ort darinnen erobert und die Stadt Rom ſelbſt in Furcht und Schrecken geſetzt, aber ſich mit dem befriedigt hat, daß er dem Papſt, welcher vorher mit Glimpf dahin nicht zu bringen geweſen, zu beſſerer Beobachtung ſeiner geiſtlichen Hirtenpflicht mit Gewalt angeſtrengt und mit Reſtitution des Eroberten zu einem vergänglichen Frieden genöthigt hat, worauf er gleichſam im Triumph zu Rom eingezogen und von dem Papſt gewürdiget worden, daß er von ihm zur Tafel berufen und mit dieſem Lobſpruch aus des Papſtes Munde beehrt wurde: der Herzog hätte den päpſtlichen Stuhl mitten in ſeinem feindlichen Angriff beſchirmet und vertheidigt.

Es erhält ſich aber auch ein großer Unterſchied unter den zeit-

lichen Gütern und Landſchaften des Kirchenſtaates, als deren theils der Römiſchen Kirche freiwillig geſchenkt und eigenthümlich übergeben worden, welche dann eigentlich das Patrimonium divi Petri zu nennen, andere aber haben die Päpſte in ander Weg und durch ſolche Titel an ſich gebracht, welche noch wohl einen Einwurf und mehrere Unterſuchung leiden dürften und nicht ſo gar für befreit und geheiligt zu achten, daß ſelbe nicht eben auf ſolche Weis, wie ſie die Päpſte an ſich gezogen, wiederum auf Andere gelangen könnten. Es iſt aber die Staatskunſt des Römiſchen Hofes ſo hoch geſtiegen, daß dergleichen Veränderung nicht leicht mehr zu befahren iſt, da erſtlich einem zeitlichen Papſt die Macht und Gewalt ſelbſt benommen und abgeſchnitten worden, einige Herrſchaft und Kirchengüter Andern zu verleihen und von dem Kirchenſtaat mehr abzuſondern, nachdem Paulus III. die Fürſtenthümer Parma und Piacenza ſeinem Geblüt in der Perſon Peter Ludwigs Farneſe lehenweis zugewendet und dadurch verurſacht hat, daß den künftigen Nachfolgern dergleichen zu unternehmen abgeſtellt worden, auch daß die Kirche durch ſo geſtalte Infeudationes nicht ganz erarmen möchte.

Und obſchon ein jeweiliger Papſt insgemein mit keinem Kriegsvolk in dem Kirchenſtaat verſehen, ſo hat derſelbe doch von Auſſen her gleichfalls keine Gefahr zu gewarten, ſo lang der römiſche Hof ſich an ſeine gewöhnlichen Staatsmaximen halten thut, welche hauptſächlich in dem beſtehen, daß erſtlich in Welſchland der Fried und jetztmalige Vertheilung des Landes in ſeinem Stand erhalten werde und Keiner der welſchen Fürſten oder Republiken an Macht und Gewalt allzuſehr überhand nehme oder ſich in den Stand ſetze, den Andern weit überlegen zu ſein, welches nicht allein der Papſt ſondern auch alle übrigen italieniſchen Potentaten angelegentlich zu verhindern und einander beizuſpringen pflegen, deswegen ihnen und fürnehmlich dem römiſchen Hof jederzeit verdächtig und mißfällig geweſen, daß die Kron Spanien ſo ſtarken Fuß in Welſchland geſetzt, welche wiederum hinauszutreiben man öfters unternommen und vielleicht noch heut zu Tag wünſchen thät, zumal aber Solches nicht anders als durch die franzöſiſche Macht geſchehen könnte, und dieſes Mittel viel gefährlicher wäre, als das Uebel ſelbſt, deſſen man ſich dadurch zu entledigen vermeinte: alſo läßt ſich der römiſche Hof vielmehr angelegen ſein, die

beiden Kronen ſtets gegeneinander beſchäftigt und in gleichem Gewicht zu halten, als worin des Papſtes ſelbſteigene Sicherheit fürnehmlich beſteht, da auch von Seiten Deutſchlands und anderer fürſtlichen Potentaten, ſo lang ſelbe in dermaliger Regierungsart und Spaltung des Glaubens und Staatsintereſſe verharren, auch das Kaiſerthum nicht zu den vorigen Kräften ſich wieder erſchwingen kann, der römiſche Hof nichts zu beſorgen hat. Wann es aber einſt dahin kommen ſollte, daß ein römiſcher Kaiſer ſeine Macht und Gewalt wiederum alſo befeſtigen könnte, daß ihm keine fremde Potenz daran hinderlich ſein möchte, dürfte es wohl noch geſchehen, daß man die alten Gerechtſame wieder in den Schwung zu bringen und beſſer handzuhaben bedacht wäre. Daher ſich billig zu verwundern, daß man jetziger Zeit an dem römiſchen Hof Frankreichs Abſehen und Vorhaben nicht kräftig zu hintertreiben ſucht, ſondern vielmehr dazu behülflich iſt, da doch die allzuſehr zunehmende Macht und weit ausſehenden Abzielungen dieſer Kron einem Papſt um ſo mehr verdächtig ſein ſollen, weil der römiſche Hof von dieſer Potenz mehr Ungelegenheit als (von) keiner andern zugewarten hat, da weltkundig iſt, wie man ſich der verjährten und veralteten auch wirklich ſchon begebenen Zuſprüche zu bedienen und ſelbe hervor zu ſuchen pflegt, ſo daß man auf Rom ſelbſt und den größten Theil des Kirchenſtaats ſo gut als andere Länder Prätenſiones zu formiren und weiß nicht was für ſcheinbare Rechtsgründe ex lege Salica herauszupreſſen ſich nicht ſcheuen würde, ſobald man zu dem ſchon lang abzielenden Zweck gelangen und die römiſche Kron mit der franzöſiſchen wieder vereinbaren oder ſonſt ſich in dem Stand befinden thäte, ſelbe auszuführen. Und hat man noch zu unſern Zeiten genugſam erfahren, was Frankreich unter Papſt Alexander VII. und Innocenz XI. zu Rom ſelbſt unternommen hat, woraus dann die Rechnung zu machen iſt, was bei der ſeither noch mehr zugenommenen Macht und erwachſenen Kräften zu befahren ſei, da die Bilanz zwiſchen beiden Kronen nicht mehr gleich gehalten, ſondern der einen ſo bereits das Uebergewicht bekommen, und mehr zugelegt wird. Da man ſich im Gegenſtand gar wohl zu entſinnen weis, welcher geſtalten vor Zeiten der Kaiſer Karl V. wider die Proteſtirenden in Deutſchland geſiegt und die Oberhand gehabt, der römiſche Hof in ſolche Apprehenſion gerathen, daß man

lieber den katholischen Glauben hat wollen in Gefahr stecken lassen als zu völliger Ausreutung der Ketzerei dem Kaiser weitere Hülf und Beistand leisten, da Paulus III. die herausgesandte Hülfsvölker gleich wiederum zurückgezogen. Nicht weniger ist erinnerlich, wie daß Gregor XV. sich mit den Graubündnern ungehindert selbe meistens widriger Religion sind in dem Veldtenkrieg wider Spanien verbunden und Papst Urban VIII. in dem 30jährigen Deutschl. Krieg die feindlichen Progreß mehr gepriesen als gehemmt hat, wodurch so viel ansehnliche Erz- und Bisthümer auch andere geistliche Güter den Protestirenden in Handen und zurückgeblieben sind, dawider zwar der Papst bei dem Westphal. Friedensschluß protestirt, aber Solches zu verhindern den Katholischen im Geringsten nicht geholfen, sondern den glorwürdigsten Kaiser Ferdinand II. als selbiger die vertröstete Geldhülf gesucht, nichts Anders als Ablaßbrief ertheilt hat. Und so nun die ratio status dem Interesse Religionis bei dem römischen Hof in so weit vordringen thut, daß man gegen das höchstlobliche Erzhaus Oesterreich deutscher und spanischer Linie so eifersüchtig gewesen und selbes nicht hat wollen höher empor sich schwingen lassen, welches doch die fürnehmste Säule der römischen Kirche ist und noch niemals eigene Patriarchen zu setzen gedroht oder so schimpfliche Säulen in Rom aufzurichten die Päpste gezwungen, noch denselben wegen der Quartiersfreiheit Gesetze vorzuschreiben begonnen hat: mit was für Augen soll man dann billig die so ungeheure Ausbreitung der französischen Macht und Gewaltsame und die schon weit gebrachte allgemeine Beherrschung ansehen?

Dieses aber sei von dem päpstlichen Stuhl genug gesagt.

IV.

Behrenhorſt und Bülow.

Von

F. v. Meerheimb.

Zwei Lebensbilder will ich verſuchen hier vorzuführen, die beide als Militärs und Schriftſteller auf unſer Intereſſe Anſpruch haben, da ſie das alte Syſtem der Kriegskunſt, das im vorigen Jahrhundert allgemein herrſchte, zu erſchüttern begannen, und die Keime des heute Geltenden legten. Beide am Schluß des vorigen Jahrhunderts ihre bedeutendſte Wirkung ausübend, waren angeregt durch alle Ideen ihrer tiefbewegten Zeit; der Eine, Behrenhorſt, durch ein langes Leben voll Schmerzen und Enttäuſchungen geläutert, rang ſich durch alle ſittlichen und geiſtigen Gefahren hindurch, bewahrte bei aller geiſtigen Freiheit ſein patriotiſches Gefühl und kam von dem Unglauben ſeiner Jugend zum feſten innigen Chriſtenglauben. Der Andere, Bülow, reich mit Talenten begabt, fand für ſeine Kraft und ſein Selbſtgefühl nicht genügende Thätigkeit, jede Täuſchung, jede Demüthigung ſteigerte ſeinen Stolz, zerrüttete Vermögensverhältniſſe kamen dazu, und ſeine reiche Kraft ging auf Abwegen des Lebens zu Grunde.

Die militairiſche Literatur im eigentlichen Sinne, beginnt erſt mit den Kriegen Ludwig XIV., d. h. mit den ſtehenden Heeren und ihrer Bedingung, einem Officiercorps, deſſen Lebensaufgabe der Krieg und die Vorbereitung dazu iſt. Solche Officiercorps hatte es ſeit der römiſchen Kaiſerzeit nicht gegeben, und nur damals finden wir rein militärwiſſenſchaftliche Werke, wie die des Vegez und Hygienus. Der Verſuch, den Lebensberuf wiſſenſchaftlich zu begreifen, mußte zu theoretiſchen Schriften über den Krieg führen, wie ſie Feuquières, Puyſegur und Folard uns hinterlaſſen haben. Durch die Magazin-Verpflegung, die Louvois zuerſt im franzöſiſchen Heere einführte, mußte der Krieg regelmäßiger, methodiſcher, abhängiger von den rückwärts gelegenen Magazinen, als den Bedingungen der Subſiſtenz des Heeres werden. Daher drehen ſich die Kriege jener Zeit auf einem kleinen Terrain herum, Feſtungen werden belagert, Verpflegungslinien bedroht, kunſtvolle Umgehungen angedeutet oder ausgeführt, — ſolche kühnen Züge wie der des Banner und Torſtenſohn im dreißigjährigen Kriege, wie der des großen Kurfürſten nach Jütland, von Heilbronn nach der Mark, von Berlin nach Königsberg werden als der Methode widerſprechend nicht mehr ausgeführt. In ſolcher Kriegführung, die ſich beſonders in Luxemburgs Campagne in den Niederlanden zeigt, ſahen Theoretiker wie Beaurain die Blüthe der Kriegskunſt. Carl's XII. glückliche Kriege ſchienen zuerſt der Regeln zu ſpotten; die Schlacht bei Pultawa und ihre Folgen geben ihnen die Beſtätigung. Ebenſo trat Friedrich II. in den ſchleſiſchen Kriegen und in den drei erſten Jahren des 7jährigen Krieges wie ein Held des 30jährigen Krieges auf, während die regelrechte methodiſche Kriegführung in den Armeen der Prinzen Heinrich und Ferdinand von Braunſchweig geübt wurde. Als nun ſpäter auch der große König mehr defenſiv zu Werke ging, die Entſcheidung durch die Schlacht zu ſcheuen ſchien, als man ſeine Aeußerung von Mund zu Mund trug: „Prinz Heinrich iſt der einzige General der nie einen Fehler gemacht hat“, da ſchien auch er dieſer Art der Kriegführung die Weihe gegeben zu haben. Der bayeriſche Erbfolgekrieg, ſowie Lascy's Krieg gegen die Türken, waren die rechten Schulen des Poſten- und Cordonkrieges, der dann in den Rheincampagnen von 1793 und 1794 ja bis 1806 von den leitenden Intelligenzen des Heeres als die richtige Methode an-

geſehen wurde. Tempelhof's Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges iſt als die Hauptquelle der Kenntniß dieſes Krieges ſelbſt anzuſehen, namentlich aber ſind die Anmerkungen die Grundlagen auf der alle Kritik militäriſcher Operationen, auf der ſogar die ſpätern Syſteme fußen. Maſſenbach, Venturini, ſelbſt der revolutionäre Bülow ſtehen ganz auf der Grundlage eines Räſonnements, das alle Bewegungen und Handlungen des Heeres von der gebietenden Rückſicht auf die Subſiſtenz deſſelben abhängig macht, — auf Heere mit einem andern Verpflegungsmodus hat ihre Theorie alſo keine Anwendung. — Es war Folge einer ſolchen Anſchauungsweiſe, wie die Art des Erſatzes es nothwendig machte, daß das Heer wie der einzelne Soldat zu einer Maſchine gemacht wurde, daß das Exercitium wie die Disciplin äußerſt ſtrenge war, ohne irgend einen geiſtigen oder ſittlichen Hebel zur Einwirkung zu gebrauchen, die Maſchine wurde nach mechaniſchen Geſetzen und Regeln bewegt, und das Streben war nur darauf gerichtet, die eigene noch beſſer zu zimmern und auszubilden, noch gewandter zu gebrauchen als der Gegner. Sehr wahr ſagte ſchon damals Guibert in ſeinem Essai général, „die moderne Tactik hält nur ſo lange Stich, als der Geiſt der europäiſchen Verfaſſungen der alte bleibt, ſobald man eine Phalanx moraliſcher Kräfte zum Gegner bekommt, wird ſie den Weg aller menſchlichen Erfindungen gehen.“ Ehe nun die napoleoniſchen Kriege dieß prophetiſche Wort bewährten, ſchrieb Behrenhorſt ſeine Betrachtungen über die Kriegskunſt, Bülow ſeine theoretiſchen und kritiſchen Werke, und beide erſchütterten durch ſie den Glauben an die Unfehlbarkeit der preußiſchen Tactik, an die Richtigkeit der Art den einzelnen Soldaten auszubilden, und zu behandeln, endlich die ſtolze Hoffnung, daß mit der aus den Feldzügen und Schlachten des ſiebenjährigen Krieges abſtrahirten Weisheit ein Gegner beſiegt werden könne, der ganz andere moraliſche und phyſiſche Kräfte, eine neue Tactik und neue Art der Verpflegung mit in den Kampf brachte.

Folard und der Marſchall von Sachſen ſind als Behrenhorſt's Vorläufer anzuſehen, ſie theilen mit ihm die Vorliebe für die Alten, heben die moraliſchen Potenzen hervor, und tadeln die zu ihrer Zeit übliche Kriegführung, — die ganze Umgeſtaltung unſerer militäriſchen Literatur, die Revolution die ſich in Folge der politiſchen auch auf

diesem geistigen Gebiete vollzog, wurde durch die beiden Männer eingeleitet, deren Leben und deren Werke zu betrachten, der Zweck dieses Aufsatzes ist.

Georg Heinrich von Behrenhorst wurde 1733 in Anhalt-Dessau geboren. Der Vater war Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, die Mutter die Tochter des Schultheißen Söldener in Elrich, später an den Amtsrath Rode verheirathet. Da er zum Soldaten bestimmt war, hatte man auf seinen Unterricht wenig Mühe verwendet, schon mit 15 Jahren trat er bei dem Regiment seines Vaters in Halle ein. Seine wissenschaftliche Ausbildung verdankte er nur dem Selbststudium; 1757 als er als Adjutant zum Prinzen Heinrich kam, konnte er noch kein Französisch und lernte es erst auf dessen Ermahnung »daß man doch kein deutsches Beest sein möge.« 1759 wurde er Adjutant des Königs und machte die Feldzüge bis 1762 als Brigade-Major mit. Gerade diese nähere Stellung zum großen König, der oft gegen seine persönliche Umgebung rauh und hart war, scheint Behrenhorst zu einer Bitterkeit gegen Friedrich II. verleitet zu haben, deren Ton in den Betrachtungen nicht zu verkennen ist. In der Schlacht bei Torgau rettete er den König aus größter Gefahr, und diese Begebenheit ist so wenig bekannt und so charakteristisch für beide, daß ich sie mit wenig Worten erwähnen will. Die österreichische Cavalerie hatte anfänglich die preußische des linken Flügels zurückgedrängt, und auch das Fußvolk fing an zu weichen. Der König hielt vor der vordersten Linie, nur umgeben von Graf Friedrich von Anhalt, der links von ihm, und Behrenhorst, der 10 Schritt hinter ihm hielt. Auf einmal rief Anhalt: »Behrenhorst«. Behrenhorst eilte hinzu und sah den König zurücksinken; Graf Anhalt konnte wegen seines verstümmelten Armes nicht helfen, nur Behrenhorst half dem König vom Pferde und trug ihn in den nahen Wald. Den König hatte eine Kugel auf die Brust getroffen und war durch den Pelzmantel, Ueberrock, Leibrock und Weste gedrungen. Nach einigen Minuten sagte der König: „Voyez s'il y a du sang"! Behrenhorst knöpfte ihn auf und fand nichts. „Ma vie est ce qui importe aujourdhui le moins, allons faire notre devoir, malheur à ceux qui ne le font pas", sagte der König und bestieg sein Pferd wieder. — Als einige Tage nach der Schlacht Behrenhorst dem König

den Rapport über den Verluſt der Preußen in der Schlacht mit 20,000 Mann angab, rief der König: „Es koſtet ihn den Kopf, wenn die Anzahl ruchbar wird.“ Die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges vom großen Generalſtabe giebt den Verluſt der Preußen nur auf 12000—14000 Mann an. Seit dieſer Zeit, meint Behrenhorſt, habe ihn der König hart und rückſichtlos behandelt, weil es ihm unangenehm geweſen, daß jener ihn in einem Moment körperlicher Schwäche geſehen, oder wie andere meinen, weil Behrenhorſt entdeckt, daß Friedrich II. ein kugelfeſtes Wamms auf der Bruſt getragen; vielleicht war auch Behrenhorſt durch des Prinzen Heinrich humane und freundliche Behandlung ſeiner Untergebenen verwöhnt: gewiß iſt, daß er eine bittere und gereizte Stimmung gegen den großen König nie hat unterdrücken können und daß er 1762 Urlaub nach Deſſau nahm, um ſeinen Abſchied bat und ihn auch erhielt. — Der alte Fürſt hatte ihm und ſeinen Brüdern Vermögen hinterlaſſen und mußte, wie Behrenhorſt meint, in dieſem Falle wohl von der Wirklichkeit ſeiner Vaterſchaft überzeugt ſein. In den Jahren 1765 bis 1768 begleitete er den Prinzen Hans Jürge auf ſeinen Reiſen durch Italien, England und Frankreich. Der bekannte E. v. Bülow, Behrenhorſt's Neffe, hat in ſeinem Nachlaß die Reiſeerinnerungen herausgegeben, in denen ſich vieles intereſſante Detail und manches für die Sitten damaliger Zeit höchſt charakteriſtiſche findet. Einige Zeit brachte er bei dem Prinzen in Stettin zu, der hier das Regiment Bevern als preußiſcher General commandirte. Seit 1776 verwaltete Behrenhorſt das ganze fürſtliche Hausweſen in Deſſau, war Hofmarſchall, Präſident der Rechnungskammer und Schloßhauptmann. Seine ausgedehnte practiſche, wie ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit hielten ihn nicht ab, an ſich ſelbſt zu arbeiten, und die ſtreng religiöſe Richtung, die ſeine ſonſt ſehr vernachläſſigte Erziehung in den erſten Jugendjahren gehabt, trat in ſeinem ſpäteren Mannesalter wieder hervor. Er ſpricht ſich hierüber, wie über den Zuſtand ſeiner Seele, mit einer Offenheit und inneren Wahrheit aus, die nur mit Rouſſeau's Confeſſions zu vergleichen iſt. In dieſen ebenfalls in dem Nachlaß enthaltenen Selbſtbekenntniſſen, die die Form eines Briefes an ſeinen älteſten Freund, den Arzt Holze in Zürich haben, ſagt er, wie er in jener Zeit anfing von Epicureismus und Unglauben jener Zeit zum

Glauben überzugehen. Später ſchreibt er einmal an Maſſenbach, der ſein Podagra ſeinen und ſeiner Väter Sünden zuſchrieb: „Mein Vater hat ſo lange ſein Leben dauerte, ſich in ſeinem kleinen Lande nicht anders, als der Hirſch auf der Brunſt betragen, und ich habe bis gegen die Dreißig nicht anders, nur aus Mangel an Gehege mit ſchlechtem Wildpret gelebt.“ Trotz dem, meinte der damals Siebenzigjährige, ſei ſeine Geſundheit noch feſt und gut. Am Hofe des Prinzen Heinrich mit der franzöſiſchen Literatur bekannt geworden, war ſeine Lectüre die der Encyclopädiſten, und er geſteht, daß ihn le christianisme devoilé von dem Ungrunde dieſer und jeder anderen Religion überzeugt hätte. Helvetius' Buch de l'esprit machte ihn leicht zum Materialiſten, und er befand ſich wohl bei dem Glauben, der Menſch ſei eine belebte Maſchine, ein Thier mit gelenkſameren Fingern als die Affen, und beſſern Sprachwerkzeugen als die Hunde. Eigennutz war ihm die erſte Triebfeder und das Sittengeſetz, Genuß der Wolluſt Glückſeligkeit. Einer ſeiner Freunde der früher Behrenhorſts Unglauben getheilt hatte, erkrankte ſchwer, kehrte zum Chriſtenthum zurück und ertrug dadurch geſtärkt ſein unſägliches Leiden mit großer Geduld. Ein anderer ſehr geliebter Freund ging auf der Bahn ungläubigen Denkens und ſittenloſen Lebenswandels weiter und vollſtändig zu Grunde. Dieſe Erfahrungen, das Leſen ernſter, die encyclopädiſtiſche Schule bekämpfender Bücher, regten ihn zur Prüfung an; in ſeiner neuen Stellung als Erzieher des Erbprinzen Friedrich trat er Männern wie Hugo, Desmarées und andern Gelehrten und Geiſtlichen näher, deren täglicher Umgang auf ihn einwirken mußte. Um den Verſuchungen des Fleiſches zu widerſtehen, heirathete er eine junge Perſon vom Lande, ohne Stand und Vermögen, hatte aber, wie er ſagt, das große Loos der ganzen Lotterie von Corruption und Schande gezogen. Nach 16 Monaten wurde die Ehe gelöſt, und einige Jahre ſpäter 1783 heirathete er eine Frau von Bülow, Wittwe eines ſächſiſchen Majors, mit der er in glücklicher Ehe lebte. Von ſeinen 6 Kindern, 1 Sohn und 5 Töchter, verlor er eine Tochter, die geliebteſte, dieß ergriff den damals ſchon alten Mann auf's Tiefſte, worüber er ſich in den erwähnten Selbſtbekenntniſſen rührend ausſpricht. Nach dieſem traurigen Ereigniß wendete er ſich den Tröſtungen, die ihm die Religion bot, mit erneuerter Innigkeit zu. In den neunziger

Jahren las er Kants damals erſcheinende und vielbeſprochene Werke, und dieſe regten ihn ſo an, daß er dieſelbe Art der Kritik auf die Wiſſenſchaft des Krieges anzuwenden beſchloß. Wie jener die Art der Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes und die Grenzen deſſelben ſeiner Prüfung unterwirft und alles jenſeits jener Grenzen Liegende als uns unerreichbar bezeichnet, ſo ſucht Behrenhorſt die Kriegskunſt und Wiſſenſchaft, nachdem er ihre Entwickelung dargeſtellt, als unzuverläſſig und widerſpruchsvoll zu bezeichnen. 1790 ſchon hatte er ſich von allen Geſchäften zurückgezogen und lebte nur den Wiſſenſchaften und der Correſpondenz mit ſeinen zahlreichen Freunden, — aus ſeinen Briefen hat E. v. Bülow eine Auswahl in dem Nachlaſſe herausgegeben, deren intereſſanteſte an Valentini, Maſſenbach und Rühle von Lilienſtern gerichtet ſind. Namentlich mit Erſterem, dem ſpätern Generallieutenant von Valentini, ſtand er jahrelang in fortwährendem Briefwechſel, der alle wichtigen militäriſchen, namentlich literariſchen Ereigniſſe beſpricht und für die Kenntniß unſerer Militär-Literatur jener Zeit eine wichtige Quelle iſt. Dieſe Briefe enthalten Urtheile über alle Begebenheiten von 1800—1814, namentlich die ſchärfſten und treffendſten über die Theorieen des Krieges, welche ſich damals im Gegenſatz gegen jene Art der Kriegführung geltend machten, die in der Schlacht bei Jena den Todesſtoß erlitt. Nach den unglücklichen Feldzügen von 1806 und 1807 war das regeſte Leben in der Wiſſenſchaft des Krieges wie in der Publiciſtik, die Erfolge ſpäterer Jahre vorbereitend. Scharnhorſt, früher in den Göttinger gelehrten Anzeigen Behrenhorſt's Gegner, hielt in Berlin ſeine trefflichen Vorträge, Archenholz Minerva ging unter dem Namen Pallas in Rühle's Hände über, und deſſen »Bericht eines Augenzeugen« wie Müffling's »Bemerkungen über den Operationsplan« ſtellten die Fehler und Unglücksfälle im militäriſchen Gebiet dar, welche hart und ungerecht, in Cölln's vertrauten Briefen, in Maſſenbach's und Buchholz politiſchen Schriften gerügt waren. Die Feuerbrände, Löſcheimer und Lichtſtrahlen beſprachen, regten an und vermittelten dieſelben Streitfragen. Hierüber liefert dieſe Correſpondenz intereſſante Auskunft und ſelbſt einen bisher ungedruckten Nachtrag zu Maſſenbach's Charakteren in einer vortrefflichen Charakteriſtik Braunſchweig's und Maſſenbach's. Zum Theil durch Behrenhorſt's

Betrachtungen angeregt, ſuchte die junge Schule, — die ſich ſelbſt bisweilen, an die Betrachtungen anknüpfend, die antiſaldern'ſche nannte, — ſuchten außer Valentini auch Rühle und Müffling ihm näher zu treten, auch mit Bülow und ſelbſt mit Maſſenbach ſtand er im freundſchaftlichen Briefwechſel; keiner hielt treuer an ihm feſt als Valentini, den er ſeinen im Geiſt erzeugten Sohn nennt. Dieſer war damals Major beim preußiſchen Generalſtabe, Rühle aber Mentor des Prinzen Bernhard von Weimar mit dem Titel eines Kammerherrn, ihn wie Müffling hatte Carl Auguſt von Weimar nach dem Frieden von Tilſit angeſtellt. Müffling, als Kammerherr am Hofe zu Weimar lebend, ſchrieb ſchon damals unter dem Titel C. v. W., und Behrenhorſt ſagt von ihm: „er gehört zur neuen antiſaldern'ſchen Schule, tritt Bülow und mir auf die Schultern, predigt was wir längſt gepredigt haben, ohne ſich eben deſſen ausdrücklich zu rühmen, thut es aber mit Einſicht, Verſtand und Genie und unterläßt nicht in ſeinen Briefen des Papa grauen Bart mit wohlriechender Seife einzubalſamiren.“ In einem Briefe vom 15. Juli 1812 gibt er den Rath, den Krieg gegen Napoleon ſo zu führen, wie er ſpäter geführt wurde, Hauptſchlachten zu vermeiden, mit unfruchtbarem Boden freigebig zu ſein, — der Krieg werde ſich durch die Ungeheuerlichkeit der Streitmittel von ſelbſt aufzehren. Wieder ein neuer Concurrent um den Preis, den Rath zu dem ruſſiſchen Kriegsplan von 1812 gegeben zu haben.

Behrenhorſt war ein treuer Patriot und Haſſer Napoleon's, hatte aber Preußens Unfälle vorhergeſehen, wie ſie auch zur Beſtätigung des Tadels, den er in den Betrachtungen ausgeſprochen, dienten. Die Wiederbefreiung des Vaterlandes erlebte er noch und ſtarb 1814 in Deſſau 81 Jahre alt, als gläubiger Chriſt, als welchen er ſich wiederholt in ſeinen Briefen und Werken und noch auf dem Todbette bekannte.

Behrenhorſt war ein großer kräftiger Mann, von ſeltener Schönheit und feſter Geſundheit, nur in den letzten Jahren ſah und hörte er ſchwer. Von ihm ſagt ſein Neffe Bülow, der Herausgeber des Nachlaſſes: „Er beſaß einen hellen und tiefen Verſtand, ein treffliches Gedächtniß, einen ſchlagenden Witz und ſtarkes Gefühl. Aller Lüge und Dummheit war er unverſöhnlicher Feind. Sein Charakter

war edel, mannhaft und feſt und ſchreckte anfangs durch eine gewiſſe Rauhheit, ſein Herz war aber theilnehmend und ſein Gefühl weich wie bei einem Kinde. Er war Chriſt im beſten Sinne des Worts, und es verging kein Tag, wo er nicht aus der Bibel, Fenelon's Werken, Luther's Schriften einen Abſchnitt las.« Behrenhorſt hinterließ einen Sohn, der kürzlich als Kammerherr in Deſſau geſtorben, einer ſeiner Enkel dient noch in der preußiſchen Armee. Er hatte einen jüngern Bruder, der als Major 1780 verabſchiedet in Deſſau als Poſtmeiſter lebte, und den ich hier erwähne, weil er häufig mit dem Schriftſteller verwechſelt worden iſt. —

In den Jahren 1795 und 96 ſchrieb Behrenhorſt ſein Hauptwerk, begann alſo ſeine Schriftſteller-Laufbahn im 62. Jahre; es erſchien anonym 1797 unter dem Titel: „Betrachtungen über die Kriegskunſt, ihre Fortſchritte, ihre Widerſprüche und ihre Zuverläſſigkeit«. Als den Hauptgedanken des ganzen Werkes bezeichnet er folgendes: »Die Kriegskunſt fordert einen weiteren Umfang von Wiſſen und mehr angeborene Talente als eine der anderen Künſte und Wiſſenſchaften, um eine Mechanik zu bilden, die nicht, wie die eigentliche auf unwandelbaren Geſetzen, ſondern auf unbekannten, alſo auch unlenkbaren Modificationen der Seele beruht und mit Hebeln und Winden arbeitet, die Willen und Gefühl haben. Sie hat durch Verhängniß in der neuern Zeit eine erſte bewegende Kraft bekommen, welcher menſchlicher Muth und menſchliche Kraft ungleich ſind und bleiben werden«. Kurz der Verfaſſer ſucht aus der Kriegsgelehrſamkeit darzuthun, wie wenig es mit der Kriegsgelehrtheit auf ſich habe, — wozu die Geſchichte auf das willigſte die Hand biete. Behrenhorſt beginnt mit einer geſchichtlichen Ueberſicht und Entwickelung der Kriegskunſt, die trotz ihrer Kürze noch immer die bei weitem beſte Geſchichte derſelben iſt; nachdem er das Kriegsweſen der Griechen und Römer dargeſtellt, erwähnt er kurz das Mittelalter und die Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts und kommt dann zu der Zeit, in der die Erfindung des Pulvers eigentlich erſt die Tactik umzugeſtalten begann, zu den Kriegen Ludwig XIV. Jetzt erſt wurde die Stellung der Heere auf die möglichſte Feuerentwickelung berechnet, wie auch jetzt erſt die Ausbildung des einzelnen Soldaten, die Elementartaktik überhaupt allgemein eingeführt wurde. Nun geht er auf Preußen über, wo Friedrich

Wilhelm I. und des Schriftſtellers Vater Fürſt Leopold ein Heer, eigentlich nur eine Infanterie, bildeten, die im Sinne ihrer Zeit vortrefflich war. Die Schilderung damaliger Zuſtände im Heer und außerhalb deſſelben iſt unübertroffen und bei aller Schärfe des Urtheils doch in mildem billigem Sinn geſchrieben. Weniger gerecht iſt er gegen den großen Helden der ſchleſiſchen Kriege, den Grund ſeiner Bitterkeit, deſſen der ſonſt edle Mann ſich wohl nicht bewußt war, habe ich oben berührt; die kindliche Liebe läßt ihn auch glauben, daß Friedrich ſeinen Vater zurückgeſetzt und in ſeinen Schriften nicht mit genügender Anerkennung beurtheilt habe. Er ſagt ſelbſt, daß er die Facta des ſiebenjährigen Krieges benutze, um ſeine Meinung zu belegen, „daß bis zum Hubertsburger Frieden die moderne Kriegskunſt wegen Mangels einer haltbaren Taktik und wegen der Beſchaffenheit der Kriegsleute noch unter die unſichern Künſte gehöre und die meiſten ihrer Erfolge, günſtige oder ungünſtige, dem Zufall beizurechnen hatte.“ Friedrich II. war bekanntlich in den letzten Jahren des ſiebenjährigen Krieges mit ſeinem Heere wenig zufrieden, wenigſtens nicht mit ſeiner Infanterie. Er ſagt in der Geſchichte deſſelben: „Nach mehrern Feldzügen wird ſich die Infanterie immer verſchlechtern, die Cavalerie ſich verbeſſern“, was doch wohl kaum eine haltbare Behauptung iſt. Um ſeine Infanterie zu verbeſſern, veränderte er Einiges an Leopold's und Friedrich Wilhelm's Einrichtungen. Behrenhorſt aber meint: „Wohl verſtand er die Maſchine zu gebrauchen, minder wohl ſie zu zimmern.“ Die Elementartaktik wurde durch neue Feinheiten bereichert, durch die ſtrategiſche Inſtruction, die Manövers bei Potsdam, zu denen halb Europa Zuſchauer ſandte, eine haargenaue Präciſion und mechaniſche Vollkommenheit erreicht, bei der alle moraliſchen Elemente unbeachtet blieben, ja verachtet wurden. So verdrängten gegen das Ende des Jahrhunderts die Illuſionen der Manövrirkunſt alle Rückſicht auf Möglichkeit der Ausübung im Ernſte, mit den wirklichen Vorzügen waren Vielwiſſerei, Mikrologie, Minutismus, Aengſtlichkeit, höchſter Grad der Grobheit, der Härte und Dienſtſklaverei verknüpft. An den Ausdruck Minutismus will ich eine charakteriſtiſche Anekdote von dem General Saldern anknüpfen, den Behrenhorſt immer irrthümlich Sallern nennt. Dieſer war Inſpectionsgeneral in Magdeburg und, ſonſt als braver Soldat und

gewandter Führer vielfach im Kriege ausgezeichnet, beſonders durch die Pedanterie und Strenge des Dienſtes, der auf die härteſte und kleinlichſte Weiſe unter ihm betrieben wurde, bekannt. Er ſchrieb ein Reglement und tactiſches Lehrbuch, das ſelbſt in vielen fremden Staaten der Ausbildung der Soldaten zu Grunde gelegt wurde, daher er vorzugsweiſe als Vertreter der ganzen Richtung angegriffen wird. In dieſem Lehrbuch ſagt er an einer Stelle, „es wäre freilich vorgeſchrieben 76 Schritt in einer Minute zu marſchiren, nach reiflichem Nachdenken und vielfältigen Beobachtungen ſei er aber dahin gekommen anzunehmen, daß 75 Schritt in der Minute noch beſſer ſeien.“ —

Der 3te, einige Jahre ſpäter erſchienene Band, beſpricht die ruſſiſche Armee und beſonders Münnich und ſeine Feldzüge, es ſcheint faſt als ſuchte er ihn als das gute Beiſpiel aufzuſtellen, wie ihm Friedrich II. das böſe Beiſpiel geweſen war. Der 4te Theil enthält Streitſchriften. Maſſenbach, damals militäriſcher Referent der allgemeinen deutſchen Bibliothek Nicolai's, Mitarbeiter der militäriſchen Monatsſchrift und höchſte Autorität in kriegsliterariſchen Angelegenheiten, hatte „Betrachtungen über die Betrachtungen“ herausgegeben, in denen er mit Recht Behrenhorſt's Animoſität gegen Friedrich II. tadelte und ſich mit geringerem Glück zum Vertheidiger der ſtehenden Heere im damaligen Sinne aufwarf. Er greift den in den Betrachtungen gerühmten Marſchall von Sachſen an und ſpottet über Behrenhorſt's Vorliebe für die Kriegsweiſe der Römer und Griechen und ſeine Empfehlung der Lanze. Auch Scharnhorſt hatte in den Göttinger gelehrten Anzeigen Behrenhorſt's Bajonetthaß verſpottet und gemeint, er wolle die Soldaten nackt, mit Fellen behangen und mit einer Keule bewaffnet in's Feld ſchicken. Mathieu Dumas hatte in ſeinem Précis historique einige Ausſtellungen bei ſonſtiger Anerkennung gemacht, dieſe beantwortet Behrenhorſt im 9ten Theil durch quelques remarques, wie er nöthige Randgloſſen zu den höchſt unnöthigen Betrachtungen des Herrn von Maſſenbach macht. Dieſe einzelnen Entgegnungen abgerechnet, wurden die Betrachtungen mit großem Beifall aufgenommen, man ſchrieb ſie den bedeutendſten Männern, wie dem General Schlieben, zu, und Archenholz bedauerte ſeine ganz Tempelhoff, dem Lobredner Friedrich II., folgende Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges geſchrieben zu haben, ſeitdem er die „furcht-

baren« Betrachtungen geleſen. Noch vor Kurzem hat ein viel geleſener Schriftſteller, Pönitz, geſagt: »Nur zwei Militärſchriftſteller haben Werke von dauerndem Werth hinterlaſſen, der Verfaſſer der Betrachtungen und Clauſewitz, die Werke aller übrigen werden mit der Zeit, in der ſie entſtanden, ihren Werth verlieren.« Es iſt ein ſchöner Zug im Charakter unſeres Behrenhorſt, daß er ſeine Anonymität bewahrte, als das Werk allgemein Beifall gefunden; er hatte es auch nicht um eitlen Schriftſtellerruhm geſchrieben. Durch einen Zufall entdeckte ſein Freund, der Conſiſtorialrath Demarées, einige Jahre ſpäter den Verfaſſer. Er ſah bei einem Buchbinder das Manuſcript und erkannte die Handſchrift.

1805 erſchienen die Aphorismen über die Kriegskunſt, eine Sammlung vortrefflicher Bemerkungen und Einfälle, die der Herausgeber des Nachlaſſes noch um einige vermehrt hat. Wie Clauſewitz kämpft Behrenhorſt gegen die Phraſe, gegen das was erſterer »Vorſtellungen ohne Wirklichkeit« nennt, gegen Ausdrücke wie »aufrollen,« »einen Ochſen bei den Hörnern anfaſſen,« »ſtrategiſche Rückſichten«, »Schlüſſelpunkte und Stellungen«, und dieß Regiſter von wiſſenſchaftlichen Begriffen, denen keine Anſchauung der Praxis entſpricht, ließe ſich aus unſerer Terminologie noch bedeutend vermehren. Er ſtreitet für die moraliſchen Elemente: der Krieger müſſe glauben an Gott und Seligkeit, ſo würde er tapferer ſein, als wenn er durch Phraſen von der Unſterblichkeit des Nachruhmes echauffirt wäre. Das Bajonett hält er für eine ungenügende Waffe, das faſt nie zur Anwendung käme. Seine Darſtellung des wirklichen Verlaufs eines Gefechts iſt ein Pendant zu Clauſewitz' berühmter Beſchreibung einer Schlacht. Das Bajonett hat ſeit ſeiner Erfindung am Ende des 17ten Jahrhunderts viele und gewichtige Gegner gehabt — damals Folard und Montecuculi, ſpäter den Marſchall von Sachſen, im ſiebenjährigen Kriege Behrenhorſt und Tempelhoff, dann Bülow und neuerdings den General Marwitz. Ein Kenner der Geſchichte und Literatur würde gewiß noch viele aufzählen können.

Wie Juſtus Möſer iſt unſer Schriftſteller gegen jedes Avancement nach Verdienſten, und erwähnt, wie er von den Orden ſpricht, das intereſſante Factum, daß Ziethen und Ferdinand von Braunſchweig während des ganzen ſiebenjährigen Krieges keinen Officier zu

einem Orden vorgeſchlagen haben. (Zu Nutz und Frommen der ſtrategiſchen Kritiker a posteriori erzählt er eine Geſchichte aus dem Hebammeninſtitut zu Bologna, die Jedem, der ſolche Kritiken lieſt, oft einfallen wird.)

Im Nachlaß wird eine Betrachtung mitgetheilt, die ich zum Schluß anführe, weil ſie den ganzen Mann charakteriſirt, und alle einzelnen Seiten ſeiner Wirkſamkeit darin zuſammengefaßt ſind. Sein Spott über die künſtliche Taktik und über die Manövers des großen Königs, die Abneigung gegen deſſen Perſon, ſeine Verehrung für Leopold von Deſſau, ſeine Forderung der Religiöſität der Heere — das Alles iſt hier in wenigen Worten zuſammengedrängt. „In keiner Wiſſenſchaft iſt mehr Unnützes, blos Blendendes und Spielerei, als in der modernen Taktik. Das Ueberfeine derſelben, was ſo vielen Künſtlern und Erfindern die Köpfe zerbricht, den Offizieren die gröbſten Verweiſe und dem gemeinen Mann die derbſten Schläge zuzieht, iſt gerade das, was im Ernſte nie gebraucht werden kann. Bejahrter braver Officier, Dich, den der Feind nie ſchreckte, den Du daſtehen oder auf Dich anrücken ſahſt und hiernach Deine Maaßregeln mit kaltem Blute nahmſt, wie dauerſt Du mich, wenn ich beim kunſtvollen Manöver Dich in Verlegenheit ſehe: ob nicht etwa 10 Schritt an der Diſtance fehlen? oder, ob Du vielleicht in den Geiſt aller gemachten Suppoſitionen eingedrungen ſeiſt? Ich will es darauf ankommen laſſen, mich der Verhöhnung vieler meiner Leſer vom Handwerke preiszugeben, — d'rauf! d'rauf! die alte Loſung der Schweden unter Karl XII., der Preußen in ihren erſten Kriegen iſt der Kern, die Quinteſſenz der ganzen practiſchen Kriegskunſt. Schon vor dem Treffen ſchwebt der Sieg über dem angreifenden Heere und nur mit Widerwillen fliegt er zu dem vertheidigenden. Der Soldat, der voll heiliger Begeiſterung den Gedächtnißkelch Jeſu emporhebt, iſt eben der, welcher von Gideon zum Streiter erwählt worden wäre. Seid verſichert, der Donner zerſchmetterte die Gegner jener berühmten Legion, die davon den Namen bekam; was kann einer Schaar widerſtehen, die Glaube und Zuverſicht entflammt, die der Weg des Todes zum Leben führt? Mehr als ein tapferer Krieger, der dieß lieſt, wird ſich erinnern, was es ſei mit Zweifeln und wundem Gewiſſen dem Tode in den Rachen zu ſchauen. Mehr als einem jungen Krieger

wird es beifallen, wenn nun die Lunten glimmen und der Geſchütze Knall die Loſung zum Treffen gibt.« —

Wenn wir Behrenhorſt's Streben im Allgemeinen ein negatives, gegen den Zuſtand des Heeres unter und nach Friedrich II. und gegen die nach dem ſiebenjährigen Kriege geltend gewordenen Anſichten gerichtetes nennen mußten, ſo müſſen wir bei Bülow eine zweite poſitive Thätigkeit unterſcheiden. In jener hatte er im Marſchall von Sachſen und dem Verfaſſer der Betrachtungen Vorgänger, wie gleichzeitig mit ihm der Prinz von Ligne, durch ſeine zahlloſen Witzworte bekannt, in ſeinen préjuges militaires und Brenkenhoff in ſeinen Paradoxen die damalige Kriegskunſt mit den Waffen des Ernſtes und Spottes anzugreifen ſuchten; in ſeinem poſitiven Streben, ein Syſtem der Kriegführung im Großen zu entdecken, hatte er keinen Vorgänger, wenn er gleich durch eine Stelle der Betrachtungen angeregt zu ſein bekennt. Einzelne Regeln und Vorſchriften, abſtrahirt aus hiſtoriſchen Beiſpielen oder aus der Natur der Sache ſelbſt, Lehrbücher der Ausbildung der Soldaten, die hatte man ſeit des Prinzen Moritz von Oranien erſtem Exercirreglement, aber ein Syſtem der Kriegführung, das alle möglichen Kriegshandlungen aus einem oder einigen allgemeinen Grundſätzen herleitet, das hatten weder Puyſegur in ſeiner Art de la guerre noch Friedrich II. in ſeinen »Inſtructionen für meine Generale« zu geben verſucht. Wenn es ein Verdienſt iſt, die bunten, mannichfaltigen, wechſelvollen Bilder des Kriegeslebens auf die magere Schnur eines abſtracten Princips gereiht und andere Syſteme als die Jomini's, des Erzherzog Karl und neuerdings Williſen's angeregt zu haben, ſo gebührt dieß Verdienſt unſtreitig Dietrich von Bülow. Bülow erkannte in den 90ger Jahren und in den erſten dieſes Jahrhunderts die Schwächen unſerer Kriegführung. Friedrich II. Heeresformation, Ausbildung, Kriegführung und Angriffsmethode war auf ſeine Zeit und ganz beſonders auf die Schwächen ſeiner Gegner berechnet, und da waren ſie, wie tauſend glänzende Erfolge bezeugen, vortrefflich, nie hat er ihnen eine abſolute Gültigkeit zugeſchrieben. Als nun die Revolution ein neues Heer, in Allem von jenen Gegnern des großen Königs verſchieden, auf den Kampfplatz führte, da waren wenige, die einen deutlichen Begriff von den völlig veränderten Gefechtsverhältniſſen hatten, denen man auch mit einer

entſprechenden Taktik begegnen müſſe. Die damals im preußiſchen Heere geltenden Anſichten, bitte ich mit Höpfner's Worten ſchildern zu dürfen.

„In dem Exercitium der preußiſchen Infanterie beſtand nach der Anſicht der Offiziere die eigentliche Stärke der Armee. Das Reglement hatte früher mit Recht die Norm für Europa abgegeben, Offiziere aller Nationen waren nach Potsdam gekommen, um von den Wachparaden und Manövers Friedrich II. Vortheil zu ziehen, die älteren Offiziere glaubten ſich noch 1806 auf dem Höhenpunkt taktiſcher Ausbildung. Der Echellon-Angriff ſtand noch im vollen Anſehen, wie im ſiebenjährigen Kriege, man hielt ihn nach wie vor für das ſicherſte Mittel zum Siege und übte ihn bei allen Zuſammenziehungen, wandte ihn auch bei jeder Gelegenheit vor dem Feinde an ohne ſich etwas dabei zu denken. Alle Vortheile des Echellon-Angriffs hatten keinen Werth gegen einen Feind, der eine ſehr bewegliche Infanterie und Cavalerie beſaß, der eine Aufſtellung in Colonnen und das zerſtreute Gefecht in großer Ausdehnung und vor Allem eine Tiefſtellung von mehreren Treffen und eine Reſerve anwendete“ — und an anderer Stelle: „anſehnliche mathematiſche und große Terrainkenntniſſe waren es faſt ausſchließlich, die den Generalſtab zu ſeinem Dienſt befähigten, Kenntniſſe, die weſentlich zu der Anſchauung von der Kriegführung gehörten, die man ſich theoretiſch gebildet hatte und die die Truppen auf's Genaueſte mit dem Terrain verband. Eine vorzüglich in der preußiſchen Armee ausgebildete höhere Anſicht von der Formation des Terrain's brachte in dieſe Kriegführung ein ſcheinbar wiſſenſchaftliches Moment und gab ihr ein geiſtvolles Anſehen. Die örtlichen und räumlichen Verhältniſſe wurden ausſchließlicher Gegenſtand der Beachtung, man ſprach nur von Straßen, Communicationen, Verpflegungsradien und Stellungen, nie von Streitkräften, deren Zahl und Beſchaffenheit, niemals von moraliſchen Angelegenheiten. Der General Grawert und Maſſenbach waren Repräſentanten dieſer Anſchauungsweiſe.“ — Dieſe Anſichten theilt Bülow noch vielfach, ſein Syſtem ruht auf ähnlicher Grundlage, ſeine Kritik fußt auf denſelben Grundſätzen. Dennoch erkannte er viele Schwächen der damaligen Zuſtände, und die Keime der Gedanken der ſpätern Reorganiſation unſeres Heeres, die Ahnung der Folgen eines Zuſam-

menſtoßes mit dem napoleoniſchen Heer finden wir zerſtreut in ſeinen Schriften ausgeſprochen. Deßhalb und wegen ſeines noch dauernden Einfluſſes auf unſere militäriſche Literatur muß ich ein Wort das durch manchen Schatten getrübte Bild ſeines vielbewegten Lebens voranſchicken. —

Dietrich Heinrich Freiherr von Bülow wurde 1757 in Falkenberg dem Gute ſeines Vaters in der Altmark geboren. Sein älterer Bruder war der Feldmarſchall, der Sieger von Großbeeren und Dennewitz, zugleich ausgezeichnet durch ſeine Compoſitionen geiſtlicher Muſik. Dietrich kam als Knabe in die Berliner Militärſchule und trat mit 15 Jahren in ein Infanterieregiment, ſpäter ging er zur Cavalerie über. In einem ſeiner Werke bekennt er, während ſeiner ganzen Dienſtzeit nie einen Stall betreten zu haben. Auch ſagte ihm der Dienſt der Subalternen nicht zu, er ſtudirte den Polybius und Folard und von nicht militäriſchen Schriftſtellern Rouſſeau; deſſen Lectüre nährte ſeine Abneigung gegen die ſtaatlichen und geſelligen Zuſtände, die ſich ſpäter zum bitterſten Haße ſteigerte. 1790 nahm er den Abſchied und ging nach Belgien, wo eine Empörung gegen Joſeph II. ausgebrochen war, um unter General Schönfeldt zu dienen, doch fand er keine ſeinen Wünſchen entſprechende Verwendung, und kehrte zurück, ohne ſich ausgezeichnet zu haben. In Preußen ſuchte er eine Schauſpielergeſellſchaft zu engagiren; als er in Tangermünde ſpielen wollte, verweigerte es ihm der Magiſtrat, weil er keine Conceſſion hatte; er verkaufte daher die ſchon beſchafften Coſtüme und Decorationen an den ſpätern Director Butenop und ging 1792 nach Amerika. Es mag als Beweis dienen, wie wenig ſicher die Nachrichten über ſein verlorenes Leben ſind, daß Behrenhorſt, der perſönlich mit ihm bekannt war, von einer Reiſe nach Afrika ſpricht; er kehrte bald zurück und beredete ſeinen Bruder, ihr gemeinſames, geringes Vermögen in Glaswaaren zu ſtecken, mit einer ſolchen Ladung nach Amerika zu gehen und ſie dort mit Vortheil zu verkaufen, um ſo ein Vermögen zu erwerben. 1795 gingen ſie hin, gaben viel Credit, um die Waaren loszuwerden, bekamen nichts bezahlt und verloren ihr ganzes Vermögen. Nach Berlin zurückgekehrt ſchrieb Bülow ſein Hauptwerk: »Geiſt des neueren Kriegsſyſtems«, in Folge deſſen er eine Anſtellung beim Quartiermeiſterſtabe hoffte, ſie erfolgte

nicht, und nachdem er noch ein Buch über das Geld geſchrieben, das an Hogarth's Bild jenes Mannes erinnert, der im Schuldthurm einen Plan zur Bezahlung der engliſchen Nationalſchuld entwirft, und nachdem er Mungo Park's Reiſen überſetzt hatte, ging er nach England, um da ein Journal zu ſchreiben. Doch fand er keine Abnehmer, wurde in Schuldhaft genommen, ging endlich erlöſt nach Paris, ſoll hier nach einer unwahrſcheinlichen Angabe der Gallerie preußiſcher Charaktere Agent der deutſchen Reichsritterſchaft geweſen ſein und kehrte 1805 nach Berlin zurück. Bei ſeiner völligen Mittelloſigkeit mußte er für Brod ſchreiben und in dem kurzen Zeitraum dreier Jahre verfaßte er, außer mehreren Flugſchriften und vielen Artikeln in Zeitſchriften, die Lehrſätze des neuern Krieges, die Geſchichte des Feldzuges von 1800, die neue Taktik der Steuern, die kritiſche Geſchichte des Prinzen Heinrich, Blicke auf zukünftige Begebenheiten und den Feldzug von 1805. Bei ſeinem Drang, die ihn belebenden Ideen mitzutheilen, auf Andere zu wirken, genügte ihm die Schriftſtellerlaufbahn nicht; trotz ſeines unruhigen, wohl ziemlich ſittenloſen Lebens, fanden Swedenborg's Träumereien bei ihm Eingang, und er ſuchte Proſelyten zu machen, ſoll ſchon in Amerika in frommen Conventikeln gepredigt haben und erwartete, einer Swedenborg'ſchen Weiſſagung zufolge, im Jahre 1818 eine Umwandlung der Welt und den Beginn des tauſendjährigen Reichs, in dem ihm, Bülow, eine ausgedehnte Apoſtelthätigkeit beſtimmt ſei. Bei ſcharfem Verſtande, vielem Witz, ausgebreiteten, aber ungeordneten und oberflächlichen Kenntniſſen, bei unmäßiger Eitelkeit, mußte ihn die ſtete Erfolgloſigkeit ſeiner haſtigen, ungeſtümen Thätigkeit in Verachtung einer Welt hineintreiben, deren Mängel er im Einzelnen klar genug erkannte, ohne die Höhe eines Standpunktes gewinnen zu können, von dem aus auch dieſe als nothwendige Stufen der Entwickelung erſcheinen. Seine ſchnell aufeinander folgenden Schriften ſind im Grunde nur Wiedergeburten ſeines Erſtlingswerkes; um ſeinen Witz und ſeine Schärfe, um derentwillen ſeine Bücher geleſen und bezahlt wurden, anzuregen, trank er, wie Jean Paul, aus Productionseifer, trank, um ſeine unendlich drückenden Geldverlegenheiten zu vergeſſen, und lebte in der erſchöpfenden Abwechſelung angeſtrengter geiſtiger Thätigkeit und zügelloſen Genießens. Ueberallhin begleitete ihn ſein überreiztes

Selbſtgefühl, das ſich, Mirabeau's Wort parodirend, in dem Urtheil über ſeinen Bruder ausſprach: »Mein Bruder iſt zwar der Dümmſte von uns beiden, aber doch der klügſte Officier der preußiſchen Armee.« Sehr ſeltſam iſt das Urtheil der Gallerie preußiſcher Charaktere: »Mancher, der Bülow gekannt hat, könnte ihn vielleicht wegen ſeines freien und nicht eben keuſchen Lebens nur für einen unechten Schüler Swedenborg's halten, man bedenke indeß, daß es ihm mit ſeinem Myſticismus ebenſo gehen mußte, wie mit ſeinem militäriſchen Syſtem. Da dieſes von Niemand befolgt wurde, und er nicht im Stande war, ſich eine entſprechende Welt zu ſchaffen, ſo trat er, durch die Umſtände verleitet, das mit Füßen, was ihm das Heiligſte war. Wenn ſich zuweilen in der Handlungsweiſe und dem Syſtem genialiſcher Menſchen eine Verſchiedenheit zeigt, ſo liegt der Fehler nicht ſowohl in ihnen ſelbſt, als in ihren Umgebungen. Die Umſtände ſetzen ſie in Widerſpruch mit ſich ſelbſt wären dieſe für Bülow günſtiger geweſen, er würde ein Heiliger geworden ſein.« Eine ſeltſame Apologie, freilich viel charakteriſtiſcher für Maſſenbach als für Bülow. Der Feldzug von 1805, militäriſch-politiſch betrachtet, enthält neben einer äußerſt ſcharfen Kritik der Operationen der Oeſterreicher und Ruſſen eine Menge politiſcher, religiöſer, philoſophiſcher Reflexionen und Bemerkungen von dem ungleichſten Werthe. Neben überraſchend treffenden und ſchlagenden Worten ſtehen andere höchſt unwahre, von faſt unbegreiflicher Ignoranz zeugende, die der Feder eines ſo gewandten Kopfes nur bei ſo gedankenloſer und haſtiger Vielſchreiberei entfließen konnten. Jede Seite aber iſt Zeuge grenzenloſer Bitterkeit und der maaßloſeſten Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung. In Oeſterreich, wohin das Buch heimlich geſchafft war, ging es reißend ab, und ſein wie Rußlands Geſandter forderte Bülow's Verhaftung. Sein letztes Lebensjahr und Ende beſchreibt Behrenhorſt in ſeinen Briefen an Valentini und Rühle, die bezüglichen Stellen theile ich nachſtehend mit, da ſie zugleich intereſſante Urtheile über ihn und ſeine Schriften enthalten.

»Bülow ſitzt ſeit dem 7. Auguſt in der Hausvogtei, ſeine Papiere ſind verſiegelt, und alle Exemplare den Buchhändlern weggenommen. Man kann ihn kaum bedauern, denn die Schrift iſt wirklich raſend, in dieſem Betracht verdient er einen Platz im Irrenhauſe.

Man hat ihn bei einem Mädchen in der Kronenstraße arretirt und daselbst noch eine sehr gravirende Correspondenz mit einem Herrn von Nordenschild in Stockholm gefunden. In der wegen seiner Verhaftung erfolgten Cabinetsordre ist verfügt, seinen Verstandeszustand durch Aerzte zu untersuchen, um ihn, falls er verrückt befunden, in die Charité zu liefern.«

Die Aerzte erklärten ihn für völlig bei Verstande, und man beschloß, da die Katastrophe von Jena eingetroffen, ihn nach Colberg zu bringen. Als er die Nachricht von der Schlacht erhielt, sagte er: »Das kommt davon, wenn man die Generale einsperrt und einfältige Menschen commandiren läßt.« Massenbach soll Anfangs Oktober Bülow's Rath noch aus der Hausvogtei eingefordert haben. Auf der Durchreise in Stettin wurde Bülow vom Pöbel, der ihn für Lombard hielt, mit Steinen geworfen und in Colberg in strenger Haft gehalten. Später wurde durch den Commandanten Gneisenau seine Lage sehr verbessert, bis er sich in einem Weinhause prügelte, und Gneisenau ihn wieder in ein Zimmer über dem Thore einsperren ließ. — »Witz und Laune haben ihn nie verlassen. Schade, daß dieser Genius sich so oft im Rinnstein gewälzt hat, in der Wirklichkeit auf den Straßen zu Colberg, moralisch in seinen nachgelassenen Handschriften. Geist ist in Allem, aber umgeben von mancherlei Schmutz, vorzüglich von den Ausbrüchen des gröbsten Egoismus". — Später wurde er nach Riga eingeschifft und übergab ein Manuscript, das der Empfänger verbrannt hat, mit den Worten«: „Dieß Schreiben an Napoleon über Politik und Staatsverwaltung ist das Beste, was ich in meinem Leben geschrieben.«

»Auf dem russischen Schiff ist es ihm übel ergangen; da seine geringe Equipage aus Versehen zu Colberg zurückgeblieben war, hat er die ganze Seereise in leichtem Frack und Sommerhosen machen müssen, ein Umstand, der wahrscheinlich zu seinem frühen Tode beigetragen. Nach Einigen ist er 1808 in Riga am Nervenfieber, nach Anderen in Folge einer Schlägerei in's Gefängniß geworfen an erhaltenen Wunden gestorben.« Behrenhorst schließt seinen Brief an Rühle: »Er hätte sich ungemein gut geschickt, der Quintus Fabius eines Friedrich II. zu werden, eines Regenten, der ohne helle Köpfe zu scheuen und zu fürchten, ihnen die Freiheit ließe, ihre Zungen bis

zu einem gewiſſen Punkte zu gebrauchen.« »Mit 1200 Rthl. Jahrgehalt und Tafel bei Hofe, welchen Platz in der Geſellſchaft würde Dietrich von Bülow mit dem Witz, der Laune, und den Kenntniſſen die ihm zu Gebote ſtanden, nicht ausgefüllt haben! Beinahe den größten Theil ſeiner Immoralität muß man ſeinem widrigen Schickſal zuſchreiben: Dürftigkeit, bei Mangel an Hoffnungen und Ausſichten, iſt eine ſo gefährliche Lage, daß Niemand, der nicht ſelbſt in einer ähnlichen geſteckt hat, weiß, wie tief ſie leider auch das edelſte Gemüth in den Koth zu drücken vermögend iſt.« —

Bülow war ein langer, hagerer Menſch, ſehr choleriſch, mit ſcharfen, ſtechenden Augen, die über eine große Habichtsnaſe fortſahen. Wenngleich die Gallerie ihm die Fähigkeit des mündlichen Vortrags abſpricht, ſo war doch ſein Geſpräch äußerſt belebt, ſeine Bemerkungen von gedrängter Kürze und von ſchlagendem Witz. Das Drückende ſeiner Lage konnte er nicht verbergen und fiel im Geſpräche oft ſich unbewußt in tiefes Nachdenken, war dann wieder ruckweiſe ſehr munter. Wenn wir einen Rückblick auf ein ſo wild umgetriebenes, ſo elend endendes Leben werfen, deſſen Reſultate Bülow's großen Talenten doch wenig entſprechen, ſo mögen wir an ſeines Rouſſeau wahres Wort uns erinnern: „Il est trop difficile de penser noblement, quand on ne pense que pour vivre.“ —

Bülow war der erſte, der ein Syſtem der Kriegführung aus ſpeculativen Gründen aufzuſtellen verſuchte; nicht aus der Erfahrung früherer Kriege, abſehend von den ſtets veränderlichen Verhältniſſen des Kriegstheaters, der Organiſation der Heere, von den moraliſchen Elementen ſuchte er ein immer gültiges Syſtem nach geometriſchen Grundſätzen aufzuſtellen, das in der Wirklichkeit ganz auf die damalige Art der Verpflegung des Heeres aus Magazinen und die ſtete Abhängigkeit deſſelben von dieſen rückwärts liegenden Punkten berechnet war. Behrenhorſt hatte dagegen zu zeigen verſucht, ein Syſtem der Kriegführung ſei für alle Zeiten unmöglich, dieſe Wiſſenſchaft habe nichts Poſitives, und das Streben danach führe zur Ueberſchätzung der mechaniſchen, zur Unterſchätzung der moraliſchen und intellectuellen Elemente des Krieges. So wenig praktiſchen Werth Bülow's Syſtem auch hat, ſo iſt doch ſeine Terminologie der Literatur geblieben; die Ausdrücke Taktik und Strategie, deren Definitionen das

Steckenpferd aller Theoretiker geworden ſind, hatten vor ihm noch keine conventionelle Bedeutung. Friedrich II. z. B. ſpricht, etymologiſch ganz richtig, von einer tactique oblique und meint damit ſeine ſchräge Schlachtordnung. Die Worte und wohl auch die Begriffe der Baſirung einer Unternehmung, ihres Objects, ihrer Subjecte ſind durch ihn eingeführt. Wie Valentini, Rühle von Lilienſtern, Clauſewitz und Ponitz auf Behrenhorſt und Scharnhorſt fußen, ſo ſind die Syſteme des Erzherzog Karl, Jomini's, Williſen's und das neuerdings bekannt gewordene des General Pfull auf Bülow's Werk zurückzuführen: ſie unterſcheiden ſich von ihm wohl in den Reſultaten, aber nicht in der Art der Anſchauung.

1798 erſchien der „Geiſt des neuen Kriegsſyſtem's“ hergeleitet aus dem Grundſatz einer Baſis der Operationen. Bei der Terminologie wird ſich ſein Syſtem am leichteſten erläutern laſſen. Der Gegenſtand, auf den eine operirende Armee losmarſchirt, iſt das Object, die rückwärts gelegenen Punkte ihrer Subſiſtenz, Feſtungen mit Magazinen, Stützpunkte ſind ihre Subjecte, die Marſch- und Verpflegungswege ſind die Operationslinien, die die Subjecte verbindende Linie iſt die Baſis. Dieſe Baſis und die äußerſten Operationslinien, die ſich am Object ſchneiden, bilden einen Triangel, deſſen der Baſis gegenüber liegender Winkel 90° ſein muß, wenn die Unternehmung gehörig baſirt ſein ſoll. Auf dieſem Grundſatz beruht ſein ganzes Syſtem, eigentlich iſt dieſer Grundſatz ſein Syſtem. Clauſewitz fertigt ihn in ſeinem „Lehrbuch vom Kriege“ mit den wenigen Worten ab: „Ein witziger Kopf verſuchte eine Menge von Umſtänden: die Ernährung des Heeres, die Ergänzung deſſelben und ſeiner Ausrüſtungsmittel, die Sicherheit ſeiner Nachrichtenverbindung, endlich die Sicherheit ſeines Rückzuges in einen Begriff, den der Baſis zuſammenzufaſſen, und zuerſt dieſen Begriff allen jenen einzelnen Beziehungen, dann aber wieder die Größe der Baſis ihr ſelbſt und zuletzt den Winkel, den die Streitkraft mit dieſer Baſis macht, der Größe derſelben zu ſubſtituiren, und dieß Alles blos um auf ein rein geometriſches Reſultat zu kommen, welches ganz ohne Werth iſt.“ Im Sinne ſeiner Zeit, ſcheint er im Object der Operation nur einen Ort, eine Feſtung, ein Magazin, eine Hauptſtadt, kurz ein Subject des Feindes zu ſehen, nicht aber den Feind ſelbſt, während Friedrich II. wie Na-

poleon zum Ziel ihrer Unternehmungen faſt überall das feindliche Heer wählten. Das Heer aber iſt beweglich, bald hier bald da; es läßt ſich alſo unmöglich nach Winkeln und Graden der Werth einer Operation beſtimmen. — Die tactiſchen Regeln entſprechen dem Grundſatz einer umfaſſenden Baſis: der Feind ſoll in der Fronte feſtgehalten und dann umgangen werden — daher ſah er in der Schlacht bei Crefeld die vollkommenſte des ſiebenjährigen Krieges —; dem concentriſchen Angriff mit umfaſſender Baſis entſprechend (die Frontal-Angriffe zum Schein, der Hauptangriff ſtets in der Flanke) ſoll der Rückzug excentriſch zerſplittert ſein. Einer ſeiner Kritiker wirft ihm mit Recht vor, da der Angreifer das Heer im Ganzen geſchlagen, brauche er ja nur ſein Heer in ebenſoviele Theile zu zerſplittern und er würde ihn ſo gut en detail ſchlagen, wie vorher en masse. Bülow ſagt, er habe die Kriegskunſt aus der körperlichen Organiſation hergeleitet: von zwei Kämpfern ſuche einer dem andern die Seite abzugewinnen, weil unſer Körper mehr nach vorn als ſeitwärts zu ſchlagen fähig iſt; ebenſo ſei es mit Heeren, von denen eins dem andern die Flanke abzugewinnen ſuchen müſſe. Wenn er nun auch der Erfinder dieſes Witzes iſt, was hat er mehr gethan, als längſt bekannte Dinge in neuer Form ausgeſprochen. Gerade ſo iſt es aber mit ſeinem Grundſatz der Baſirung. Schon dem Cyrus widerrieth man, in das Land der Maſſageten zu gehen und ſich ſo weit von Perſien zu entfernen, aus denſelben realen Gründen, die Guſtav Adolph veranlaßten, erſt Pommern zu erobern, ehe er nach Sachſen und Bayern drang; durch die abſtracte Form eines Grundſatzes wird die Sache weder klarer noch anſchaulicher, und höchſtens hat der wiſſenſchaftliche Ausdruck gewonnen. Eben durch die ſcheinbar wiſſenſchaftliche Form, namentlich durch mathematiſche Ausdrucksweiſen, geht ſehr oft die Klarheit und Deutlichkeit der Vorſtellung verloren. Wenn man Bülow's Geiſt des Kriegsſyſtems durchblättert, ſieht es aus wie ein geometriſches Handbuch, und die ſtricte mathematiſche Beweisführung nimmt leicht den Geiſt gefangen, — gegen jeden ſolcher Wortfechter iſt man verloren, wenn man die Prämiſſen zugiebt, hier alſo zugiebt, daß ſich eine Reihe Feſtungen durch einen Strich, eine Armee durch ein kleines Oblongum, wieder eine Feſtung durch einen Punkt und der Marſch einer Armee durch einen Strich verſinnlichen laſſe,

und daß alles, was hier von Strichen und Punkten haarscharf bewiesen werde, auch auf die leibhaftige Wirklichkeit, auf Heere muthiger und kräftiger, von kühnen Führern geleiteter, oder feiger, erschöpfter, planlos hin und her gezerrter Menschen zu übertragen sei. Bülow und die nachfolgenden Systematiker vergessen, um Clausewitz' trefflichen Ausdruck zu gebrauchen, daß die Bewegung der Maschine des Heeres auf dem Papier keine Friction erleidet. Ich bitte hier vorgreifen und ein schlagendes Beispiel aus einem spätern Werke Bülow's anführen zu dürfen, wo er auf fast komische Weise ein höchst complicirtes Verhältniß des wirklichen Lebens durch ein vielfaches Rechenexempel zu erläutern sucht und den Zahlenbeweis ohne Weiteres auf die Wirklichkeit überträgt; er vergißt ganz, daß eine Zahl wie eine geometrische Figur nur begriffliche Wahrheit hat, und daß alles Rechnen nur ein Umformen des Ausdrucks ist. Bülow will gegen Buchholz' Behauptung beweisen, daß je größer ein Staat, je mehr Vortheil, je mehr Kraft für das ihm angehörige Individuum.

$$\text{Denn } 2 + 2 = 2 \times 2 = 4$$

$$\text{Dagegen } 200 + 200 = 200 \times 200 - x$$

$x = 39{,}600$ repräsentirt den Vortheil größerer Staaten über kleine: — das klingt wie Wahnsinn, aber Beispiele ähnlicher Art, nur weniger kraß, finden sich in viel gelesenen Büchern, selbst Rühle von Lilienstern's Bericht eines Augenzeugen, enthält eine solche Beweisführung. So sehr nun auch Bülow's System noch in den Fesseln der Vorurtheile seiner Zeit steckt, so wenig man seine Grundsätze als allgemein gültig wird anerkennen wollen, so klar erkannte er doch die Mängel des damaligen preußischen Heeres. Behrenhorst schwebte immer der Zustand der letzten Regierungsjahre Friedrichs vor, zu Bülows Zeit war schon manches geändert, die Disciplin war milder geworden, das Exercitium wurde schlaffer betrieben, das Selbstvertrauen war wankend geworden, — die gewaltigen Erfolge französischer Waffen lagen klar genug vor Augen, aber zu den nothwendigen Reformen kam es nicht. In den Anmerkungen zur 2ten Ausgabe des Kriegssystems sagt er unter anderm: „Ein preußisches Infanterieregiment führt 200 Pferde mit sich (jeder Subalternoffizier hatte ein Reitpferd). Man hat es mir übel genommen, daß ich verlange, die Fähnriche sollten ohne Federbetten in den Krieg ziehen. Federbetten — wie unkriegerisch! wenn's noch Bärenhäute wären.“

Von dem Bajonett, als deſſen Gegner ich ihn anführte, ſagt er mehr originell als wahr, aber bezeichnend für die formloſe Schreibweiſe: „Die eulenſpiegelartige Conſtruction der Kolben, das klappernde, ſtumpfe, verbogene Bajonett, mehr geeignet, im Kriege eine Hammelskeule zu braten, als einen Feind zu durchſtechen, die Exercice mit dieſer ſonderbaren Waffe, von dem Soldaten Kuhfuß, von den Offizieren hyberboliſch Gewehr genannt, die ganze Beſchaffenheit der Gewehre legt uns das vollkommenſte Exemplar einer Schildbürgererfindung vor Augen.“ Bekanntlich waren 1806 die Gewehre vieler Regimenter in faſt unbrauchbarem Zuſtande. „Wenn die Frage entſteht, ob die Infanterie zweckmäßiger zu bewaffnen ſei, ſo erkläre ich mich zum Vortheil der Pike, die Folard die Königin der Waffen, Homer den Schrecken der Menſchen und Hunde nennt.“ Ueber die Saldern- und Lascy'ſchen Taktiker, die als Vertheidiger einer ausgedehnten Mauer kleiner Poſten meinen, man müſſe keine Feſtungen haben, weil der Feind, wenn er ſich in unſerem Lande feſtſetzt, ſchwer daraus zu vertreiben ſein würde, bemerkt er treffend: „Das iſt gerade ſo, als wenn man deßhalb keine Thüren in ſeinem Hauſe haben wollte, weil ein Dieb, der hineingebrochen wäre, nur deſto ſchwerer hinauszuwerfen wäre.“ Schon 1798 ſagte er prophetiſch: „Ein von leichter tirailliirender Infanterie umgebenes Quarrée gehört unter die bedauerlichſten Objecte“, und verſinnlichte es durch eine Zeichnung des concentriſchen Feuers der Tirailleure, des excentriſchen der Colonne. Die Schlacht von Jena und namentlich die ſächſiſchen Bataillone im Gefechte von Saalfeld beſtätigten ſeine Behauptung. Den Echellon-Angriff, in dem damals das preußiſche Heer ein Recept zum Siege ſah, hielt er in thesi für fehlerhaft und meinte, durch ihn habe Friedrich II. keine Schlacht gewonnen, ſelbſt bei Leuthen habe nicht der ſchräge Angriff in gebrochener Linie, ſondern der Flankenangriff den Sieg entſchieden. Mit gleichem Rechte tadelt er die Form des Quarrées en crèmaillere die Form einer Levkoye ſei eben ſo zweckmäßig, das Schrägfeuern, das Pelotonfeuer und ähnliche Künſteleien, die er Suppoſitionen der Paradetaktik nennt. So zeigt er allerdings eine größere Einſicht in die veränderte Natur der damaligen Kriege, als die Führer des Heeres, und ſein Selbſtgefühl entbehrte nicht aller Begründung. Den Grundſatz der Baſirung bekennt er ſelbſt aus einer

Stelle der Betrachtungen gezogen zu haben. Behrenhorſt ſpricht einmal von »in gehöriger Breite baſirten Unternehmungen mit Rückſicht das Eroberte zu behaupten« und an anderer Stelle, im 3ten Theil, von einem offenſiven Dreieck, deſſen Baſis von Antwerpen bis Maſtricht geht, während die Schenkel in Landrecy zuſammenlaufen. Der 3te Theil erſchien 1799, Bülow's Buch 1798, er behält alſo den Anſpruch auf die Erfindung, nennt ſich aber an mehreren Stellen Behrenhorſt's Schüler und ſpricht überall mit höchſter Achtung von ihm. Die mehrſten ſeiner andern Schriften kann ich übergehen, da ſie nur frühere Ideen reproduciren, immer mehr Fremdartiges in den militäriſchen Stoff hineinziehen, um das abſtracte Gerippe ſchon bekannter Begriffe mit einigem Fleiſch zu bekleiden und die nöthige Bogenzahl zu füllen; die Art ſeiner Darſtellung wurde immer flüchtiger, ſein Ton rückſichtsloſer und poſſenhafter. Die »neue Taktik der Steuern, wie ſie ſein ſollte«, die wieder manches Neue und Wahre enthält, beginnt ironiſch: »Die Taktik auf den Exercierplätzen iſt etwas in ſich ſelbſt Vollendetes nach dem äſthetiſchen Grundſatz von Göthe und Schiller. Sie hat ihren Zweck in ſich ſelbſt. Auf dem Exercierplatze zu glänzen, das iſt ihr Zweck. Ich hingegen beſchäftige mich mit einem idealiſchen Heere, welches in Friedenszeiten etwa zum Kriege vorbereitet würde.“ Die folgenden Abſchnitte über Errichtung, Erhaltung, Ausrüſtung und Uebung des Heeres ſind ganz im Sinne der am weiteſten gehenden Vorſchläge zur Reorganiſation unſeres Heeres nach dem Frieden zu Tilſit. Er ſagte ſchon 1805, worauf ſich unſere Heeresorganiſation zum Theil gründet: »Disciplin, Taktik, Muth ſind nur mitwirkende Potenzen, die Maſſen, die Quantität der Streiter entſcheidet«. Und an anderer Stelle: »Die Schlachten der Zukunft werden durch Tiraillirfeuer entſchieden werden«, was durch die Schlachten bei Groß-Görſchen und Ligny und neuerdings durch das Gefecht von Schleswig eine, wenn auch bedingte Beſtätigung findet. Sein neuer tactiſcher Grundſatz, den er eben ſo wichtig, als den der 90 Grad im ſtrategiſchen Gebiete findet, daß nemlich »das Object des tactiſchen Angriffs nicht der Schlüſſel der tactiſchen Poſition, ſondern der Schlüſſel der ſtrategiſchen Baſis“ ſein ſoll, ſcheint mit Napoleons Angriffen auf der innern Linie übereinzuſtimmen. Dieſe Taktik wollte er »Antiſaldern und Antilascy«

nennen, was die Cenſur nicht billigte, da die Wittwe des General Saldern noch lebe und dadurch gekränkt werden könne. Da der Verleger die Gegenſchriften gegen Bülow mit der Taktik zuſammenzudrucken wünſchte, ſo nannte er dieſe „Antibülow", da er nicht unter die Reputationen zu gehören glaubte, die kein „Anti" zuließen. Der 2te Aufſatz dieſes Antibülow iſt vortrefflich, und faſt möchte ich Valentini für den Verfaſſer halten; Bülow wird überall mit ſeinen eignen Waffen geſchlagen, und mit geometriſch logiſchen Beweiſen ſein Syſtem als falſch erwieſen. Die gründlichſte Prüfung und Beurtheilung erfuhr er in Rühle's Aufſatz in der Pallas: „Ueber Geltung und Bedeutung des Begriffs Operationsbaſis."

Sein Syſtem machte bei ſeinem Erſcheinen das größte Aufſehen, obwohl es die erwünſchteſten Früchte einer Anſtellung nicht trug, mehrere ſeiner Werke wurden in's Däniſche und Franzöſiſche überſetzt, und der däniſche General Binzer ſchrieb 1803 eine Abhandlung über ſie. In Deutſchland griff ihn Gaugreben heftig an, auch Maſſenbach in der allgemeinen deutſchen Bibliothek und Scharnhorſt in den Göttinger Anzeigen recenſirten ihn ungünſtig. Am ſchlagendſten iſt er durch Rühle, Jomini und Valentini widerlegt. 1807 erſchien in Berlin eine Brochüre: „H. v. Bülow nach ſeiner Hypergenialität und ſeinen Abentheuern geſchildert", die ich nie zu Geſichte bekommen habe; die Artikel im Militär-Converſationslexicon von v. d. Lühe und im Brockhaus'ſchen ſind nur Auszüge aus dem parteiiſchen Charakterbilde der Maſſenbach'ſchen Gallerie. Eine neue von jenen nicht benutzte Quelle bieten die Briefe Behrenhorſt's. Das meiſte Aufſehen machte Bülow's berüchtigtes Buch über den Feldzug von 1805, deſſen Erſcheinen für ihn ſo unglückliche Folgen hatte. Bülow, faſt der Erinnerung der Gegenwart entſchwunden, iſt kürzlich durch einen vielgeleſenen, aber oberflächlichen, klatſchſüchtigen Vielſchreiber, Behſe, neben Maſſenbach als einer der Märtyrer Preußens dargeſtellt worden. Behſe, der vermuthlich nie eine Zeile von Bülow geleſen, meint, dieſer wäre wegen ſeinen liberal-conſtitutionellen Anſichten, wegen ſeiner deutſchen kriegsmuthigen Geſinnung, wegen ſeines Franzoſenhaſſes von der damals herrſchenden Partei Haugwitz, Lombard, Voß, die Behſe Camarilla nennt, eingeſperrt und geopfert worden. Nun finden wir in dem in Rede ſtehenden Buche Bülow als den

Lobredner Haugwitzens. Er ſieht in dem Schönbrunner Vertrag, der Hannover an Preußen brachte, Preußens Rettung, er empfiehlt wie Maſſenbach und Buchholz die franzöſiſche Allianz, haßt Rußland und England und hofft im Sinne der ſpätern Continentalſperre die Vernichtung der engliſchen Seehegemonie, erwartet und hofft eine Univerſalmonarchie Napoleons, mit einer Erhaltung der Dynaſtie durch Adoption, wie unter Trajan und den Antoninen, „Gott hat, fährt er fort, die Franzoſen zur Herrſchaft beſtimmt, weil ſie durch Ehre und Decenz die Corruption mildern, während die Andern, wie die Deutſchen, ebenſo laſterhaft und noch mehr, weil das Judicium ſie nicht zügelt, ohne Decenz und Ehre ihre Greuelthaten verüben würden. Die Weiblichkeit des franzöſiſchen Charakters mildert das Herbe ihrer Tyrannei und Verachtung. Ich bin deßhalb überzeugt, daß das franzöſiſche Reich von der Vorſehung zur Oberherrſchaft beſtimmt iſt". Und hätte die Camarilla, was ſie *nicht* gethan, Bülow verhaften laſſen, ſo wäre es nur zu rechtfertigen; es findet ſich eine Stelle in der Vorrede des 2ten Theils, die ſich wohl zu einer Unterſuchung wegen Landesverraths qualificirte. Bekanntlich war 1805—1806 der Krieg zwiſchen Preußen und Schweden erklärt, und da ſchlägt Bülow dem König von Schweden vor, Stralſund der Bewachung des Aufgebotes zu überlaſſen, ſich mit der Beſatzung einzuſchiffen, und eine Diverſion gegen Colberg und Danzig zu machen, Colberg ſei von der Seeſeite am ſchwächſten befeſtigt, und eine Leitererſteigung würde zum Ziele führen. Der König von Schweden hätte den General Kalkreuth in ſeinen zerſtreuten Quartieren überfallen, dann Stettin, das ebenfalls ganz vernachläſſigt ſei, einnehmen ſollen, — an der Waſſerſeite ſei es ohnehin ganz offen — um von da nach Polen zu marſchiren, und es zu inſurgiren. Wenn wir auch ganz von der Ausführbarkeit dieſer Vorſchläge abſehen, ſo geben ſie doch hinreichenden Grund, den preußiſchen Unterthan und ehemaligen Offizier zu verhaften, um ſo mehr, wenn wir die frühere Notiz eines Briefes über die bei ihm gefundene gravirende Correſpondenz nach Stockholm in Erwägung ziehen. Das Titelkupfer des Buchs zeigt einen Soldaten, der ſich beſchämt die Ohren zuhält, während über ihm eine Fama in den Lüften die Geſchichte des Feldzuges von 1805 verkündet. Wenn Bülow einmal von ſeinen politiſchen und philoſophiſchen Phantaſien

zu einer Erzählung der Begebenheiten kommt, iſt ſie anziehend genug. Die Capitulation von Ulm, die Schlacht bei Auſterlitz, beide ſind höchſt anſchaulich und lebendig beſchrieben. Von Mack ſagt er: „Wenn Napoleon ihn umgangen hatte, ſo hatte er Napoleon ebenſo gut umgangen; er brauchte ihn nur zu ſchlagen, ſo war im Fall des Verluſtes Napoleon in ſo ſchlimmer Lage als Mack.“ Das iſt gewiß richtig, läßt ſich aber auf Bülow's Syſtem der Umgehungen und Flankenangriffe eben ſo gut anwenden. Sonſt iſt ſein Räſonnement wie das Lloyds und Maſſenbachs: er hält Nördlingen für den Schlüſſel Bayerns — darauf mochte ihn das Studium des 30jährigen Krieges geführt haben — und meint: hätte Mack ſich bei Nördlingen ſtatt bei Ulm aufgeſtellt, ſo wäre alles gewonnen geweſen. Gerade wie Lloyd's Räſonnement, daß Paſſau der Schlüſſel von Oeſterreich ſei. Die myſtiſche Idee von Schlüſſelpunkten und Schlüſſelſtellungen, die am Ende des vorigen Jahrhunderts allgemein angenommen war und ſelbſt auf die Kriegführung nicht ohne Einfluß blieb, die wie Clauſewitz ſagt, „ihr zähes Judenleben in den Büchern an einem dünnen Faden bis heute fortzuſpinnen gewußt hat“, beherrſchte Bülow ganz. So knüpft er den Gewinn der Schlacht bei Auſterlitz einzig an den Beſitz der Höhen von Pratzen, wie Maſſenbach den der Schlachten von Jena und Auerſtädt an die Aufſtellung auf dem großen Ettersberge; damals, meint er, hätte Preußen den Krieg an Oeſterreich erklären, in Böhmen einrücken ſollen, der König hätte ſich in Prag die Krone aufgeſetzt: das Alles würde keine Schwierigkeiten gehabt haben, denn in Böhmen ſei eine ſtarke proteſtantiſche Partei, namentlich Huſſiten, die dem proteſtantiſchen König ſchnell zufallen würden, — in ſeinem gedankenloſen Hinſchreiben vergißt er ganz was 200 Jahre ſeit der Schlacht am weißen Berge geändert haben.

Und dennoch nennt er ſich „durch ſeine Schriften zum Range erſter Feldherrn erhoben“ und ſagt an anderer Stelle: „Ich habe nun einmal nichts gelernt, als Staaten zu regieren und Armeen zu commändiren, meine vorhergehenden Schriften haben es bewieſen, und meine künftigen werden es noch mehr beweiſen, daß ich mein Metier verſtehe“ und mehrmals ruft er entrüſtet aus: „Mich zu leſen und nichts zu lernen!“ Nicht unwitzig erwähnt er den Calembourg der Vorſehung, daß Mack auf hebräiſch Niederlage bedeute, als hätte der

Stammvater Mack die Beſtimmung ſeines Enkels vorhergeſehen, 1794 und 1805 Niederſagen zu veranſtalten. Bei ſpäter erwähnten, unentſchloſſenen, ſchwachen Handlungen Anderer ſagt er: „Il y a du Mack la dedans.“ Als der Herzog von Würtemberg Napoleon um die Königswürde bat, antwortete ihm dieſer nach Bülow's Erzählung: „Mais aprés avoir fait pleurer vos sujets tant d'années, vous voulez faire rire tout le monde?“ Sehr viele Witze und Bemerkungen laſſen ſich ihrer Obſcönität wegen gar nicht mittheilen, aber begreiflich wird es, wie ein Buch ſo voller Witz, Bitterkeit und Schärfe, wenn auch voller Irrthum, Unwiſſenheit und Selbſtüberſchätzung viel geleſen wurde. Wahrheit und Unſinn, Ernſt und Spott, humane, moraliſche Abſichten und freche Zoten, das Alles wechſelt mit einander ab, und bei den treffendſten Bemerkungen iſt man indignirt über den Ton, in dem ſie geſprochen werden, bei der roheſten Verhöhnung des Vaterlandes, jeder Sitte und Zucht, kann man ein Lächeln nicht unterdrücken, ſo daß ſich die Zwieſpaltigkeit des Buches ſelbſt der Empfindung des Leſers unwillkührlich mittheilt.

So können wir ſein tragiſches Geſchick, nicht aber das beklagen, daß die Cataſtrophe ſeines Lebens zugleich ſeiner Schriftſtellerei ein Ende machte; auf der geneigten Fläche eines regelloſen Wandels und polemiſcher Schriftſtellerei mußte er immer abwärts gleiten, und jedes Jahr, das das Schickſal ihm noch gegönnt, jedes folgende ſeiner Werke hätte ihn tiefer geſunken, dem Vaterlande, der angeſtammten Treue und jeder heiligen Sitte entfremdeter gezeigt. —

V.

Zur Geschichtschreibung des alten Mexico.

Von

Theodor Waitz.

R. A. Wilson, A new history of the conquest of Mexico. Philad., 1859. 1 vol. 8.

Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées du Mexique. Paris, 1857—59. 4 vol. 8.

Die Geschichte der Völker von Mexico und Central-Amerika, deren relativ hohe Cultur die Entdecker und Eroberer dieser Länder bewunderten, ist in Folge der gründlichen Zerstörung des einheimischen Heidenthums durch die Spanier in eine Dunkelheit zurückgetreten, die zu lichten bis jetzt nur noch wenig gelungen ist. Zwar fehlt es nicht an einer Menge von Denkmälern und historischen Nachrichten, welche uns von jener Kultur Kunde geben, aber theils erschwert die Eigenthümlichkeit der letzteren, die oft in hohem Grade von Allem abweicht, was sich bei andern Völkern findet, und durchaus einzig in ihrer Art dasteht, die richtige Beurtheilung des Einzelnen und dessen sichere Zusammenfassung zu einem befriedigenden Gesammtbilde, theils hat die Kritik bis jetzt noch nicht vermocht, in Rücksicht dieses uns so fremd

anſprechenden und ſo fern liegenden Gegenſtandes zu einigermaßen feſten Reſultaten über den Werth und die Zuverläſſigkeit der Quellen ſelbſt zu gelangen, die uns zu Gebote ſtehen. Die monumentalen Ueberreſte, nur erſt unvollkommen durchforſcht, ſind größtentheils nur in Abbildungen bekannt, deren Genauigkeit vieles zu wünſchen übrig läßt, ja deren Treue im Einzelnen, ſo weit ſie eben geht, manche Zweifel erregt hat. Die von Lord Kingsborough geſammelten Bilderſchriften ſtellen nur zu einem kleinen Theile hiſtoriſche Gegenſtände dar, das Meiſte bezieht ſich auf den Feſtkalender, die Wahrſagekunſt und die Mythologie und verſpricht, ſelbſt wenn es verſtändlicher wäre, als es iſt, kaum einen tieferen Aufſchluß. Die ſchriftlichen Denkmäler, welche noch übrig ſind, ſtammen theils von Eingebornen, theils von Spaniern, ſie liegen uns in ſpaniſcher Sprache vor und ſchöpften ihren Inhalt aus der Tradition und aus Bilderſchriften, die ſpäter verloren gingen. Welcher Grad von Glaubwürdigkeit dieſen zu Grunde gegangenen einheimiſchen Annalen ſelbſt zukam, läßt ſich ſchwerlich noch ermitteln, ebenſo wenig ob und wie weit ſie von denen, die ſie benutzten, richtig verſtanden und treu wiedergegeben wurden, nicht minder, ob das in den einheimiſchen Sprachen Geſchriebene mit der erforderlichen Sorgfalt und Genauigkeit in's Spaniſche übertragen worden iſt.

Erklärt ſich aus dieſen Umſtänden die große Verſchiedenheit des Urtheils über die mexicaniſche Geſchichte und ihrer Darſtellung, ſo ſtaunt man auch über den Gegenſatz der Anſichten, der ſich in den obengenannten Werken zeigt. Wilſon, deſſen neueres Buch durch eine frühere Schrift (Mexico and its religion, New-York 1855) vorbereitet iſt, erklärt die Azteken für „eine Horde amerikaniſcher Wilden", deren Tempel nur klein und unbedeutend, deren Bauten und Götterbilder nur aus Lehm gemacht waren, während allerdings die viel älteren Tolteken in Central-Amerika ein wahrhaftes Culturvolk geweſen ſeien. Die Bilderſchriften ſind ihm eine Erfindung ſpaniſcher Mönche, und die einheimiſchen wie ſpaniſchen Schriftſteller gelten ihm für durch und durch unglaubwürdig. Er geht darin ſo weit, daß er die Memoiren des Bernal Diaz als untergeſchoben bezeichnet und Torquemada, den er allerdings eine ſchätzenswerthe Quelle nennt, anderwärts gelegentlich als einen Lügner hinſtellt.

Daß er hierin viel zu weit geht, bedarf keines ausführlichen Beweiſes. Die Aechtheit der Briefe des Cortez an Carl V. iſt bis jetzt unbezweifelt, ſelbſt von Wilſon: die mannigfachen Gold- und Schmuckſachen, die jener, als an den Kaiſer von ihm abgeſendet, darin erwähnt, und was er in Verbindung damit von dem hohen Stande vieler Künſte und Handwerke in Mexico berichtet, kann nicht erlogen ſein. Die vorhandenen Alterthümer genügen zu dem Beweiſe, daß die Mexicaner ſich auf Steinbauten wohl verſtanden, und daß etwa ſpaniſche Mönche die ſteinernen Götzenbilder verfertigt hätten, die man gefunden hat, wird man doch wohl ſchwerlich behaupten wollen. Eine Bilderſchrift von ſo höchſt eigenthümlichem Typus zu erfinden, wie die mexicaniſche, dürfte leicht für einen Europäer eine unlösbare Aufgabe ſein. Sollen wir glauben, daß ſich ihre Erfinder dieſe Mühe gegeben haben, nur um einen ganz nutzloſen Betrug zu ſpielen, daß ſie geſchickt genug waren, zugleich auch alles das zu erdichten, was bisher für die mexicaniſche Mythologie und für den mexicaniſchen Kalender gegolten hat, die in jenen Bildern deutlich genug dargeſtellt ſind, geſchickt genug, um all ihren Zeitgenoſſen und ſelbſt den Conquiſtadoren die Exiſtenz einer einheimiſchen Bilderſchrift einzureden oder in deren Berichte die Erzählung von einer ſolchen allerwärts einzuſchwärzen? Dieß Alles läßt ſich nebſt der behaupteten großen Unglaubwürdigkeit der alten Schriftſteller über Mexico ganz direct widerlegen, wenn man anders als unmöglich zugibt, daß eine große Anzahl von Menſchen, welche ſich Jahre lang in einem neu entdeckten Lande aufhalten, ausſchließlich lügenhafte Berichte mit nach Hauſe bringen, die aber gleichwohl in allen Hauptſachen faſt vollkommen miteinander übereinſtimmen.

Pet. Marthr ſammelte in Italien den Inhalt zu ſeinen allerdings zum Theil ziemlich flüchtig geſchriebenen Briefen über die neue Welt. Er entnahm ihn aus ſchriftlichen und mündlichen Mittheilungen einer Menge von Männern, die an Ort und Stelle geweſen waren, die ſelbſt geſehen und gehört und einen großen Theil deſſen was ſie geſchrieben, ſelbſt miterlebt hatten. Die Abfaſſung jener Briefe fällt theils noch ins 15. theils in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Gomara ſchöpfte in gleicher Weiſe hauptſächlich aus perſönlichen Berichten vieler Conquiſtadoren; eine ſeiner Hauptquellen ſind die Briefe

des Cortez, deſſen Verherrlichung bei ihm nicht ſelten als eine abſichtliche erſcheint. Er brachte ſein Material in Spanien zuſammen und ſein Werk wurde zum erſtenmale im J. 1552 herausgegeben. Der Mönch Sahagun kam 1529 nach Mexico, widmete ſich 61 Jahre lang dem Studium der mexicaniſchen Sprache und Geſchichte und ſtarb dort in einem Alter von mehr als 90 Jahren in einem Kloſter (Torquemada XX, 46). Seine Wahrheitsliebe und ſeine Gelehrſamkeit ſind bis jetzt unbezweifelt geblieben, wenn man auch die hiſtoriſche Kritik nicht als ſeine ſtarke Seite bezeichnen mag.

Die vorurtheilsfreie Erwägung dieſer Thatſachen führt zu dem Schluſſe, daß die älteſten Schriftſteller über Mexico durchaus nicht ſo unglaubwürdig ſind, als Wilſon ſie machen möchte, ſelbſt wenn wir ganz abſehen wollten von den Beſtätigungen, die ſie durch eine ganze Reihe von kleineren Originalberichten in allen Hauptſachen erhalten — wir erwähnen von dieſen nur beiſpielsweiſe die des anonymen Begleiters des Cortez und des Nuño de Guzman (beide bei Ramuſio), die Ritos antiguos (1541) bei Kingsborough vol. IX, die Beſchreibung des großen Tempels von Mexico durch Fr. Hernandez*) ebendſ. vol. VII und bei Nieremberg Hist. nat. VIII, Zurita bei Ternaux-Compans, die Briefe des Alvarado an Cortez. Wilſon ſcheint freilich dieſe Quellen nur zum Theil gekannt oder zu wenig ſorgfältig benutzt zu haben; er würde ſonſt ſchwerlich in ſeinen Zweifeln an der Aechtheit der Denkwürdigkeiten des B. Diaz befangen geblieben ſein, eines Buches, das in ſehr hohem Alter geſchrieben, manche Irrthümer in Folge von Gedächtnißfehlern enthalten und von einigen Uebertreibungen der Großſprecherei nicht frei ſein mag, in der großen Menge des Details aber völlig zuſammenſtimmt mit dem, was wir aus andern Quellen über die Eroberungsgeſchichte wiſſen und überall in der Darſtellung bis auf die nicht ſeltene Confuſion des Stiles herab den alten Soldaten zeigt, den die Erinnerung ſeiner Thaten und Erlebniſſe in lebhafteſten Eifer bringt.

Einen zu hohen Werth hat man bisher wohl auf Acoſta geſetzt,

*) Er wurde von Philipp II. nach Mexico geſchickt, um die Naturgeſchichte des Landes zu ſtudieren; ſein äußerſt reichhaltiges Werk wurde bis jetzt immer nur auszugsweiſe gedruckt.

deſſen Berichte aus ziemlich oberflächlich aufgerafften Notizen entſtanden ſcheinen. Ueber Mexico gibt er faſt nur einen Auszug aus Duran, Hist. antig. de la N. España (Ms. Bibl. Madrid), der ſeinerſeits mit Vorſicht benutzt ſein will, da er vieles Sagenhafte aus dem Volke (des contes populaires) völlig kritiklos in ſeine Geſchichtserzählung aufnahm (Brasseur III, 558 note). Aelter zwar als Torquemada, erreicht er dieſen doch bei weitem nicht an Sorgfalt und Fleiß. Das Werk des letzteren zu Anfang des 17. Jahrh. geſchrieben und auf ſechzehnjährige Studien baſirt, enthält allerdings manche Widerſprüche und unmögliche Angaben, begnügt ſich meiſt mit bloßer Nebeneinanderſtellung deſſen, was ſich in älteren Quellen vorfand, die mehrfach beſtimmt angeführt werden, doch iſt es keineswegs ſo ganz unkritiſch, wie man oft behauptet hat, und ſcheint völlig freigeſprochen werden zu dürfen von jeder abſichtlichen Unwahrheit. Wenn Gallatin (Transactt. of the Am. Ethnol. Soc. I), einer der tüchtigſten und gelehrteſten Kritiker der neueren Zeit auf dieſem Felde, namentlich an den trefflichen feierlichen Reden Anſtoß genommen hat, die von Sahagun und Torquemada mitgetheilt werden, weil ſie wegen der Reinheit ihrer Moral und Religioſität unmöglich für ächt mexicaniſchen Urſprungs gehalten werden könnten, ſo hat er wohl überſehen, daß Torquemada ſelbſt ſich durch ſie an die Bibel und insbeſondere an Paulus erinnert findet, daß er hinzufügt, wie auch die Chriſten über dieſe Dinge nichts Beſſeres zu ſagen wüßten, und wie ſowohl die Dominicaner als auch die Franciscaner und Auguſtiner deshalb dieſen Gegenſtand mehrfach unterſucht, alle aber gleiche Berichte über denſelben gegeben hätten (Torq. IX 32, XIII 28). Dieſes Zeugniß wiegt ſchwer bei der bekannten Eiferſucht und Feindſchaften der beiden erſten der genannten Orden untereinander, und es erſcheint als vollkommen zuverläſſig, wenn man bedenkt, daß gerade die Mönche, welche jene Reden mittheilen, ſich keine Gelegenheit entgehen laſſen, um zu zeigen, wie dieſe elenden Heiden, die ſie bekehren wollen und die ſie nie beſſer ſondern nur oft ſchlechter darſtellen, als ſie wirklich waren, in Allem, was ſie denken, thun und treiben, nur durch die Künſte des Teufels verblendet und der ewigen Verdammniß entgegengeführt worden ſeien. Konnte es dieſen Mönchen wohl in den Sinn kommen, ſolche Reden zu erdichten und den Heiden in den Mund

zu legen als deren eigene Lebensansicht? Und wenn sie selbst es nicht thaten, wer hätte diesen Betrug begangen und die Missionäre getäuscht? Gab es aber in Mexico moralische und religiöse Ansichten von verhältnißmäßig großer Lauterkeit, wenn vielleicht auch mehr in der Theorie als in der Praxis und überhaupt nur bei wenigen hochgebildeten Männern, so wird dadurch in Rücksicht der Culturstufe, auf welcher jene Völker standen, gar manches glaubhaft, was es vorher nicht war.

Welchen Grad von Zuverlässigkeit man den einheimischen Schriftstellern Tezozomoc und Ixtilxochitl (beide schrieben um das J. 1600) zuerkennen dürfe, ist schwer zu sagen, da es fast an allen Anhaltspunkten für ihre Beurtheilung fehlt. Bei dem letzteren, einem Nachkommen des Königshauses von Tezcuco, tritt das Bestreben seine Ahnen zu verherrlichen, oft so stark und deutlich hervor, daß wir seiner Wahrhaftigkeit kein Vertrauen schenken können.

Das Vorstehende scheint zur Würdigung des Buches von Wilson hinreichend, und wir haben nur noch hinzuzufügen, daß er in seiner Schilderung des socialen Zustandes der Azteken, die er in dieser Hinsicht den Irokesen glaubt gleichstellen zu dürfen, eine Menge von Einzelnheiten aus Morgan's Werk über die letzten ohne Weiteres aufnimmt, daß er die Reste toltekischer Cultur in Centralamerika kurzer Hand für phönizisch erklärt, daß er linguistische Gründe in ethnographischen Dingen für ganz unerheblich hält. Er glaubt die Unmöglichkeit einer dichten Bevölkerung im Thale von Anahuac erwiesen zu haben, während die großartigen Bauwerke die in Yucatan noch heute zu sehen sind, unwiderlegbar dafür zeugen, daß selbst die Schwierigkeiten, welche äußerst wasserarme Länder der Civilisation in den Weg legen, von jenen Völkern glücklich überwunden worden sind.

Wer sich vor entgegengesetzten Fehlern in der Geschichte des alten Mexico hüten will, wird wohl daran thun, die Werke von Wilson und von Brasseur näher miteinander zu vergleichen. Jener erklärt selbst in der Geschichte der Eroberung die Berichte der Conquistadoren und Missionäre in den wesentlichsten Dingen für Fabel und läßt daher auch die Reihe der mexicanischen Könige von Acamapichtli bis auf Moteuczoma II., welche von den meisten älteren Quellen fast ohne alle Abweichung mitgetheilt wird, nicht für historisch gelten, ob-

gleich die vielen aber nicht eben sehr erheblichen Differenzen ihrer Regierungszeiten, welche sich angegeben finden*), dafür zu zeugen scheinen, daß jene Regentenliste nicht erfunden ist und jedenfalls nicht von einem Schriftsteller aus dem andern abgeschrieben wurde. Unsicherer mögen zum Theil die Ereignisse sein, welche in die Zeit der einzelnen Könige von den Berichterstattern gesetzt werden, aber mit Recht scheint man mit Gallatin annehmen zu dürfen, daß die Gründung der Stadt Mexico, welche nach den zuverlässigsten Quellen in's Jahr 1325 fällt, das älteste Datum von wahrhaft historischem Charakter in der mexicanischen Geschichte ist. Sehr verschieden hievon urtheilt freilich Brasseur. Er glaubt die Geschichte dieser Völker mit völliger Sicherheit bis zum 8. Jahrhundert zurückverfolgen zu können und gibt von dieser Zeit an bestimmte Jahreszahlen.

Fassen wir zunächst die Mittel in's Auge, durch welche er zu diesem überraschenden Resultate gelangt ist, so müssen wir gestehen, daß diese allerdings viel erwarten lassen. Er hatte nach den ausführlichen Angaben der Vorrede nicht bloß über eine Menge von seltenen gedruckten Werken zu verfügen, sondern es standen ihm auch ältere und neuere Manuscripte in spanischer und in mehreren einheimischen Sprachen von Mittelamerika in reichem Maße zur Benutzung zu Gebote, und zu diesen Schätzen kam noch eine Anzahl von Bilderschriften, die ebenfalls noch nicht publicirt sind und sich in Herrn Aubin's Besitze in Paris befinden. Als Hauptquellen für die ältere Zeit bezeichnet er hauptsächlich den Cod. Chimalpopoca, eine Geschichte der Reiche von Culhuacan und Mexico in aztekischer Sprache, angeblich verfaßt von einem anonymen Zeitgenossen Montezuma's II.; ferner das Manuscr. Quiché von Chichicastenango von Pater Ximenez entdeckt und von Brasseur, wie er sagt, selbst übersetzt; dann das Ms. Cakchiquel oder Mem. de Tecpan-Atitlan von einem Sohne des vorletzten einheimischen Königs von Quauhtemalan (Guatemala) geschrieben. Das an zweiter Stelle erwähnte Werk ist dasselbe, welches zum Theil von Scherzer in der spanischen Uebersetzung des Xi-

*) S. die Zusammenstellung derselben in L'art de vérifier les dates 3me partie IX p. 135 und vollständiger bei Gallatin in Transactt. of the Am. Ethnol Soc. I. p. 162.

menez (Hist. del origen de los Indios de Guatemala trad. de la lengua Quiché. Vienna 1857) herausgegeben worden ist. Brasseur erklärt diese Uebersetzung für sehr ungenau und ist auf den deutschen Herausgeber schlecht zu sprechen, da er sich selbst die Priorität dieses Fundes vindicirt. Müssen wir dieses Letztere dahin gestellt sein lassen, so ist dieß nicht weniger mit der Frage der Fall, ob Brasseur selbst der genannten drei Sprachen hinreichend mächtig ist, um jene drei Mannscr. wissenschaftlich verwerthen zu können. Mit französischer Rapidität reiste er im Oktober 1848 von Neu-Orleans nach Mexico, verweilte dort 2 Jahre, machte dann große Reisen, doch „à petites journées", im Norden dieses Landes bis nach Californien hin, befand sich zu Ende des Jahres 1850 schon wieder in Mexico, lernte nun dort die aztekische Sprache und war gleichwohl 1851 schon wieder in Paris! Später hielt er sich noch zwei Jahre hauptsächlich in Guatemala und anderen Theilen Centralamerika's auf.

Wir hegen nicht den Verdacht gegen Brasseur, daß er den Besitz literarischer Schätze blos vorspiegele, obwohl es leicht Mißtrauen gegen ihn erregen kann, daß er unter ihnen ein antikes Drama nennt, welches ein einheimischer Königssohn von Rabinal i. J. 1855 ihm dictirte und vor ihm aufführen ließ, so daß er auch die zugehörige Musik in Noten gewinnen konnte, wogegen bei Ximenez ed. Scherzer p. 179 not. ausdrücklich bemerkt wird, daß eine hohle Schildkröte und ein hohles Stück Holz, auf denen getrommelt wurde, die einzigen Musikinstrumente seien, die es dort gegeben habe. So lange Brasseur die neu entdeckten und von ihm benutzten Handschriften nicht selbst herausgibt, wird sich nie mit Sicherheit beurtheilen lassen, was sie werth sind, noch auch in wie weit seine jedenfalls sehr freie Bearbeitung derselben Zutrauen verdient. Indeß läßt sich schon jetzt erweisen, daß das letztere trotz des großen Fleißes den man anerkennen muß, nur ein sehr schwaches sein darf. Wir geben zuvörderst einige Beispiele, die dieß zur Gewißheit erheben.

Daß in dem Mf. Quiché, ebenso nach Brasseur wie in der Ausgabe von Scherzer, von weißen und schwarzen Menschen die Rede ist — ein schlagender Beweis für sein relativ geringes Alter — findet jener nur sehr merkwürdig (I 106 not.), es hindert ihn aber durchaus nicht in dem Buche die wahre Urgeschichte der mittelameri-

kaniſchen Völker zu ſuchen. Die eingebornen Rieſengeſchlechter, von denen ſo häufig die Rede iſt, gelten ihm für hiſtoriſche Völker von ſehr großer Statur, und die bis zur Unmöglichkeit lange Lebensdauer und Regierungszeit vieler Könige ſucht er durch den Hinweis auf die vielen Beiſpiele ausgezeichnet hohen Alters eingeborner Amerikaner annehmbarer zu machen, (I 66, 153, II 279), ganz als ob er bei den rationaliſtiſchen Erklärern der bibliſchen Wunder in die Schule gegangen wäre. Es erregt ſeine Verwunderung, daß der mexicaniſche Gott Tezcatlipoca eine Brille trug und daß es alſo ſchon Brillen vor Ankunft der Spanier in Mexico gab (III 507 note.), ohne zu bedenken, daß dieſe Brille des Gottes eben nur in zwei glänzenden kleinen Spiegeln beſtand, welche die Allwiſſenheit deſſelben, die Spiegelung des Univerſums in ſeinem Geiſte darſtellen.

In der willkürlichen Behandlung der Quellen, in Rückſicht der Deutung, die er mit ihren Worten vornimmt, iſt Braſſeur nicht minder ſtark als in der Ausſchmückung und detaillirten Ausmalung ihrer Angaben, von deren Bedenklichkeit er eben ſo wenig eine Ahnung hat, als von der Unſtatthaftigkeit auf eine weit frühere Zeit eine Schilderung zu übertragen, die für eine ſpätere gilt.

Von den Huaſtecas erzählt er als charakteriſtiſch im 11ten Jahrhundert, was der ſogenannte anonyme Eroberer im 16ten über ſie ſchreibt, ſchildert die Märkte der alten Toltekenſtadt Tollan mit ihren Waaren, ohne auch nur ein Citat der Quelle nöthig zu finden, und entwirft aus der Zeit des Toltekenheros Quetzalcohuatl Bilder, als hätte er ſelbſt dieſe Zeit mit durchlebt (I 401, 271, 266): De quelque côté que la suite de Quetzalcohuatl laissât tomber ses regards sur la vallée d'Anahuac, elle leur offrait des scènes également ravissantes. Autour des grands lacs, profondément encaissés au centre des masses porphyritiques qui la séparent des plateaux voisins, on ne voyait partout que des forêts magnifiques, que riches prairies, que champs fertiles s'inclinant vers le rivage. Du fond des eaux, les villes toltèques, à demi cachées dans la verdure s'élançaient, avec leurs blancs téocallis. Au milieu de toutes se distinguait, comme une reine entre ses compagnes, la noble cité de Culhuacan . . . So werden im 2ten Bande die Verwaltung, das Gerichtsweſen und die inneren

Verhältniſſe von Yucatan in alter Zeit überhaupt viel weiter in's Detail ausgemalt als die Quellen erlauben, und daſſelbe ſcheint zu Anfang des 4ten in der Beſchreibung der Stadt Mexico ſtattgefunden zu haben, welche mehrfach aus dem ergänzt iſt, was der Verfaſſer heutzutage dort beobachtete. Müſſen wir demnach erwarten, daß er ſeine literariſchen Schätze durchgängig auf die Weiſe benutzt hat, daß er ſie viel beſtimmter ſprechen und weit mehrere Einzelnheiten erzählen läßt als ſie wirklich enthalten, ſo iſt ſein Buch mindeſtens zur Hälfte ein Roman.

Mit einzelnen Angaben verfährt er meiſt ſehr willkührlich. Ohne einen Grund anzuführen, erklärt er öfters, wohl wegen der Lautähnlichkeit, die Stadt Champoton an der Weſtküſte von Yucatan, ſei identiſch mit Potonchan am Fluſſe Tabasco, und es beruhe nur auf einem Irrthume Gomara's, daß beide als verſchieden bezeichnet würden (IV 43 not.), was übrigens durchgängig in den Quellenſchriften der Fall iſt. Die Ausdrücke, welche er in ſeinen handſchriftlichen Chroniken findet, deutet er auf eine Weiſe, deren Berechtigung oft als ſehr zweifelhaft erſcheint. „Es gab keine Sonne" heißt nach ſeiner Auslegung „es gab noch keine Civiliſation", und wenige Seiten weiter verſteht er unter dem „Großvater der Sonne" den Urheber des Kalenders. Eine andere Stelle des Textes lautet: „Da meldete man der Sonne, daß 5 Andere eben geboren worden waren", dieß heißt nach ſeiner Deutung: „da hörte man, daß andere Chichimeken (neue Einwanderer) auf den benachbarten Bergen ſich ſehen ließen" (I 113, 122, 200).

Braſſeur verſichert wiederholt, daß er in ſeiner Geſchichte der Culturvölker von Mexico und Centralamerika kein vorgefaßtes Syſtem zu vertreten habe, ſondern überall nur die hiſtoriſchen Thatſachen ſprechen laſſe. Indeſſen gibt er zu verſtehen, daß die älteſte Bevölkerung Amerika's aus Europa, eine ſpätere aus Aſien gekommen ſein möge. Die Typen von Aegypten und Paläſtina, die Typen welche ſich an den Monumenten von Niniveh und von Theben finden, treten uns dort entgegen und „auf dieſen orientaliſchen Stamm ſind in ſpäteren Zeiten Formen aufgepfropft worden, welche an die Mongolen und Tataren erinnern"; das blonde Haar des Gottes Camaxtli, das man in Tlaxcallan unter deſſen Reliquien gefunden, iſt „eine Thatſache mehr zu Gunſten derer, welche die Tolteken aus

Nordeuropa ableiten" (II 181, IV 392 note). Abgesehen von diesen ganz haltlosen Andeutungen ist seine Gesammtansicht über die Urgeschichte der Culturvölker von Mittelamerika folgende.

Die älteste Sprache dieser Völker ist das Tzendal oder (?) Maya, das jetzt noch in Yucatan heimisch, den übrigen ihren Ursprung gegeben hat. Die ältesten Culturländer sind Tabasco, Chiapas, Oaxaca und Yucatan nebst Guatemala und Honduras; sie verdanken ihre geistige Erhebung dem Heros Votan, der über das Meer kam und in den Gegenden am Tabasco und Uzumacinta eine Civilisation begründete, deren Mittelpunkt Xibalba wahrscheinlich an der Stelle lag, wo noch jetzt die Ruinen von Palenque stehen. Sie erstreckte sich von Yucatan bis nach Soconusco hinüber und die Zeit ihres Urhebers Votan, des Sohnes der Schlange, fällt etwa 500, vielleicht 1000 v. Chr.

Eben jenes Land am Uzumacinta ist der berühmte alte Cultursitz Huhuetlapallan von welchem die Tolteken, die Völker der Nahuatl-Sprache oder Nahoas herstammen, die in den ersten Jahrhunderten v. Chr. in Mexico eingewandert scheinen. Sie zogen unter Anführung des Quetzalcohuatl an der Küste hin, von der Lag. de Terminos, wo sie eine Colonie gründeten, nach Panuco und setzten sich hier ebenfalls fest. Ihren Schlägen erlag das alte Reich der Votaniden. Sie verbreiteten sich seit dem Ende des 2ten Jahrhunderts n. Chr. G. über Centralamerika und Mexico. Hier im Thale von Anahuac gründeten sie ihre Hauptstadt Tollan oder Tula in geringer Entfernung von dem spätern Hauptsitze der Aztekenmacht, und lebten ungestört bis zum Eindringen der Chichimeken in ihr Gebiet, das zuerst im 7ten Jahrhundert stattfand — eine Zeitbestimmung, die nach dem Verfasser als völlig sicher betrachtet werden darf. Diese Einfälle der Chichimeken, welche nur zum Theil rohe Völker, zum Theil civilisirtere Eroberer und den Tolteken wahrscheinlich stammverwandt waren, wiederholten sich, bis sie endlich i. J. 1062 dem Toltekenreiche den gänzlichen Untergang brachten.

Prüfen wir diese Entdeckungen Brasseur's etwas näher.

Die Sprachen Mittel-Amerika's sind noch zu wenig durchforscht, als daß sich mit einiger Sicherheit die Abstammung und die Verwandtschaftsgrade derselben bestimmen ließen: die Behauptung über

das Maya, ſcheint nur durch deſſen räumliche Ausbreitung veranlaßt, und daher unmotivirt, auch iſt ſie viel zu vag und allgemein gehalten als daß ſie Zutrauen verdiente. Daß Votan als der älteſte Culturheros der mittelamerikaniſchen Völker zu betrachten ſei und im erſten Jahrtauſend v. Chr. gelebt habe, iſt nicht nur unerweislich, ſondern entbehrt ſelbſt jedes Wahrſcheinlichkeitsgrundes, ebenſo wie die Verbindung, in die ihn Braſſeur mit den Ruinen von Palenque gebracht hat. Gleich willkürlich und nur durch die vorgefaßte Theorie des Verfaſſers geſtützt, iſt die Annahme, daß die Tolteken aus den ſüdlichen Gegenden, ſei es zu Waſſer oder zu Lande, nach Mexico gekommen ſeien. Die mythologiſche Erzählung von Hunahpu und Xbalanque bei Ximenez ed. Scherzer S. 36 ff. läßt dieſe Heroen in die Unterwelt wandern und dort die Götter durch ihre Thaten in Erſtaunen und Bedrängniß ſetzen, Braſſeur aber erklärt dieſe Sage ſo, daß unter jenen Helden Tolteken zu verſtehen ſeien, die an den Hof der Votaniden in Palenque kamen und ſchließlich deren Reich zerſtörten! Es iſt leicht erſichtlich, daß durch ein ſolches Verfahren ſich Alles aus Allem machen läßt und daß neu entdeckte Quellen in ſolchen Händen keine neuen Aufſchlüſſe gewähren. Braſſeur iſt nicht der Erſte, welcher eine Einwanderung der Tolteken und ihrer Verwandten nach Mexico von Süden her behauptet hat. Vielmehr hat ſchon im vorigen Jahrhundert Cabrera die alte Toltekenſtadt Huehuetlapallan in den Ruinen von Palenque wiederzufinden geglaubt (vergl. Del Rio, Deser. of the ruins of an ancient city near Palenque Lond. 1822), wogegen Juarros in ſeiner Geſchichte von Guatemala merkwürdig genug die letzteren mit dem Namen Culhuacan und die Baureſte von Ocoſingo mit dem Namen des alten Toltekenſitzes Tulha bezeichnet hat. Bei der weiten Verbreitung aztekiſcher Ortsnamen in Mittelamerika — nachgewieſen von Buſchmann (Abh. der Preuß. Akad. der Wiſſ. 1852) — verliert indeſſen dieſe Angabe das Befremdende und kann als Grund für die Einwanderung vom Süden her, für die ſich überhaupt kaum irgend etwas von Bedeutung ſagen läßt, nicht mehr geltend gemacht werden, nachdem der oben genannte Gelehrte durch ſeine Entdeckung der ſonoriſchen Sprachfamilie die Herkunft dieſer Völker aus dem Norden, wenn nicht endgültig entſchieden, doch zu einem ſo hohen Grade der

Wahrſcheinlichkeit gebracht hat, daß die wenigen und vagen hiſtoriſchen Analogieen, aus denen man das Gegentheil hat ſchließen wollen, dagegen nicht in Betracht kommen können.

Auch die allgemeine Sage des ſpäteren Culturvolkes von Mexico, der Azteken, behauptet beſtimmt eine Einwanderung von Norden. Wie aber dieſe Sage in Einklang zu ſetzen ſei mit jener angeblichen Herkunft der Tolteken vom Süden, obgleich beide Völker eines Stammes ſind, kümmert Braſſeur nicht. Er ſtellt die erſtere Angabe durchaus nicht in Abrede, findet ſie vielmehr höchſt wahrſcheinlich, ſucht ſie ſogar zu beweiſen (II 190 ff.), bleibt aber trotzdem bei ſeiner Lehre von dem Urſprunge aller dieſer Völker aus Mittelamerika ſtehen. Am ſchlimmſten geht er mit der Chronologie und den Perſonennamen um. Die erſtere ſcheint er durchgängig zu den zerſtreuten thatſächlichen Notizen, die ihm ſeine Quellen lieferten, aus eigenen Mitteln für die ältere Geſchichte hinzugemacht zu haben, und läßt ſeine Willkür ſehr naiv in den Worten durchblicken (II 37 note): Si ces détails que nous trouvons épars dans un petit nombre d'auteurs, sont d'accord avec la chronologie Maya que nous y avons adaptée . . . , und an einer andern Stelle, wo der Zuſtand des Quichereiches und was ſich dort zugetragen hat, ſehr genau geſchildert wird, heißt es, über die Zeit der Regierung des damaligen Königes Oikab „kann man nur Vermuthungen wagen, aber man weiß, daß ſie an das Ende des 14ten und in den Anfang des 15ten Jahrhunderts fiel“ (II 509).

Was die Perſonen betrifft, ſo werden bald die verſchiedenſten Namen auf nur eine Perſon bezogen, bald derſelbe Name auf viele Perſonen vertheilt oder für einen Titel genommen, je nach Bedürfniß. Ein ſolcher Titel mehrerer Herrſcher ſoll z. B. der Name des alten mythiſchen Königs der Chichimeken Xolotl ſein, dem eine Regierungszeit von 200 Jahren zugeſchrieben wird. Allerdings iſt wahrſcheinlich, daß der angebliche Stammvater der Mexicaner, Mecitl oder Mexitli dieſelbe Perſon iſt mit Huitzilin, der ſpäter Opochtli beigenannt, als Huitzilopochtli vergöttert wurde. Auch mag es ferner Billigung finden, daß Votan der Culturheros im Lande der Tzendals identificirt wird mit dem Cucumatz der Quichés, dem Cukulcan der Yucateken und dem Quetzalcohuatl der Mexicaner, da dieſe Perſonen, wie

die Culturen deren Träger sie sind, viele Analogien miteinander haben und die Wortbedeutung aller dieser Namen »die gefiederte Schlange« ist, wie Brasseur angibt; aber es muß Bedenken erregen, wenn nun wieder ein König Gugumatz, verschieden von jenem Halbgotte, im 13. Jahrhunderte als historische Person auftritt und die Hauptstadt des Quichereiches, Utlatlan gründet (II 495), und wenn in gleicher Weise ein angeblich historischer Toltekenkönig Quetzalcohuatl, identisch mit dem Könige Ceacatl, aber verschieden von dem mythischen Quetzalcohuatl, der die erste Auswanderung der Tolteken von Süden her leitete, Anahuac mit einem Gefolge von Künstlern aller Art verläßt, nach Tlapallan zieht und später zurückkehrt, ja wenn es weiterhin heißt, der Name Quetzalcohuatl sei später als Beiname von Herrschern so oft gebraucht worden, daß man eine Menge verschiedener Personen darunter zu verstehen habe. Jener Toltekenkönig nun wurde durch Tezcatlipoca vertrieben und civilisirte theils selbst auf den Reisen, die er in Folge hievon machte, die östlich und südlich von Mexico gelegenen Länder Cholula, das Land der Mixteken und der Zapoteken, theils sendete er Schüler aus, die das Gleiche thaten, während Tezcatlipoca unter dem Namen Huemac in Tollan regierte. Dieser Fürst, der die mildere und reinere Religion des Quetzalcohuatl ausgerottet und den alten blutigen Cultus mit seinen Menschenopfern wieder hergestellt hatte, wurde gleichwohl später als die Seele der Welt angebetet. Trotz dieser Feindschaft auf Erden wurden aber diese beiden Personen im mexicanischen Götterhimmel miteinander identificirt (III 484), und es kann uns eben nicht wundern, daß nach Brasseur's Darstellung in dem letzteren ganz die nämliche Verworrenheit herrscht wie in der mexicanischen Geschichte selbst, die er mit vieler Gelehrsamkeit aus einem Garten voll Unkraut in einen undurchdringlichen Urwald umzuschaffen gewußt hat.

Aus häufigen Andeutungen geht die Art hervor, auf welche er seine Quellen benutzt hat. Er verwerthet den ganzen Sagenschatz, den er aus Manuscripten, Bilderschriften, Druckwerken und mündlichen Ueberlieferungen gesammelt hat, so, daß er sie zu einer zusammenhängenden Erzählung der alten Geschichte jener Völker verarbeitet. Er nennt diese Sagen »historische Monumente« in dem Sinne, daß sie die volle historische Wahrheit enthalten, wenn man sie nur

von mythiſchen Zuſätzen zu reinigen, des ſymboliſchen Gewandes, das ſie tragen, zu entkleiden und richtig miteinander zu combiniren verſtehe — und er ſelbſt glaubt dies Alles mit einer Sicherheit ausführen zu können, die vor den kühnſten Wageſtücken nicht zurückzuſchrecken braucht. Daher ſehen wir ihn einzelne Stücke einer Erzählung, die im Original unmittelbar miteinander verbunden ſind, trennen und verſetzen, wir ſehen ihn den verborgenen Sinn der Worte entſchleiern, wir ſehen ihn Quiche-Sagen und mexicaniſche Ueberlieferungen mit einer Virtuoſität zu einem Ganzen zuſammenfügen (I, 58 ff. u. ſonſt), die ſein Buch wiſſenſchaftlich faſt ganz unbrauchbar gemacht hat. Wie in den Sagen anderer Völker die Götter mit den Menſchen in menſchlicher Weiſe verkehren, ſo auch in den mexicaniſchen, wie überall ſo ſind auch hier die mythiſchen Geſtalten häufig Gebilde, die weder Menſchen noch Götter, vielmehr in der Mitte zwiſchen beiden ſtehen, die wunderbarſten Dinge thun, die Kraft haben, ſich in die verſchiedenſten Formen zu verwandeln und überhaupt an die Geſetze des gewöhnlichen Naturlaufes ſehr wenig gebunden ſind. Anſtatt nun dieſe mythiſche Welt einfach als das aufzufaſſen, was ſie iſt, als einen Gegenſatz der hiſtoriſchen, will Braſſeur vielmehr aus ihr überall und unmittelbar geſchichtliche Thatſachen ableiten, und ſo erklärt es ſich, daß er die vorhin erwähnten Culturheroen bald als mythiſche Weſen, als Götter, bald als wirkliche Menſchen auftreten läßt, die von jenſeits des Meeres kamen, während er wieder andere mythiſche Geſtalten als hiſtoriſche Perſonen hinſtellt, die nur ſpäter vergöttert worden ſeien. Bei dieſer Unklarheit des ganzen Standpunktes kann kaum noch die Leichtgläubigkeit befremden, mit der er z. B. ſelbſt auf die Worte des Halbgottes Quetzalcohuatl einen Werth legt, weil er meint, daß ſie uns richtig überliefert ſeien, oder mit der er die Urgeſchichte der Mexicaner aus einem Sagenkreiſe gewinnen zu können überzeugt iſt, von dem er ſich ſelbſt vielfach, wenn auch nur in vager Weiſe, „an Jüdiſches und Chriſtliches erinnert“ findet (I, 118 note, 175 note). Daß man auf dieſe Art die geſchichtliche Einſicht über dunkle Gegenſtände nicht weiter fördert, auch wenn man die beſten und wichtigſten Quellen zur Verfügung hat, iſt nicht nöthig ausführlich darzulegen. So lange dieſe Quellen nicht ſelbſt publicirt werden, erſcheint aus Braſſeur's Werk, ſoweit es die alte Geſchichte

von Mexico und Mittel-America betrifft, fast nur das äußerst Wenige als brauchbar, was er wörtlich aus ihnen mitgetheilt hat.

Man kann es nur aufrichtig bedauern, daß man von einem so umfangreichen Werke, welches von so vielem Fleiße und von so großer Liebe und Ausdauer des Studiums Zeugniß gibt, sich genöthigt sieht, mit einem solchen Urtheile zu scheiden, und wir würden es schwerlich zum Gegenstande einer so ausführlichen Besprechung gemacht haben, wenn es nicht auch einige lobenswerthe Seiten besäße, die wir noch zu erwähnen haben.

Allerdings brachte es die Gesammtansicht des Verfs. mit sich, daß er geneigt war, Verschiedenheiten zu übersehen oder zu gering zu schätzen, welche die Culturzustände der einzelnen von ihm behandelten Länder darbieten, denn überall sieht er nur Tolteken, alle Civilisation in Amerika führt er auf diese als ihre Urheber zurück, alle höheren Leistungen und Bestrebungen sollen von diesen ausgegangen sein. Dieß ist sein »System«. Aber er hat dabei sich zugleich das Verdienst erworben, ausführlich nachgewiesen zu haben, daß die Stufe der Civilisation, auf welcher mehrere Völker von Mittel-America standen und die Gestalt, welche sie bei ihnen angenommen hatte, in den wesentlichen Punkten identisch war mit der des alten Mexico. Die große Uebereinstimmung der Sagen, des Cultus und des Kalenders bei beiden bieten in dieser Hinsicht eine besonders wichtige und schlagende Parallele dar.

Ferner wird Brasseur's Arbeit in ihren späteren Theilen immer besser, sie wird um so zuverlässiger, je mehr sie sich der historischen Zeit nähert. In der Geschichte des mexicanischen Reiches unter den einheimischen Königen seit dem Jahre 1384 folgt er den Quellen strenger, und erlaubt sich viel seltener die Angaben, die er in ihnen fand, zu »entwickeln« (developper), wie er es nennt, d. h. sie auszuschmücken und in's Einzelne auszumalen. Die gegebenen Citate sind größtentheils richtig, wenn auch oft zu sparsam, und wir müssen gestehen, daß wir uns erst hier von der Wahrheitsliebe des Verfs. hinreichend überzeugen konnten. In diesem Theile dürfte er sich leicht etwas zu nahe an seine Gewährsmänner angeschlossen haben, denn wenn diese z. B. ausführlich von den Vorgängen und Berathungen erzählen die in Tlascala, Mexico und andern Städten der Einnahme

derselben durch die Spanier vorausgingen, so kann zwar der Treue, mit welcher man sie nacherzählt, an sich kein Vorwurf gemacht werden, aber es wird sich kaum behaupten lassen, daß in diesen und ähnlichen Dingen die spanischen Quellenschriftsteller zuverläßig seien, da es schwerlich möglich war, längere Zeit nach der Eroberung hierüber noch etwas Sicheres zu erkunden.

Als den werthvollsten Theil des Ganzen betrachten wir den 4ten Band, obgleich gerade für diesen die neuen Hilfsquellen, aus denen der Verf. schöpfen konnte, bei weitem am sparsamsten flossen. Wie sich die Eroberung der Spanier von Mexico aus allmälich über die umliegenden Länder verbreitete, wie Michoacan und die südlichen Länder gewonnen wurden und welche Zustände nach der Eroberung eintraten, ist lebhaft und offen, ohne Verhüllung der geschehenen Greuel und des furchtbaren Druckes geschildert, der auf der eingebornen Bevölkerung lastete. Die Darstellung dieser Verhältnisse liefert manche bisher unbekannten Details und manche nicht unwichtigen Aufschlüsse.

Endlich darf als ein Gegenstand von hohem Interesse nicht unerwähnt bleiben, daß die Vorrede des ganzen Werkes den wesentlichen Inhalt einer im Drucke unvollendet gebliebenen und deshalb nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift von Aubin (Mémoire sur l'écriture figurative et la peinture didactique des anciens Mexicains, Paris 1849) auszugsweise mittheilt, einer Schrift, die vom höchsten Interesse ist, da sich in ihr die Resultate von Aubin's langjährigen Untersuchungen über die mexicanische Bilderschrift niedergelegt finden. Nach den gegebenen Proben scheint es unzweifelhaft, daß es ihm gelungen ist, vieles glücklich zu entziffern, vieles nämlich von derjenigen Schriftart, die, wie er bemerkt, gewöhnlich zur Darstellung historischer Gegenstände, gerichtlicher Verhandlungen und administrativer Angelegenheiten, angewendet wurde, wogegen die Schrift, welche der Mantik, Astrologie und dem religiösen Cultus diente, von anderer Art war und sich wohl kaum jemals wird enträthseln lassen. Der Entdecker befindet sich im Besitze vieler unedirten Bilderschriften und das Wesentlichste bei seiner Entdeckung, auf die wir hier nicht näher eingehen können, kommt darauf hinaus, daß ähnlich wie bei unseren Rebus die Wörter durch ein Bild oder durch eine Combination mehrerer Bilder dargestellt wurden, deren jedes entweder ein selbstständ-

diges Wort, den Laut des abgebildeten Gegenſtandes, oder die Anfangsſilbe deſſelben oder auch nur den Anfangsvocal bezeichnete. Manche Ungenauigkeiten und Unbeſtimmtheiten der Schreibweiſe waren hierbei unvermeidlich, einzelne Andeutungen ſcheinen indeſſen ſchließen zu laſſen, daß die Schrift der Mexicaner für manche Fälle dem Uebergange in eine wirkliche Silbenſchrift, welche den Laut ſelbſt bezeichnet, nicht mehr fern ſtand.

VI.

Das Heidelberger Schloß in ſeiner kunſt- und culturgeſchichtlichen Bedeutung.

Von

K. B. Stark.

Es war im Jahre 1693, als Ludwig XIV. von Frankreich eine Münze prägen ließ mit einer in Flammen aufgehenden Stadt und Schloß, den jammernden Flußgott des Neckar und eine Jungfrau, das Palatinat, im Vordergrund. Die Inſchrift des geiſtreichen Boileau meldete lakoniſch Heidelberga deleta: das zerſtörte vernichtete Heidelberg, erinnernd damit an das alte Wort des Römers Cato und an Rom's Erbfeindin Carthago. Das Reſidenzſchloß der Pfalzgrafen am Rhein und Kurfürſten des deutſchen Reiches war eine Ruine und ſie iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag, während die Stadt zu ſeinen Füßen, die noch ſchwerer faſt heimgeſucht war von den Banden franzöſiſcher Plünderer und Mordbrenner, ſich wieder erhoben hat als ein Sitz regen Bürgerthums und eine Stätte geiſtigen Lebens.

Nicht allein jene brutale Gewalt mit ihren Pulverminen, mit ihren Brecheiſen und zerſtörenden Fäuſten hat das Heidelberger Schloß

zur Ruine gemacht, ſondern in noch höherem Grade die Herrſchaft der von Paris ausgehenden Anſchauungsweiſe und Cultur des modernen Deſpotismus und ebenſo ſehr die unglückſelige Richtung, welche das wenige Jahre vor der traurigen Kataſtrophe von 1689 und 1693 zum Beſitze der Kurwürde und der Rheinpfalz gelangte Haus Pfalz-Zweibrücken in der materiellen und geiſtigen Verwaltung des Landes verfolgte.

Den Anſchauungen und Bedürfniſſen fürſtlicher Allgewalt, dem Genußleben an den Höfen, das abgezogen von plebejiſcher Berufung geführt werden ſollte, dem Streben von einem Mittelpunkte aus in wohl abgezirkelten Kreiſen Handel und Wandel, Kunſt und Wiſſenſchaft zu leiten, entſprachen die immerhin engern Räumlichkeiten eines aus dem mittelalterlichen Burgenbau hervorgegangenen Schloſſes auf kecker Höhe nicht, nicht die nahen Beziehungen zu den engen und gewundenen Gaſſen, zu den ſpitzen Kirchendächern, zu den Höfen, akademiſchen Burſen und Collegien einer Bürger- und Univerſitätsſtadt. Nein, es galt neue Mittelpunkte zu ſchaffen in weiter Ebene, in flachſter Umgebung, nach gleichen Muſtern breite Straßen anzulegen, Kirche und Schule, Rathhaus und ſtädtiſche Lokale in gleichem Hofſtile zu bauen. Der Fürſt zog wo möglich noch weiter hinaus, um fernab vom ſtädtiſchen Treiben Sandhügel, Wald und Sumpf in große, weite Parks mit weitgedehnten Schloßflügeln und architektoniſchen Kunſtſtücken aller Art umzuwandeln. So iſt Mannheim mit ſeinem koloſſalen unvollendeten Schloſſe neben Heidelberg entſtanden, ſo iſt Schwetzingen das Verſailles der Pfalz geworden.

Doch Kurfürſt Karl Philipp zog im Jahre 1720 nicht allein als glänzender moderner Fürſt von ſeiner Burg zu Heidelberg, ſondern zürnend und drohend verließ er die Stadt, die der kirchlichen Reſtauration in ihren letzten Forderungen mannhaften Widerſtand geleiſtet: Gras ſollte auf ihren Gaſſen wachſen. Und bereits hatte dieſe Reaktion weithin Wurzel geſchlagen, der es um die Vernichtung des geiſtigen freien Culturlebens zu thun war, deſſen Schutz und Pflege die Kurfürſten von der Pfalz ſeit Generationen in den Rheinlanden übernommen, für das ſie gekämpft und gelitten hatten. Die proteſtantiſche Kirche ſah ſich bedroht im eigenen Hauſe, ja ſelbſt im Recht der Exiſtenz. Die Univerſität, an der die größten Männer des XVI. und

XVII. Jahrhunderts, zum Theil um ihres Glaubens willen Verfolgte, gelehrt, ward mehr und mehr eine Jesuitenanstalt, und als dieser Orden endlich weichen mußte, ward er ersetzt von den Gliedern des Lazaristenordens. Die neu erstehende Stadt sah mitten unter sich außer jenem Orden eine Menge klösterlicher Stiftungen jüngsten Datums: Carmeliter, Kapuziner, Dominikaner- und Augustinernonnen in stolzen Gebäuden sich festsetzen.

Das Heidelberg des XVIII. Jahrhunderts hat an den großen geistigen und sittlichen Bewegungen des deutschen Volkes nur einen sehr geringen Antheil genommen. Nur Glanz und Verschwendung und allenfalls fremde, ausländische Kunst wußte man von dem kurfürstlichen Hofe in Mannheim zu rühmen. Mochte auch Karl Theodor vorübergehend den Gedanken äußern, in Heidelberg wieder zu residiren, mochte die Stadt ihm bereits als Vater des Vaterlandes kostbare Triumphthore errichten, der Zauber, der einst Fürsten und Gelehrte und Staatsmänner hinauf in die Räume des Schlosses gezogen, war geschwunden und Himmelszeichen schienen jede Erneuerung und neue Einrichtung der Ruine zu verbieten.

Nur das riesige Faß, ein Zeichen der Fülle und des Segens dieser Rheinlande, aber auch deutscher Trinklust, das zum drittenmale unter Karl Theodor gebaut und gebunden ward, verbreitete seinen eigenen und Heidelberg's Namen über die Grenzen der Pfalz, und daneben erzählte man sich von den Wasserkünsten, von dem Apollotempel und der Moschee des Schwetzinger Gartens. Noch heute wird man in den Kreisen des eigentlichen Volkes finden, daß nicht die Schloßruinen, sondern das Faß, nicht der Reiz der Lage Heidelberg's, sondern die Wunder Schwetzingens ihren Zauber üben.

Seit den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnt die Schloßruine von Heidelberg auf die deutsche Literatur und die deutsche moderne Kunst einen Einfluß zu üben und damit im steigenden Grade die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu ziehen, ja eine begeisterte Liebe für seine romantische Schönheit zu wecken. Die ewig junge Natur hatte bereits in den verlassenen Räumen des Schlosses ungehemmt ein neues Leben entfaltet; für den Sammler wuchsen üppig zwischen und auf den Mauern interessante Pflanzen und der Epheu umkleidete mehr und mehr die offenen, klaffenden Wunden, welche

zur Ruine gemacht, ſondern in noch höherem Grade die Herrſchaft der von Paris ausgehenden Anſchauungsweiſe und Cultur des modernen Deſpotismus und ebenſo ſehr die unglückſelige Richtung, welche das wenige Jahre vor der traurigen Kataſtrophe von 1689 und 1693 zum Beſitze der Kurwürde und der Rheinpfalz gelangte Haus Pfalz-Zweibrücken in der materiellen und geiſtigen Verwaltung des Landes verfolgte.

Den Anſchauungen und Bedürfniſſen fürſtlicher Allgewalt, dem Genußleben an den Höfen, das abgezogen von plebejiſcher Berufung geführt werden ſollte, dem Streben von einem Mittelpunkte aus in wohl abgezirkelten Kreiſen Handel und Wandel, Kunſt und Wiſſenſchaft zu leiten, entſprachen die immerhin engern Räumlichkeiten eines aus dem mittelalterlichen Burgenbau hervorgegangenen Schloſſes auf kecker Höhe nicht, nicht die nahen Beziehungen zu den engen und gewundenen Gaſſen, zu den ſpitzen Kirchendächern, zu den Höfen, akademiſchen Burſen und Collegien einer Bürger- und Univerſitätsſtadt. Nein, es galt neue Mittelpunkte zu ſchaffen in weiter Ebene, in flachſter Umgebung, nach gleichen Muſtern breite Straßen anzulegen, Kirche und Schule, Rathhaus und ſtädtiſche Lokale in gleichem Hofſtile zu bauen. Der Fürſt zog wo möglich noch weiter hinaus, um fernab vom ſtädtiſchen Treiben Sandhügel, Wald und Sumpf in große, weite Parks mit weitgedehnten Schloßflügeln und architektoniſchen Kunſtſtücken aller Art umzuwandeln. So iſt Mannheim mit ſeinem koloſſalen unvollendeten Schloſſe neben Heidelberg entſtanden, ſo iſt Schwetzingen das Verſailles der Pfalz geworden.

Doch Kurfürſt Karl Philipp zog im Jahre 1720 nicht allein als glänzender moderner Fürſt von ſeiner Burg zu Heidelberg, ſondern zürnend und drohend verließ er die Stadt, die der kirchlichen Reſtauration in ihren letzten Forderungen mannhaften Widerſtand geleiſtet: Gras ſollte auf ihren Gaſſen wachſen. Und bereits hatte dieſe Reaktion weithin Wurzel geſchlagen, der es um die Vernichtung des geiſtigen freien Culturlebens zu thun war, deſſen Schutz und Pflege die Kurfürſten von der Pfalz ſeit Generationen in den Rheinlanden übernommen, für das ſie gekämpft und gelitten hatten. Die proteſtantiſche Kirche ſah ſich bedroht im eigenen Hauſe, ja ſelbſt im Recht der Exiſtenz. Die Univerſität, an der die größten Männer des XVI. und

XVII. Jahrhunderts, zum Theil um ihres Glaubens willen Verfolgte, gelehrt, ward mehr und mehr eine Jesuitenanstalt, und als dieser Orden endlich weichen mußte, ward er ersetzt von den Gliedern des Lazaristenordens. Die neu erstehende Stadt sah mitten unter sich außer jenem Orden eine Menge klösterlicher Stiftungen jüngsten Datums: Carmeliter, Kapuziner, Dominikaner- und Augustinernonnen in stolzen Gebäuden sich festsetzen.

Das Heidelberg des XVIII. Jahrhunderts hat an den großen geistigen und sittlichen Bewegungen des deutschen Volkes nur einen sehr geringen Antheil genommen. Nur Glanz und Verschwendung und allenfalls fremde, ausländische Kunst wußte man von dem kurfürstlichen Hofe in Mannheim zu rühmen. Mochte auch Karl Theodor vorübergehend den Gedanken äußern, in Heidelberg wieder zu residiren, mochte die Stadt ihm bereits als Vater des Vaterlandes kostbare Triumphthore errichten, der Zauber, der einst Fürsten und Gelehrte und Staatsmänner hinauf in die Räume des Schlosses gezogen, war geschwunden und Himmelszeichen schienen jede Erneuerung und neue Einrichtung der Ruine zu verbieten.

Nur das riesige Faß, ein Zeichen der Fülle und des Segens dieser Rheinlande, aber auch deutscher Trinklust, das zum drittenmale unter Karl Theodor gebaut und gebunden ward, verbreitete seinen eigenen und Heidelberg's Namen über die Grenzen der Pfalz, und daneben erzählte man sich von den Wasserkünsten, von dem Apollotempel und der Moschee des Schwetzinger Gartens. Noch heute wird man in den Kreisen des eigentlichen Volkes finden, daß nicht die Schloßruinen, sondern das Faß, nicht der Reiz der Lage Heidelberg's, sondern die Wunder Schwetzingens ihren Zauber üben.

Seit den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnt die Schloßruine von Heidelberg auf die deutsche Literatur und die deutsche moderne Kunst einen Einfluß zu üben und damit im steigenden Grade die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu ziehen, ja eine begeisterte Liebe für seine romantische Schönheit zu wecken. Die ewig junge Natur hatte bereits in den verlassenen Räumen des Schlosses ungehemmt ein neues Leben entfaltet; für den Sammler wuchsen üppig zwischen und auf den Mauern interessante Pflanzen und der Epheu umkleidete mehr und mehr die offenen, klaffenden Wunden, welche

die Verwüſtung dem Bau und in demſelben dem deutſchen Vaterlande geſchlagen. Um ſo greller mußte der armſelige Gemüſe-, Obſt- und Cichorienbau erſcheinen, der die verwilderten Flächen der großartigen Gartenterraſſen deckte. Noch dazu wurden alle plaſtiſchen Denkmäler von denſelben nach Schwetzingen und Mannheim verſetzt.

Die Begeiſterung für Naturſchönheit, das Schwelgen in wehmüthig ſüßen Gefühlen beim Anblick einer Ruinenwelt, die Richtung auf das allgemein Menſchliche, von dem politiſchen Kampf, vor dem die nationale Stellung als Beſchränktheit erſchien, wie ſie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Durchſchnittsbildung und deren Literatur eine ſo allesbeherrſchende Geltung gewann, fanden hier reiche Nahrung. In einfachen, trefflichen Worten hatte zuerſt der Naturforſcher de Luc in ſeinen Reiſen Heidelberg's Gegend und Schloß geſchildert. Von deutſchen Dichtern war es wohl der Maler Müller, ein Pfälzer, zuerſt, der ſeine interjectionenreichen, übervollen Kraftworte der Vergangenheit des Schloſſes weihte. Matthiſon aus Magdeburg ließ bald darauf ſeine elegiſchen weichen Klänge über dieſe Stätte ertönen und erwarb ihr als der ſpecifiſchen Burgruine in ganz Deutſchland Anerkennung. Wer kennt nicht jene Worte:

„Hier auf dieſen waldumkränzten Höh'n
„unter Trümmern der Vergangenheit,
„wo der Vorwelt Schauer mich umweh'n,
„ſei dies Bild, o Wehmuth, dir geweiht"?

Bei der Jubelfeier der Univerſität im Jahre 1786 ſang ein einheimiſcher Dichter, Reimold, von der Stätte:

„wo neben lachenden Gefilden
ſich drohendes Gebürg erhebt
und Segen über wilden
verjährten Felſen ſchwebt,
wo große Scenen abzuſchildern
Die Schöpfung ſelbſt zum Griffel fuhr".

Der ſchwäbiſche Hölderlin nennt Heidelberg „der Vaterlandsſtädte ländlich ſchönſte"; er beſingt „die gigantiſche ſchickſalskundige Burg, nieder bis auf den Grund von den Wettern zerriſſen".

Clemens Brentano, Kotzebue, Lafontaine, Amalie Imhof bilden den weitern Kranz romantiſcher Dichter und Dichterinnen

um dieſen einen lokalen Mittelpunkt. Göthe hat in wenigen einfachen Worten ſeiner unmittelbarſten Situation, da er als Gaſt in Thibaut's Hauſe ſich aufhielt, den bleibenden idealen Ausdruck verliehen:

„Roſ' und Lilie morgenthaulich
blüht im Garten meiner Nähe,
hintenan bebuſcht und traulich
ſteigt der Felſen in die Höhe
und mit hohem Wald umzogen
und mit Ritterſchloß gekrönet
lenkt ſich hin des Gipfels Bogen,
bis er ſich dem Thal verſöhnet".

Uhland endlich und Max von Schenkendorf griffen zurück in die geſchichtliche Vergangenheit, individuelle Scenen auf dieſer Stätte poetiſch neu zu ſchaffen.

Parallel dieſer mächtigen Anziehungskraft der Heidelberger Schloßruine auf die deutſchen Dichter am Anfange unſeres Jahrhunderts hat eine neue deutſche Landſchaftsmalerei geradezu ſich in ihren edelſten Vertretern an ihrer Zaubermacht herangebildet. Seit 1787 fing man überhaupt wieder an, das Schloß zu zeichnen. Auf die Namen Ernſt Fries, Karl Fohr, vor allem Karl Rottmann hat Heidelberg Urſache ſtolz zu ſein. Die Präciſion und Schärfe der Zeichnungen, der großartige Geſammtcharakter landſchaftlicher Gruppen, die Meiſterhaftigkeit der Beleuchtung, die den Bildern der zwei von ihnen zu voller Entwickelung gelangten aus Italien und Hellas einen ſo unwandelbaren Werth verleihen, ſind hier an der Schloßruine zuerſt geübt worden.

Aus Poeſie und Kunſt erwuchs das praktiſche Intereſſe, dieſe Stätte zu ſchützen gegen weitere Verwahrloſung und durch die ordnende Hand des Gärtners einen einheitlichen maleriſchen Eindruck der Umgebungen mit der Ruine hervorzurufen. Seit 1804, ſeit 1811 ſind die herrlichen Baumgruppen, die bequemen Wege entſtanden, die jetzt Tauſenden aus Nah und Fern eine Stätte der Erholung und des landſchaftlichen Genuſſes bieten. Mit dem Eintreten des neuen badiſchen Regentenhauſes in den Beſitz der Pfalz hat dieſe äſthetiſche Fürſorge von oben dem Schloſſe bleibend ſich zugewendet.

Noch lebt als ehrwürdiger Greis Herr Ch. de Graimberg, welcher seit 1810 das Studium der Schloßruine, die Bekanntmachung ihrer architektonischen Details, die Ansammlung eines großen historisch-antiquarischen Apparates für und in derselben sich zur Lebensaufgabe gesetzt hat.

Wenn ich es wage, meine Leser zu einem Gange auf die Heidelberger Schloßruine einzuladen, so geschieht dies nicht mit dem Anspruche unter der Fülle literarischer und malerischer Hilfsmittel, die sich uns als Führer darbieten, nur Neues und völlig Unbekanntes mitzutheilen, noch weniger in der Absicht, die landschaftlichen Schönheiten mit schwachen Worten zu zergliedern, die die eigene Anschauung in ihrer Gesammtheit so unmittelbar vor die Seele rückt, noch eine Reihe interessanter Anekdoten aus der pfälzischen Regentengeschichte an die Lokalitäten anzuknüpfen. Es schien mir aber keine unwürdige Aufgabe, eines der größten künstlerischen und historischen Denkmäler Deutschlands näher zu betrachten und den innern Zusammenhang seiner Theile mit dem Culturleben der deutschen, besonders rheinischen Lande aufzuweisen und seine Epochen an die Epochen der deutschen Cultur- und Kunstgeschichte anzuknüpfen.

Wer von der Bergstraße kommend bei dem Dorfe Neuenheim in die tiefe großartige Thalöffnung umbiegend eintritt, welche der Neckar, indem er die südwestliche Erhebung des Odenwaldes senkrecht durchschneidet, bildet, dem wird die Anschauung es unmittelbar klar machen, daß der Vorsprung des hochragenden Königstuhles, der kleine Geisberg das natürliche Centrum einer geschützten menschlichen Anlage innerhalb des Thales bildet, daß von den Ausgängen des seinen Fuß umziehenden kleinen Thales, der Klinge, bis hinab zu dem Fluß sich die ältesten Anlagen bürgerlicher Thätigkeiten finden werden. Die Höhe selbst hat auch in den Kämpfen des 17. und 18. Jahrhunderts ihre militärische Bedeutung immer bewährt. Hier ist zugleich der Punkt, wo auch dem Uebergange über den Fluß die wenigsten Schwierigkeiten entgegentreten. Unmittelbar oberhalb durchziehen Riffe von Granitfelsen das Strombett, um diesseits wie jenseits als scharfe Kanten an den Bergmassen sich empor zu ziehen, bis sie endlich der Sandstein wieder überlagert. Ein solcher Granitvorsprung ist der Hügel des Schloßes, der Jettenbühel in ältester Ueberlieferung ge-

nannt. Aber er lehnt ſich nur an die oben bezeichnete Sandſteinklippe des Geisbergs. Und das Schloß ſelbſt iſt nur ein Kind des älteſten Herrnſitzes auf dem letztern Punkte. Von dort aus beginnt die Geſchichte der rheiniſchen Pfalz als eines ſelbſtſtändigen Ländercomplexes, von dort die Geſchichte des Schloſſes und der Stadt Heidelberg.

Wir haben allen Anlaß an jener die Gegend beherrſchenden Stätte bereits ein kleines römiſches Caſtrum, einen Römerthurm anzunehmen. Die neueren Forſchungen im Gebiete der Topographie und Befeſtigungskunſt liefern einen ſchlagenden Beweis dafür, daß der mittelalterliche Burgenbau ſich zuerſt in den Gegenden römiſcher Cultur mit römiſcher Technik auf den von den Römern mit dem ihnen eigenen Scharfblick herausgefundenen, ſtrategiſch wichtigen Punkten ausgebildet hat. Nun ziehen ſich zwar die äußerſten öſtlichen Grenzbefeſtigungen in dieſer Gegend vom Main bei Seligenſtadt durch das Erbachiſche Gebiet im Odenwalde zum Neckar in die Nähe von Mosbach und ſtehen dann mit den größern Anlagen bei Wimpfen in Verbindung, und wir wiſſen, daß das Neckarthal aufwärts von Heidelberg nach Mosbach zu keine Römerſtraße zog, dieſe vielmehr der großen weiten Niederung des Kraichgau's bei Wiesloch nach dem Steinsberg bei Sinsheim folgte, aber die Spuren kleinerer, dem äußerſten Limes paralleler Reihen von Befeſtigungen ſind hier wie am Taunus mehrfach nachgewieſen, und vor allem iſt der Kranz der die Ausgangspunkte der Odenwaldthäler in die Rheinebene deckenden römiſchen Thürme zuletzt noch aus der Zeit des Valentinian (369) bezeugt. Unmittelbar bei Heidelberg hat auf der Nordſeite des Neckar der die Ecke des Thales bildende Abhang des Heiligenberges reiche römiſche Funde aller Art ergeben, an ſeinem Fuße ward das Mithreum von Neuenheim aufgedeckt, auf ſeinem Gipfel ſind römiſche Altäre und Votivſteine gefunden worden.

Auch mag der Uebergang über den Neckar direkt unter der Höhe an der Stelle des jetzigen Marſtallhofes irgendwie militäriſch geſchützt geweſen ſein, jedoch iſt es ein Irrthum, die gewaltigen Boſſagemauern dieſes Gebäudes in Römerzeiten zu verlegen, während ſie authentiſch ein Werk des 16. Jahrhunderts ſind.

Faſt acht Jahrhunderte liegen zwiſchen jener letzten Epoche römiſcher Herrſchaft am Neckar unter Valentinian und dem Zeitpunkt,

wo die Geſchichte des Schloßes und der Stadt Heidelberg anhebt. Die Kirche war inzwiſchen weſentlich in die Erbſchaft römiſcher ſtädtiſcher Mittelpunkte und der dortigen fränkiſchen Königsburgen, römiſcher Cultur und Herrſchgewohnheit eingetreten und hatte die fränkiſche Bevölkerung, die ſchließlich alle germaniſchen und Provinzialbeſtandtheile in ſich aufgeſogen, in ihren materiell freilich zu bezahlenden Schutz und in ihre Zucht genommen. Hier am Neckar war es das Bisthum Worms, das zunächſt von Ladenburg aus ſeinen Länderbeſitz, ſeine Schutz- und Gerichtsrechte am linken Neckarufer weit ausgedehnt hatte und oben vom Heiligenberg gebot am rechten Ufer die Filiale des fürſtlichen Kloſters zu Lorſch, die Benediktiner vom Michaelskloſter. Ackerbau, Obſtzucht, Fiſcherei, Mühle und Fähre, Weg und Steg ſtanden in ihrem Dienſt und unter ihrer Fürſorge. Ein kleines Kirchlein, Maria zur Einöde genannt, ſtand unter dem kleinen Geisberge und Eremiten, die ſpäter unter dem Namen des hl. Auguſtin feſte Ordnungen erhielten, hatten dabei ihren Wohnſitz. Auch auf jener Granithöhe des jetzigen Schloſſes beſtand eine uralte Kapelle, die der Jetta oder Jutta nach dem Namen der Lokalität genannt; die Bezeichnung als Heidenkapelle läßt ſie wohl als eine Gründung der erſten fränkiſchen Zeit erſcheinen.

Im Jahre 1135 hatte das Kloſter Lorſch eine neue klöſterliche Stiftung auf der Neuenburg des reichen Anſelm am Neckar (jetzt Stift Neuburg) gemacht und ſichtlich im Wetteifer damit Biſchof Burkhard von Worms Glieder des damals in jugendlicher Begeiſterung aufſtrebenden die Benediktiner weit überflügelnden Ordens vom Citeaux in die Schönau an der Steinach gezogen. Da war es Konrad der Hohenſtaufe, der Bruder des Kaiſers Barbaroſſa, welcher mit den Stammgütern der Kaiſer ſaliſchen Stammes am Mittelrhein, der mütterlichen Erbſchaft begabt, ſeit 1147 ſeinen Sitz in einem castrum am Heidelberg, einem Lehen des Bisthums Worms nahm, und von da aus mit ſtarker gefürchteter Hand die Güter ſelbſt ſchützte, die erworbene Vogtei und Grafenrechte zum Stahlbühel, einer Oertlichkeit zwiſchen Ladenburg und Schriesheim über die kirchlichen Güter im Lobdengau handhabte. Bald darauf ward ihm das Amt und die Würde des kaiſerlichen Pfalzgrafen, des Hofrichters an Königsſtatt am Rhein, die bis dahin von Achen, Cöln, Stahleck aus-

geübt war, übertragen. Mit ihm tritt ein weltliches Regiment zuerſt durchgreifend in dieſem Thale auf und zwar ausgeſtattet mit all den Intereſſen für Handhabung des Rechtes, für Schutz und Sicherheit, für Unterricht und feinere Sitte, wie ſie das Hohenſtaufiſche Kaiſerhaus in ſo glänzender Weiſe verfolgte.

Von der Burg Konrads von Hohenſtaufen, ſeiner nächſten Nachfolger, des Welfen Otto, endlich der Witttelsbacher, die ſeit Ludwig 1215 und Otto dem Erlauchten 1228 nun erblich jene Beſitzungen und die rheiniſche Pfalzgrafenwürde erhielten, ſind heutzutage nur kümmerliche Reſte auf dem Platze des alten Schloßes geblieben. Aber noch weiſt der tiefe Felseinſchnitt, der ihn vom Königſtuhl trennt, noch die abgeſchrofften Felswände und der tiefe Graben im Nord und Nordweſt, die an den Fels ſich anſchließenden Mauern auf die Sicherheit hin, die hier einſt vor Allem geſucht ward. Auf geglätteter Hochfläche erhob ſich die eigentliche Burg im unregelmäſſigen Viereck vorſpringend davor ein Vorthurm in der äußern Mauerumſchließung, während das Herrenhaus ſelbſt in ſeinem untern Theile, die innere Mauer darſtellend, mit anderen kleineren Bauten den engſten Bereich derſelben bildeten, in deren Innern der Burgfried, der Hauptthurm mit koniſcher Spitze ſich erhob.

Im Ganzen können wir uns die Burgenbauten des 12. Jahrhunderts nicht einfach, beſcheiden, unbequem genug für das häusliche Leben denken. Da begegnen uns noch nicht hohe gewölbte ſäulengetragene Räume, zierliche Wendeltreppen, anmuthige Erker, beſchattete Hofplätze, prächtige Thorfahrten. Doch bilden die Mauern, in ihrem obern Theil meiſt noch aus Holz beſtehend, die Hauptſache, an ſie lehnen ſich vereinzelt die Wohnungen und Ställe an, hoch hebt ſich nur das Wohnhaus, nach normanniſcher Art mit dem Hauptthurm zum Donjon verſchmolzen, in Deutſchland als Palas vom Burgfried geſchieden. Die Fenſter ſind eng, klein, ſchlitzartig, ſchlecht verwahrt, von Holzwerk iſt Decke und Boden, die Thüren niedrig und eng, die obere Etage mit ihren Kemenaten oft nur durch Leitern zugänglich.

Allerdings iſt die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts die Zeit, in welcher die kaiſerlichen Pfalzen, auch einzelne Sitze mächtiger Lehensträger, wie der Landgrafen von Thüringen, der Herzöge von

Sachsen, die seit Generationen bereits bewohnt und erweitert waren, einen reichern Charakter annehmen. Der Kaiserpalast zu Gelnhausen, das Schloß Münzenberg in der Wetterau, die Wartburg bei Eisenach, sind dafür Beispiele. Da war das Wohnhaus mit zierlichen Bogengängen nach dem Hofe zu ausgestattet, und zwei bis drei Etagen übereinander. Zu dem großen Saal im Innern, den immer noch eine Holzdecke deckt, öffnet sich ein oberer Umgang. Einzelne, aber wenige stützende Steinsäulen kommen vor. Zierliche Stufen (Quadern) führen zur Hauptthüre. Das alte Schloß zu Heidelberg, jetzt erst neu als ein Herrenschloß gebaut, kann in die Reihe dieser glänzenden Bauten nicht gerechnet werden. Im weiteren Verlauf seines Bestehens ist allerdings an dem Herrenhaus dem Palas viel wohl geändert; die Fenster auf der Zeichnung von 1519 erscheinen gothisch gegliedert, in großer Zahl, auch auf der Nordseite vortretend ein breiter Fenstererker.

Wollen wir eine Anschauung gewinnen von der Größe und dem Style der Bauten, die die Fürsorge und das volle Interesse Pfalzgraf Konrads und seiner nächsten Nachfolger in Anspruch nahmen, so müssen wir uns nach Schönau wenden, dort die Ueberreste der gewaltigen Klosterkirche der Cistercienser, der Ruhestätte der Pfalzgrafen, ihres Kloster ganges, dort die noch erhaltene prächtige Zwischenhalle mit dem schönen Kapitelsaal, die jetzige protestantische Kirche mit ihrer mittleren Pfeilerreihe und den einfach strengen Gewölbrippen in Augenschein nehmen. Nicht sowohl der Grabstein selbst sollte prunkend die Verdienste des Verstorbenen künden, sondern der über ihm sich erhebende stolze Bau, und die Gesänge und Gebete der Klosterbrüder für das Seelenheil des Verstorbenen sollten sein Andenken erhalten. Und das erschien als eine der wichtigsten Angelegenheiten auch für die Männer, welche im Leben oft mit der Kirche im heftigsten Conflict gestanden und ihren weltlichen Ansprüchen oft sehr kräftig sich widersetzt haben.

Unter dem Schutze der pfalzgräflichen Burg hatten unten am Neckar und allmälig anstützend am Weg zur Burg sich auf dem Territorium des Pfalzgrafen Wohnungen von niedern Hofhörigen, auch einzelner Freien gesammelt. Die Ueberfahrt über den Neckar galt bereits als eine wichtige Einnahme, bald, noch im 13. Jahrhundert,

war eine hölzerne Brücke daſelbſt entſtanden. Aus dem burgus, wie ausdrücklich dieſe Häuſer zuerſt genannt werden, dem offenen, im Schutz des castrum gelegenen Häuſercomplex entſtand eine civitas, ein ummauerter Ort nur mit Schultheiß und Schöffen, aber durchaus als ein Anhängſel der Burg betrachtet. Noch war die kleine Kapelle zum heiligen Geiſt — eine Bezeichnung, die erſt ſeit Innocenz III. und deſſen großer Stiftung S. Spirito in Rom, und der gleichnamigen gegen die Ketzerei gegründeten Bruderſchaft in Südfrankreich bei Kirchen auftritt — keine ſelbſtſtändige Pfarrkirche, ſondern eine Filiale zu der vor dem Ort gelegenen alten St. Peterskirche, der Pfarrkirche der benachbarten ſchon lange blühenden Dörfer in der Ebene. Das Auguſtinerkloſter nahm in ſeine erweiterten Räumlichkeiten die Pfalzgrafen oft gaſtlich auf.

Ludwig der Strenge war im Jahre 1294 auf ſeiner Burg zu Heidelberg in derſelben Kemenate, wo er geboren war, geſtorben. Der Brand, der 1288 Burg und Stadt verwüſtete, mußte in erſterer wenigſtens bald wieder hergeſtellt ſein. Unter ſeinen Söhnen, die den Länderbeſitz am Rhein ausdrücklich in Gemeinſchaft behielten, aber ſonſt in verhängnißvoller Weiſe den Zwieſpalt im Reiche in ſich darſtellten, unter Rudolf I. und Ludwig, der als Ludwig der Bayer ſeit 1314 die deutſche Königs-, dann Kaiſerkrone trug, wird uns zum erſten Male im Jahre 1308 auch ein unteres Schloß von Heidelberg genannt*).

Wir betreten hiemit den Boden, auf dem der Glanzpunkt des pfälziſchen Hauſes ſich ausgelebt hat, an deſſen gewaltigen und ſchönen Bauten unſer ganzes künſtleriſches und genießendes Intereſſe zunächſt haftet. Und doch werden wir auch heute neben dieſem reichen Einblick den großartigen Ueberblick um keinen Preis vermiſſen mögen, den uns die Höhe des alten Schloßes in das volle Gebirge und in die Rheinebene gewährt, und dürfen ebenſo wenig des kühnen fe-

*) In dem berühmten Vertrage von Pavia vom Jahre 1329, in dem Ludwig ſich mit den Söhnen ſeines Bruders, Rudolph II. und Ruprecht, auseinanderſetzte, und wo die Theilung der zwei Linien, welche Bayern und die Pfalz beherrſchten, dauernd ausgeſprochen ward, eine Trennung, die bis 1777 ſich erſtreckte, da wird jenen die obere und die untere Burg von Heidelberg ausdrücklich zugeſchrieben.

ſten Mutterſitzes des pfälziſchen Hauſes neben der reicher prangenden Tochter vergeſſen.

Es drängt ſich uns zunächſt die Frage auf, welches die Urſache zur Anlage einer zweiten Burg nun tiefer am Abhang des Berges in unmittelbarer Verbindung mit der darunter liegenden Stadt waren. Die Erſcheinung ſelbſt iſt keine iſolirte, begegnet uns vielmehr zur ſelben Zeit in verſchiedenen Gegenden. Gewiß war es einestheils die allmälige Aenderung des ganzen Culturlebens, das Bedürfniß nach größern, geſchmückteren Räumen für die Herren ſelbſt, ſowie ihre nun zahlreicher werdende höfiſche und Beamtenumgebung, Geſichtspunkte der Bequemlichkeit, mit dem Aufblühen der Städte die Nothwendigkeit, dieſen ſich auch äußerlich mehr anzuſchließen, eine Verbindung der Schutzmittel mit denſelben herzuſtellen, was zu ſolchen neuen Anlagen führte. Auf der andern Seite iſt es aber meiſt eine ganz beſtimmte Veranlaſſung in der Familiengeſchichte der Dynaſten, nämlich der Herſtellung beſonderer Sitze für Geſchwiſter, die Antheil an demſelben Territorium behalten, dieſes gemeinſam verwalten und doch in der Stammburg ſelbſt nicht Raum für eine Selbſtſtändigkeit des Haus- und Hofweſens finden. Ich kann es nicht für einen Zufall halten, daß hier in Heidelberg die zwei castra gerade auftreten in der Zeit des gemeinſchaftlichen Beſitzes der Pfalz durch Rudolph und Ludwig, zugleich in der Zeit ihrer feindſeligen Stellung gegen einander. Rudolf ſcheint vor Allem in der untern Burg ſeinen Wohnſitz gehabt zu haben. Seit dem Vertrage von Pavia, wodurch die gegenſeitigen Beſitzverhältniſſe genau beſtimmt wurden, wird entſchieden die untere Burg der eigentliche Hofſitz der Pfalzgrafen, die obere dagegen blieb als ſchützende, das Kriegsmaterial enthaltende Veſte noch wohl im Stande, bis im Jahr 1537, alſo in derſelben Zeit, wo die untere Burg zu einem prächtigen Schloß ſich umgeſtaltete, eine furchtbare Pulverexploſion jene in eine Ruine verwandelte. Die Schanzen der Kaiſerlichen wie der Franzoſen haben das Ihrige gethan, dieſe Ruinen unkenntlich zu machen.

Ehe wir uns zu dem älteſten Kern und ſeinen großartigen Erweiterungen wenden, haben wir in Gedanken die ganze Umgebung in den urſprünglichen Zuſtand zurückzuverſetzen. Alſo weg denken wir uns die Terraſſen des Schloßgartens, weg den ganzen künſtlich ge-

hobenen Stückgarten, weg die gewaltigen Aufmauerungen der ganzen nördlichen Schloßfaçade, weg die drohenden weit hinaus gerückten Eckthürme, überall also Berghang mit Wiesen und Wald, sowie einzelnen hervorragenden Klippen des Granitgrabens. Noch stand abwärts an der Nordseite, ganz außerhalb der Burg, aber bereits im vollen Verfallen die alte Juttakapelle.

In zwei Hauptepochen können wir die Gestaltung des ganzen Schlosses zu erfassen hoffen, deren jede wieder in zwei Abschnitte sich theilt. Zunächst sind die Bauten des 14. und 15. Jahrhunderts an der Westseite des jetzigen Schloßhofes, an denen der Name Rudolf und Ruprecht haftet, weiter Friedrichs des Siegreichen durch ihre Massen und Wehrhaftigkeit imponirende Bauten an der Südseite zu beschauen. Mit dem 16. Jahrhundert, wohl schon mit Philipp dem Aufrichtigen, vor Allem mit Ludwig V. (1508—1544) beginnen die außerordentlichen Erweiterungen und die großen Substructionen der ganzen Nordseite bis zum dicken Thurm, zugleich die Erneuerung und Ausstattung des alten Schloßbaues.

Die zweite Hauptepoche hebt an von der Anlage Friedrichs III., von dem sogenannten neuen Hof und den an den achteckigen Thurm sich anschließenden Bauten. Von da streckt sich dann der Otto Heinrichsbau (1556 — 1559) an der Ostseite hin, schließt auf der Nordseite sich der neue Schloßkapellenbau, das Schloß Friedrich's IV. (1592—1607) mit der prächtigen Altane an. Weiter nach der Nordwestecke zu, vermittelt durch einen kleineren durch Johann Casimir über dem großen Keller errichteten Zwischenbau, streckt sich dann der englische Bau unter Friedrich V. (1610 — 1618) und endet mit dem dicken, im Innern zu Gesellschaftszimmern umgewandelten Thurm (1619). Die umfassenden künstlichen Gartenanlagen schließen endlich das Gesammtbild des Schlosses am Beginne des dreißigjährigen Krieges (1615—1619).

Diese beiden Hauptepochen können wir als die der Gothik und Renaissance scheiden. In jener haben wir wieder den leichten, idealen Schwung, den anmuthigen Reichthum der Gothik an einem Ritterschlosse und die Massenhaftigkeit, die Trefflichkeit des festen Gewölbs und hochragende, starke Thürme einer Festung einander gegenüberzustellen. Unter den Gebäuden der Renaissance erscheinen der Friedrichs-

und der Ottoheinrichsbau als nahe verwandt, Bauten wesentlich auf die Wirkung für den inneren Hofraum berechnet, jener soeben aus gothischen Ruinen in antike übergehend, dieser in schönstem Maße antike Formen offenbarend und doch in wahrhaft freier Weise sie verwendend. Kaum vierzig Jahre sind vergangen und bereits kündet sich durch alle entschiedene Nachahmung des Ottoheinrichsbaues ein neuer Geist in dem Werke Friedrichs IV. an: berechnet in die Ferne zu wirken, das befestigte Schloß als Lustschloß öffnend nach Außen, überfüllt in unruhigem Drange des Schmuckes und mit genealogischer Weisheit prunkend. Endlich in Friedrich V. Anlagen bricht sich der moderne Geist in Hauseinrichtung und künstlichem Park vollständig Bahn. So können wir den Ottoheinrichsbau als einen edeln Palazzo eines fürstlichen Bürgers, eines Medicäers auf deutschem Boden bezeichnen, dagegen diese letzten Bauten tragen die Ansprüche der modernen Cultur fördernden Monarchie an der Stirn, wie sie in Heinrich IV. von Frankreich sich verkörperte. Mitten im höchsten Glück, im Reichthum der genialen Entwürfe eines über seine Zeit weit hinausgreifenden Stammes bricht die Geschichte des herrlichen Baues ab. Der dreißigjährige Krieg, der Deutschlands Cultur und geschichtliches Bewußtsein in zwei große Hälften zerrissen hat, bildet auch den Schluß unserer Aufgabe. Was im Laufe der wechselnden Eroberungen durch Kaiserliche und Schweden, was von dem endlich in die Heimath und auf den herrlichen bereits so verwüsteten Sitz seiner Väter zurückkehrenden Fürsten, von Karl Ludwig und Karl geschehen ist, kann nur als Restauration und als äußerliche, meist wieder verschwundene Zuthat betrachtet werden. Zwischen 1350 und 1620 spielt die Geschichte des jüngern Heidelberger Schlosses. Welche Fülle hochbedeutender, glänzender, tapferer von frommem Sinn und edlem Wissensdrang getragener Fürsten haben inzwischen die Kurwürde getragen! Und wie hat ihr Natur sich gleichsam ausgeprägt in Stein der Architektur und Plastik, wie haben sie den herrlichen Ring allmälig geschlossen, der zusammen die Schloßmauer bildet! Ueber allen ragt als Edelstein in diesem Ringe der Ottoheinrichsbau hervor. In ihm reichen die Elemente, auf denen unsere Cultur fortan ruhen wird, sich die Hände: deutsche Tüchtigkeit und Gedankenfülle, antikes Maß und Schönheit, die sittlich rein bildende Religiosität. Es ist ein seltener

Zauber darüber ausgegossen, der Blüthenduft wahrer Kunst webt um ihn, der aus den Kunstwerken der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts uns so wunderbar anweht.

Versuchen wir nun diese allgemeine Charakteristik im Einzelnen, in individuellem Zuge nachzuweisen! Die Zeiten von Ruprecht I. Ruprecht II. und Ruprecht III. (1353—1410) sind für die Machtstellung der kurpfälzischen Fürsten unter den deutschen Fürsten, für das Aufblühen der Stadt Heidelberg, für die Gründung eines geistigen Mittelpunktes in der unmittelbarsten Verbindung mit dem kurfürstlichen Hofe von entscheidender Bedeutung. Die goldene Bulle vom Jahre 1336 sicherte die feste Verbindung der Kurwürde mit den Besitzungen der älteren Wittelsbacherlinie und gab dem Pfalzgrafen die erste Stelle nach dem Könige von Böhmen, gab ihm das Reichsvicariat im Südwesten Deutschlands. Im Jahre 1400 ward Ruprecht III. zum deutschen König gewählt, und hat in zehnjährigem, freilich oft fruchtlosem Kampfe die hohe, allgemeine Aufgabe des deutschen Königthums vertreten. Die Bischöfe von Worms und Speyer, die Aebte von Lorsch, Schönau und Maulbronn stehen unter dem Schutze des Pfalzgrafen, eine Menge edler Geschlechter, wie die Leiningen, Sponheim, die Herren von Steinach, Hirschhorn, nehmen Ehrenämter vom kurfürstlichen Hofe an, bauen sich ihre Herrenhäuser unten in der Stadt unter dem Schlosse. —

Im Jahre 1386 gründete Ruprecht I. im Wetteifer mit den von dem Luxemburgischen Haus besonders geförderten Anstalten in Prag und Wien eine Universität wesentlich nach dem Vorbild der Pariser hohen Schule, und reiche Begabungen, sowie kräftiger Schutz gegen den Uebermuth des Adels ward der jungen Anstalt von ihrem Stifter und seinem Nachfolger zu Theil. Die engen Grenzen des alten Stadtbereiches, schienen nicht mehr auszureichen für Burgen, Herrenhöfe, Klöster und Bursen der Studirenden. Daher ward seit 1392 das Heranziehen des Dorfes Bergheim beschlossen und ausgeführt, die Vorstadt Heidelberg hart an der Stadt gegründet und mit Befestigungen umgeben.

Die Scheidung beider Theile hat sich im Sprachgebrauch bis heutigen Tages erhalten und der landwirthschaftliche Charakter der Vorstadt ist noch heute in den entlegeneren Theilen nicht verwischt. Wie

die Peterskirche nun als Hauptkirche der Vorstadt einen Neubau erhielt, so ward die kleine Kirche zum hl. Geist nun selbstständig als Pfarrkirche der älteren Stadt, und eine Reihe geistlicher Einkünfte ward an sie geknüpft, um so ein unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhl stehendes Stift herzustellen, dessen Canonici wesentlich aus den Universitätslehrern genommen wurden. Was das entferntere Schönau den ersten Pfalzgrafen gewesen, ward nun die Stiftskirche zum heiligen Geiste seit Ruprecht III., die Begräbnißstätte der Kurfürsten. Daher ist seit 1398 der herrliche Bau des Chores der Kirche begonnen worden, an den in allmälig sich ändernden Formen der Spätgothik das Hauptschiff mit seinen interessanten Emporen die Seitenschiffe und endlich der Thurmbau sich durch das Jahrzehent des 15. Jahrhunderts anschloß.

Kehren wir zum Schlosse zurück und suchen die ältesten Theile auf, denen das Gepräge jener eben bezeichneten Epoche aufgedrückt ist. Von der Höhe des Stückgartens überschaut man besonders in winterlicher Zeit am Besten den ältesten Bau, den sogenannten Rudolphsbau. Als mäßiges Viereck steigt er in fünf Etagen fast thurmartig aus der Tiefe empor mit der einen epheuüberwachsenen Außenwand, mit den dunklen Mittelgängen und Erdgeschossen, mit den Gewölbresten auf zierlich geformten Rippen, endlich durchblickend die herrlichen, spitzbogigen, reich durchbrochenen Fenster des Erkers. Nach der Außenseite zeigen sich nur wenige Fensteröffnungen, zwei vorspringende Steinbalken auf der Südseite, um hier einen bescheidenen hölzernen Sitzvorsprung zu tragen. Nach Innen bildet der Rudolphsbau den westlichen Abschluß des ältesten Schloßhofes, auf den jener polygone Erker freundlich herabblickt; die hervortretenden Steinbalken weisen auf den doppelten hölzernen Umgang, der einst hier am Bau sich hinzog. In der Mitte des kleinen Hofes befand sich ein Brunnen, und darüber auf einer Säule der pfälzische Löwe.

Zur Seite nach Süden weiter eingerückt schließt sich an den Rudolphsbau der leider von dem plumpen jungen Thorthurm gedrückte Ruprechtsbau an, an und für sich betrachtet ein treffliches Werk eines reichen Herrenhauses im gothischen Stile. Ein längliches Rechteck im Grundriß bildend, steigt es in drei Etagen empor mit hohem Stufengiebel nach Nord und Süd. Der deutsche Reichsadler

in Stein gehauen kündigt nach dem Hofe zu einfach die Würde des Erbauers an. Eine spitzbogige Pforte, mit einem einst zierlich gegliederten Fensterbild darüber, führt in der Mitte der Front in den den untern Raum theilenden Gang, dem ein achteckiger Treppenthurm nach der Außenseite sich anschließt. Schmale Fenster markiren auch oben den in der Mitte liegenden Vorraum. Rechts und links schließt sich an den Gang je ein großer von einer gewaltigen Säule getragener Saal mit trefflichen Kreuzgewölben; der eine ist erhalten, der andere liegt allerdings in Trümmern, doch sind die Details, so die Ansätze der Gewölbe noch sehr gut zu erkennen. Wir können die beiden untern Räume als die bei festlichen Schmäusen oft genannten Junker- und Jungfernsääle bezeichnen, während der einst wegen seiner Pracht so gerühmte Königsaal mit reichem Täfelwerk eine Treppe hoch zu sehen ist. Ich mache hier auf die Bildung der Fenster aufmerksam, es sind keine spitzbogigen Fenster, sondern viereckig abschließend, lang gezogen, zu je drei gruppirt, so daß das mittlere höher emporragt. In der feinen Abkantung der Wand- und Fensterstäbe liegt vor Allem die künstlerische Durchbildung

In wunderbarer Weise hat sich endlich über dem Schlußstein des Spitzbogens der Thürpforte schwebend ein höchst anmuthiges Werk der Plastik des gothischen oder germanischen Stiles erhalten. Zwei Engelgestalten mit hoch gehobenen Flügeln (Adlerfittigen), von einem weiten Mantel bekleidet, schweben auf kleinen Wölkchen und halten gemeinsam einen Kranz mit fünf Rosen, in dessen Mitte ein etwas geöffneter Zirkel sich befindet. Die Gesichter, die lockigen Haare, die Gewänder in großen und reichen Massen machen den Eindruck süßer Anmuth, Spuren der Bemalung sind noch daran sichtbar. Eine Meisterhand hat dies gebildet. Die Bedeutung des Ganzen ist noch nicht recht klar. Auch die Statue des Gründers Ruprecht III. an dem Bau Friedrich IV. zeigt den Zirkel neben der Himmelskugel neben sich. Es scheint sich dies auf die von Ruprecht für den Bau der königlichen, wie sie speciell genannt wird, hl. Geistkirche, wie für diesen königlichen Schloßbau gestiftete Bauhütte, deren erster Meister von der Straßburger Hütte kam, zu beziehen.

Bereits früher als der Ruprechtsbau war mit dem älteren Rudolphsbau, der die eigentliche Familienwohnung der Kurfürsten blieb,

eine kirchliche Anlage in Verbindung gesetzt, die so ganz aus dem Sinne und Bedürfniß der Zeit hervorgegangen, als ein wichtiger Theil eines reicheren Schloßbaues betrachtet wurde; es ist dies die Hofkapelle, im J. 1348 dem hl. Udalrich, Bischof von Augsburg, geweiht, der religiöse Mittelpunkt für die Burgbewohner und die im Schutze der Burg von der Stadt westlich ganz getrennt lebenden Bewohner der Bergstadt. Unter Friedrich dem Siegreichen ist die Kapelle ebenso sehr baulich ganz erneuert worden, wie in Einkünften, Kostbarkeiten und Ausstattung des Cultus zur Bedeutung gelangt seit 1467. Die Tage der großen Gefahr vor den Schlachten bei Pfeddersheim und Seckenheim (1462) ließen den so entscheidenden Sieg als göttliche Gnade lebhaft erscheinen. Der Schlachttag bei Seckenheim ward nun durch eine Stiftung in der Hofkapelle alljährlich feierlich begangen. Die Kapellmeisterei ward im 16. Jahrhundert als die reichste in Deutschland von den Päpsten anerkannt. Mehrere Geistliche versahen den Dienst und am Fuße des Berges war eine eigene Sängerschule eingerichtet für den mit besonderer Sorgfalt gepflegten Kirchengesang.

Auf die Lage dieser Kapelle und deren Reste ist es nöthig, etwas genauer einzugehen, da dieser Punkt bisher noch nicht mit Schärfe in's Auge gefaßt ist. Allgemein wird das sogenannte Bandhaus, welches an die Nordseite des ältesten Schloßhofes stößt, als die alte Hofkapelle bezeichnet, die später unter Friedrich V. in einen Banketsaal umgewandelt worden sei. In den allein erhaltenen Parterrmauern dieses Raumes, über denen sich jetzt ein plumpes Dach erhebt, sind die Reste gothischer Fenster an der Westseite noch zu finden, aber ungeschickt den modernen sonstigen Fenstern angepaßt. In der Mitte auf dem Erdboden zeigen sich Spuren der 4 einst die Decke tragenden dicken Pfeiler. Der nördliche Theil des Raumes ist erhöht mit einer Stufe und hier findet sich noch unversehrt eine erkerartig vortretende, aber gerad abschließende Wand mit zwei gothischen Fenstern, zwischen Strebepfeilern. Der viereckige Unterbau eines Thurmes ist an der Westseite nahe der Nordwestecke noch erhalten.

Nun aber ist es schon sehr auffallend, diese Kapelle ganz entgegen der festen Regel über Anlage der Kirche, speciell der Altäre, von Nord nach Süd, nicht von Ost nach West gebaut zu denken, un-

erhört iſt es, geradezu einen Bau für den eigentlichen Gottesdienſt in der Mitte durch Pfeiler in zwei gleiche Schiffe ſich getheilt zu denken. Schließlich widerſprechen dem durchaus die älteſten Abbildungen aus dem J. 1540, und der urkundliche Bericht von dem Neubau Friedrich's IV. erweiſt, daß um dieſen, d. h. den jetzigen Schloßkapellenbau herzuſtellen, der Theil der Burg, in dem die alte Kapelle ſich befand, der zur linken Hand der nördlichen Schloßpforte lag, zerſtört werden mußte. Nein, die Kapelle lag von Weſt nach Oſt, nahm den hinteren Theil des Bandhauſes und einen Theil des heutigen Kapelleuraumes ein. An ihrer Weſtſeite befand ſich ganz naturgemäß der Kirchthurm. Jene vom Schloßaltan aus geſehenen gothiſchen Fenſter zwiſchen den eiſernen Strebepfeilern bilden nicht den Chorabſchluß, ſondern wiederholten ſich noch zweimal an der Nord- alſo der Langſeite der Kapelle. An dieſe Nordſeite konnte ſich dann die Nebenkapelle um ſo beſſer anſchließen, die über dem gewaltigen Kellergewölbe, das ſpäter das große Faß aufnahm, errichtet ward. Was war aber nun der Haupttheil des Bandhauſes? Es war der zur Kapelle gehörige Saal zur Verſammlung der Geiſtlichen, der Sänger, zur Aufbewahrung der Schätze der Kapelle, durch ſie war für die fürſtliche Familie die Verbindung zwiſchen Wohnung und Kirche unmittelbar hergeſtellt. Die Form ſelbſt mit der einen Reihe von Pfeiler iſt durchaus die eines Capitelſaales oder einer großen Sacriſtei.

Ueberblicken wir noch einmal dieſe älteſten Beſtandtheile des Schloſſes, ſo tritt uns die große Entwickelung der Geſammtanlage und Einrichtung gegenüber dem alten Schloße ſehr beſtimmt entgegen. Bereits iſt ein Nord- und Südthor vorhanden, nach Süden ſchneidet ein Graben in den lebendigen Fels das Schloß vom Berge ab, doppelte Mauern mit einem Zwinger dazwiſchen umziehen es dahinter, im Innern ein ſtattliches Wohnhaus, daneben ein Gebäude für feſtliche Verſammlungen, eine große Kapelle mit Nebenanlagen, hohe gewölbte Räume, zierliche Steintreppen und Umgänge, ein ſchöner Erker, Thürme mit Machicoulis und vortretenden Eckthürmchen charakteriſiren es.

Wie nun dieſe gothiſchen reichen Bauten ſeit Friedrich dem Siegreichen (1449—1477) von einem Kranz gewaltiger Befeſtigungen umgeben wurden, zu denen die Kämpfe mit dem Kaiſer, mit dem Lehns-

adel, mit den weltlichen und geiſtlichen Nachbarn, welche der Kurfürſt ſo ſiegreich beſtand, Veranlaſſung gaben, das will ich im Einzelnen nicht näher nachweiſen. Die ganze Süd- nnd Oſtſeite wurde damals in der jetzt noch erhaltenen Weiſe befeſtigt. Vor allem iſt es der geſprengte Thurm, deſſen Rieſenmauern und inneren Räume jetzt ſo offen vor uns liegen, welchen Friedrich erbaute, aber auch ſchon die Grundlagen zum achteckigen Thurme wurden damals gelegt. Die neue Befeſtigungsweiſe mit Caſſematten und Baſtionen, bereits berechnet für die neue Kriegführung mit Geſchützen und Soldtruppen, iſt dann von Philipp dem Aufrichtigen und Ludwig V. fortgeführt worden. Der letztere (1508—1544) hat gegen Weſten und Nordweſten die Bauten weit vorgeſchoben. Die älteren zierlichen Schloßbauten verſchwinden ſichtbar vor der Maſſenhaftigkeit der neuen Anlagen, vor der gewaltigen hohen Baſtei des Stückgartens, vor dem Rieſenbau des dicken Thurmes, der aus der Tiefe des Thales über 200 Fuß emporgeführt ward und keck als drohender Vorpoſten über die Stadt ſich vorſchob. Ueberall galt es, durch unterirdiſche Gewölbgänge die Verbindung herzuſtellen und die Vertheidigung zu erleichtern. Da ward auch der ſchwere viereckige Thorthurm vorgeſetzt, die Steinbrücke über den Graben geführt. Alle dieſe Werke tragen nicht das Gepräge der Schönheit, ſondern der Maſſe, der Feſtigkeit. Die gothiſchen Glieder werden bereits ſchwer und voll, der Spitzbogen weicht mehr einem Rund- oder Nachbogen. Man ſehe ſich nur die beiden wachthaltenden Schildknappen an unter ihren kleinen Baldachinen zur Seite des großen pfälziſchen und wittelsbachiſchen Wappens über dem Thore. Wie handfeſt, kräftig, aber plump ſie daſtehen!

Auch in dem Innern des Schloßhofes erſcheint Ludwig V. außerordentlich thätig. Er wird durch eine Inſchrift am Ruprechtsbau als Erneuerer deſſelben bezeichnet. Daß dieſe Erneuerungen ein künſtleriſcher Gewinn nicht eben waren, zeigen die großen und bogigen Fenſter in dem innerlich zerſtörten Theile des Parterres. Es kündigt ſich damit ein modernes Bedürfniß für durchgehende Erhellung der Innenräume an. Auch wenn unter Ludwig V. nur von dem Schmucke des Königſaales in den Bildern der Ahnen geſprochen wird, ſo haben wir dies als eine neue Zugabe durch die eben unter niederländiſchem Einfluße ſo reich erblühte Oelmalerei zu betrachten; auch Porträts von Dürer's Hand ſollen ſich darunter befunden haben.

Gegenüber dem Ruprechtsbau zieht unser Auge die freie Brunnenhalle mit dem darauf leicht schwebenden Eckzimmer an. Noch erscheint hier der Spitzbogen in seiner vollen reinen Anwendung; auch die Granitsäulenschäfte, aus dem Palast zu Ingelheim hierher versetzt, haben gothisches Fußgestell und Capitelle. Es ist nicht unwichtig zu hören, daß diese Anlage noch in das erste Regierungsjahr Ludwig's 1508 gehörte.

Die bereits von Philipp begonnenen, von Ludwig vollendeten großen Oekonomiegebäude liefern den augenscheinlichen Beweis, welche Ausdehnung das ganze Hofleben gewann, in welchen Größenverhältnissen Küche und Keller, Magazine, Schlachthäuser, Bäckerei für die Hofhaltung, für all' die glänzenden Schmausereien bei Turnieren, Hochzeiten, Empfang kaiserlicher Personen zum Bedürfniß geworden waren.

Ludwig war es auch, der bereits getrennt von dem alten Wohnhause, an der Ostseite des Hofes und zwar auf dem alten Burgwall sich ein neues Wohngebäude gründete. Heutigen Tages erregt nur noch der achteckige Treppenthurm mit dem zierlich gehauenen Wappen von 1524 unser Interesse; er stand einst in der Mitte der in stumpfem Winkel gebauten Fronte des Hauses, der nördliche Flügel hat der Facade des Otto-Heinrichbaues weichen müssen. Der noch vorhandene Theil, später um eine Etage überhöht, erscheint mit seinen kleinen Fenstern völlig schmuck- und kunstlos.

Es konnte keine größeren Gegensätze geben zwischen Brüdern, als die uns in Ludwig V. und dem ihm nachfolgenden Friedrich II. entgegentreten. So ernst und wortkarg, so wenig beweglich und gewandt, so vorsorglich und zuverlässig, so ächt deutsch-bürgerlich, so abgeneigt fremder Sprache und Sitte jener war, so lebhaft, unterhaltend, unruhig, verschwenderisch, voll hochfliegender und wieder fehlschlagender Pläne, so empfänglich für den eben sich ausbildenden französischen Hofton zeigte sich Friedrich. Bei allem Interesse für klassische Studien, für freie Wissenschaft, für die neue lutherische Lehre war er doch ein zu großer Freund des Genusses, ein zu großer persönlicher Anhänger des Kaisers Karl V., um für den Glauben, für Freiheit der Lehre große Opfer zu bringen. Er war in Italien, Frankreich, Spanien viel und oft gereist und trug sich in Folge seiner

Verheirathung mit Dorothea von Dänemark mit dem Gedanken sehr lebhaft die drei Kronen Dänemark, Schweden und Norwegen auf seinem Haupte zu sehen.

Hatte Friedrich II. früher über die Bauluſt ſeines Bruders und den dadurch verurſachten Geldaufwand ſich tadelnd ausgeſprochen, ſo finden wir ihn als Kurfürſt ſofort darin mit jenem wetteifern, ja ihn weit übertreffen. Sein Begleiter und Biograph Thomas Leodius hatte einen beſondern Abſchnitt den Bauunternehmungen des Kurfürſten gewidmet und muß bekennen, wenn er nicht Fürſt geweſen wäre, würde er gerechtem Tadel verfallen ſein. Mit ihm wird von einem neuen Ausgangspunkt im Bereiche der Schloßbefeſtigungen begonnen; der neue Hof tritt in Gegenſatz zum alten. Neue Bauformen machen ſich dabei geltend, in bizarrer Weiſe wird das antike von Italien in Deutſchland eindringende Syſtem angewendet, dabei in andern Theilen noch vollſtändig die Formen der entarteten Gothik befolgt. Nur in einem höchſt intereſſanten Kaminbau tritt die volle italieniſche Renaiſſance dabei auf.

An der Nordoſtecke des Hofraumes, die Grundmauern der kleinen Jettakapelle überbauend, beginnt Friedrich ſeine Bauten und führt ſie weit über die innere Schloßmauer hinaus, ſie an den großen Eckthurm anſchließend. Dieſer ſelbſt erhält einen achteckigen Oberbau mit Kuppeldach; im Innern ſtützt je ein ungeheurer Mittelpfeiler die Gewölbe; große, mit ſpätgothiſchem Maßwerk gegliederte ſpitzbogige Fenſter beweiſen ſchon, daß er der Befeſtigung nicht hauptſächlich mehr dienen ſollte; vielmehr ward eine gewaltige Glocke hineingehängt, um entſprechend dem franzöſiſchen tours de l'horloge ſein Glockenſpiel tönen zu laſſen. Davor zieht ſich ein großer langer Palaſt hin, jetzt eine ausgebrannte Ruine, zum großen Theil durch ſpäter eingebrochene große Fenſter nach Norden noch verunſtaltet. Alles war berechnet auf den Eindruck vom Hofe aus: hier ſpannen ſich in drei Etagen über einander die in antiker Weiſe profilirten Bogen von Stein auf kurzen, ſchweren, aber mit antiker Cannelirung und Capitellen ausgeſtatteten Säulen und darüber erhob ſich einſt noch eine hölzerne Bogengalerie. In der Mitte war der zierliche Treppenthurm angebracht. Nur die eine Hälfte dieſer Fronte iſt jetzt noch ſichtbar, die andere ward bald durch den Otto-Heinrichsbau verdeckt. Zur Seite ſtreckt

ſich in den Hof ein Flügel mit wohl erhaltenem Giebel, an dem antiken Waſſerjungfrauen in wunderlicher Weiſe die Abſätze verzierend angebracht ſind. Nach Außen, mit dem herrlichen Blick in das Neckarthal, an der Oſtſeite ragt noch ein ſtattlicher Erker mit gedrücktgothiſchen Fenſterformen heraus. In einem großen gewölbten Saale ſollte hier die Bibliothek zuerſt aufgeſtellt werden, jedoch man beſtimmte ihn dann für die Rechnungskammer. Den Baumeiſter dieſes Theiles kennen wir dem Namen nach als einen Jakob Haidern.

Wie an dem Ruprechtsbau bereits die große deutſche Inſchrift aus dem Jahre 1545, die den Erbauer Ruprecht und den Reſtaurator Ludwig V. meldet, umgeben iſt von Säulen und Gebälk in geſchweiften Renaiſſanceformen, welche in auffallendſter Weiſe an Zeichnungen von Säulen von Albrecht Dürer erinnern, ſo bietet endlich der große Prachtkamin im Königsſaale des Ruprechtbaues uns das erſte Beiſpiel einer durchgängig wahren und ebenmäßigen Anwendung antiker Gliederung in den Wandpilaſtern, in den hohen Tragſteinen oder Conſolen, in dem bekrönenden Geſims und der Attika. In feinſtem Flachrelief ſind auf denſelben die Verzierungen angebracht. Die deutſche Inſchrift iſt bereits in lateiniſchen Initialen gegeben. Die Kamine als natürlicher Schmuck der Wandfläche, als Sammelplätze der Familie und der Geſellſchaft ſpielen in der Geſchichte der Stilumwandlung des 15. Jahrhunderts auch in Italien, wie ſpäter in den Niederlanden eine ſehr große Rolle.

An dieſem Kamine iſt zugleich in Wappen und Bruſtmedaillons der Sinn der Kurfürſten für äußeren Glanz und Ehre auf merkwürdige Weiſe ausgeprägt: auf der einen Seite der pfälziſche Kurhut, darunter das pfälziſche und wittelsbachiſche Wappen und in der Mitte der Reichsapfel, deſſen Aufnahme in das Wappen von Karl V. als beſondere Gunſt an Friedrich II. verliehen wurde; daran hängt das goldene Vließ, auf der anderen Seite die königliche Krone, gehalten über den Wappen von Schweden, Dänemark und Norwegen, ebenfalls mit einem Orden daran. „Drei Königreiche ſtark“ war ja Frau Dorothea. Das Symbol des Todes im Todtenkopf und Sanduhr, des Lebens in der freſſenden Schlange ſind durchaus moderne Symbole dabei.

„Sein Regiment woll lang beſton“: dieſer Wunſch der Kamin-

inſchrift ging an Friedrich II. nach dem Maße des höhern Alters, in dem er die Regierung angetreten, in Erfüllung; aber doch iſt Friedrichs II. Zeit weſentlich nur als Vorbereitung anzuſehen für die durchgreifenden Schöpfungen ſeines Neffen und Nachfolgers Otto Heinrichs. Selten hat eine Regierung von drei Jahren ſoviel geſchaffen als die des Ottheinrich von 1556—1559. Wie durch einen Zauberſchlag brechen alle die Blüthen auf, die bis dahin zurückgehalten waren. Die Reformation ward, wie ſie von Sachſen ausgegangen war, unter des Pfälzers Melanchthons Beiſtand durchgeführt, nachdem ſie ſchon 1545/1546 weſentlich begonnen, einmal nach dem unglücklichen Ende des ſchmalkaldiſchen Krieges zurückgeſchoben war. Daran ſchloß ſich eine vollſtändige Reformation der Univerſität in ihrer Organiſation und mit dem Gewinne einer Reihe neuer Kräfte, der Humanismus ſiegte vollſtändig über die Scholaſtik, dann weiter eine Einrichtung der höheren Stadtſchulen und endlich eine Schulordnung für die Volksſchulen. Die palatiniſche Bibliothek auf dem Schloße wurde mit der der hl. Geiſtkirche vereint und ihre werthvollſten Schätze von Otto Heinrich erſt durch umſichtige Aufträge an reiſende Gelehrte erworben. Und die Betheiligung des Kurfürſten an allen dieſen Dingen war eine nicht bloß äußerliche oder pflichtgemäße, nein, ſie entſprach ſeinen innerſten Intereſſen. Eine Reiſe in Italien und dem Orient hatte frühzeitig ihm großartigen Anſchauungen gewährt. Selbſt techniſche Geſchicklichkeit unterſtützte ihn in ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, ſo zeigte man noch ſpäter eine Sonnenuhr von ſeiner kunſtfertigen Hand.

In denſelben drei Jahren iſt der ſchönſte Theil des Heidelbergerſchloſſes auf wunderbarſte Weiſe aus der Erde emporgeſtiegen und legt noch heute von jener harmoniſchen Entfaltung der Bildungselemente in ſeinem fürſtlichen Erbauer das herrlichſte Zeugniß ab. Otto Heinrich hatte ſchon in Neuburg an der Donau bedeutende Schloßbauten gemacht, über ihren Styl fehlt es bis jetzt an näherer Kenntniß, hier nun tritt uns in dem ſeinen Namen tragenden Bau die volle Ueberlegenheit eines durchgreifenden, bewußten ſpezifiſch künſtleriſchen Gedankens und trefflichſter Ausführung über alle vorausgehenden, mehr von Geſichtspunkten des Bedürfniſſes und vereinzelten Kunſttendenzen ausgeführte Bauten des Uebergangsſtyles entgegen. Es weht uns ein ſüdlicher, antiker Geiſt aus den Formen an, und man hat wohl den Ein-

druck, daß dieſe Blüthe unter deutſchem Himmel doch nur das Erzeugniß einer beſonders günſtigen Conſtellation, daß ſie mehr ein ſchöner Fremdling als ein hier ächt heimiſches Kind iſt.

Betrachten wir den Bau möglichſt einfach und ſcharf, ehe wir an die Geſammtausdeutung und an die Frage ſeines baulichen Urſprunges herantreten. Unter möglichſt verſchiedenen Beleuchtungen gilt es ſein Details auffaſſen. Immer bleibt zu beklagen, daß man den inneren Theil gegen eine freie, ungehemmte Beſchauung des Publikums abgeſperrt hat.

Der Ottoheinrichsbau iſt zwiſchen dem Ludwigs- und Friedrichsbau angelegt und nahm von beiden einen Theil ihrer Ausdehnung weg. Nach Außen, nach Oſten ragt er durchaus einfach und ſchmucklos über der Tiefe der Thalſenkung und den hohen Baſtionen hervor. In drei Etagen reihen ſich rechteckige Fenſter über einander, in ihrer Zahl 9, dann zu 11 nach oben gemehrt; die Profilirung der Fenſterbekleidung und Stäbe iſt weſentlich noch im gothiſchen oder deutſchen Stil, nur aus dem einen Hauptſaal treten Hermen aus den Fenſterſtäben hervor. Die einſt darüber emporſteigenden zwei hohen Giebel, denen eine durchgehende Bildung zweier Firſtdächer entſprach, neben einander ſind verſchwunden. Aller künſtleriſcher Glanz iſt auf die Façade nach dem Hof zu und auf die innere Ausſchmückung der Räume verwendet. Hier ſind es die Thürfronten und inneren Thürbekleidungen, ſind es die Kamine, ſind es die einſt die Gewölbe tragenden Conſolen, ſind es die Reſte der in der Mitte der größten Ruine ſtehenden, das Gewölbe ſtützenden Säulen, deren Haupttheile im Schloßgarten als Tiſchſtützen u. dgl. leider verwendet ſind, die unſer Intereſſe in Anſpruch nehmen.

Die Façade erhebt ſich in trefflichem Quaderbau von Heilbronner Sandſtein über dem ungleichen Terrain breit und doch leicht. Ein hoher einfacher Sockel gibt ihr gleichſam eine Unterlage zum elaſtiſchen Aufſchwunge. Eine Prachttreppe führt in der Mitte deſſelben zum Hauptportal, einſt mit kunſtreichen Eiſengeländern geziert. Die gewölbten Eingänge in die unteren kellerartigen Gewölbräume, ſowie die wenigen Fenſteröffnungen haben breite Verhältniſſe und ſind einfach gothiſch profilirt. Die Geſammtfläche des Hauptaufbaues erſcheint nach dem Verhältniß von drei zu fünf nach Höhe und Breite

gegliedert. Zugleich macht ſich in den drei durchgehenden Hauptabtheilungen ein feines Abnehmen der Höhenverhältniſſe bemerkbar. Die unterſte Abtheilung ruht außerdem noch auf einem durchgehenden beſonderen Sockel. Die Gliederung wird gebildet durch je ſechs Pilaſter und Halbſäulen und darauf ruhenden Gebälkſtreifen. Elegante Conſolen ſtützen das Gebälk zwiſchen je zwei Pilaſtern und dadurch wird mit den den Conſolen entſprechenden Niſchen für Aufnahme von Statuen jene Fünftheilung verdoppelt und ſo für je zehn Fenſter die Vorbereitung gegeben. Der ganze Bau ſchließt oben jetzt weſentlich horizontal, aber noch ragen zwei Statuen und die Reſte ſenkrechter architektoniſcher Glieder hervor, die für die zwei hohen Giebel, in denen dieſelben ſich befanden, Zeugniß ablegen. Der hervortretenden Treppenrampe entſpricht das reiche Portal mit einem Bogeneingang und ſchlanken Fenſtern zur Seite, in der Breite aus der Dreitheilung allmälig nach oben ſich in eine Schlußmaſſe zuſammenziehend, in der Höhenrichtung durch zwei ſtarke Gebälke, in den von vier Atlanten geſtützten Haupttheil, in die Attika mit zwei Kryatiden und endlich den reich geſchweiften freien Schluß dreifach ſich abſtufend.

Sehen wir uns die Detailbildung näher an. Jene flachen vertikalen tragenden Reihen ſind als joniſche und korinthiſche Pilaſter, in der oberſten Reihe als korinthiſche Halbſäulen charakteriſirt. Die Einzelndurchbildung verändert ſich hier ſehr glücklich von unten nach oben. Das darauf ruhende Gebälke iſt zu unterſt ein doriſches mit rein ornamentiſtiſch behandelten Triglyphen und dazwiſchen wechſelnden Bukranien und Opferſchalen, in zweiter Reihe ein joniſches mit einem Wellenornament des Frieſes, und Zahnſchnitt, in der oberſten aber durch eine Palmettenreihe in wechſelnder Aufſtellung und verbindenden Ranken geſchmückt. Auch jener beſondere Sockel des hohen Parterraumes mit ſeinen ſchwach vorſpringenden Poſtamenten, die zur Aufnahme der Pilaſter und Statuen in den Niſchen vorbereiten, hat in facettirten aus eingeſenkten Rechtecken hervortretenden Steinen eine ſehr glückliche Durchbildung erhalten. Die mit den Pilaſtern wechſelnden Conſolen oder Tragſteine, mit Akanthusblättern überdeckt ſtehen in der wechſelnden Richtung ihrer Profilirung in glücklicher Beziehung zu der Muſchelbildung der Niſchen. In den Niſchen nehmen die Poſtamente der Statuen in entſprechender Weiſe nach oben hin ab.

In beſonderem aber wohl abgewogenen Reichthum ſind die Fenſter gebildet; in der unterſten Reihe galt es die große Schwierigkeit, das aus der Gothik herübergenommene Fenſterkreuz in antikiſirende Formen zu überſetzen und es gelang dies, indem die untere Abtheilung als breite, vorbereitende Unterlage zu der oberen, dem eigentlichen Fenſter aufgefaßt wurde. Pilaſter oder Halbſäulen tragen in allen Etagen ein ſchweres, reiches Geſims, über dem ſich unten ein Giebeldreieck erhebt, während in den oberen Etagen ein leichter Arabeskenſchmuck von einem ſich erhebenden menſchlichen Oberkörper rechts und links verläuft oder ein Gorgonenbruſtbild in der Mitte einer an den geſchweiften Seiten ſich umſchlagenden Aegis geſtellt iſt und darin als bekrönender Abſchluß dient. In den Giebeldreiecken iſt je ein Medaillon aufgeſtellt, umgeben von zwei muſicirenden Genien. Eine beſondere Eigenthümlichkeit des Fenſterſchmuckes liegt in der durchgängigen Beſetzung des mittleren vertikalen Fenſterſtabes mit Hermen, die auf Poſtamenten ſtehen; an ihnen wechſeln männliche und weibliche Bildungen und ſowohl das von ihnen getragene Capitell wie der ſich verjüngende Pfeiler, endlich das Poſtament haben wechſelnde Formen erhalten. Die plaſtiſchen, ſtehenden Geſtalten, deren Bedeutung uns bald beſchäftigt, ſind mit Glück für die Niſchen berechnet.

Bei der künſtleriſchen Ausſchmückung des Portals hat für den Haupttheil ſichtlich das Vorbild eines römiſchen Triumphbogens beſtimmend gewirkt. Feſte männliche Geſtalten, die zwei äußeren bärtig und reifen Alters, die mittleren jugendlich und bartlos in trefflichen, wechſelnden Draperien halten gleichſam Wache an denſelben, auf Poſtamente geſtellt und nach oben durch ſchmale, ioniſche Voluten zu Trägern der oberen Portaltheile gemacht. Wir werden bei ihnen an jene gefangenen Barbarenkönige römiſcher Triumphthore und unterworfenen Provinzen erinnert. Alles deutet an dieſem Haupttheil auf kriegeriſche Thätigkeit hin; in feinſtem Flachrelief umgeben Waffenbündel in bunter Miſchung des Alterthums und mittelalterlicher Bewaffnung, ja ſelbſt von Kanonen, den Bogen des Einganges und die Poſtamente. Viktorien reichen aus den Ecken des Bogens ihre Palmen. Muſikaliſche Inſtrumente für ernſte und heitere Muſik zieren den breiten Fries, in deſſen Mitte eine deutſche Inſchrift uns den Namen und die Würden Otto Heinrichs vorführt. Die obere Attika

wird durch zwei meiſterhaft gearbeitete Karyatiden wieder in beſonders reicher Gewandbildung in ein Hauptfeld und zwei offene, ſchräg ablaufende Seitenfelder getheilt. Jenes iſt mit den großen Wappen des Kurfürſten angefüllt. Eine Meiſterhand ſpricht ſich in der freien Durchbildung aller heraldiſchen Theile, der Wappenſchilde von Pfalz, Bayern und des kurfürſtlichen mit dem Reichsapfel auf dem Grunde des Baumzweiges, des Helmes, der gekrönten Löwen, des Laubwerkes aus. In den Seitenfeldern rechts und links, welche die geſchweiften, ſich umlegenden Ränder eines Wappenſchildes haben, iſt der Kampf eines Mannes mit einem Löwen in zwei Situationen dargeſtellt mit ſiegreicher Ueberlegenheit hier des Mannes, dort des Löwen. Das ganze Portal bekömmt endlich einen reich ſich kräuſelnden Aufſatz mit dem Medaillon des Kurfürſten, zwei luſtig flötenblaſende Genien zur Seite.

Kehren wir nun zu einem Geſammtüberblick der Façade zurück, ſo wird die Klarheit und Ueberſichtlichkeit der Gliederung, das Maaß des Schmuckes, ſeine Mannigfaltigkeit und feine Durchbildung uns doppelt erfreuen. Noch blieb aber ein wichtiger Theil bisher unbeachtet, und zwar ein ſolcher, der gewöhnlich zuerſt gleich den Beſchauer zu Fragen veranlaßt; es ſind die Statuen, welche jene Niſchen der drei Etagen füllen und endlich einſam jetzt auf der Höhe des Schloßgeſimſes ſtehen, im Ganzen ſechzehn; es ſind ferner die Köpfe der kleinen Medaillons der bekrönenden Fenſtergiebel der unterſten Etage.

Vier Heldengeſtalten durch Inſchriften bezeichnet bilden die untere Reihe, Joſua, der Herzog, „der durch Gottes Kraft ein und dreißig König hat umbracht“, in römiſcher Königstracht, den Fuß auf ein gekröntes Haupt geſetzt, Simſon, „der Starke, ein Naſir Gottes“ kurz geſchürzt mit dem Löwenfell, den Eſelskinnbacken in der Rechten, den todten Löwen zur Seite, Hercules als „Jovis Sun“ bezeichnet, durch ſeine herrlichen Thaten wohl bekannt“, auf die Keule geſtützt, unter dem der Eberkopf ſich zeigt, endlich der Jüngling David, „geherzt und klug“ im kurzen Hirtengewand, in der Rechten das große Schwert, in der Linken das Haupt Goliaths geſenkt haltend. Wir ſehen alſo vier Helden, alle in göttlichem Dienſt ſtehend, Führer, Richter, Könige des Volkes, unbedenklich Herkules neben einem Simſon, wie die Aehnlichkeit ihrer Tradition ſchon frühzeitig in dem chriſtlichen Volk ſich geltend machte.

Die Köpfe der Medaillons geben sich als wirkliche oder scheinbare Nachbildungen römischer Münzen zu erkennen. Und zwar folgen sie hier von der Linken zur Rechten nach den Inschriften, die aber einer genauern Untersuchung aus nächster Nähe noch bedürfen: Vitellius imperator, Antonius (sic!) Pius, Tiberius Claudius Nero, Nero Caesar, C. Marius, M. Antoninus, Rom. N. Pamphilius, M. Brutus, also vier römische Kaiser: Nero, Claudius, Antoninus Pius und Vitellius, dann zwei mächtige Männer der Republik, Marius und Antonius, endlich Numa Pompilius und Brutus der Aeltere aus der Königszeit. Ob hier bei der einzelnen Auswahl besondere Gesichtspunkte gewaltet haben, möchte ich fast bezweifeln. Möglich ist es z. B., daß man Vitellius gewählt als einen von den germanischen Legionen zum Kaiser Ernannten. Doch ist es eher eine freie Benützung berühmter römischer Herrscher und Staatslenker verschiedener Zeiten, um hier an eine Continuität des Imperiums zu erinnern.

Die mittlere Statuenreihe besteht aus lauter weiblichen idealen Gestalten, hinlänglich charakterisirt als Virtutes (Tugenden) und zwar als Glaube, Liebe, Hoffnung, Stärke und Gerechtigkeit. Die Liebe mit einem Kind auf dem Arme bildet die Mitte und ist schon wegen des hochragenden Portals höher gestellt. Der Glaube mit einem Buch und die Hand auf's Herz, auch mit einem Schleier bekleidet, die Stärke eine zerbrochene Säule haltend, die Hoffnung mit dem Anker, die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage, vertheilen sich rechts und links. In den bewegten Gewändern, die zum Theil die eine Schulter frei lassen, ist außerordentlich viel Leben, aber durchaus antikisirende Studien. Wir haben also die christlichen Tugenden, die Liebe als die höchste unter ihnen und dazwischen von den heidnischen Tugenden die einem Regentenhause nöthigsten: Stärke und Gerechtigkeit.

Wir kommen zur obersten Reihe. Da begegnen uns antike Götter und Göttinen: Saturn mit einem lebhaft bewegten Kind, das er zu sich gehoben, Mars in voller Rüstung mit dem Schild zur Seite, Venus in freier und doch decenter Bildung mit dem an der Mitte hin aufreichenden Amor, Merkur und die hochgeschürzte Diana mit der Mondsichel. Noch gehören sichtlich die zwei darüber allein stehenden Gestalten der Giebel dazu: den eine kennzeichnet als Jupiter der gehobene dro-

hende Arm mit Donnerkeil und der Adler zur Seite, doch wer ist der Andere? Bisher schwankt man in seinen Benennungen, man nennt ihn Pluto oder Vulkan. In römischer Imperatorentracht steht er da, sein Haupt umgibt die Strahlenkrone. Es ist Niemand anders als der Sonnengott, der römische Sol, der mit Sarapis zu einer Bildung verschmolzen ist, daher nicht als jugendliche Gestalt, wie in Hellas, sondern als König gebildet ward.

Haben wir dieß richtig erkannt, dann ergibt sich sofort auf die einfachste und befriedigendste Weise die Grundlage der Götterauswahl und damit ihre ganze Bedeutung. Was hat man nicht herumgedeutet, um diese Götter für die Regierung Otto Heinrichs gleichsam genießbar zu machen! Es sind keine anderen, als die sieben mächtigen Gestirngötter des Alterthums und des Mittelalters: Sonne, Mond und die fünf alten Planeten: Saturn, Jupiter, Merkur, Mars Venus: also die himmlischen Mächte, der Geburtstunde des Menschen und aller entscheidenden Stunden des Menschenlebens, die im astrologischen Glauben gerade des 16. Jahrhunderts so fest wurzeln, für einen Melanchthon, den Rathgeber Otto Heinrichs volle Geltung besitzen, mit deren Lauf notorisch der Kurfürst selbst sich eingehend beschäftigte. Nun ordnet sich auch Alles in bestem Zusammenhange. Wir sehen, die plastischen Darstellungen der Façade des Palastes bilden zusammen einen schönen Spiegel der fürstlichen Regierung. Auf der Kraft der Persönlichkeit, auf dem Heldenthum des Volkes baut sich sicher die fürstliche Gewalt auf; sie hat ihr Centrum in der Uebung der christlichen Tugenden vereint mit Stärke und Gerechtigkeit, sie steht endlich unter dem Einfluß höherer Potenzen, einer himmlischen Leitung, die sich im Laufe der Gestirne kundgibt.

Und diese Zusammenstellung ist keine außer dem Gedankenkreise jener Zeit liegende, im Gegentheil so recht begründet in der christlich-humanistischen Anschauung der Künstler und Kunstförderer. Wir finden in Italien, aber auch in Deutschland treffende Belege dafür. So malte im Palast Schifanoja zu Ferrara Pièr della Francesca († 1484) geschichtliche Thaten eines Herzogs von Ferrara, darüber in Reihen Zeichen des Thierkreises, Götter und Tugenden, so ordnete Perugino im Saale des Collegio di Cambio zu Perugia um 1500 Männer des alten Testamentes und antike Helden, Tugenden, Apollo und die

Planetengötter über einander, so zeichnete Rafael seine herrlichen Planetengötter für die Kapelle Chigi der Kirche S. Maria del popolo. Ja, entsprechende Darstellungen an Hausfacaden begegnen uns aus demselben Decennium, wo das Werk in Heidelberg entstanden ist: an einem Haus in Florenz malte im J. 1554 Meister Gherardo, gen. Doceno, eine Friesreihe und einzelne Gestalten übereinander, da begegnen uns die sieben Planetengötter, die sieben Lebensstufen, die sieben Tugenden, die sieben freien Künste; die Beschreibung der Götter stimmt in auffallender Weise mit dem unsrigen zusammen. An einem Hause in Unterösterreich in Eggenburg sind die Sgraffitomalereien (hell auf dunklem Grunde) vom J. 1547 erhalten, mit den horizontalen Reihen von Darstellungen; die obersten sind wieder die Planetengötter. Aber noch eine speciellere Beziehung der sieben leitenden Gestirne zu der Würde und Stellung Otto Heinrich's ergeben gleichzeitige Denkmäler. Was Schiller in seiner Ballade vom Grafen von Habsburg so schön sagt:

Und alle die Wähler, die sieben
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt
Die Würde des Amtes zu üben,

das war bis zum J. 1811 an der dem Rathhaus zu Nürnberg gegenüber einst befindlichen Kapelle des Schatzamtes als bekrönendes Gesims zu sehen; sie war 1526 erbaut worden. Da umgeben eine gewaltige Sonne, die zugleich Uhr ist, der Kaiser und der König von Böhmen und rechts und links ordnen sich die Kurfürsten, die geistlichen und die weltlichen und zu jedem ist eine planetarische Gottheit gestellt, so der Mars zu Kurpfalz. Die zwei weiblichen Gottheiten und der friedliche Merkur sind den geistlichen Kurfürsten zugetheilt. Das Bild der Welt, des Kosmos, ist auf das Reich übertragen. Unter der himmlischen Leitung der Gestirne stehen speciell die Leiter des Reiches, die Kurfürsten, ihr irdischer Abglanz. Und das ist offenbar auch hier an der Façade ausgesprochen.

Nachdem wir so in eingehenderer Weise das Verständniß der Façade in architektonischer und plastischer Hinsicht uns gesichert haben, darf ich auf die Einzelbetrachtung der erhaltenen wenigstens fünf Thürportale des Innern verzichten. Dieselbe Sauberkeit der Arbeit

zeigt ſich hier wie ſchon dort beſonders im Flachrelief der Thürbekleidung, dieſelbe Weichheit und Geſchick in Behandlung der Körperformen der männlichen und weiblichen Hermen, der ſtehenden oder ſchwebenden Viktorien, der zwei ruhenden antiken Geſtalten, etwa Flußgottheiten im Giebelaufſatz, der Blumen und Fruchtgehänge haltenden Genien, derſelbe in die komiſche Arabeske hinüberſpielende Humor der bärtigen Masken, dieſelbe doch noch im Zaum gehaltene Neigung zu überquellenden, etwas unruhigen gekünſtelten Ornamentbildungen, die dem Wappenreſte entſtammen, und ſo bietet endlich jeder Blick auf eine der zurückgebliebenen Conſolen der Gewölbe eine anmuthige und eigenthümliche Form dar.

Wohl haben wir nun aber das Recht, uns die Frage nach den bildenden Händen, nach dem künſtleriſchen Geiſte, der hier gewaltet, vorzulegen und genauer zu zergliedern. Leider ſind wir bis jetzt darüber noch ohne allen documentalen Anhalt. Eine immer in Büchern wiederholte Tradition ſchreibt den Entwurf des Ganzen Michel Angelo zu, eine andere will einen Heidelberger zum Künſtler machen. Es ſteht wohl zu hoffen, daß genauere Nachforſchungen in den Papieren über die Hofverwaltung der Zeit Otto Heinrich's in dem Reichsarchiv und in dem Hausarchiv zu München uns Aufſchlüſſe beſtimmteſter Art bringen werden. Inzwiſchen können wir doch zu gewiſſen allgemeineren Reſultaten aus der kunſtgeſchichtlichen Betrachtung gelangen. Zunächſt ſtehen wir nicht an, zu behaupten, daß der Plan des Ganzen wie die Detaildurchführung ſchwerlich von einem italieniſchen Baumeiſter und Bildhauer, am wenigſten von einem römiſchen oder Florentiner herrührt, ſondern von einem deutſchen, der allerdings in Italien, und zwar vorzugsweiſe in Oberitalien, in der Lombardei und Venedig ſeine Studien gemacht hat. Bei der Beſchreibung haben wir ſchon mehrfach auf die noch vielfach durchklingenden gothiſchen Formen aufmerkſam gemacht, ſo auf Thür- und Fenſterladung der Souteräns, ſo auf die Langbildung und Eintheilung der unteren Fenſterreihe. Wir können noch viel dem Entſprechendes hinzufügen: ſo die Bildung der an und für ſich ſehr ſteilen Fenſtergiebel, beſonders die Umbiegung der Profilirung in den Ecken, dann der ganz mittelalterliche, romaniſche Charakter der die oberen Fenſter umgebenden Säulchen — romaniſche Formen treten bekanntlich in der Schlußzeit der

Gothik wieder mehrfach hervor. Ein Italiener dieſer Zeit würde ſchwerlich doriſchen Triglyphenfries mit ioniſchen Pilaſtern verbunden haben. Auch die hohen Giebel deuten nicht eben auf italieniſche Baumeiſter hin, ebenſo wenig jene gekräuſelten reichen giebelartigen Abſchlüſſe über den Portalen. Was die Plaſtik betrifft, ſo machte einer der hiſtoriſch gebildetſten Bildhauer, mit dem ich das Vergnügen hatte, den Bau aufmerkſam zu durchmuſtern, Herr von der Launitz, auf die überaus reiche, ächt nordiſche Behandlung des mittleren Wappens aufmerkſam, ebenſo wenig entſprechen die muſicirenden Genien oder Engel irgend der ſonſtigen italieniſchen Bildung dieſer ſo reich vertretenen Gattung.

Endlich iſt auch zu erwähnen, daß wenigſtens an einzelnen der innern Portale Steinmetzzeichen ſich finden, die noch auf einen Bauhüttenverband hinweiſen, wie er bei den Italienern, wenigſtens den florentiniſchen und römiſchen, in dem 16. Jahrhundert nicht mehr nachweisbar iſt.

Treten uns alſo ſehr bezeichnende Unterſchiede dieſer Renaiſſance auf deutſchem Boden von der italieniſchen derſelben Zeit entgegen, ſo haben wir ſchon oben die Bildung des Künſtlers auf italiſchem Boden als ganz ſicher bezeichnet, wir haben zugleich das nähere Territorium anzugeben kein Bedenken getragen. Zunächſt iſt zu ſagen, in der Schule des Michel Angelo haben wir den Künſtler nicht zu ſuchen. Finden ſich auch bereits einzelne Anklänge an deſſen plaſtiſche Formen, wie in jenen männlichen Portalgeſtalten, wie in den nackten Relieffiguren über einer Thüre, wie in einzelnen Gewandungen, ſo iſt die Geſammtanordnung, iſt die reiche, zierliche Behandlungsweiſe der Flächenornamentation ihm ganz fremd. Jene Anklänge weiſen nur auf den in jenen Jahrzehnten bereits über ganz Italien ſich verbreitenden Einfluß hin, dem auch die Schulen Oberitaliens ſich nicht entzogen. Oberitalien, das mailändiſche Gebiet und das Centrum der dortigen Bildhauerſchule des 16. Jahrhunderts, die Karthauſe von Pavia haben aber ſpeziell auf unſeren Künſtler beſtimmend gewirkt. Die Belebung der Palaſtfronte durch Statuen in Niſchen iſt dort auf das reichſte durchgeführt, Lombarden haben daſſelbe auch in Rom an Paläſten angewendet. Dort finden wir ganz dieſelbe reiche Flächendekoration der Pilaſter, dort genau denſelben bekrönenden Arabesken-

ſchmuck über den Fenſtern ſtatt des Giebels wieder, dort dieſelben Medaillons mit Kaiſerköpfen, dort dieſelbe Verwendung von Hermen an den Fenſterſtäben, dort auch die Neigung zu einer dem gothiſchen Stilgefühl entſprechenden dekorativen Ueberfülle, dort in ſtatuariſcher Beziehung treffliche Vorbilder für die Anmuth des Ausdruckes, der Bewegung und den reichen Faltenwurf unſerer Statuen. Daß auch die venetianiſche Palaſtarchitektur des Jacopo Sanſovino, ſeine Münze von 1535 und Bibliothek 1536 unſerm Baumeiſter nicht unbekannt geblieben waren, möchte ich z. B. aus jenen die Eckflächen über den Portalen füllenden Viktorien und aus Maskenbildungen ſchließen.

Immerhin bleibt dem Künſtler ſelbſtſtändiges Verdienſt in hohem Maße. Und vor Allem leuchtet durch das Ganze der ſinnige, auf das wahrhaft Bedeutungsvolle und Entſprechende gerichtete Geiſt des fürſtlichen Erbauers durch. Ehe wir von ihm Abſchied nehmen, ſei es uns verſtattet, auf den merkwürdigen Conflikt hinzuweiſen, in welchen dieſe künſtleriſche Richtung Otto Heinrich's mit der in Heidelberg bereits ſcharf ſich ausprägenden Richtung der ſchweizeriſchen Reformation gerieth, aber auch auf die entſagende Schonung, die der Kurfürſt in derſelben bewies. Er hatte der Sitte ſeiner Zeit gemäß, ſpeciell als der Letzte ſeines Zweiges, ein prächtiges Grabdenkmal von weißem Marmor für ſich in Angriff nehmen laſſen, welches im Chor der hl. Geiſtkirche errichtet werden ſollte. Da erregte die Freiheit im Nackten, die die Künſtler bei der Darſtellung der ſieben klugen Jungfrauen wie der Cherubim ſich erlaubten, bei dem Pfarrer der Kirche Johann Flinner großen Anſtoß, ihm ſchloſſen ſich die andern Geiſtlichen im Widerſpruch zu dem lutheriſch geſinnten Hofprediger Tileman Heßhuſius an und der Kurfürſt ließ darauf Alles, was Anſtoß erregen konnte, vom Denkmal entfernen.

Unter den nächſten Nachfolgern Otto Heinrich's, unter Friedrich III. dem Frommen (1559—1576), deſſen Sohne Ludwig VI. (1576—1583), unter der Adminiſtration von Johann Caſimir (1583—1592) ruhte die gewaltige Bauthätigkeit, welche unter Fürſten der mit Otto Heinrich erloſchenen Heidelberger Linie faſt ununterbrochen auf dem Schloſſe zu Heidelberg geherrſcht hatte. Das religiöſe, das ſpecifiſch theologiſche Intereſſe trat ganz in den Mittelpunkt des fürſtlichen wie des Volkslebens; die ſtreng reformirte Richtung, welche

durch Friedrich III., dann von Neuem durch Johann Casimir in vollstem Umfang und mit vollstem sittlich regelnden Einfluß auf alle Lebensverhältnisse in der rheinischen Pfalz zur Herrschaft gelangte, war einer wahren Kunstentwicklung durchaus ungünstig. Andererseits freilich wurde Kurpfalz durch diese religiöse Stellung zugleich zu einer sehr bedeutenden politischen geführt und nirgendwo in Deutschland fanden so frühzeitig die neuen Elemente der Cultur in Industrie, Landesanbau und Verwaltung, in reicherer Gewöhnung des häuslichen Lebens, in Eleganz und weltmännischer Feinheit des Hoflebens, in glänzenden, aber auch auf Gelehrsamkeit basirten Festlichkeiten, fruchtbareren Boden als gerade in der Pfalz durch die einwandernden reformirten Franzosen und Wallonen, durch die engen Beziehungen zu den Führern der Hugenotten und zum königlichen Hofe von Frankreich, zu den Generalstaaten und England. Sowie das politische und Culturinteresse das religiöse überwog, wie es unter Friedrich IV., dem Zögling Johann Casimir's der Fall war, finden wir daher auch neue und sehr bedeutende Unternehmungen, um seine Interessen äußerlich in imponirender Weise auszuprägen.

Der Bau Friedrich's IV., welcher die Schloßkapelle und darüber in zwei Etagen die kurfürstlichen Wohnzimmer enthielt, ist heutigen Tages der in die Augen fallendste und wohl erhaltenste Theil des ganzen Schlosses. Er bildet die Hauptmasse der Nordseite und entfaltet, über die breite, prachtvolle Terasse frei hinausschauend, auch für den fernen Beschauer seinen Glanz, während seine andere Facade mit specifisch plastischem Schmucke dem Schloßhofe zugekehrt ist, aber hier sichtlich durch seine tiefere Lage schon in der Wirkung beeinträchtigt wird. Friedrich IV. ließ im Jahr 1601 die dort vorhandenen alten Baulichkeiten, besonders einen großen Theil der alten Kapelle abreißen und am 2. August ward der Grundstein zum neuen Bau gelegt. Im Verlauf von sechs Jahren war das Werk vollendet. Die bildnerischen Werke daran wurden im Laufe eines Jahres von dem Meister Sebastian Götz aus Chur, der mit acht Gesellen dazu gekommen war, gefertigt. Im J. 1608 ward an Stelle eines Theils des nördlichen Schloßwalles der Schloßaltan mit seinen Eckpavillons und der schönen in Bogen geöffneten Gewölbhalle erbaut. Auch der Schloßhof, bisher in seinen Absätzen die verschiedenartige Erweiterung

darlegend, ward nun durch Planiren, durch Errichtung von Rampen, durch Anlage eines großen Waſſerbaſſins mit Springbrunnen, durch Aufſtellen von Obelisken, von antiken Gegenſtänden, wie einer Statue des Merkur, eines Altars, Funden der Umgegend, zu möglichſter Einheit umgebildet.

Wir ſehen bereits ein neues architektoniſches Princip hier ſich zuerſt geltend machen, welches in Italien ſeit Michel Angelo's Bauten, ſeit Piero Ligorio und Vignola zu immer durchgreifenderem Einfluße gelangt war, und ſo eben in Frankreich unter Heinrich IV. den neuen Anlagen deſſelben in Paris eine beſondere Bedeutung verlieh — ich meine das Prinzip der perſpectiviſchen Wirkung, der Berechnung des einzelnen Baues als Glied einer großen räumlich imponirenden Anlage. Noch erſcheint dieſe Richtung hier gemäßigt, aber ſie iſt vollſtändig eingetreten. Damit hängt eine völlig andere Behandlung der einzelnen architektoniſchen Glieder zuſammen; ſie werden maſſenhafter, wirkſamer im Schattengeben oder als reine Flachverzierung gebildet.

Die Aufgabe war für dieſen Bau, wie die lateiniſche, nicht mehr deutſche Inſchrift über dem Durchgang es ausſpricht, „dem Gottesdienſt und einer bequemen Wohnung zu dienen und die Bilder der Vorfahren zu zeigen“. Es mußte daher das Parterre mit ſeinen Fenſtern bedeutend höher gebildet werden, als die oberen Stockwerke, und an den Fenſtern der kirchliche Charakter noch hervortreten. Dabei macht ſich unverkennbar der vorbildliche Einfluß des Otto-Heinrich'sbau's geltend.

Die Geſammtverhältniſſe ſind entſchieden weniger günſtig, wie dort: das Ganze erſcheint ſteiler, ſchlanker und viel unruhiger. Während dort die Theilung nach Höhe und Breite nach den Zahlen 3:5 erfolgt, iſt ſie hiernach 3:4 durchgeführt. Zwei Eingänge in der Mitte und an dem einen Ende entſprechen ſich und theilen die Breite in zwei gleiche Hälften. Die Facadenfläche wird durch Pilaſter mit Gebälk eingetheilt und zwar folgt hier toskaniſche, doriſche, römiſche Ordnung auf einander. Die beiden noch erhaltenen Giebelwände aber erſcheinen ſchon als Dekoration ohne entſprechenden durchgehenden Giebelbau, fügen noch eine korinthiſche Ordnung darauf und ſchließen mit Spiralen und Halbkreiſen ab. Die Niſchen, je vier in jeder Etage zur Aufnahme der Statuen ſind in die Pilaſter eingeſenkt und auf ſchweren Krag-

ſteinen tritt die Fläche mit den Statuen hervor. Die Fenſter, je 8 in einer Reihe, folgen in der Bildung ihrer Pfeiler der Ordnung der Etage, ſie ſind alle von Giebeldreiecken bekrönt, die Kapellenfenſter enden im Halbkreis und haben in einem Rund und den zwei eingeordneten Rundbogen noch eine Reminiscenz wie gothiſches Maßwerk. Bärtige alte Männerköpfe, trotzige Lanzknechtgeſichter, endlich feine Knaben- und Mädchenköpfe ſchauen aus den Giebeln bizarr hervor. An geſchnörkelten Wappenſchildern, Löwenköpfen, Conſolen, reich geſchliffenen Edelſteinen iſt kein Mangel, ſpröde und ſcharf ſpringen ihre Zierrathen wie von Blech oder Leder geſchnitten hervor. Und wieder überdecken Riemengeflechte mit ſchnallenartigen Punkten die ſchmalen längeren Flächen. Es iſt als wenn Schloſſer und Riemer hier im Stein alle ihre Geſchicklichkeit zur Schau gelegt hätten.

Die Inſchrift bezeichnete bereits die Statuen als Ahnen Friedrich's und die Gelehrſamkeit Marquard Freher's, des trefflichen Verfaſſers der Origines Palatinae hat ihr Mögliches geleiſtet, ſechzehn Ahnen geſchickt auszuwählen. Namen und Todesjahr iſt in lateiniſcher Inſchrift beigefügt. Von oben nach unten folgen ſich die Reihen auf einander. In den Giebeln finden wir Karl den Großen (814), Otto von Wittelsbach (1183), Ludwig I. (1213 sic!), Rudolph I. (1329); Karl den Großen als Stifter der rheiniſchen Pfalzgrafenwürde, ob auch als Ahn iſt mir nicht näher bekannt. Die andern drei bezeichnen alſo die erſten Uebertragungen an die Wittelsbacher und ſpeciell an den einen Zweig ſeit Rudolph I. Die zweite Reihe beſteht aus lauter Königen aus wittelsbachiſchem Stamme; da reihen ſich Kaiſer Ludwig der Bayer, Ruprecht von der Pfalz, König Ludwig von Ungarn (1312) und Chriſtoph II. von Dänemark (1539 sic!) an einander. Die dritte Reihe führt vier bedeutende Fürſten der Pfälzer Linie vor, Ruprecht I., den Begründer der Ehren des Kurhauſes, Friedrich den Siegreichen, Friedrich II. und Otto Heinrich. Die vierte bilden die vier letzten Kurfürſten der Linie Pfalz-Simmern von Friedrich III. bis zum Stifter des Baues Friedrich IV. Das Coſtüm iſt bei allen trefflich und mit eingehender Kenntniß behandelt, die Geſichter und die ganze Haltung zeigen eine energiſche, etwas rohe Naturwahrheit..

Ein anderer Geiſt lebt ſichtlich in dieſen Bildwerken, als in denen des Ottoheinrichsbaues. Das fürſtliche Hausintereſſe überwuchert

den Drang nach einer idealen begeistert verfolgten Cultur. Zugleich spricht sich eine gewisse Unruhe, ein Streben, Kraft und Würde zu zeigen, hier aus, aber noch nicht gespreizt und hohl. Die Justitia die oben zwischen den Giebeln doppelt vorhanden ist, war reine Allegorie. Mit ihr steht in einer Ortbeziehung der hebräisch und lateinisch gegebene Spruch über der Kapellenthüre; „das ist die Thüre des Herrn, die Gerechten werden durch sie eingehen." Die Gelehrsamkeit und zwar eine gründliche philologische hatte durch Friedrichs lebendige Fürsorge in Heidelberg und in naher Beziehung zum Hofe eine treffliche Stätte gefunden. Männer wie Janus Gruter, Paul Melissus, Friedrich Sylburg, Heinrich Smetius, Pitiscus, Pitheus, der Jurist Gothofredus, der Orientalist Christmann wirkten damals an der Universität, an Regierungsstellen, an der Bibliothek hier vereint. Aber diese Gelehrsamkeit, deren wissenschaftliche Resultate so hochbedeutend waren, ist weit verschieden von jenem lebendigen, poetisch gestaltenden Humanismus, wie er fünfzig Jahre früher in einem Jakob Michyllus und anderen sich thätig erwies.

Gleichzeitig mit diesen für den Charakter der Zeit so bezeichnenden Bauten im Bereiche des alten Sitzes der rheinischen Kurfürsten fällt eine Anlage von Friedrich IV. der umfassendsten Art, welche so recht aus der weltpolitischen Stellung, die das Kurfürstenthum so eben sich errang und aus modernen Culturbestrebungen hervorging, eine Anlage, welche hundert Jahre später die Stadt und das Schloß Heidelberg ganz in den Hintergrund drängen sollte. Ich meine die Gründung Mannheims am Zusammenfluß von Neckar und Rhein als eines festen Bollwerks der protestantischen Union, als eines Sitzes der täglich mehr in der Pfalz zusammenströmenden fremden protestantischen Familien, als eines trefflichen Platzes für Handel und Lebensthätigkeit. Am 17. März 1606 ward der Grundstein in feierlichster Weise dazu gelegt, im Jahre 1610 meldete bereits die Inschrift des Neckarthores, daß Friedrich IV. diese gemeinnützig edle Stadt mit Wall und Mauern umschlossen, den guten Bürgern das Thor dazu geöffnet habe.

Friedrich IV. starb im selben Jahr noch in jüngerem Mannesalter, sein Erbe war der vierzehnjährige Friedrich V., zunächst unter die Vormundschaft des Pfalzgraf Johann von Zweibrücken gestellt,

ſeit 1614 aber ſelbſtſtändig regierend. Nie hat die rheiniſche Pfalz und ſpeziell Heidelberg glänzendere Tage geſehen, als bei dem Einzuge des 17jährigen Fürſten mit der jungen Gemahlin aus engliſchem Königsſtamme, Eliſabeth, im Sommer 1613, nie hat ritterliche Geſchicklichkeit, franzöſiſche Weltſitte, antike Gelehrſamkeit mehr gewetteifert in Feſtbauten, Aufzügen und Spielen, nie ſind hochfliegendere Plane für die Pfalz genährt worden, als in den Jahren 1613 bis 1619 — aber auch nie ſtand der furchtbare Umſturz des Kurhauſes näher, nie die Drangſale des Krieges für das ganze Land, nie die zerſtörende rohe Gewalt für die Herrlichkeit des Heidelberger Schloßes. Und dieſe Herrlichkeit zu mehren, die ganze Umgebung wie mit einem Zauberſchlag aus dem Charakter einer kräftigen Gebirgsnatur in ein wohlgezogenes, zierlich geſchmücktes Kind menſchlicher Kunſt zu veredeln, daran arbeitete Friedrich V. mit größtem Eifer und mit maßloſer Verſchwendung der Mittel.

Zunächſt galt es der jungen Fürſtin eine neue glänzende Wohnung zu ſchaffen, dann aber rechts und links ältere Räume für große Kunſtſammlungen wie für fürſtliche Banquets umzugeſtalten. Auf den kühn aus der Tiefe unter Ludwig V. emporgeführten Befeſtigungsmauern, die den dicken Thurm mit dem eigentlichen Gebäudecomplex des Schloßes zur Verbindung brachten und hohe gewölbte Kaſematten in ſich einſchließen, ward nun der ſogenannte engliſche Bau errichtet, jetzt nur noch in den Außenwänden, aber auch nach der Stadt zu nur in dem untern Stocke erhalten. Kleine Gartenanlagen zieren in dem Innern den ſogenannten engliſchen Bau und nur vereinzelte Reſte der feinſten Stuccaturarbeit in den Fenſterniſchen laſſen die Pracht des Innern ahnen, zu deſſen Ausſchmückung der angeſehene Maler Fouquières aus Antwerpen herbeigerufen ward. Eine kunſtvolle Drehbrücke ließ unmittelbar von einer Thüre des unteren Stockes hinüber in den ſogenannten Stückgarten gelangen, der ſeine Bedeutung als Baſtion nun ganz verloren und als ein herrlicher Ziergarten Eliſabethens durch die noch erhaltene Eliſabethenpforte aus dem Jahre 1615 ſich zum Haupteingange des Vorhofes des Schloſſes öffnete.

Das Gebäude erhob ſich über der rieſigen Untermauer in zwei Stockwerken und zwei Giebeln. Die Gliederung nach der Außen-, wie Innenſeite überraſcht gegenüber dem eben betrachteten Schloßbau

Friedrich's IV. durch ihre Einfachheit; nach Außen erſtrecken ſich zehn flache, ſchlanke Wandpfeiler mit einem Fußgeſims und einem bekrönenden vorgekirpften Gebälk ungetheilt durch beide Etagen durch und zwiſchen ſie fügen ſich je zwei neue große Bogenfenſter ein. In den hohen Erkergiebeln machten ſich nach den erhaltenen Zeichnungen durchaus einfachere geſchwungene Linien geltend. Die Façade nach dem Schloßgraben und dem Stückgarten zu hat gar keine ſenkrecht durchgehenden Glieder, ſondern nur ein einfaches horizontales Band und demgemäßes Hauptgeſims und imponirt ſonſt mit ihrem einfachen Quaderbau. Die rechteckigen Fenſter ſind ſauber umrandet und durch ein kräftiges Gebälk bekrönt, an dem eine convexe Fläche herrſcht.

Wie kommt dieſe ſo einfache, faſt nackte aber auf das künſtleriſche Auge wohlthätig wirkende Form auf einmal in die Reihe der bisher von uns kennen gelernten, barock überreichen Stilentwickelungen des Schloßes, wie paßt ſie zu der Prachtliebe ihrer Bewohner? Unverkennbar ſpricht ſich hier ein ſehr beſtimmter, aus der Fremde friſch hereingebrachter Stilgedanke aus. Es iſt in einfachſter Weiſe das von Palladio in Vicenza durchgeführte Syſtem, das damals ſoeben von Inigo Jones, dem jugendlichen Baumeiſter des 1612 verſtorbenen Prinzen von Wales, nach England gebracht wurde und in dem von ihm ſpäter das berühmte Schloß zu Whitehall gebaut ward. Zu gleicher Zeit brach daſſelbe in Frankreich unter Heinrich IV. ſich Bahn und iſt in großartig einfacher Weiſe an dem Schloß zu St. Germain, dem Lieblingsaufenthalt jenes Königs, durchgeführt.

An die Vollendung des engliſchen Baues im Jahre 1615 ſchloß ſich ſofort die völlige Umgeſtaltung der anſtoßenden Baulichkeiten, aber kaum iſt ein Theil des Schloßes ſo zerſtört, als der auf der Grundlage eines Theiles der alten Schloßkapelle und der anſtoſſenden kirchlichen Räume aufgeführt nun dem Glanze der raſch wechſelnden Feſte dienen ſollte. Auch der kunſtreiche Oberbau des dicken Thurmes mit ſeinem ſich frei tragenden Gewölbe, einem Werke eines Nürnberger Architekten, iſt zum größten Theil längſt in die Tiefen geſtürzt. Nur noch an dem erhaltenen Theile der gewaltigen Mauerſchale, den der berühmte Epheu überkleidet, ſteht die pompöſe Inſchrift, die das Werk Friedrichs aus dem Jahre 1619 meldet und dabei im Grün faſt verſteckt die Statuen des ehrenfeſten männlichen Ludwig V. und des galant ſich drehenden jugendlichen Friedrich's.

Der Geiſt der modernen Cultur und der damit eng verbundenen Monarchie hatte von Stufe zu Stufe ſich ſeit den Zeiten Ludwigs V. im Schloß zu Heidelberg ausgeprägt; noch fehlte die letzte Signatur, und ſie iſt ihm noch aufgedrückt von demſelben jugendlichen Friedrich, der in Täuſchungen über die Dinge und eigene Kraft, in falſchem Lauſchen nach göttlichen Rufen einer Königswürde zuſtrebte. Noch boten die Umgebungen des Schloßes mit Ausnahme des Eliſabethengartens auf der Weſtbaſtion und eines ältern ſogenannten Haſengartens, eines kleinen Wildgartens ſüdlich vom Schloſſe, keine irgend zur Architektur in näherer Verbindung ſtehenden Anlagen dar. Der prachtvolle Abhang des Königſtuhles mit Baumwuchs und Bergwieſen erſtreckte ſich hart an den Fuß der Mauern heran. Je mehr die moderne Architektur aus dem Innenbau der Höfe, aus der feinen Dekoration zur Maſſenwirkung in die Ferne, zum imponirenden, glänzenden Geſammteindruck fortſtrebt, um ſo näher war es ihr gelegt, auch die Naturumgebung, auch den vegetabiliſchen Charakter derſelben ihren Geſichtspunkten zu unterwerfen, durch jene auf die Bauten vorbereitend einzuwirken, die Natur gleichſam einzuſchließen in die mathematiſchen Formen und durch die Plaſtik zugleich mannigfache Uebergangsſtufen zur Natur ſelbſt zu ſuchen. So entſtanden die großartig einfachen Parkanlagen in Italien, wie die Villa d'Eſte vor Tivoli, die Villa des Papſtes Julius III., der Garten Boboli in Florenz, ſo die Gärten von Fontainebleau und St. Germain. Der Pflanzencharakter der ſüdlichen Natur, die ſanften Abhänge der Berge, boten treffliches Material dazu dar und die antiken Waſſerleitungen Vorbilder für ähnliche Conſtructionen. Ein ſolcher moderner Park ſollte nun auch das Heidelberger Schloß umgeben.

Anſcheinend eine Unmöglichkeit — und doch hatte Friedrich V. dazu bereits einen Mann gefunden, der den ſchwierigſten Aufgaben der Mechanik gewachſen war, der Gelehrſamkeit und einen gewiſſen Geſchmack in ſich vereinte, einen Mann, der in dieſen Anlagen zugleich wiſſenſchaftliche Probleme zu liefern ſtrebte. Der Normanne Salomon de Caus als Ingenieur gebildet, war in die Dienſte des Prinzen von Wales, Johann Jakob I., wie Inigo Jones, deſſen wir eben gedachten, getreten. Dort hatte ihn Friedrich V. bei ſeinem Aufenthalt zur Vermählung in England im Winter 1612—1613 offen-

bar kennen gelernt. Der Prinz ſtarb in dieſem Winter, und Salomon de Caus muß der Prinzeß, der Schweſter ſeines Fürſten, bald nach Heidelberg gefolgt ſein. Da hatte er ſein erſtes Werk über die Perſpektive in London im J. 1612 bereits herausgegeben, es folgten dann zwei Werke, die in Deutſchland erſchienen, im Jahre 1615 die Theorie der bewegenden Kräfte mit verſchiedenen Maſchinen und Zeichnungen von Grotten und Fontainen (les raisons des forces mouvantes avec diverses machines et plussieurx dessins de grottes et fontaines) in Frankfurt und ſeine Harmonielehre (Institutions harmoniques) in Heidelberg. In demſelben Jahre 1615 beginnt ſeine große Thätigkeit für die Schöpfung des Heidelberger Gartens und er hat hier eine Reihe von Entwürfen der Dekoration wie von Maſchinen für Herſtellung des Waſſerdruckes, von genau geſtimmten Tönen durch Waſſerorgeln ſofort angewendet. Im Herbſt 1619 war das in der That rieſenhafte Werk großentheils vollendet, als der böhmiſche Krieg hemmend dazwiſchen trat. Noch am 20. December 1619 vollendete aber de Caus ſein Werk über den hortus Palatinus mit einer Reihe von Abbildungen, um an ſeinem Antheil die ſpätere Vollendung möglichſt zu fördern. Er rühmt, daß der Kurfürſt ſich durch keine Schwierigkeiten und Koſten habe abſchrecken laſſen, daß ſehr vieles aus deſſen eigenen Angaben und gnädigſtem Verordnen herrührt.

Es galt zunächſt durch Sprengen der Felſen, durch Aufführen von feſten, zum Theil mit Gewölbniſchen verſehenen Mauern von 30—80 F. Höhe, durch Ausfüllen der Zwiſchenräume den Raum herzuſtellen. Man wird ſich heutzutage dieſer künſtlichen Schöpfung gewöhnlich nur bei den ſogenannten Bögen bewußt. In vier Terraſſen ſtieg der in die Ecke des Gebirges eingeſenkte Garten herab, deren zweite von unten den eigentlichen Mittelpunkt bildete. Da begegnen uns nun alle Motive derartiger Anlagen; ein Syſtem gewölbter Laubgänge, Blumenbeete mit zierlichen buntfarbigen Steinmoſaiken und einem reichen Wechſel der Linien, Irrgärten, Baumſchulen, Baſſins mit felſigen Inſeln mit Urania und den acht Muſen, mit ruhenden Flußgöttern, mit gewänderringenden Nymphen, ſpritzenden wilden Männern, mit Venus und Amor; weiter Portale, freiſtehende Facaden, Prachttreppen, Niſchen mit der Statue des Kurfürſten, Bogenhallen mit ſchattigen

Grotten und darüber die Thaten des Herkules im Relief. Einen Stolz bildete die prachtvolle Reihe von Orangenbäumen, die zum Theil bereits in dem frühern kurfürſtlichen Luſtgarten unten in der Ebene, in der Vorſtadt neben dem Turnierplatz ſich befunden hatten. Für ſie ward ein großes ſteinernes Gebäude in Angriff genommen mit beweglichen Wänden. Ueberhaupt wurden nun ſeltene Gewächſe, Blumen wie Bäume hier vereint. Noch ſteht heute als ein ehrwürdiges Zeugniß dieſer Cultur ein Lebensbaum (Thuia orientalis, unter dem jungen Geſchlechte der Bäume der jetzigen Anlagen. Die äußerſten Gränzen des Gartens nach dem Thale zu ſollte ein hoher und breiter viereckiger Thurm bilden, aus deſſen Loggia der Blick hinaus in die herrliche Ebene unbegränzt ſchweifte. Ebenſo waren ſchon große Bogen gewölbt, Mauern geführt aus der Nähe des Schloßthores am andern Ende der Anlage, um hier für warme Bäder, für warme Pflanzenhäuſer und endlich Waſſerorgeln zur Darſtellung der antiken Tongeſchlechter Räume zu erhalten.

Mitten aus dieſen ſo eben ſich vollendenden Schöpfungen der eigenſten Neigung und des Reichthums eines hochblühenden Landes, aus dem Schloße, dem herrlichen Denkmal eines ruhmvollen glänzenden Geſchlechtes zog Friedrich V. am 24. September 1619 aus, um die Königskrone von Böhmen in Empfang zu nehmen, um, wie er nicht ahnte, nie wieder in das Schloß ſeiner Väter zu kehren. Mit dieſem Tage ſchließt die Blüthezeit der rheiniſchen Pfalz, ſchließt die Geſchichte des Heidelberger Schloſſes, des Sitzes der rheiniſchen Kurfürſten. Schon nach kaum drei Jahren war daſſelbe und die Stadt der Gegenſtand der heftigſten Kämpfe, und das Schloß mit all ſeinen Schätzen und Vorräthen fiel in Tilly's Hände. Der Stolz und das Kleinod des Kurfürſten, die bibliotheca Palatina, ward weggeführt, und wanderte in Folge geheimer Stipulation zwiſchen Bayern und dem Papſt nach Rom. Im J. 1624 bildete es den Mittelpunkt der im Glück wechſelnden, im Erfolg gleich verderblichen Operationen der Kaiſerlichen, Schweden und Franzoſen in der dieſſeitigen Pfalz. Ein halbes Jahrhundert ſpäter ward durch die Franzoſen unter Melac zweimal im Jahre 1689 und 1693 ein förmlicher Vernichtungskampf gegen die gewaltigen Mauern und Thürme des Schloſſes geführt und das Feuer verwüſtete den reichen Innenbau.

Wir sind an das Ziel unserer Betrachtungen gelangt, die Leidensgeschichte des Schlosses, der Stadt Heidelberg, der Pfalz selbst zu geben, liegt nicht in unserem Plane. Die gewaltige Mahnung für Deutschland, welche aus den Decennien des 17. Jahrhunderts und aus der Zerstörung des Schlosses so vernehmlich uns entgegentönt, in eindringlicher Weise und auf der Grundlage lebendiger Schilderung der Scenen auszusprechen, muß ich dafür Befähigteren überlassen. Nicht umsonst aber, hoffe ich, sind wir an der Hand der Anschauung, mitten aus dem Genusse der Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes zurückgeleitet worden in die frühern Culturepochen unseres Volkes, haben vor allem verweilt in jenem so unendlich reichen Zeitalter der Reformation und bei seinen herrlichen Blüthen in Kunst und Bildung, deren Schimmer uns noch heute entgegenglänzt, deren Früchte wir noch heute genießen. Dorthin werden wir auch unseres Erachtens immer zurückgreifen müssen, wenn es sich darum handelt, in Gebilden der monumentalen Kunst nicht einseitige Theorien nur zurückgewendeter Sehnsucht, sondern die edelsten bewegenden Kräfte der deutschen Nation zur Geltung und zum vollen Ausdruck zu bringen.

Literarische Notiz.

Die äußere Form dieser Abhandlung war zunächst bedingt durch den Zweck als Vorlesung einem großen Kreise von Männern und Frauen in dem Museum zu Heidelberg in einem für das Denkmal Steins zusammengetretenen Vereine vorgetragen zu werden. Für die allgemeine historische Unterlage war mir durchaus Quelle Ludwig Häußer's Geschichte der Rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen. 2 Bde 2. Ausgabe. Heidelberg, 1856, ein Werk, dem die vielseitigste Anregung und Belehrung auch für meine Gesichtspunkte zu verdanken ich gerne öffentlich bekenne.

Spezielle Quellen:

Hub. Thom Leodii de Heidelbergae antiquitatibus bei desselben: Annales de vita et rebus gestis Friederici II. (1556 geschrieben). Frankfurt 1624.

Melchior Adami apographus monumentorum Heidelbergensium. Heidelberg. 1612.

Marqu. Freheri Origines Palatinae, dann chronicum breve civitatis Heidelbergae. Ed. Heidelbergae 1612.

J. G. Widder, Verſuch einer geogr. hiſt. Beſchreibung der kurfürſtl. Pfalz Erſter Theil 1786.

Topographiſche pfälziſche Bibliothek. Mannheim. S. 789. S 1 — 54.

Fr. Peter Wundt, Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Heidelberg. Bd. I. (der einzige). Mannheim 1806.

Alois Schreiber, Heidelberg und ſeine Umgebung. 1811.

Dr. Th. Alfr. Leger, Führer für Fremde, die die Ruinen des Heidelberger Schloßes beſuchen. Erſte Auflage 1814. Vierte herausgeg. von K. v. Grainsberg. 1849 (kurz und genau).

Johann Metzger, Beſchreibung des Heidelberger Schloßes und Gartens. Mit 24 Kupfertafeln. Heidelberg 1829 (ein ſehr gründliches Werk.)

K. E. v. Leonhard, Fremdenbuch für Heidelberg u. die Umgegend. 2 Abthlgn. Heidelberg 1834. 8.

Richard Janillon, Wanderungen durch die Ruine des Heidelberger Schloßes und ſeine Umgebungen. 1857.

Monographie du château de Heidelberg dessinée et gravée par Rod. Pfnor, accompagnée d'un texte historique et descriptif par Daniel Ramée. Paris. Morel et Cie. 1859. folio. 24 Kupfertafeln, ein zum großen Theil ſehr gelungener Text, warm und geſchickt geſchrieben.

Unter den überaus zahlreichen Abbildungen mit und ohne Text waren für mich von beſonderem Intereſſe:

Seb. Munsteri, Cosmographia. Baſel, Herm. Petri. 1548. p. 495. Ausgabe von 1628 p. 1043.

Merian, Topographia Palatinatus Rheni. 1649. p. 37. ff.

Ch. de Graimberg, Antiquités du château de Heidelberg. Querfolio. 7 Hft. (unſchätzbar für das architektoniſche Detail, leider unvollendet).

Primavesi, 12 Anſichten des Heidelberger Schloßes. 1802.

Zu S. 6 f. de Luc phyſikaliſche Reiſen. 1781. I S. 566 ff.; vgl. auch Abt v. Berola maleriſche Reiſe. S. 31.

S. 7. Das Gedicht von Hölderlin erſchien 1801 in der Zeitſchrift

Aglaja, dann in ſeinen Gedichten. Stuttgart bei Cotta. Von Clemens Brentano iſt das "Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und ſeinem Traum auf der Brücke." In der Nacht vor dem Dankfeſte den 26. Juli 1806", als fliegendes Blatt bei Mohr und Zimmer gedruckt, ein Lied, welches ſehr verdiente, nach ſeiner löſchpapiernen Erſcheinung im modernen Gewand wieder aufzutreten. Die Worte Göthe's ſtehen im weſtöſtlichen Divan Buch, in dem Gedicht: In Gegenwärtigem vergangen. Die Kenntniß ihrer Beziehung auf Heidelberg verdanke ich meinem verewigten Collegen, geh. Kirchenrath Umbreit.

S. 12. Für die römiſchen Denkmale in der Pfalz, ſpeciell bei Heidelberg vergl. Creuzer, zur Geſchichte altrömiſcher Cultur am Oberrhein und Neckar in deutſche Schriften. II. 2 S 385 – 530, beſ. S. 446 ff. Für die römiſchen Straßenzüge vergl. jetzt Paulus archäologiſche Karte von Würtemberg. Statiſt. Bureau 1859. Bl. 1. Ueber römiſche Befeſtigungen ſ. Kriegk. v. Hochfelden. Geſchichte der Militärarchitektur in Deutſchland. Stuttgart 1859 beſ. S. 83 ff.

S. 16. Von dem alten Schloße zu Heidelberg exiſtirt eine intereſſante Zeichnung v. J 1518 im Beſitz des Herrn v Graimberg, eine Copie bei Herrn Wagner auf der Molkenkur.

S. 31. 32. Eine Abbildung dieſes plaſtiſchen Werkes bisher allein bei Metzger, Geſetze der Pflanzen- und Mineralienbildung angewendet auf altdeutſche Bauſtyle. Stuttgart 1835. Titelblatt dazu S. 13 f. Ebendaſelbſt Fenſter der hl. Geiſtkirche. Taf V Fig. 58. 59. Rundfenſter vom Ruprechtsbau. Taf. 12. Fig 57. Steinmetzzeichen von den Bauten Ruprechts, Ludwigs und Friedrichs II. auf Tafel 8. Fig. 81. 92. 97.

S. 34. Leger führt a. a. O. S. 51 Anm. 37 aus den von jener Zeit erhaltenen Dienſtjahrbüchern folgende Stelle an: Martius anni 1601 8. In aula electorali consilium agi coepit de distruenda illa parte arcis Heidelbergensis, qua templum continebatur, ad latus sinistrum ejus portae, quae cancellariam (am Fuße des Berges nahe dem jetzigen Carlsplatz gelegen) atque ipsam urbem montemque sacrum respicit. Cum itaque staret sententia, decima hujus mensis initium destructionis factum est.

S. 37. Ein intereſſantes Zeugniß für dasjenige, was unter Ludwig damals am meiſten im Schloße bewundert wurde, vor Allem Pracht der Kirche und Kriegsapparate liefert der Brief Luthers an Spalatin vom 18. Mai 1518 in der Sammlung der Briefe von de Wette Bd. I n. 65. S. 111: Suscepit me egregius, illustrissimus princeps Wolfgangus comes Palatinus et magister Jacob Simler sed et Flavius curiae magister. — Dulci jucundaque conversatione invicem gaudebamus edentes et bibentes et omnia sacelluli

castrensis ornamenta deinde bellicos apparatus denique omnia fere quae habet regale illud et plane illustrissimum castrum decora illustrantes.

S. 40. Thomas Leodius de aedificiis illustrissimi principis Friederici etc. libellus singularis in dem angeführten Werke p. 293 ff. unter Anderem: antequam factus esset Elector princeps Friedericus detestabatur magnificentiam et sumtus quos frater Ludovicus in reparatione arcis Heidelbergensis faciebat et se in alios potiores usus eos sumtus mutaturum pollicebatur, cum mortuo fratre et ad electionem admissus mox majores inchoavit et inprimis vetustatem aedificii, ubi fuerat lhettae formae, sumtu maximo reponere instituit. Et in bibliothecae usum elegantem et maximum carcerem aedificare fecit; summitatem vicinae turris a fratre dudum constructam demoliri fecit. Quod aedificium postquam consummavit, mutata sententia de bibliotheca in usum computationum convertit et maximam campanam in praedicta turri appendere fecit.

S. 45. Vergl. Freher Orig. palat. p. 105: elegans illud et vere regificum singulari artificio et sapientia spectandum et pulcherrimis plurimisque statuis insigne Ottonem Henricum electorem habere auctorem ipsum loquitur.

S. 55 Zu den planetariſchen Darſtellungen vgl. vor allem Piper Mythologie und Symbolik der chriſtl. Kunſt I. 2. S. 228—243, dem ich die weiteren monumentalen Belege zu der von mir hier zuerſt aufgeſtellten Deutung der Bildwerke ganz verdanke; vgl. dazu auch Burkhardt Cicerone S. 784, 813, 835. Intereſſant iſt es, daß die Heidelberger Bibliothek ein für Pfalzgraf Otto Heinrich gearbeitetes, mit prachtvollen Miniaturen verziertes Kalenderbuch vom J. 1552 handſchriftlich beſitzt (Cod. Palat. 833), in dem auf S. 98 die Planetengötter um eine Sonne im Kreis geſtellt ſind und zwar auf Wagen fahrend; da erſcheint Sol, unter derſelben war Luna, jener bärtig, mit Strahlenkrone genau in derſelben kriegeriſchen Kleidung, wie hier mit Mantel; er hält in der Hand einen Stab mit Sonnenſcheibe darauf, den wir auch hier in ſeiner Hand als einſt vorhanden vorausſetzen können. Was die Beziehung zu dem Kurfürſten betrifft, ſo iſt die Sonne ſichtlich Doppelrepräſentant des Kaiſers und des erſten weltlichen Kurfürſten, des Königs von Böhmen, Würden, die ja oft, ja von der Zeit des 16. Jahrhunderts (ſeit 1526) an dauernd in einer Perſon vereinigt waren. Die Abbildung des Schatzamtes, ſ. Heideloff Ornamentik des Mittelalters VII. t. 5, der Text, wie gewöhnlich, ſehr ungenügend.

S. 59. Kugler Handb. d. Kunſtgeſch. 3. Aufl. II. S. 603 und kleine Schriften II. S. 403 findet bereits das Schloß den lombardiſchen Bauten ver-

gleichbar; der Text zu Guhl und Caspar Atlas Taf. 87 A. 91 erinnert an die Certoſa von Pavia.

Zu den Denkmälern lombardiſcher Kunſt im 15. u. 16. Jahrhundert, vgl. Burckhardt Cicerone S. 201. 648 f., Kugler Handbuch der Kunſtgeſchichte II. S. 622. Der Palazzo Spada in Rom, der Statuen in Niſchen als Facadenſchmuck hat, und reichen Frieſsſchmuck, war das Werk eines Lombarden, Giulio Mazzoni, ſ. Burkhardt S. 314

S. 60. Die Geſchichte findet ſich in Henr. Altingii historia ecclesiast. Palatina, abgedruckt in Monument. pietat. literar. I. p. 173: occasio reformationis plenioris fuerunt certamina Heidelbergae nata declinante principatu Ottonis Henrici Electoris 1558. — Otto Henricus Elector princeps magnificus, quod orbus esset, ultimus suae stirpis, quae in ipso deficiebat mandavit sibi monumentum sive mausoleum splendidum excitari, in quo tumularetur. Structum fuit ex solido marmore summo artificio ac ornatu, sed ita ut sculptoria licentia multa adderentur, quae lasciviam ac cultum meretricium ostenderent partim in forma Cherubinorum partim in adspectu septem virginum. Id quia scandalum daturum erat tenerae ecclesiae, maxime quod in templi sacrario collocaretur, unde amotae erant pridem imagines sanctorum et ubi s. coena celebrabatur, monuit Electorem Joannes Flinnerus pastor Heidelbergensis, ne id fieret: Elector consuluit doctorem Tilemanem Heshusium, an id sibi licere arbitraretur, qui id affirmavit et probavit exemplis regum ac principum, quibus id in usu. Es folgt nun die Schilderung des Streites, die übrigen Geiſtlichen ſtimmen Flummer bei und unterſchreiben nicht die Erklärung des Heshuſius. Das Reſultat iſt: quo motus Elector pleraque, quae offensam ecclesiae datura videbantur amoveri jussit.

S. 68. Vgl. Beſchreibung der Reiß Empfahung des ritterlichen Ordens, Vollbringung des Heiraths und glücklicher Heimführung, wie auch der anſehnlichen Einführung gehaltener Ritterſpiel und Freudenfeſts das die Fürſten und Herrn Friederichen des Fünften der mit der königlichen Prinzeſſin Eliſabethen, des großmechtigſten Herrn Jakobs des Erſten Königs in Großbritannien einzigen Tochter. Mit ſchönen Kupferſtichen gezieret. In Gotthard Vögelins Verlag. Anno 1613 Unter den gehaltenen Aufzügen und Ringelrennen erſchien der Argonautenzug, der des Arioviſt, des Bacchus und des Apollo, der Königin Peutaſilea (sic!), des türkiſchen Kaiſers Bajazetto

S. 73. Hortus Palatinus a Frederico rege Boemiae electore Palatino, Heidelbergae exstructus Salomone de Caus architecto. 1620; neu abge-

druckt 1795 von Medicus in Mannheim, dann von Metzger seiner Beschreibung des Heidelberger Schloßes und Gartens 1829 beigefügt.

S. 76. Ueber die Zerstörung des Schloßes durch die Franzosen setzen wir hier nur ein französisches Urtheil bei. Daniel Ramée sagt in dem oben angeführten Werk wörtlich p. 4: il nous reste maintenant une tâche à remplir, une tâche beaucoup plus penible, qui est de faire l'histoire de la destruction de ce château, consommée par les ordres d'un roi de France et la sauvagerie furieuse de capitaines français. L'anéantissement de cet édifice n'avait aucun pretexte raisonnable et admissible. Le temps et les moeurs en avaient fait, non un château fort, un point militaire et stratégique, mais un château sans fortifications, un simple palais de plaisance. Les convoitises les plus basses, les passions les plus viles, la vengeances acerdotale, concoururent toutes ensemble à concentrer sur ce malheureux edifice les effets d'une colère causé par la bétise, l'orgueil et l'ignorance! La ruine du château de Heidelberg est cause, en grande partie, d'une haine nationale d'outre-Rhein que plus d'une siècle et demi n'a pu éteindre. On comprendra la légitimité de cette haine, quand on connaître l'histoire détaillée de la brutalité exercée par les généraux français qui furent chargés de prendre et de détruire cette magnifique habitation des princes électeurs palatins du Rhin.

VII.

Ueberſicht der hiſtoriſchen Literatur des Jahres 1860.

(Fortſetzung.)

8. Die Schweiz.

1. Allgemeines.

Anzeiger für ſchweizeriſche Geſchichte und Alterthumskunde. 6. Jahrgang 4 Nummern. Zürich ꝛc.

Fortſetzung des in der hiſtor. Zeitſchrift von 1860 (3. Heft S. 187) angezeigten Blattes.

Wolf, Rudolf, Dr, Prof. der Aſtronomie in Zürich, Biographien zur Culturgeſchichte der Schweiz. 3 Cyclus. Zürich u. ſ. f.

Auch dieß iſt Fortſetzung einer bereits in der hiſt. Zeitſchr. (S. ebendort S. 186.) angezeigten Sammlung. Dieſer dritte, der Hochſchule Baſel zu ihrem Jubiläum gewidmete Band der verdienſtlichen Arbeit enthält, wie der vorhergehende, zwanzig Biographien von ſchweizeriſchen Mathematikern und Naturforſchern, von Theophraſtus Paracelſus von Einſiedeln († 1541) bis auf Jean Fréderic Oſterwald von Neuenburg († 1850). Voran ſteht ein Bildniß von Daniel I. Bernoulli.

Wir können nur das anerkennende Urtheil wiederholen, mit welchem der frühern beiden Bände gedacht worden iſt. Umſicht und Gründlichkeit der Forſchung ſind auch hier mit der lobenswertheſten Einfachheit der Darſtellung vereinigt, wie in den bisher erſchienenen Biographien, und für die Geſchichte der mathematiſchen und der Naturwiſſenſchaften wiederum eine Fülle intereſſanter Nachweiſe gegeben. In der Abſicht, mit einem vierten Cyclus den Abſchluß ſeiner Arbeit zu machen, hat der Verfaſſer für den vorliegenden dritten eine etwas veränderte Auswahl von Biographien getroffen, als im Vorworte des zweiten Cyclus angekündigt worden. Gemäß ſeinem Streben bieten übrigens wirklich die drei Bände ſeiner Sammlung ein ſtets ſich ſteigerndes Intereſſe dar und wird der verheißene Schlußcyclus, der die Sauſſure, Euler, Eſcher von der Linth, de Candolle u. A. darſtellen ſoll, von dieſer Regel keine Ausnahme machen.

—y—

Lorenz, Ottocar, Leopold III. und die Schweizer Bünde. Vortrag, mit Excurſen und einer Beilage. Wien, C. Gerold's Sohn, 1860. IV, 50.

Nach dem Stande der heutigen Forſchung wird hier in populärer gebildeter Form ein Ueberblick über die Geſchichte der alten Schweizer-Bünde gegeben, um ſo dankenswerther, als eben die ältern Zuſtände der betreffenden Landſchaften ſeit 25 Jahren in ein vielfach ganz neues Licht geſtellt worden und die Arbeiten auf dieſem Gebiete ſehr maſſenhaft angewachſen ſind und den Ueberblick erſchweren. Der Verfaſſer ſchließt ſich im Ganzen der Kopp'ſchen Richtung an, doch mit nicht unweſentlichen Modificationen, indem es ihm mit Recht ungerechtfertigt erſcheint, die Ideen des Landesfürſtenthums des 14. Jahrhunderts in die frühere Zeit hineinzutragen. In dieſem Sinne erörtert er den ewigen Bund von 1291. Aus der Regiſtratur zu Baden im Argau, deren Einrichtung näher beſchrieben iſt, wird als Nachtrag zu Lichnewsky's Regeſten eine Reihe von Inhaltsangaben über Urkunden von 1301—1380 mitgetheilt. Von hohem Intereſſe iſt die kritiſche Unterſuchung über Winkelried und die Schlacht bei Sempach. Ohne Beweis hatte ſchon Lichnowsky ſich dahin ausgeſprochen, daß von Winkelried keine Rede ſein könne. Lorenz läßt die Perſon ſtehen, ſeine That aber iſt wahrſcheinlich nicht geſchehen, und wenn der Erzählung irgend ein Ereigniß zu Grunde liegt, ſo hat daſſelbe

doch ganz ſicher keine entſcheidende Bedeutung für den Erfolg der Schlacht. Die Kritik iſt fein und durchaus überzeugend *). J. W.

Segeſſer, Anton Philipp v, Die Beziehungen der Schweizer zu Mathias Corvinus, König von Ungarn, in den Jahren 1486—1490. Luzern, Schiffmann. 114 S. 8.

Der gelehrte Verfaſſer der Rechtsgeſchichte der Stadt und Republik Luzern und Bearbeiter der eidgenöſſiſchen Abſchiede aus den Jahren 1478—1499 iſt durch ſeine Beſchäftigung mit den letztern auf das Bündniß der Eidgenoſſen mit König Mathias Corvinus vom Jahr 1479 geführt worden und hat davon Veranlaſſung genommen, den Urſachen und der Bedeutung dieſes Actes, wie überhaupt des ganzen Verhältniſſes der Eidgenoſſen zu König Mathias, eine beſondere Unterſuchung zu widmen, deren Ergebniſſe in dieſer Schrift mitgetheilt werden. Sie berichtigen nicht nur und ergänzen, was bisher über jene Beziehungen bekannt war, ſondern ſetzen auch die Sache ſelbſt, zum erſten Male, in vollſtändiges Licht und weiſen deren Zuſammenhang mit der allgemeinen europäiſchen Geſchichte jener Zeit nach. Ungeachtet die Darſtellung natürlicher Weiſe vom Standpunkte ſchweizeriſcher Geſchichtsforſchung ausgeht, muß ſie doch auch als intereſſanter Beitrag zur Aufhellung der diplomatiſchen Fäden, die von dem Hofe des großen Ungarkönigs nach den großen weſtlichen Staaten ausliefen, ſehr willkommen ſein.

Sorgfältige Benutzung aller zugänglichen Quellen, Gründlichkeit der Unterſuchung und eine völlig unbefangene, ruhige Behandlung des Stoffes zeichnen dieſe Schrift aus. —y—

*) In demſelben Sinne urtheilt das literariſche Centralblatt nebſt andern kritiſchen Blättern Deutſchlands. Anderer Meinung aber iſt man in der Schweiz. So ſchreibt uns der gelehrte Mitarbeiter, dem wir den Bericht über die ſchweizer Literatur zum großen Theil verdanken, daß er mit dem oben Geſagten, wenigſtens in Betreff der Winkelriedſage, durchaus nicht einverſtanden ſei. Inzwiſchen hat Hr. Dr. R. Rauchenſtein in ſeiner „hiſtoriſch-kritiſchen Abhandlung“: „Winkelried's That bei Sempach iſt keine Fabel“ (Programm der Aarau'ſchen Kantonſchule 1861, April) — die von O. Lorenz geübte Quellenkritik öffentlich zu widerlegen geſucht, worauf Hr. Lorenz neuerdings in einer aus der Germania VI. 2 abgedruckten Abhandlung: „Die Sempacher Schlachtlieder“ (Wien, 1861) antwortet. K.

II. Schriften betreffend die innere Schweiz.

Geſchichtsfreund. Mittheilungen des hiſtor. Ver. der fünf Orte. 16. Band. Einſiedeln, Benziger, 1860. 308 S. 8. Nebſt 2 lithographiſchen Tafeln.

Fortſetzung der in der Zeitſchrift (Jahrg. 1860 S. 187) erwähnten Vereinsſchrift. Im vorliegenden Bande ſind vorzüglich bemerkenswerth: eine Arbeit von Carl Deſchwanden, Fürſprech in Stanz, über das Bewaffnungsſyſtem der Nidwaldner, als willkommener Beitrag zur ſchweizeriſchen Kriegsverfaſſungsgeſchichte; die Beſchreibung und Geſchichte des „Waſſerthurms“ in Luzern von Fr. X. Schwytzer, Ingenieur daſelbſt; und vier Briefe von Aegidius Tſchudi aus den Jahren 1560 und 1561, mitgetheilt von M. Kothing, Kantonsarchivar in Schwytz. Dieſe Briefe (irrig iſt im Abdrucke auf S. 275 zweimal geſetzt: „die großen Haufen“ ſtatt: „die großen Hanſen“; es iſt von den Vornehmen im Lande, im Gegenſatze zur Menge, die Rede) gewähren ein großes Intereſſe zur Charakteriſtik Tſchudi's und der Glarneriſchen Religionshändel. Unter den kirchlichen Mittheilungen wird ein Jahrzeitbuch des aufgehobenen Kloſters St. Urban, vom Herausgeber, den Genealogen, eine Geſchichte des Siechenhauſes zu Luzern von Curatprieſter Lütolf daſelbſt dem Culturhiſtoriker willkommen ſein. Sehr bemerkenswerth iſt in dem Vorberichte zum Bande (der vom regen Leben des Vereins Zeugniß ablegt) ein Beitrag zur Tell-Frage, worin Hauptmann L. Müller in Altorf, ſonſt ein entſchiedener Gegner der Anſichten Kopp's, die Behauptungen des letztern mit Bezug auf das Ergebniß der Forſchung in den Kirchenbüchern des Landes Uri (Kopp Geſchichtsblätter II. 326) auf Grund eigener ſorgfältiger Unterſuchung beſtätigt. — y —

III. Oeſtliche und nordöſtliche Schweiz.

Moor, Conradin von, Archiv für die Geſchichte der Republik Graubündten. 31. und 32. Heft. Chur. Im Selbſtverlage des Verfaſſers. Gedruckt bei Pradella. 8.

Fortſetzung der im zweiten Jahrgange der Zeitſchrift (drittes Heft S. 188) angezeigten Sammlung. Geſammelte Schriften von J. U. von Salis-Seewis). Die Dynaſten von Vatz, Schluß. Geſchichte der Herr-

schaft Hohentrins. Geschichte der Gemeinde Flims und der Herrschaft Belmont. Geschichte der Landstraßen Bündtens. Die Bergamasker Hirten in Bündten u. s. f.) und Fortsetzung des verdienstlichen Codex diplomaticus Rhaetiae bis 1377.

Flugi, A. v., Die Hoheitsrechte des Kantons Graubündten über das Bisthum Chur. Chur, 1860.

Mont, Chr. L. v, Domdekan, und Plattner, Pl, Prof. Das Hochstift Chur und der Staat. Geschichtliche Darstellung ihrer wechselseitigen Rechtsverhältnisse von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Chur, L. Hitz. 1860. S. 79 und LXXVI. 8.

Zwei Schriften, die durch Verhältnisse der Gegenwart hervorgerufen worden sind und welchen die Geschichte nicht Zweck, sondern Mittel im Kampfe zwischen klerikalen und staatlichen Interessen ist. Die Arbeit von Flugi ist wesentlich Auffrischung einer älteren im Jahre 1755 zu praktischen Zwecken erschienenen Staatsschrift (des Ministers Ulysses von Salis-Marschlins): „Ausführung der Rechtsamen des Gotthausbundes über das Hochstift zu Chur." Die Arbeit der Herrn von Mont und Plattner setzt sich die Widerlegung Flugi's zum Ziele, indem sie zugleich aus der alten Reichsstandschaft der Bischöfe einen gewissen Anspruch des Bisthums auf Unabhängigkeit von dem jetzigen Staate Graubündten herzuleiten und zu begründen sucht. Die geschichtliche Darstellung muß freilich, um zu diesem der factischen Entwicklung, der Dinge und dem Ergebnisse derselben wenig entsprechenden Ziele zu gelangen, ziemlich einseitig und unvollständig gehalten werden. (Vergl. die treffliche Beurtheilung der Schrift in Nr. 231 und 238 der eidgenössischen Zeitung von 1860).

Schneider, Karl, Biographische Skizze des Freiherrn Hans Philipp von Hohensax. Altstädten. Tobler-Kobelt.

Eine gedrängte, aber anziehende Schilderung eines als Staatsmann, Krieger und Gelehrten ausgezeichneten und an vielen wichtigen Geschäften theilnehmenden Mannes, des am 4. Mai 1596 in Salez erschlagenen Freiherrn Hans Philipp von Hohensax, einst Besitzers des sogenannten Manessischen Codex. Es ist ein Verdienst des Verfassers, das Andenken an diese bedeutende Persönlichkeit mit großer Liebe und Sorgfalt erneuert zu haben.

Senn, Werdenberger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte der Kantone St. Gallen und Glarus. Chur. Hitz, 1860.

Aufzeichnungen über die Ereignisse und Verhältnisse, welche die Gemeinde Werdenberg in den letzten Jahrhunderten betreffen.

Bündnerisches Monatsblatt. Jahrgang 1860.

S. histor. Zeitschr. 2. Jahrg. Heft 3. S. 189.

Zürcherische Neujahrsblätter auf das Jahr 1860.

Historischen Inhalts sind darunter folgende: der Stadtbibliothek (Becher der ehemaligen Chorherrenstube und Verbindungen Zürichs mit den Protestanten Englands zur Zeit der Reformation, von Prof. Sal. Vögelin); der Hülfsgesellschaft (Leben von Anna Adlischweiler, Gattin des Antistes Bullinger, von Diakon F. von Orelli); des Waisenhauses (Leben des Theologen Johann Caspar Schweizer, † 1688, Verfasser des Thesaurus ecclesiasticus, von Prof. Al. Schweizer); der Feuerwerkergesellschaft (Geschichte der Z. Artillerie Forts. v. J. 1798—1804, von Oberstl. D. Nüscheler); der Künstlergesellschaft (Leben des genialen, von Förster in einem eigenen Werke geschilderten Architekten Johann Georg Müller von Wyl Kt. St. Gallen, † zu Wien am 2. Mai 1849, von M. Ziegler von Winterthur); und der antiquarischen Gesellschaft (Schilderung des Grafen Wernher von Homberg, Feldhauptmann Kaiser Heinrichs VII. in der Lombardei, † 1320, von Prof. G. v. Wyß).

Neujahrsblatt der Bürgerbibliothek zu Winterthur auf das Jahr 1860. Winterthur. Ziegler, 1860.

Fortsetzung der Uebersetzung v Vitoduran. S. hist. Zeitschr. 2. Jhrg. Heft 3. S. 192.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Zürich bei Meyer und Zeller. 4. Von dieser Sammlung sind im Laufe des Jahres 1860 nachfolgende Bestandtheile erschienen, die alle auch einzeln verabfolgt werden:

(Bd. 12 Heft 7.) Keller, Dr Ferd., Die römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz. I. Abtheilung. 77 S. 4. mit 7 lithographischen Tafeln.

Was Ludwig von Haller in seinem „Helvetien unter den Römern" 1811 u. 1812, nach dem Stande der damaligen Kenntniß und Kritik, zu

leiſten verſucht hat — die Entwerfung eines vollſtändigen Bildes des römiſchen Helvetiens (freilich in ſehr ungenügender Weiſe) — iſt hier für die öſtliche Schweiz, von Rätien bis in die Nähe von Baſel (mit Ausſchluß von Vindonissa, welches den Gegenſtand einer II. Abtheilung der Arbeit bilden ſoll), wirklich geleiſtet. Wir erhalten ein möglichſt vollſtändiges, richtiges und anſchauliches Bild der ſämmtlichen römiſchen Anſiedlungen früherer und ſpäterer Zeit in den genannten Landſchaften. Die Ergebniſſe der antiquariſchen Forſchung vor und ſeit Haller, wie auch des, ſeit der letzteren Zeit ſo weit vorgeſchrittenen richtigern Verſtändniſſes der hiſtoriſchen und epigraphiſchen Quellen, finden ſich in der vorliegenden Arbeit geſammelt. Faſt dreißigjährigen eigenen Bemühungen des Verfaſſers, der unermüdlich die behandelten Gegenden bereiſt und durchforſcht hat, verdankt man die intereſſanteſten jener Ergebniſſe, und es iſt unnöthig zu ſagen, daß dieſelbe gewiſſenhafte und gründliche Unterſuchung, derſelbe Scharfſinn, dieſelbe Klarheit der Darſtellung, welche alle Arbeiten des Entdeckers der keltiſchen Pfahlbauten auszeichnen, auch der vorliegenden Schrift zu Gute gekommen ſind. Die Tafeln bieten eine Reihe intereſſanter Grundriſſe römiſcher Anſiedlungen und Anſichten von Gebäuden und Kunſtgegenſtänden dar.

(Band 13 Abth. 2. Heft 3.) Keller, Dr. Ferd, Pfahlbauten, 3. Bericht. S. X und 74. 4. Nebſt 7 Steindrucktafeln.

Wiederum höchſt reichhaltige Ausbeute zur genaueren Kenntniß der Wohnſitze und Kultur der älteſten (keltiſchen) Landesbevölkerung, gezogen aus den Pfahlbauten in den ſchweizeriſchen Seen. Immer klarer und vollſtändiger geſtaltet ſich das Bild, welches Keller's merkwürdige Entdeckung (Die keltiſchen Pfahlbauten 1854. Pfahlbauten, zweiter Bericht, 1858) und die dadurch hervorgerufenen Arbeiten anderer Forſcher allmälig über jene Urzeit des Landes verbreiten. Das vorliegende Heft bringt viel Eigenthümliches: Die auffallende, von allen andern in ihrer Architektur unterſchiedene Seeanlage von Wauwyl, kunſtreiche Geflechte der Pfahlbaubewohner und Erzeugniſſe ihres Acker- und Gartenbaues. Das Bedeutſamſte iſt der ſichere Erweis, daß die Pfahlbauten ſehr verſchiedenartigen Kulturepochen angehören, deren Verlauf eine ungemein lange Zeitdauer erfüllt haben muß. Die Pfahlbauten reichen von der älteſten ſogenannten Steinzeit, die noch jeglichen Metalls entbehrte, bis hinab in Jahrhunderte,

da bereits der Verkehr mit gebildeten Völkern des Südens ihre Bewohner in den Beſitz der Metalle und der Kunſt dieſe zu bearbeiten brachte; ja bis in die hiſtoriſche Zeit, da die römiſche Cultur im Gefolge der römiſchen Waffen über die Alpen hereindrang und ſich im Lande feſtſetzte. Unwiderſprechliche Thatſachen zeugen hiefür, die, hier zuſammengeſtellt, einen lehrreichen Ueberblick über jene, ihrer Dauer nach freilich incommenſurable Vergangenheit gewähren.

(Band 13 Abthlg. 2. Heft 2.) Rütimeyer, Dr. L., Prof. in Baſel. Unterſuchung der Thierreſte aus den Pfahlbauten der Schweiz. 72 S. 4.

Eine dem vorerwähnten Berichte zur Seite gehende und ihn ergänzende Schrift. Wie dort die Menſchenwelt, welche die Pfahlbauten bewohnte, aus den Erzeugniſſen ihres Kunſtfleißes erkannt und dargeſtellt wird, ſo dienen hier die Thierreſte, welche unter den Trümmern ihrer Wohnungen ſich finden, dem ſcharfſinnigen, mit allen Mitteln der heutigen Wiſſenſchaft ausgeſtatteten vergleichenden Anatomen zur Reconſtruction der Fauna, welche die Pfahlbaubewohner umgab. Natürlich, daß die Kenntniß derſelben hinwiederum ein Licht auf den ganzen Zuſtand des Landes und die Cultur ſeiner Bevölkerung zurückwirft. Es beſtätigt ſich auch hierdurch jenes Geſammtergebniß der Unterſuchungen von Dr. Keller auf's Intereſſanteſte. Eine lange, vielleicht viele Jahrhunderte andauernde Periode allmäligen Fortſchrittes in dem Wechſelverhältniß zwiſchen Menſchen- und Thierwelt gibt ſich in den Ueberreſten der letztern aus den Pfahlbauten deutlich kund.

(Bd. 13 Abtheilung 2 Heft 1) bildet das oben erwähnte Neujahrsblatt der Geſellſchaft über den Grafen Wernher von Homberg.

(Bd. 13 Abtheilung 1 Heft. 4.) Mandrot, A. de, Lieut. Col., Sceaux du Canton de Vaud. 9 S. mit 2 Tafeln. Fortſetzung des von dem verſtorbenen E. Schultheß begonnenen ſchweizeriſchen Siegelwerks, deſſen Vollendung dieſe erſte Abtheil des Bandes 13 gewidmet iſt. Die Hefte 1 und 2 (herausgekommen 1858) enthalten die Kantone St. Gallen, Graubündten, Aargau, Thurgau und Genf; Heft 3 (herausg. 1859) Wallis; Heft 5 (h. anfangs 1861) Teſſin Mit dem noch fehlenden Hefte 6, Neuenburg, wird die Sammlung geſchloſſen ſein.

Die Wappenrolle von Zürich. Ein heraldiſches Denkmal des

14. Jahrhunderts. Herausgegeben von der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich. Im Selbſtverlage der Geſellſchaft. 25 Tafeln in Farbendruck. 24 S. Text. gr. 4.

Bildet eine beſondere, nicht in die Sammlung der „Mittheilungen" eingereihte Publication der genannten Geſellſchaft. Es iſt dieſelbe der genauen Nachbildung eines höchſt merkwürdigen Ueberreſtes des Mittelalters gewidmet: einer Sammlung von 587 (meiſt oberdeutſchen und ſchweizeriſchen) Wappen, welche auf einer der Stadtbibliothek Zürich angehörenden Pergamentrolle gemalt ſtehen. Nach den Unterſuchungen, die darüber geführt worden, gehört dieſe Rolle dem Anfange des 14., nach Einigen ſogar dem 13. Jahrhunderte an, ſo daß ſie zu den älteſten Denkmälern der Heraldik gehört, ja vielleicht das älteſte derartige noch erhaltene Kunſtproduct auf dem Continente iſt. Schon früher hat die antiquariſche Geſellſchaft (Mittheilungen. 6. Band 1347.) eine kleine Auswahl jener Wappen und kurze Beſchreibung der Rolle als Beilage zu einer Abhandlung von Dr. Friedrich von Wyß: „Ueber den Urſprung und die Bedeutung der Wappen" veröffentlicht. Hier erſcheint nun die ganze Rolle in vollſtändigem Facsimile, begleitet von einem durch Herrn Heinrich Runge verfaßten Texte, welcher eine vollſtändige Beſchreibung dieſes ſeltenen Denkmales, eine eingehende Unterſuchung über deſſen Bedeutung und Zweck und erläuternde Bemerkungen zu den Wappen ſelbſt enthält. Für jeden Freund der Heraldik eine ſehr anziehende Schrift, wie ſie denn ſchon vor ihrem Entſtehen die Aufmerkſamkeit und Förderung hochgeſtellter Gönner gefunden hat.

Argovia, Jahresſchrift der hiſtor. Geſellſchaft des Kantons Aargau, durch E. L. Rochholz, Prof. in Aarau und K. Schröter, Stadtpfarrer in Rheinfelden. Aarau. Sauerländer, 1860. XII und 178 S. 8. mit 2 Steindrucktafeln.

Taſchenbuch der hiſtoriſchen Geſellſchaft des Kantons Aargau. Durch dieſelben. Ebendaſ. 1860. XII. 156 S. 12. mit einem lith. Plan von Vindoniſſa.

Gegen Ende 1859 hat ſich für den Kanton Aargau, der noch keine hiſtoriſche Geſellſchaft beſaß, eine ſolche erſt gebildet und ihre Aufgabe alſobald ſo rüſtig an die Hand genommen, daß man ihr bereits obige zwei verdienſtliche Erzeugniſſe verdankt. Die Jahresſchrift iſt förmlichen

wiſſenſchaftlichen Mittheilungen und urkundlichem Stoffe, das „Taſchenbuch“ der Bearbeitung geeigneter Stoffe für einen weitern Leſerkreis gewidmet, auf welchen es wiſſenſchaftlich und volksthümlich zugleich wirken ſoll; beide werden von den obengenannten zwei Redaktoren beſorgt.

Der vorliegende erſte Band der „Argovia“ enthält, neben der Chronik des Vereins, neben Inſtruktionen für ſeine Mitglieder u. ſ. f., theils Abhandlungen der Herausgeber („Aargauiſche Ortsnamen“ und „die drei Hunnenköpfe, Steinbilder zu Brugg“ von Rochholz; „der Anſchlag der Berner auf Rheinfelden“ anno 1464 von Schröter) theils Urkunden: das Rheinfelder Stadtrecht von 1290 mit Anmerkungen von Rochholz; die Öffnung von Tätwil, mit rechtsgeſchichtlichen Anmerkungen von E. Welti, Regierungsrath, und das Stadtbuch von Baden von 1384, rechtsgeſchichtlich bearbeitet von Ebendemſelben. Letztere treffliche Arbeit bildet unſtreitig denjenigen Beſtandtheil des Heftes, der das allgemeinſte Intereſſe hat; auch die übrigen verdienen aber alle Anerkennung. In dem Taſchenbuche gibt K. S. (Schröter?) eine einläßliche Darſtellung der Belagerung der Stadt Rheinfelden im Jahr 1634, in engem Rahmen ein höchſt lebendiges Bild der drangſalvollen Zeit des dreißigjährigen Krieges aus dem damals öſterreichiſchen, von Feind und Freund gleich ſchlimm behandelten Frickthale. Aus dem Nachlaſſe eines Verſtorbenen, A. H., überarbeitet, folgt die „Geſchichte des Schloſſes Brunegg“; eine fleißige und anziehende Monographie, wobei aber doch manches Einzelne zu berichtigen ſein dürfte. Columban erſchien nicht 588, ſondern 610 in Helvetien. Der Gotfried von Brunegg, welcher in den Urkunden der Könige Rudolf und Albrecht von Habsburg erſcheint, gehört nicht dem ſchweizeriſchen, ſondern dem tiroliſchen Brunegg im Puſterthale an. Daß der Name Brunegg nichts mit einem Brunnen zu thun habe, iſt richtig; ob derſelbe von brun = braun und dieß von dem alten „brinen“ (brennen, gebrannt) herkomme, möchte doch zweifelhaft ſein. Noch viel weniger kann der Name der Habsburg, die auf hohem Hügel weit von der Aare und den Stapelplätzen von Altenburg und Brugg entfernt liegt, mit einer Häbe (Haabe) d. h. einem Landungsplatz für Schiffe, oder vielmehr einer Hafenmauer (denn dieſe bezeichnet wohl eigentlich das Wort Haabe, das ſich nur an Seen, ſchwerlich an Flüſſen finden wird und das, als Femininum, nicht in Habs verkürzt worden ſein kann) zu thun haben. Wir werden bei dem alten und zweifelsohne richtigen „Habichtsburg“ ſtehen

bleiben müſſen. Vollends apokryph iſt die hier wieder erwähnte Abſtammung der Habsburger von den Etichonen. Schätzbar iſt die Geſchichte der „Geßler", als einſtiger Beſitzer von Brunegg. Den Schluß des Taſchenbuches bilden eine Sammlung von „Inſchriften, Hausreimen und Grabſchriften aus dem Aargau" und eine Abhandlung über „Sammlung und Erklärung hiſtoriſcher Sagen", beide von E. L. R. (Rochholz), die ſehr charakteriſtiſche Erzeugniſſe des Volksgeiſtes und treffliche Bemerkungen über deren Behandlung enthalten. — y —

Heusler, Andreas, Dr., Privatdocent der Rechte an der Univerſität Baſel. Verfaſſungsgeſchichte der Stadt Baſel im Mittelalter. Baſel. Bahnmayer (Detloff). XVIII und 508 S. 8. mit drei Siegeltafeln.

In einem ſtarken Bande gibt der Verfaſſer eine ausführliche Geſchichte der Stadt Baſel von den Zeiten ihrer Entſtehung bis zum Jahre 1585, wo ſie ſich unter Biſchof Blarer von dem Reſte der biſchöflichen Oberherrſchaft völlig frei machte. Den Mittelpunkt der Unterſuchungen bildet zwar überall die Geſtaltung der Stadtgemeinde und die Entwicklung der ſtädtiſchen Verfaſſung, wie auch der Titel des Buchs andeutet, aber daran reihen ſich ganz naturgemäß andere ſchätzbare Nachrichten über das Bisthum Baſel und über die allgemeinen politiſchen Verhältniſſe, die ja auf die innern Zuſtände der Stadt häufig weſentlich beſtimmend wirkten. Es iſt in hohem Grade anerkennenswerth, daß der Verfaſſer keine Mühe ſcheute, alle irgend erreichbaren ungedruckten Quellen für ſeine Arbeit aufzuſuchen und auch die gedruckten mit den Originalien von neuem zu vergleichen. Leider ſind bei dem Erdbeben vom J. 1356 die älteren ſtädtiſchen Urkunden großentheils untergegangen, und ebenſo fehlen im biſchöflichen Archiv die Briefe über wichtige königliche Verleihungen (namentlich der Immunität) an die Biſchöfe und einflußreiche Verfügungen der letzteren. Dieſer Mangel macht ſich in den Ausführungen des Verfaſſers über die älteren Zeiten der Stadt ſehr weſentlich fühlbar; er verſucht es zwar die Lücke durch Hereinziehen der Analogie anderer Städte und Zuhülfenahme der ſpäteren Zuſtände zu ergänzen; aber ſeine Darſtellung hat vielfach etwas Unbeſtimmtes behalten und erſcheint uns zum Theil auch nicht zutreffend. Bis zum Jahre 1274, wo Rudolf von Habsburg die Vogtei in der Stadt Baſel zum Reiche zog, war der Biſchof Inhaber aller Gerichtsbarkeit daſelbſt; er ſelber oder der von ihm ernannte Schultheiß

ſaß zu Gericht bei Klagen über Schuld und Schaden und bei kleinen Vergehen; über Verbrechen konnte er als Geiſtlicher nicht ſelbſt Gericht halten, ſondern mußte dieß einer weltlichen Perſon überlaſſen, einem Beiſtand, Vogt (major civitatis advocatus, vgl. S. 100), den er zwar frei ernannte, aber als Geiſtlicher vermöge der Kirchengeſetze nicht mit dem Blutbann beleihen durfte. Auch fortan empfing daher der Vogt den Blutbann vom Könige. Dieß letztere war eine bloße Form und hatte keineswegs, wie der Verfaſſer S. 19, 43 und 44 meint, zur Folge, daß die Gerichtsbarkeit zwiſchen Kaiſer und Biſchof gewiſſermaßen getheilt geblieben wäre, ſowie es durchaus ungegründet iſt, daß der Schultheiß ſeinen Bann mittelbar vom König empfing, wie S. 19 bemerkt ſteht. An dem Grundſatz, daß alle Gerichtsbarkeit des Biſchofs ſei, änderte ſelbſt die im 11. oder 12. Jahrh. eintretende Erblichkeit des Vogtamts (S. 42 und 100) oder die erbliche Verleihung des Schultheißenamts (S. 207) nichts; aber die Erblichkeit machte die Vögte trotzig und anmaßend und gab um 1180 Anlaß zur Abſetzung eines ſolchen (S. 103). Die Darlegung dieſer einfachen Verhältniſſe hätte unſerer Anſicht nach überhaupt klarer und bündiger ſein können, und die Zerreißung des Stoffs in mehrere verſchiedene Abſchnitte, in denen man ſich die einzelnen weſentlichen Anhaltspunkte mühſam zuſammenſuchen muß, wäre beſſer unterblieben, während eine weniger ſparſame Mittheilung der wichtigeren Urkunden-Stellen dem Leſer das eigne Urtheil erleichtert hätte.

Aber auch nach einer andern Seite finden wir mancherlei auszuſetzen. Der Verfaſſer ſucht S. 19, 50, 64 und 91 darzuthun, die anfänglich noch in der Stadt oder der Umgegend angeſeſſenen freien Leute hätten im 9—12. Jahrh. dem Biſchof ihre innerhalb der Mauern gelegenen Hausplätze und Ländereien geſchenkt, ſo daß der Biſchof alleiniger Eigenthümer des ganzen Grund und Bodens geworden ſei; alle Stadtbewohner hätten ihren Beſitz alſo vom Biſchof abgeleitet, ſeien dieſem zinspflichtig geweſen, hätten folgeweiſe aber auch einen Verluſt an ihrer Freiheit erlitten, ſeien unter „biſchöfliche Vogtei“ gerathen, wie ſich der Verfaſſer S. 41 u. 149 ausdrückt. (Dieſer unquellenmäßige Ausdruck wäre beſſer vermieden worden, da man darunter auch etwas ganz anderes, nämlich das vom Biſchof zu vergebende Amt der Vogtei verſtehen könnte). Im 11. u. 12. Jahrh. hätten ſich aber die Verhältniſſe geändert; zahlreiche Freie ſeien in die Stadt eingewandert, welchen der Biſchof Bauplätze zwar gegen Zins

aber zu vollem freien Eigenthum abgegeben habe, und mit der Zeit ſei auch das übrige früher nicht freie Eigenthum frei geworden; der darauf ruhende Zins ſei eine bloße „Vogteiabgabe", eine „Steuer" von freiem Eigenthum, die Beſitzer damit ganz freie Leute geworden. Das ſcheint der Verfaſſer S. 99 als „Sturz der alten Vogtei" bezeichnen zu wollen. — Daß ſich dieſe Sätze nicht erweiſen laſſen, geſteht der Verfaſſer ſelbſt; er glaubt aber nur mit ihrer Hülfe erklären zu können, daß der Biſchof noch ſpäterhin jährlich auf St. Martinstag von jeder ganzen Hofſtatt 4 Pfennige, von jeder halben 2 Pfennige ſog. Martinszins erhob, daß zur Abärndtung ſeiner Felder jedes Haus einen Schnitter ſtellen mußte, daß er allein das Recht hatte zu gewiſſen Zeiten Wein zu verkaufen und nur mit ſeiner Bewilligung Backöfen errichtet werden durften (S. 62, 70 und 85). Allein dieſe Befugniſſe laſſen ſich noch lange nicht als Ausflüſſe einer privatrechtlichen Grundherrſchaft anſehen; Bannwein zu legen und Frohndienſte zu verlangen, ſprachen Fürſten und Grafen im ganzen deutſchen Reich als gräfliches Recht an, und die Martinspfennige ſind ohne Zweifel ebenfalls von Anfang an nichts anderes geweſen, als eine öffentliche Abgabe. So wie auf dem Land jede Haushaltung dem Grafen oder auch dem Obermärker etwas Haſer und ein Rauchhuhn abgibt (worin freilich der Verfaſſer S. 69, der früheren durchaus unrichtigen Meinung folgend, eine Recognition des „Hörigkeitsverhältniſſes erblickt)", ſo gibt ſtatt deſſen in der nicht ackerbautreibenden Stadt jedes ganze und halbe Haus eine geringe Geldgebühr. Der Vogt erhält davon, wie von allen anderen Gerichtsgefällen, ein Drittheil. Daß der Biſchof den Martinszins „von weltlicher gewaltſame wegen" beziehe, wußte der Rath zu Baſel auch ſehr wohl und erklärte es im J. 1466 ausdrücklich. (S. 52 und 397.)

Können wir ſo, was die älteren Rechtsverhältniſſe betrifft, der Auffaſſung des Verfaſſers in weſentlichen Punkten nicht beipflichten, ſo finden wir uns dagegen für die ſpätere Zeit mit ihm in voller Uebereinſtimmung und müſſen der gründlichen und umſichtigen Behandlung vielfach ſehr verwickelter Verhältniſſe unſere volle Anerkennung zollen. Auf die einzelnen wichtigen Reſultate einzugehen, welche der Verfaſſer feſtgeſtellt hat, erlaubt leider der Raum nicht, denn es ſind deren nicht wenige, wie denn überhaupt die Geſchichte von Baſel nach allen Rückſichten ein beſonderes hohes Intereſſe bietet. Darum iſt auch zu wünſchen, daß das

angekündigte Basler Urkundenbuch nicht allzu lange auf sich warten lassen möge. F. Th.

Bischer, Dr. Wilhelm, Prof. in Basel, Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529. Im Auftrag der akad. Regenz verfaßt zur Feier des 400jährigen Jubiläums. Basel, Georg, 1860. 830 S. 8.

Hagenbach, Dr. B. R., Prof. in Basel, Die theologische Schule Basels von der Stiftung Hochschule 1460 bis zu Dewette's Tod 1849. Basel, Schweighäuser, 1860. 78 S 4.

Fitting, Dr. Herm. Heinrich, Prof. in Basel, Ueber das Alter der Schriften römischer Juristen von Hadrian bis Alexander. Ebenda. 56 S. 4.

Miescher, Dr. Friedr., Prof. in Basel, Die medizinische Facultät in Basel und ihr Aufblühen unter F. Plater und C. Bauhin. Ebenda. 54 S. 4.

Merian, Peter, Prof. in Basel, Die Mathematiker Bernoulli. Ebenda. 62 S. 4.

Wackernagel, Dr. Wilhelm, Prof. in Basel, επεα πτεροεντα. Ebenda. 50 S. 4.

Festschriften historischen (u. theilweise fachwissenschaftlichen) Inhaltes, welche von der Universität Basel und ihren Fakultäten zur Feier ihres vierhundertjährigen Jubiläums am 6. September 1860 ausgegeben worden sind und nicht allein den Fachmännern, insbesondere denjenigen, die so glücklich waren, das schöne Fest mitzufeiern, sondern der Zukunft überhaupt als werthe Erinnerungszeichen an dasselbe dienen werden. Von allgemeinerm historischem Interesse ist, der Natur der Sache nach, hauptsächlich die erstgenannte. Was Heusler für die politische Entwicklung von Basel uns gegeben hat, wird hier mit Bezug auf das geistige und wissenschaftliche Leben der Stadt in seinen Anfängen und seiner Entfaltung bis zur Reformation geleistet. Nach einem Blicke auf die ersten Regungen derselben auf dem kirchlich-theologischen Felde (die Dominikaner und die „Gottesfreunde"), im Gebiete der Dichtkunst (Konrad von Würzburg, Walther von Klingen) und auf den Einfluß, den das Basler Concilium (1431—1448) übte, werden die Gründung der Universität, ihre Orga-

niſation, ihre erſte Wirkſamkeit, dann auch die Organiſation und Thätigkeit der einzelnen Fakultäten einläßlich, ſoweit es die vorhandenen urkundlichen Quellen geſtatten, erzählt. Vorzüglich bemerkenswerth ſind die Mittheilungen über die Initiative des Rathes der Stadt und ſeiner Häupter, Bürgermeiſter Hans von Flachsland, bei Stiftung der Univerſität, die ihrem Geſuche an Papſt Pius II. und deſſen Gewogenheit für Baſel den Urſprung verdankt, ſowie über das ganze Verhältniß der Stadt und ihrer Behörden zu der von ihnen beinahe völlig unabhängigen akademiſchen Korporation. Wiſſenſchaftlich bietet das Kapitel über die philoſophiſche oder Artiſtenfakultät und den Kampf des Nominalismus und Realismus in derſelben beſonderes Intereſſe dar. Die Wirkſamkeit des Realiſten Johannes Heynlin von Stein (de Lapide) — erſt einflußreich als Philoſoph in Baſel und in Paris, dann ausgezeichneter Theologe und Prediger in Baſel, Wirtemberg, Baden-Baden und Bern, zuletzt Karthäuſer in St. Margarethen in Klein-Baſel († daſelbſt am 12. März 1496) — wird hier von Biſcher (S. 157—165) in Zügen geſchildert, welche die Kunde, die man bisher über den merkwürdigen Mann beſaß, berichtigen, vervollſtändigen und eine anziehende Epiſode des Buches bilden. Sehr willkommen ſind die mitgetheilten urkundlichen Beilagen, Stiftungsprojecte, Bullen, organiſatoriſche Statuten und Beſchlüſſe und Verzeichniß der Rectoren von 1460—1529.

Heusler's Werk weiſt in ſeinem Vorworte auf das bevorſtehende Jubiläum der Basler Hochſchule hin; die ebengenannten Schriften ſind von ihr ſelbſt zu dieſer Feier ausgegangen; ihr theils von Geſellſchaften, theils von Einzelnen als Feſtgaben gewidmet ſind nachfolgende vier Schriften:

Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte. Herausgegeb. von der hiſtor. Geſellſchaft in Baſel. 7. Bd. Baſel, Schweighäuſer, 1860. XIV und 388 S. 8.

Mittheilungen der Geſellſchaft für vaterländ. Alterthümer in Baſel. Achtes Heft. (Die Kloſterkirche Klingenthal in Baſel von Dr. C. Burckhardt und C. Riggenbach, Architekt.) Baſel, Bahnmayr (Detloff), 1860. 40 S. 4. Mit 3 lithogr. Tafeln (1 in Farbendruck) und 4 Holzſchnitten.

Burckhardt, Dr. C. A., Die Hofröbel von Dinghöfen Baſeliſcher Gotteshäuſer und Anderer am Oberrhein. Baſel, Otto Stuckert, 1860. VI und 254 S. 8.

Merian, Dr. J. J., Geschichte der Bischöfe v. Basel. 1. Abthl. Basel, Schweighäuser, 1860. 84 S. 8.

Die erstgenannte dieser Schriften, der von der historischen Gesellschaft herausgegebene Band der Beiträge, enthält Mittheilungen zur Geschichte Basel's und der Schweiz aus ältester, mittlerer und neuer Zeit. Mooyer in Minden gibt in einem Beitrage („zur Feststellung der Reihenfolge der ältern Bischöfe des Hochstiftes Basel") eine revidirte Liste der Basler Bischöfe als Berichtigung, zu seinem Onomastikon chronographicon hierarchiae Germanicae (Minden 1854), von Bischof Waldo (um 800) bis auf Johann II. Senn von Münsingen († 30. Juni 1365). Die Quellen dafür sind Trouillat's Urkundenwerk (Monumens de l'histoire de l'ancien Evêché de Bâle. 3 Bände. 8. Porrentruy 1852—1858) und ein ungedrucktes, von Böhmer mitgetheiltes Basler Nekrologium, sowie einige Notizen über spätere Bischöfe. Dr. Karl Stehlin in Basel erörtert in einem Aufsatze das bisher wenig bekannte Thema der diplomatischen Beziehungen von England zur Schweiz im 16. und 17. Jahrhundert und theilt darüber merkwürdige Aufschlüsse und Aktenstücke aus den Papieren mit, welche er und Professor Bachofen von Basel im British Museum in London aufgefunden haben und wovon ihnen bereits Band 12 des Archives für Schweizergeschichte (Zürich, Höhr, 1858) ein Verzeichniß und interessante Proben verdankt. J. W. Heß, Lehrer in Basel, schildert das Leben und den Charakter des Kaspar Bauhin, ersten Professors der Anatomie und Botanik in Basel († 1624), Dr. B. Reber dasjenige des Bündner Pfarrer und Helden Georg Jenatsch († 1639) und die blutigen Bündner- und Veltlinerhändel in der Epoche des dreißigjährigen Krieges. Zwei andere Arbeiten, von Dr. C. A. Burckhardt und Dr. E. Wölfflin in Basel, sind kulturhistorischen Erscheinungen gewidmet: dem Verhalten und Einflusse der im 16. u. 17. Jahrhundert in Basel erschienenen Religionsflüchtigen (Protestanten) aus Frankreich und dem Collegium musicum und dessen Wirken (Concerten) in Basel.

Die Gesellschaft für vaterländische Alterthümer theilt in gelungener Darstellung und künstlerischem Schmucke die Geschichte und Abbildungen des Klosters Klingenthal (Dominikanerinnen) in Klein-Basel mit, hauptsächlich bemerkenswerth durch die Gunst Walther's von Klingen, des Waffengefährten König Rudolf's von Habsburg und Minnesängers, welcher das Kloster sein Aufblühen verdankt.

Als Beitrag und Fortsetzung von Grimm's Weisthümern gibt Dr. L. A. Burckhardt in der dritten oberwähnten Schrift Abdrücke der Hofrödel von 28 baselgau'schen und elsassischen Dinghöfen (von mehreren ältern und spätern Redaktionen) aus den Originalen oder alten Urbaren, nebst einer Abhandlung, welche die gemeinsame, zu Grunde liegende Regel heraushebt und dadurch die Uebersicht und das Verständniß der mannigfaltigen einzelnen Bestimmungen erleichtert *).

Die vierte Schrift von Dr. J. J. Merian enthält eine fleißige, kurzgefaßte Zusammenstellung desjenigen, was über die Bischöfe von Basel von ältester Zeit bis auf Bischof Walther von Röteln (depos. 1215) bekannt ist. In der Kritik der ältern Namen stimmt Merian mit Mooyer nicht überall überein.

Diesem reichen Schriftenkranze, den das Basler Jubiläum hervorgerufen, ist endlich aus Basel noch anzureihen:

Neujahrsblatt für Basel's Jugend, h. von der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen. 38. Stück. Basel, Mast. 1860. 32 S. 4.

Geschichte Basels vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft, 1349—1400. —y—

IV. Westliche und südwestliche Schweiz.

1. Mémoires et documents publiés par la société d'histoire et d'archéologie de Genève. Tome deuxième. Genève chez Jullien frères, et Paris chez A. Allouard. 1860. 8.

Zunächst erhalten wir von J. d. Blavignac, der sich durch seine histoire de l'architecture sacrée dans les évêchés de Genève, Lausanne et Sion (1853) zuerst bekannt gemacht hat, durch den Abdruck von Bau-

*) Einem andern uns vorliegenden Referate entnehmen wir noch folgende Bemerkung: „Die Zusammenstellung über Bestand und Arten der Hofgüter, Abgaben der Hofleute, Rechte des Hofherrn und Zweck der Hubgerichte, soweit die mitgetheilten Weisthümer den Stoff an die Hand geben, ist lichtvoll; nur können wir der Ansicht des Verfassers S. 40, daß die Dinghöfe oder Hubgerichte eine urdeutsche Einrichtung seien, aus vielen Gründen nicht beipflichten; schon daß sie den Volksgerichten in allen Stücken nachgebildet sind, was sich ja auch bei den geistlichen Sendgerichten in ähnlicher Weise wiederholt, verräth spätere Entstehung". K.

rechnungen urkundliche Nachrichten über den Bau des St. Nikolaus-Münsters zu Freiburg in der Schweiz. Diese Rechnungen sind nicht allein interessant für die Geschichte des Baues, der jedenfalls zu den merkwürdigeren der Schweiz zählt, sondern auch für die Kenntniß der französischen Sprache jener Zeit, die auch in dem halbdeutschen Freiburg mit ihrem allgemeinen Entwickelungsgange Schritt hielt. Ihr Vorrücken gegen Osten bis Freiburg, da einst das Deutsche, wie urkundlich deutsch geschriebene Ortschaftsnamen z. B. Wülflingen, jetzt Vuflens u. a. m. darthun, am Genfersee gesprochen wurde, schreibt der Verf. mit Recht der Herrschaft des savoyischen Hauses zu, das einst aus den Schluchten des Monicenis-Passes heruntersteigend bald an den Genfersee gelangte und endlich durch Graf Peter II. mit List und Gewalt seine Eroberungen bis nach Freiburg, Murten und Gümminen fast bis an die Thore Berns ausdehnte. Als umgekehrt Bern später seine Eroberungen bis über den Genfersee ausbreitete, unterließ es zu seinem eigenen Schaden, die deutsche Sprache wieder einzuführen. Wie hätte es die Waadt enger an sich und die deutsche Schweiz gefesselt!

Blavignac ließ zehn Rechnungen abdrucken, welche die Kosten des Baues vom 24. März 1470 bis 1490 enthalten. Ein beigefügtes Glossar hilft zur Entzifferung der undeutlichen Ausdrücke, von welchen indeß viele deutsch sind. Zu bemerken ist, daß die älteren Rathsbücher, Protokolle u. s. w. in Freiburg bis Ende des 16. Jh. geführt worden.

Es folgt (S. 189) die amtlichen und zeitgenössischen Aufzeichnungen enthobene Darstellung „Du rolle politique de la Vénérable compagnie dans l'ancienne république de Genève, spécialement dans la crise de 1734 et années suivantes. Bekanntlich hatte Calvin, Theolog und Jurist, als Geistlicher und Staatsmann die kirchliche und politische Gewalt in Genf geeinigt, von dem Grundsatze ausgehend, daß das Irdische dem Ueberirdischen, das Zeitliche dem Ewigen sich zu unterziehen habe. Nach des großen Reformators und Politikers Tod beeilte sich die weltliche Macht wieder ihre Herrschaft zu gewinnen und die Kirche sich unterthan zu machen. Daher mußte denn auch der junge Geistliche, bevor er das Predigtamt ausüben durfte, unter Anderm schwören: „Tiercement, je promets et jure degarder et maintenir de mon pouvoir l'honneur et profit de la Seigneurie et de la ville, mettre peine entant qu' á moy sera possible, que le peuple s'entretienne en bonne paix et union sous le gou-

vernement de la Seigneurie, et ne consentir aucunement á ce qui contreviendrait á cela".

Der Verf. weist nun nach, wie die Geiſtlichkeit von Zeit zu Zeit dieſer dienenden Stellung ſich zu entheben ſuchte. Ihr Selbſtgefühl machte ſie auf ihre Stärke aufmerkſam, welche hauptſächlich darin beſtand, daß ſie jeden Augenblick die Maſſe des leicht entzündlichen Genfervolkes für oder gegen die Regierung ſtimmen konnte. Auffallend iſt, daß, obwohl eine bedeutende Anzahl Rathsglieder viele nächſte Verwandte unter der Geiſtlichkeit hatten, wie die de la Rive, Lullin, Le Clerc, Le Fort, Tichet, Trouchin u. ſ. w., dieſe nichts deſtoweniger auch mit gegen den Rath auftraten. Dies war gerade im Jahre 1734, in welchem der gegen die Uſurpationen des Raths ſchon längſt gährende Sturm zum Ausbruche kam. Hier miſchte ſich die Geiſtlichkeit ein, die durch Pfarrwahlvorſchläge von Neubürgern volksfreundlich ſich gezeigt hatte, und ſuchte in chriſtlich-religiöſem Sinne zu vermitteln, wie dies der Verf. durch Documente darthut (p. 209). An Jean Trembly, Syndic de la garde, findet der Verf. das Gegentheil von dem, was bis jetzt Geſchichte und Ueberlieferung über ihn berichtete, daß er nemlich von ſtarr ariſtokratiſchem Charakter gewaltthätig und tyranniſch gehandelt habe, und ſucht ſeine gewagte Behauptung durch Zeugniſſe zu erhärten. Nebſtdem findet ſich in ſeiner Darſtellung Manches, was unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen muß.

Den inhaltreichen Band beſchließt: Note sur les antiquités Romaines découvertes sur les tranchées par Henry Fazy.

2) L'ordre du college de Genève. L'Olivier de Robert Etienne. A. Genève. Leges Academiae Genuensis. Oliva Roberti Stephani. Genevae.

Eine Bemerkung am Schluſſe gibt uns über den Wiederabdruck dieſer Verordnungen und Geſetze Nachricht. Demnach ſind ſie wegen ihrer Seltenheit und als zu den letzten Drucken Robert Etienne's gehörend von J. W. Fick auf Veranſtaltung des Hrn. Charles Le Fort, Profeſſor der Jurisprudenz in Genf, zur Feier des 300jährigen Jubiläums der Genfer Akademie (1859) gedruckt worden.

Wir bemerken darin die charakteriſtiſchen Eidesformeln für die Profeſſoren und Studirenden der Akademie. Sie mußten an dieſer zur Befeſtigung der Reformation geſtifteten Schule, deren Gründer mit dem Palladium der Glaubensfreiheit gegen ihre Gegner zu Felde zogen, einen ſtrengen Glaubenseid auf den calviniſch-reformirten Katechismus ablegen.

Nebſt Anderm mußten ſie ſchwören, die Irrthümer Servedo's zu meiden, jenes ſpaniſchen Arztes, der um ſeines Irrglaubens willen im reformirten Genf verbrannt wurde.

3) Le livre du Recteur. Catalogue des étudiants de l'Academie de Genève de 1559 à 1859. Genève, Imprimerie de Jules-Guillaume Fick, 1860.

4) Galiffe, J. B. G., J. U. Dr. Notices généalogiques sur les familles Genèvoises. Tome quatrième, seconde Série, contenant les articles: Ameaux, Audéoud en France et à Genève, Benoit à Genève et à Berne, Boisier branche française, Duval à Genève et en Angleterre, Fazy, Gautier, Horngacher, de Pitigny, de Sellon, de Sovernier, de Trie en France et à Genève, de Visencier, Weber à Schwytz et à Genève et divers matériaux pour servir à l'historie de Genève au XVI. siècle. Genève, chez Jullien frères, 1860.

5) Epistre de Jaques Sadolet Cardinal, envoyée au Sénat et au peuple de Genève. Réimprimé à Genève par Revillod, 1860.

6) Jean Kessler, chroniqueur S. Gallois. Notice par Edouard Fick. Dr. en droit et en philosophie. Genève, 1860. 42 p. 12.

7) Le dernier Seigneur de Copponex par Jules Vuy. Genève.

Dieſes anmuthige Schriftchen theilt uns einen merkwürdigen Criminalrechtsfall mit, der im J. 1776 um und in Genf ſich zutrug und in jeglicher Beziehung für ganz unerhört galt. Herr von Copponex, voll raubritterlicher Raufluſt und ſtarkem Selbſtgefühl, ähnlich den Edelleuten aus der Zeit des ſog. Löffelbundes (1530), gebrauchte, Recht und Macht der Genfer verachtend, unerlaubte Selbſthilfe und ward deßhalb, erſt 30 Jahre alt und reich, zu lebenslänglicher Kerkerſtrafe verurtheilt.

8) Le dix-huitième siècle à l'étranger. Genève, 1860.

9) Les Suisses romands et les réfugiés de l'Edit de Nantes, par T. Gaberel. Paris, 1860.

10) Vie de Madame Loyse de Savoye, Religieuse au couvent de Madame Sainte Claire d'Orbe. Escripte en 1507 par une religieuse. Genève, 1860.

11) Souvenirs d'un voyage en Suisse par un iconophile (Hermann Hammann de Genève) publié par la classe de Beaux-arts. Genève, Ramboz, 1860.

12) Mémoires et documents publiés par la société d'histoire de la Suisse romande. Tome XVII. Lausanne, Georges Bridel éditeur, 1860.

Dieſer Band enthält einzig: Habilitations lacustres des temps anciens et modernes par Frederic Troyon. 380 Figures. Friedrich Troyon legt

in dieſem umfangreichen Bande die Reſultate ſeiner Unterſuchungen nieder, die er, veranlaßt durch einen Alterthumsfund auf ſeinem eigenen Landgute, ſchon 22 Jahre fortgeführt hat. Voll Eifer und Fleiß dehnt er ſeine Nachforſchungen über ganz Europa aus. Häufig verfügte er ſich, auch weite Reiſen nicht ſcheuend, an Ort und Stelle, um gründlicher und ſicherer unterſuchen zu können. Nichts deſto weniger mögen hin und wieder Irrthümer unterlaufen oder Betrüger Täuſchungen veranlaſſen, wie wir denn auch ſchon Schneidesteine in Horn oder Knochen eingefügt mit hydrauliſchem Kalk (!) gekittet fanden. — Wie uns Hr. Troyon mittheilt, beſchäftigte er ſich hauptſächlich mit der Unterſuchung von Fünden aus antiken Gräbern. Als aber durch Dr. Ferdinand Zeller jener merkwürdige antiquariſche Fund bei Meilen im Zürichſee veröffentlicht und dadurch ein ganz neues, bisher ungeahntes Feld zu antiquariſchen Nachforſchungen eröffnet wurde, machte ſich Hr. Troyon nicht nur mit den gewonnenen Ergebniſſen bekannt, ſondern durchforſchte auch ſelbſt eine Anzahl Seen in der Schweiz ſowie auch bis in ferne Gegenden des Auslandes. Dadurch häufte ſich ihm eine Menge Stoff an, den er nun verbunden mit den Ergebniſſen ſeiner übrigen antiquariſchen Forſchungen als ſyſtematiſches Ganzes in dieſem Buche uns vorführt, das zur eigentlichen Alterthumskunde jener Zeit der ſog. Seewohnungen (Habilitations lacustres — letzteres ein von Troyon zuerſt hiefür gebrauchtes Wort, nun von den Ländern franzöſiſcher Zunge allgemein angenommen —) ſich geſtaltet, aus der uns keine ſchriftlichen Nachrichten aufbewahrt ſind. Das Buch beſteht aus zwei Theilen: Im erſten Kapitel des erſten Theiles, der die Seewohnungen an ſich beſpricht, behandelt Troyon das Steinzeitalter mit Bezug auf die Funde in den ſchweizeriſchen Seen von Moosſeedorf, Wauwyl, Zürich, Pfeffikon, Biel, Neuenburg, Genf, Inkwyl, Nußbaumen, im Bodenſee, in der Ziehl und Orbe; dazu Nachrichten über Fünde in Frankreich, Irland, England, Deutſchland, Holland und Dänemark. Im zweiten Kapitel folgt der Uebergang zum Bronzezeitalter (Zürcher, Bieler und Neuenburgerſee). 3. Kap. Eigentliches Bronzezeitalter. Nebſt einigen der obgenannten Seen, auch die von Kuiſſel, Murten, Sempach, Annecy, dann Frankreich, Nordeuropa. 4. Kap. Uebergang vom Bronze- zum Eiſenzeitalter. 5. Kap. Erſtes Eiſenzeitalter. Beſonders die Seen von Biel und Neuenburg; Frankreich, Irland, Schottland, Dänemark, europäiſche Türkei, Kaukaſus und Aſien. 6. Kap. Römiſch-helvetiſche Zeit.

7. Kap. Spätere Zeiten. Europa, Asien, Amerika. Der zweite Theil enthält allgemeine Betrachtungen über den gewonnenen Stoff und Schlüsse über Ursprung, Zweck der Seewohnungen, Kultur, Lebensweise der Bewohner, Thiergattungen u. s. w.

In einem Anhange theilt uns Hr. Troyon mit, daß auch in den italienischen Seen wie im Lago maggiore untergegangene Wohnungen mit gleichen Ueberresten wie in denen diesseits der Alpen zu finden seien; selbst im Meer bei Mentone hat Hr. Forel, wie Troyon berichtet, dergleichen Wasserwohnungen entdeckt. Schließlich darf wohl mit Recht gesagt werden, daß Hrn. Troyon's Schrift ein reiches Wissen über die ältesten Zeiten des Schweizerlandes birgt und selbst vom besondern Fachkenner gewiß mit Befriedigung gelesen wird, sollte er auch nicht mit allen Schlüssen und Behauptungen des Verfassers einverstanden sein.

13) **Charles Victor de Bonstetten, étude biographique et littéraire d'après des documents, en partie inédits, par Aimé Steinlen. Lausanne, Georges Bridel, éditeur. 1860.**

Wenn der Verfasser bemerkt, er habe Bonstettens Biographie deßhalb geschrieben, weil derselbe, obwohl bei Deutschen und Franzosen durch seine Schriften bekannt, doch zu wenig gekannt sei, so erlauben wir uns noch einen tieferen Beweggrund anzugeben, den wir seinem Buche glauben entnehmen zu dürfen.

Hr. Steinlen, der die deutsche Sprache und Literatur fast ebenso gut kennt wie die französische, sieht in beiden Treffliches, aber auch Einseitiges, von dem man hüben und drüben Vormerkung nehmen könnte: deutsche Gründlichkeit und französische gefällige Form, deutscher Ernst und französische Beweglichkeit möchten sich zusammen finden. Als annäherndes Beispiel hiefür gilt ihm Bonstetten, der deutsch geboren, deutsch und französisch gebildet, in seinen Schriften deutsche Tiefe mit französischer Gewandtheit des Ausdrucks verbinde. Bonstetten steht ihm als Mensch und Schriftsteller sehr hoch, obwohl er die Fesseln gar wohl kennt und auch aufweist, durch welche irdische Unvollkommenheit denselben gefangen hält. Als dessen beste Schriften bezeichnet er auch, auf Zschokke sich berufend, die Briefe. (Vrgl. S. 338.) Begreiflich! In den Briefen konnte er seine tiefsten Gedanken und Empfindungen in gefälliger und vor Allem in schulfremder Form aussprechen. Daß er tief und ernst dachte, beweist seine „Philosophie der Erfahrung;" doch die Masse seiner geistreichen

Gedanken und Anſichten findet ſich in ſeinen Briefen. Wenn wir ſowohl in der Grundidee wie in der Ausführung und Beurtheilung mit dem Verfaſſer größtentheils zuſammengehen, ſo wird er uns doch vielleicht auch beiſtimmen, wenn wir geradezu an der Hand ſeiner Bemerkungen ſagen, daß Bonſtetten Vielerlei war, nur kein feſt ausgeprägter und vor Allem kein berniſcher Charakter. Darum hat Bonſtettens Andenken in ſeiner eigenen Vaterſtadt ſich kaum erhalten, abgeſehen davon, daß er einen ſteten Widerwillen gegen die Berner zeigte und nicht ſelten ſpöttiſche Bemerkungen über ſie machte. Nur das Feſte, Zuverläſſige, mag es ſogar einſeitig ſein, hält ſich, während das Schwebende, Schwankende verſchwindet, wie das vom feſten Stamme der Eiche losgeriſſene Blatt. Berns letzter Schultheiß, der dem neufränkiſchen Uebermuthe kühn ſich entgegenſtellte, wird nimmer vergeſſen, ſo lange es eine berniſche oder ſchweizeriſche Geſchichte gibt, während Bonſtettens Andenken, das übrigens nie im Volke wurzelte, nur in begrenztem Raume ſich wird halten können, mögen auch noch ſo treffliche Biographien, gerade wie die vorliegende von Hrn. Steinlen, geſchrieben werden. Steinlen ſchildert uns nach den Quellen, die er mit großer Mühe ſich verſchafft hat, auf das Genaueſte Leben, Schriften und Meinungen Bonſtettens. Wir erfahren durch ihn, wie der junge Bonſtetten geb. 1745 3. Sept. voll Geiſt und Gefühl in die franzöſiſche Schweiz nach Iverdon kam und dort ſeine eigentliche Heimat, das bisher entbehrte Familienleben, friſche Landluft, Freiheit und Glück fand. Er kam nach Genf und war bei Voltaire eingeführt; ſein gefühlvolles Herz, ſein freiheitsluſtiger Sinn ward von Rouſſeau's Schriften hingeriſſen; demokratiſche Ideen beherrſchten ſeine Geſinnungen, ohne daß er je ein Demokrat wurde. (S. 344.) Nachdem er durch Bonnet mit der Philoſophie bekannt gemacht worden war, bezog er die Univerſität Leyden und bereiſte England und ſpäter auch Italien. Wichtig war ſeine Bekanntſchaft mit J. v. Müller, dem er ſtets mit Rath und That aushalf und deſſen Studien er auf jegliche Weiſe förderte. Sein Eintritt in den großen Rath der berniſchen Republik im Frühjahr 1775 bereitete ihm nur Widerwärtigkeiten, da er ſeine Ideen ſtets im Widerſpruche mit denen ſeiner Collegen fand; Müller tröſtete ihn. Glücklicher ging es ihm als Landvogt zu Saanen, Nyon und im Teſſin. Seine Humanität und die Neigung zu Verbeſſerungen gewann ihm die Herzen ſeiner Untergebenen. Ihm verdanken wir gründliche Nachrichten über den traurigen

Zuſtand der damals von den Eidgenoſſen ſo ſchlecht beherrſchten ſogenannten italieniſchen Vogteien; ihm verdanken die Teſſiner den erſten Anbau der Kartoffeln. Die Teſſiner ſahen ſie als eine Frucht für die Schweine an, welches Vorurtheil aber Bonſtetten durch eine Proclamation zu beſeitigen ſuchte, indem er ihnen mittheilte, daß die Königin von England täglich Kartoffeln auf ihrem Mittagtiſche habe. (S. 171.) Noch ſo manches Intereſſante könnten wir dem Buche entheben, das mit deutſcher Gründlichkeit, franzöſiſcher Anmuth und Klarheit geſchrieben iſt.

14) Note historique sur la direction de la bourse francaise de Lausanne. 1859. (Cette brochure redigée par M. Solomiac, ancien principal du collége de Lausanne, à l'occasion de la fusion opérée l'hiver dernier entre la dite Bourse et la bourgeoisie de Lausanne renferme des détails curieux sur les Refugiés, venus dans le Pays de Vaud à la suite de la révocation de l'Edit de Nantes.)

15) De la neutralité de la Suisse dans l'interêt de l'Europe par Pictet de Rochemont. Nouvelle édition. Chez Joël Cherbuliez libraire á Genève. 1860.

16) Les publications de la section des sciences morales et politiques de l'Institut Genèvois, publication d'une charte du XIV. siecle. 1860.

17) Morlot, A., Etudes géologico-archéologiques en Danemark et en Suisse. Lausanne, Mars 1860. Im Bulletin de la société Vaudoise des sciences naturelles. Tome VI. Nr. 46. Inhalt: I. Kjoeken moedding. II. Marais tourbeux. III. Question des races. IV. Changements physiques. V. Comparaison du Nord avec la Suisse. VI. Question chronologique.

18) Some general views on archeology. By A. Morlot. London. 1860.

19) Le conservateur Suisse ou Recueil complet des Etrennes helvétiennes. 2e. èdit. 14 vol. Dès l'année 1860 il paraîtra chaque année pour le jour de l'an un nouveau volume.

20) Un magistrat Suisse Auguste Pidon, Landammann du Canton de Vaud. Notice historique par L. Vulliemin. 344 pages. Lausanne, G. Bridel, 1860.

21) Bulletin de la société des sciences naturelles de Neuchâtel (T. V. 2. 1860) ſchildert den Betrug, der von den Arbeitern mit Nachahmung der bei Conciſe gefundenen keltiſchen Alterthümer getrieben wurde. Wie verſichert wird,

blieben die Arbeiter bei der Nachahmung nicht ſtehen, ſondern verfertigten ſogar antike Tabackpfeifen. Von nun an werden die ſogenannten keltiſchen Alterthümer einer genaueren Prüfung unterworfen.

22) Musée historique de Neuchâtel et Valagin publié par Georges Auguste Matile. Tome III 3e cahier. Neuchâtel 1860.

Dies Heft, welches den dritten Band abſchließt, wurde von den Freunden Matile's, welcher den Stoff dazu ſchon vor ſeiner Abreiſe nach Amerika (1848) geſammelt hatte, herausgegeben. Es enthält folgende Darſtellungen:

Notices sur des tombeaux Romains découverts près de Serrières. — La Comba à la Vuivra (traditions populaires des serpents monstrueux). — Les inondations du Seyon en 1579 et 1750. — Journal d'Abraham Chaillet, maire de la Côte. Description d'Hennipolis.

Die erſte und letzte dieſer Darſtellungen ſind durch beigefügte Zeichnungen veranſchaulicht. Das Tagebuch von A. Chaillet, S. 230, deſſen Enkelin, Lucretia Chaillet, die treffliche Mutter David Pury's, des Wohlthäters der Stadt Neuenburg war, enthält manches Bemerkenswerthe, namentlich für jene Zeit treffliche Witterungsbeobachtungen. Die früheren zwei Hefte dieſes dritten Bandes enthalten:

Des noms de famille neuchâtelois. — Chanson du conései Heiri, poésie patoise. — Extrait du journal de Jean Lardy, d'Auvernier. — St. Guillaume; ses autels, sa chapelle, son portrait. — Annales du chapitre de l'église collégiale de Notre-Dame de Neuchâtel. — La reima du corti, poésie patoise. — Neuchâtel mentionné pour la première fois dans l'histoire. — Fondation et dotation d'une maison d'école à Peseux en 1560. — Manuscrit de traités de médecine à la bibliothèque de la classe. — Marques pour les pauvres. La femme blanche, poésie.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſe Zeitſchrift in zwangloſen Heften nunmehr eingegangen, da überdies kaum Hoffnung vorhanden iſt, daß bald wieder eine hiſtoriſche Schrift im Kanton Neuenburg geſchrieben wird, wenn nicht etwa Rechtsſtreit eine ſolche nöthig macht.

23) Histoire d'une annexion, par Charles Guy. Paris, Amyot, édit. rue de la paix, 1860.

Der Verfaſſer will unter dieſem Titel die vollſtändige Vereinigung Neuenburgs mit der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft und die erfolgte Ceſſion des königlich preußiſchen Hauſes verſtehen. Er hätte dieß bemerken

ſollen, da gewiß Niemand aus dieſem Titel auf den genannten Inhalt ſchließt. Uebrigens wiederholt die Schrift nur längſt Geſagtes.

24) Réponse de la comune (Bourgeoisie) de Neuchâtel contre l'autorité municipale de Neuchâtel. Neuchâtel, imprimerie de H. Wolfrath et Metzner, 1860.

25) Neuchatel's Einwohnergemeinde und Burgergemeinde und deren Abkurungsſtreit über den David Pury'ſchen Stiftungsfond. Deutſche Bearbeitung der Rechtsſchriften der Einwohnergemeinde. Solothurn, Druck von J. Gaßmann Sohn, 1860.

Beide Schriften beſchäftigen ſich in der Einleitung mit der Geſchichte der Gemeinde Neuenburg, um dadurch für ſie günſtige Schlüſſe zur Entſcheidung der Streitfrage ziehen zu können. Die letztere iſt ausführlicher. Der Staat Neuenburg weiſt in ſeiner durch die Geſchichte gewordenen Geſtaltung eine vielartige Gliederung auf. Schon in früheſter Zeit und nachgehends mit allerlei Privilegien für die Stadt, einzelne Gemeinden und Körperſchaften wie für das ganze Land ausgeſtattet, beſaß derſelbe die Elemente der Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie in friedlicher Weiſe nebeneinander, bis allmälig die Stadt Neuenburg und in dieſer einzelne Geſchlechter unter dem Schutze eines fern ſich haltenden und fern lebenden Fürſten alle Gewalt auf ſich vereinigten. Der Sturz dieſer reichen und mächtigen Geſchlechterherrſchaft war das Werk unſerer Tage und die Gründung der Republik und Umgeſtaltung des ſtädtiſchen Gemeindeweſens eine nothwendige Folge, wie dies Hr. von Chambrier im Corps législatif im Jahre 1831 vorausſagte: La république est totalement incompatible avec l'existence de pareilles corporations. La destruction de nos bourgeoisies serait dans la suite nécessaire de l'établissement du pouvoir républicain. (Bulletin officiel 1831, pag. 375.) Dieſe Nothwendigkeit wie auch der Umſtand, daß in den ältern Zeiten kein Unterſchied zwiſchen Einwohnern und Burgern beſtanden zu haben ſcheint, half der Einwohnergemeinde zum Siege. Dazu hatten auch die Gewandtheit ihres Anwaltes (Hrn. Nationalrath Hungerbühler von St. Gallen) und die Analogie in der Gemeindeeinrichtung der meiſten andern Kantone das Ihrige gethan. Bericht und Urtheil finden ſich in der Zeitſchrift für vaterländiſches Recht. Neue Folge. Band I. Lieferung 5. (Haller'ſche Buchdruckerei in Bern.) Beide Parteien hatten nemlich in ſich ſelbſt ehrender Weiſe ihre Streitfrage dem Bundesgerichte unter-

breitet. Der Einwohnergemeinde wurde ein Theil des Zinsenertrages vom David Pury'schen Fond zugesprochen. Für die Geschichte des schweizerischen Gemeindewesens ist dieser Prozeß von hoher Wichtigkeit.

26) Recueil diplomatique du Canton de Fribourg. Sixième année. Volume sixième. Fribourg en Suisse, imprimerie Marchand et Comp. 1860.

Von den Mitgliedern der historischen Gesellschaft des Kantons Freiburg, welche diese Urkundensammlung herausgibt, betheiligten sich die Herren Kantonsbibliothekar und Pfarrer M. Meyer, welcher die deutschen, Professor Chatton, der die lateinischen, und Abbé J. Gremaud, welcher die französischen Urkunden besorgte. Sie umfassen den Zeitraum von 1400 bis 1410, und sind an Zahl 90. Sie betreffen größtentheils den freiburgischen Staatshaushalt, einige sind jedoch nicht ohne allgemeines Interesse für die gesammte Schweizergeschichte, wie überhaupt für die Culturgeschichte jener Zeit. S. 27 findet sich der Wortlaut des ersten Bündnisses (auch von Justinger S. 251 erwähnt) oder sog. Burgrechts zwischen Bern und Freiburg, 1403 8. Nov., welche beide darin gestehen, wie sehr sie einander bis jetzt geschadet haben, künftig aber nur zu nützen gesonnen seien durch ein ewiges Bündniß. Bern nimmt darin das römische Reich aus, wird demselben aber nicht gegen Freiburg beistehen; Freiburg nimmt die Herrschaft Oesterreich aus, wird aber derselben keine Hilfe gegen Bern leisten. Dagegen zieht es den Eidgenossen von Zürich, Lucern und Zug, besonders aber Uri, Schwyz, Unterwalden zu Hilfe, wenn es von Bern gemahnt wird. Glarus ist nicht genannt, da es auch damals noch nicht den übrigen Eidgenossen gleichgestellt ist, obwohl es schon über fünfzig Jahre im eidgen. Bunde war. Das Bündniß, gegen welches übrigens einige Rathsherren conspirirten (S. 77 und 79), ist hauptsächlich gegen „welsche Herren und Stett" gerichtet, gegen welche Freiburg den Bernern beistehen will. Es kann dies wohl nur Savoyen und Burgund betreffen, gegen welche später Freiburg wirklich mit Bern und den Eidgenossen ruhmvoll kämpfte und dann 1482 förmlich in den Bund der Eidgenossen aufgenommen ward. Von culturhist. Interesse ist Nr. 404 S. 235. Die freiburgische Regierung verbietet (1409 11. Jun.) den „großen und kleinen Kindern" nicht das Bild des hl. Johannes durch die Straßen zu tragen und zu rufen „Alaman contre Roman" und umgekehrt. — Auffallend ist auch Nr. 392 S. 119 die Verordnung (1408 12. Jun.) gegen die Männer, welche ihre Frauen ohne Grund verjagen

und in der „Libertinage“ leben. Mehrere Urkunden beweisen die damalige Blüthe der Tuchfabrikation in Freiburg, von der heutzutage keine Spur mehr vorhanden ist. — Diese fleißige Arbeit der genannten Freiburger Gelehrten kann nur gelobt werden; dagegen wäre etwa zu einem künftigen Bande ein Wörterbuch für die schwierigern französischen Ausdrücke zu wünschen.

27) P. Urban Winiſtörfer. Ein Gedenkblatt für seine Freunde und Verehrer. Von F. Fiala. Solothurn, 1860. Druck und Verlag von B. Schwendimann. 8.

P. Urban Winiſtörfer, dessen Eltern zu Winiſtorf im Kanton Solothurn dem Bauernſtande angehörten, war bis zu dessen Aufhebung im J. 1848 Mönch des Klosters St. Urban im Kanton Lucern. Seine außerordentliche Thätigkeit war vielseitig: er war ein eben so tüchtiger Gelehrter und Pfarrer als Oekonomieverwalter seines Stiftes, zu dessen Zierden er in jeder Beziehung gehörte. Als Vicepräſident der allgemeinen geſchichtforſchenden Geſellſchaft der Schweiz nahm er den regſten Antheil an deren Beſtrebungen, beſonders aber an der Herausgabe des ſchweiz. Urkundenregiſters; ebenſo eifrig arbeitete er an den Vereinsſchriften des hiſtoriſchen Vereins des Kantons Solothurn, den er 1851 ſtiftete und bis zu ſeinem Lebensende leitete. Gerne ſtimmen wir mit ein in die freundlichen Gedächtnißworte des Verfaſſers, die er dieſem trefflichen Mönche widmete.

28) Schweizeriſcher Todtenkalender für 1857, 58 u. 59. Von F. Fiala. Solothurn, 1860.

Enthält biographiſche Skizzen über die im Laufe dieſer Jahre verſtorbenen Schweizer von öffentlicher Stellung.

29) Die keltiſchen Alterthümer der Schweiz, zumal des Kantons Bern, in Abſicht auf Kunſt und äſthetiſches Intereſſe, dargeſtellt von Alb. Jahn. Bern bei K. J. Wyß, 1860.

Der Verfaſſer ſucht den Gebrauch und die Beſtimmung der keltiſchen Alterthümer an Waffen, Geräthen, Münzen u. ſ. w. aus den Perioden des Steines, der Bronze und des Eiſens zu deuten und den beſondern Kunſtwerth derſelben geltend zu machen, wozu einige Abbildungen beigefügt ſind. Er ſieht bei den Ureinwohnern des Schweizerlandes „beachtenswerthe Keime ſowohl der Architektur als der bildenden Kunſt“,

und wünſcht, daß auch in den Nachbarländern das Studium der keltiſchen Alterthümer gefördert werden möchte.

30) C. R. v. Fellenberg, Analyſen von antiken Bronzen in Mittheilungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Bern. Haller'ſche Buchdruckerei. In Commiſſion bei Huber u. Comp., 1860. S. 43 u. 65. 8.

31) J. Uhlmann, Geologiſch archäologiſche Verhältniſſe am Moosſeedorf in Mittheilungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Bern, 1860. S. 57. 8.

32) Vortrag vor dem berniſchen Kantonal-Kunſtverein gehalten bei der Hauptverſammlung vom 4. Dezember 1860, nebſt einem Kunſtbericht aus München und als Anhang ein Lebensabriß des Malers J. H. Juillerat. Bern, Haller'ſche Buchdruckerei, 1860. 8.

Wir verdanken dieſen Bericht und die lehrreiche Biographie Juillerat's der unermüdlichen Thätigkeit des Hrn. R. v. Effinger von Wildegg, deſſen Schöpfung der berniſche Kunſtverein iſt. Hr. v. Effinger beweiſt, wie viel möglich iſt, wenn man unabläßig einen Zweck verfolgt und jeden Augenblick benutzt, um denſelben zu fördern. In wenigen Jahren hat er einen Kunſtverein von beinahe 700 Mitgliedern und mit geringen Beiträgen einen Fond von über 4000 Fr. zuſammengebracht. Was aber den Werth ſeiner Thätigkeit erhöht, iſt, daß er die Künſtler ſeines engern und weitern Vaterlandes nach Kräften aufſucht, ermuntert und auf jegliche Weiſe fördert. Auch dem Andenken verſtorbener Künſtler widmet er in pietätsvoller Weiſe Aufmerkſamkeit, um deren Verdienſte zu verewigen.

33) Beiträge zur Berniſchen Rechtsgeſchichte von K. G. König, in Zeitſchrift für vaterländiſches Recht. Neue Folge. Band I. Lief. 1. Haller'ſche Buchdruckerei in Bern.

Dieſe Beiträge, welche fortgeſetzt werden ſollen, enthalten zunächſt einen genauen Abdruck der ſogenannten berniſchen Handfeſte von Kaiſer Friedrich II. aus dem Jahre 1218, ſammt Ueberſetzung, ſowie den Text der älteſten Freiburger Verfaſſungsurkunde und des ſog. Freiburger (in Breisgau) Stadtrodels. Mit Recht ſagt Hr. König, daß die berniſche Handfeſte einen bedeutenden Rang unter den deutſchen Stadtrechten des Mittelalters einnehme; es lohne ſich daher wohl der Mühe, die urſprünglichen Elemente dieſes Freiheitsbriefes an der Hand der Wiſſenſchaft auf-

zuſuchen, zu erläutern und ihren Einfluß auf die berniſche Geſetzgebung nachzuweiſen. Die Ueberſetzung iſt ſehr genau und klar.

34) Documentirter Bericht über das Verhältniß der katholiſchen Pfarrei in Bern hinſichtlich ihres Diöceſanverbandes Bern, 1860. Haller'ſche Buchdruckerei.

Zufälliger Weiſe kam die zu Anfang dieſes Jahrhunderts errichtete katholiſche Pfarrei in Bern unter das Bisthum Lauſanne (Freiburg) zu ſtehen; nun wünſcht die berniſche Regierung deren Vereinigung mit dem Bisthum Baſel (Solothurn), zu welchem der katholiſche Theil des Kantons Bern gehört. Die Curie beruft ſich aber auf die urſprüngliche Episcopatseintheilung, nach welcher das Bisthum Lauſanne bis an die Aare ſich erſtreckte. Dagegen dürfte Bern, was leider in dieſer Schrift nicht angeführt iſt, geltend machen, daß Biel, wo jüngſt eine katholiſche Pfarrei errichtet wurde, auch unter das Bisthum Baſel geſtellt worden iſt, obwohl es auch einſt zum Bisthum Lauſanne gehörte.

35) Archiv des hiſtoriſchen Vereins des Kantons Bern. IV. Band. 3tes u. 4tes Heft. Bern, 1860. Stämpfliſche Buchdruckerei. In Commiſſion bei Jenk u. Gaßmann. 8.

Inhalt des dritten Heftes: Jahresbericht vom Präſidenten Prof. G. Studer für die Jahresverſammlung des hiſtoriſchen Vereins den 15. Juli 1860. — Ueber die Quellen der Geſchichte des Laupenkrieges. — Ueber das Verhältniß Murtens zu Bern während des Laupenkrieges. — Bruchſtück einer deutſchen Ueberſetzung des Ritterromans Cleomades von Adenas la Roi. — Nachtrag zu der Geſchichte des Inſelkloſters. — Protokoll der Hauptverſammlung vom 15. Juli 1860. (Sämmtliche Beiträge ſind von Hrn. Prof. Studer, der es ſich beſonders zum Ziele geſetzt hat, die erſte bedeutende Freiheitsſchlacht der Berner in ein klares Licht zu ſetzen, indem er die Quellen ſichtet, prüft und zu einer gründlichen Darſtellung verwendet.)

Inhalt des vierten Heftes: Die Handſchriften der Berner Stadtchronik von Conr. Juſtinger, Dittlinger-Tſchachtlang, Dieb-Schilling und die Berner Stadtchronik im Anſchluß an Königshofen von Pr. G. Studer. — Alterthümer und Sagen in der Umgegend des untern Thunerſee's, von A. Jahn. — Rudolf von Erlach und die Narratio proelii Laupensis, von Prof. G. Studer. — Der 5. März 1798 bei Neueneck, nach den Ergebniſſen der neueren Studien dargeſtellt von Prof. Lohbauer.

Das in der letzten Darſtellung geſchilderte Treffen iſt deshalb in-

tereſſant und lehrreich, weil dort die ſonſt überall ſiegreichen Franzoſen von den Bernern, obwohl dieſe zuerſt ihre Poſition ganz hatten aufgeben und ſich zurückziehen müſſen, vollſtändig geſchlagen und in eine alle Ordnung auflöſende Flucht getrieben wurden, während freilich ein anderes Corps der Franzoſen ſo eben der Stadt Bern ſich bemächtigte zum großen Schmerz der berniſchen Sieger.

36) **Helvetia sacra**, oder Reihenfolge der kirchlichen Obern und Oberinnen in den ſchweizeriſchen Bisthümern, Collegiatſtiften und Klöſtern von **Egbert Friedrich v. Mülinen**. Zweiter Theil. Bern, gedruckt in der Stämpfliſchen Buchdruckerei (G. Hünerwadel), 1860. Fol.

Schon der erſte Band erregte mit Recht die volle Aufmerkſamkeit der Forſcher; in einem erhöhteren Grade dürfte dieß bei dieſem zweiten Bande der Fall ſein, da er ſich, wo möglich, noch vor dem erſten auszeichnet. Fleiß, Gründlichkeit und Gewandtheit in der componirenden Darſtellung, wo der Stoff es erheiſcht, zeigen ſich auch hier wieder, während die Einſicht, was eigentlich gegeben werden ſoll, geſtiegen iſt. Die Einleitungen zu den verſchiedenen Orden und Stiften, Entſtehung, Entwicklung u. ſ. w. enthaltend, ſind weit reichhaltiger und umfangreicher, als im erſten Band und erhöhen den Werth des Werkes nicht wenig. Während im erſten Theil die Dom- und Chorherrenſtifte, ſowie die alten Abteien behandelt wurden, erſcheinen nun im zweiten die ſpäteren Mönchsorden, ſowohl die der Bettelmönche (Dominicaner, Franciskaner, Auguſtiner, Carmeliter), die im XIII. Jahrhundert entſtanden, als auch die kirchlichen Corporationen und Congregationen, die im Gegenſatze zu der Reformation in den katholiſch gebliebenen Ländern der Chriſtenheit ſeit dem XVI. Jahrhundert und bis in die neueren Zeiten ſich entwickelten, nämlich Kapuziner, Jeſuiten, Trappiſten, Ligorianer oder Redemptoriſten u. ſ. w. Darauf folgen die Frauenklöſter nach dem Alter ihrer Orden. Die Einleitung enthält eine geſchichtliche Ueberſicht und Charakteriſirung der verſchiedenen Mönchsorden und ihrer inneren Einrichtung, welche ſich bei den neuern Orden (Jeſuiten, Capuziner u. ſ. w.) durchweg demokratiſch oder, wollen wir beifügen, demokratiſch-deſpotiſch zeigt. Wir erfahren ſchließlich auch die Anzahl ſämmtlicher geiſtlicher Stiftungen in der Schweiz, nämlich 340. Von dieſen waren 8 Cathedral- oder Domſtifte, 30 Propſteien, 120 Mannsklöſter, Hoſpize, Collegien u. ſ. w.

von 20 verschiedenen Orden und 110 Frauenklöster von 9 verschiedenen Orden.

Zu den wichtigsten Orden im zweiten Bande gehören die Jesuiten und Kapuciner, indem sie der menschlichen Gesellschaft sich anschmiegend allmälig einen sehr bedeutenden Einfluß auf dieselbe ausübten, die Jesuiten auf die höhern Stände, die Kapuciner auf die niedern. Die Einleitungen zu denselben sind angemessen unparteiisch und sehr interessant geschrieben, indem sie des Guten oder des Lobes weder zuviel noch zu wenig enthalten. Zur Geschichte der ersten Einführung der Jesuiten in Lucern (S. 46) ist beizufügen, daß Stadtschreiber Renward Cysat, dessen Vater ein Mailänder war, die Jesuitenberufung nach Lucern bewirkte (vergl. Historia collegii soc. Jesu Lucern.); zwei seiner Söhne Joh. Baptist, der Mathematiker und Astronom, und Caspar traten in den Jesuitenorden. Bei den berühmten Lucerner-Jesuiten ist (S. 48) zu erwähnen, daß Pater Peter Hug geschrieben: Katholisch Handbüchlein. In welchem von vierzehen fürnemmen strittigen Artiklen vnsers Christlichen Glaubens gehandlet wird. Durch P. Hugonem. Ingolstatt. 1628. — Zu den wichtigsten und ältesten Frauenstiften, deren Geschichte vielfach mit der des Landes verflochten ist, gehören Säckingen, das zwar nicht in der Schweiz gelegen, aber wegen seiner Beziehungen zu derselben füglich Raum fand, Schönnis und Fraumünster in Zürich. Zu diesen sind daher ausführliche Einleitungen über Geschichte, Besitzstand u. s. w. gegeben, welche gewiß die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen werden. Das Werk, einzig in seiner Art und ein wirkliches Bedürfniß für den Forscher, darf und muß einer weiten Verbreitung sich erfreuen.

37. Amtliche Sammlung der ältern eidgenössischen Abschiede. Herausgegeben auf Anordnung der Bundesbehörden unter Leitung des eidg. Archivars J. K. Krütli.

Die eidg. Abschiede aus dem Zeitraume von 1712—1743. Bearb. von Daniel Albert Fechter. Der amtlichen Abschiedesammlung Band 7. Abtheilung I. Basel, Bauer'sche Buchdruckerei, 1860. 8.

Das große Werk der eidg. Abschiedesammlung, von dem wir früher Band 3 angezeigt haben, schreitet rüstig vorwärts unter der Aegide der hohen Bundesbehörden, die seit einigen Jahren der Wissenschaft und Kunst überhaupt die freundlichste Aufmerksamkeit schenken. Dieser Band enthält nicht weniger als 1410 Seiten ohne das umfangreiche Register.

Der Verfaſſer hat großen Fleiß und unverdroßene Ausdauer bewieſen, aber nicht weniger Genauigkeit und Scharfſinn. Wir verdanken ihm auch einige Modificationen zur Erleichterung des Gebrauches, die uns ſehr willkommen ſind; in dem Abſchnitte der Herrſchaftsangelegenheiten ſind den einzelnen Artikeln nicht bloß die Zahl des Paragraphen, ſondern auch der Abſchiede beigefügt. Die Abſchiede ſelbſt ſind nicht nur wichtig für die politiſche Geſchichte der Schweiz im Allgemeinen, ſondern hauptſächlich auch für die Verwaltungsgeſchichte der ſog. Unterthanenländer, die ſo gut wie unbekannt iſt, da ſelbſt in den einzelnen Kantonsgeſchichten wie von St. Gallen, Thurgau u. ſ. w. nichts Gründliches vorgebracht werden konnte. Erſt durch die Abſchiede lernen wir die ſtaatsökonomiſchen Verhältniſſe dieſer Landſchaften kennen, ſo wie noch vieles Andere, z. B. Poſt-, Straſſen-, Zollweſen u. ſ. w. Es erhellt, daß dieſelbe eine reiche Fundgrube für die ſchweizeriſchen Hiſtoriker bilden. Als erläuternder Anhang zum vorliegenden Bande ſcheinen nicht nur eine Reihe Zuſätze – wir machen beſonders auf Seite 1337 aufmerkſam, die Erklärung wenig oder gar nicht bekannter Ausdrücke enthaltend — ſondern auch 16 ungedruckte Aktenſtücke, größtentheils ſonſt nicht bekannte Bündniſſe einzelner Kantone mit auswärtigen Staaten, wie Spanien, Frankreich, die Generalſtaaten, ferner Friedensſchlüſſe u. ſ. w.

38. **Berner Taſchenbuch auf das Jahr 1860.** Herausgegeben von L. Lauterberg. Neunter Jahrgang. Mit 4 Abbildungen. Bern 1860. Druck und Verlag der Haller'ſchen Buchdruckerei. B. F. Haller. 8.

Auch dieſer Jahrgang enthält wie die früheren eine Reihe trefflicher Originalarbeiten oder Quellenſchriften, größtentheils zur Beleuchtung und Vervollſtändigung der neuern Berner Geſchichte ſeit 1798 beſtimmt. Er enthält: Wolfgang Musculus oder Müslin. Ein Lebensbild der Reformationszeit. Aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe des verſtorbenen Dr. W. Th. Stradebor, Profeſſor in Baſel, mitgetheilt vom Herausgeber. — Nach Graubünden. Die 4 erſten Tage meiner Reiſeerinnerungen. Von Sigmund Kiſtler, Kantonskaſſier, mit 2 Abbildungen, welche der Verfaſſer, ein eifriges Mitglied der Künſtlergeſellſchaft in Bern, ſelbſt an Ort und Stelle zeichnete. Dieſe Reiſeerinnerungen, hin und wieder durch eine poetiſche Einlage gewürzt, ſind recht anſprechend und treu — gerade das, was wir von einer guten Reiſebeſchreibung wün-

ſchen. — Beiträge zur Geſchichte des Unterganges der alten Republik Bern im Jahr 1798.

1) Erinnerungen des 87jährigen Veteranen Johannes Jaun, gemeiniglich genannt Battenhans, von St. Beatenberg, an ſeine Erlebniſſe im Jahre 1798, getreu nach ſeiner Erzählung mitgetheilt von R. Krähenbühl, Pfarrer zu St. Bratenberg.

2) Aus meinen Erlebniſſen im Jahre 1798. Von dem 80jährigen Rudolph Bürgi von und in Seedorf. Mit einleitenden biographiſchen Notizen über den Verfaſſer von dem Herausgeber. —

Ein Spottlied in Knittelverſen über den ſog. Stocklikring 1802 (Vertreibung der helvetiſchen Regierung) von K. L. Stettler.

Albrecht Friedrich May, Staatsſchreiber von Bern, dargeſtellt in ſeinem Leben und Wirken von dem Herausgeber. Mit dem Bildniſſe von A. F. May.

Das Leben eines ſchweizeriſchen Staatsmannes zu beſchreiben, der 60 Jahre lang (geb. 1773 und geſt. 1852) in einer Republik während vier Staatsumwälzungen in öffentlicher Stellung blieb, iſt eine ſchwierige Aufgabe, die jedoch der Verfaſſer trefflich gelöſt hat. Nicht allein weiß er trotz des überreichen Stoffes, der ſich ihm in den Weg ſtellt, ſtets ein reges Intereſſe für die Hauptperſon zu bewahren, ſondern er ſchildert den oft ſcharf einſchneidenden Staatsmann ſo unbefangen und unparteiiſch, als ob er in einer längſt verſchwundenen Zeit gelebt hätte. Die Biographie des Staatsſchreibers May wird immerhin einen wichtigen Beitrag zur modernen Bernergeſchichte bilden, einzelne Abſchnitte möchten auch für Deutſchland von Intereſſe ſein wie z. B. May's Studienzeit in Jena, wohin er ſich im Frühjahre 1796 „ſtaatspolitiſcher Ausbildung“ wegen begeben hatte; den gewaltigſten Eindruck übte auf den denkenden Jüngling der große Philoſoph und wahrhaft deutſche Mann Fichte, den er in ſeinen Briefen noch ſpäter wiederholt nennt. Er hielt auf vielſeitiges Studium und hörte eine Reihe ausgezeichneter Vorträge an; er ſuchte und fand ſpäter Gelegenheit genug, ſeine vielſeitigen Kenntniſſe anzuwenden. May wirkte einzeln und im Verein mit Andern. In letzterer Beziehung hat nun der Biograph ein beſonderes Verdienſt, indem er bei dieſer Gelegenheit mehrere bedeutende politiſche, militäriſche, wiſſenſchaftliche Geſellſchaften, die in der Regel ihrem Zwecke und ihrer Entwickelung nach mehr genannt als bekannt ſind, gründlich ſchildert

z. B. den ſog. äußeren Stand in Bern, die helvetiſche (Schinznacher oder Oltener) Geſellſchaft u. a. m.

39. Neujahrsblatt für die berniſche Jugend. 1860. Herausgegeben unter Mitwirkung der berniſchen Künſtlergeſellſchaft vom hiſt. Verein des Kantons Bern. — Die Schweizer in Italien und der berniſche Feldhauptmann Albrecht vom Stein. Von Dr. B. Hidber. Bern. Verlag der Buchhandlung von H. Blom. 8.

Die Züge der Schweizer nach Italien, vornehmlich im 16. Jahrhundert, werden nach ſchweizeriſchen und italieniſchen Quellen geſchildert. Unter den Schlachten ragt die von Novara (1513 Juni 6) hervor, in welcher die Franzoſen trotz großer Uebermacht von den Schweizern (ſie gebrauchten eine ſonſt nicht bekannte Kriegsliſt) furchtbar geſchlagen wurden, ſo daß das franzöſiſche Kriegsheer in Trümmer aufgelöſt in Einem fort über den Mont Cenis bis nach Frankreich floh. Doch gelang es der franzöſiſchen Schlauheit, ſich ſpäter mit den Schweizern abzufinden, ſogar die bedeutendſten Kämpfer wie A. vom Stein u. ſ. w. zu gewinnen. Stein bezahlte ſeine Schuld durch heldenmüthigen Tod auf dem Schlachtfeld zu Bicocca. 1522. April 27.

40. Das Geſetz über die Rechte des Staates in kirchlichen Dingen und die Schul- und Ehegeſetzgebung im Kanton Teſſin. Locarno. Kantons Buchdruckerei. 1860. 8.

Was im Titel genannt iſt, erſcheint eigentlich nur als Beilage, indem die 102 Seiten ſtarke Schrift — Ueberſetzung oder Original der früher erſchienenen italieniſchen Schrift gleichen Inhalts — faſt nur eine kirchenhiſtoriſche Auseinanderſetzung enthält, wie früher, und insbeſondere durch die Eidgenoſſen im Teſſin, die Rechte des Staates in kirchlichen Dingen ausgeübt worden ſind.

41) Die Trennung von Teſſin, Puſchlav und Brüs von den lombardiſchen Biſthümern Mailand und Como und deren Anſchluß an ſchweizeriſche Biſthumsſprengel. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer, 1860.

Die lange geſchichtliche Einleitung iſt reich an beweiſenden Thatſachen, kirchlichen Ausſprüchen und Verordnungen, um die Rechtmäßigkeit der Trennung auf das Schlagendſte darzuthun. Dieſe wie die vorhergehende Schrift ſind von der gewandten Feder des bekannten ſchweizeriſchen Staatsmannes, Nationalrath J. M. Hungerbühler.

42) Das Bellin nebſt einer Beſchreibung der Bäder von Bormio. Von

G. Leonhardi, ref. Pfarrer in Brusio. Leipzig, W. Engelmann, 1860. Enthält sowohl im Eingange als auch später Hiſtoriſches für die Schweiz, Geſchichte des Veltlin beſonders mit Rückſicht auf die ſchweiz. Reformationsgeſchichte und den ſog. Veltlinermord. Hd.

9. Belgien.

I. Allgemeine Landesgeſchichte und die einzelnen Zeiträume und Ereigniſſe.

1) I. David, Vaterlandsche Historie. Tom. VIII. Loeren XII u. 688 S. 8.

2) I. G. Moke, La Belgique ancienne et ses origines gauloises, germaniques et françaises. 2ième edit. Gand. 508 S. 8.

3) A. Wauters, Une episode des Annales des Communes belges. Avénement et mort de Guillaume de Normandie comte de Flandre. 1127—1128. 8.

4) L. Gachard, La captivité de François I et le traité de Madrit. Brux. 84 S. 8.

5) W. H. Prescott, Histoire du regne de Philippe II. traduite par G. Renson et P. Ithier. Brux, 1859/1860 bis jetzt 3 Bände.

6) N Considérant, Histoire de la révolution du XVI. siècle dans les Paysbas. 2éme édit. augmentée d'une introduction par M. Frederix. Brux. 320 S. 8.

7) C. Chalon, Un coup d'état manqué. Brux. brochure. 8.

8) Gemelli et P. Royer, Histoire de la revolution belge de 1830. Brux. 8.

9) J. Quinsonas, Matériaux pour servir à l'histoire de Marguérite d'Autriche. Paris, 1860. 3 Vol. illustrirt.

Die kleine unter Nr. 4, aus Bd. IX S. 498 des Bulletin der Akademie v. 1860 beſonders abgedruckte Schrift des unermüdlichen Hiſtorikers Gachard iſt ein ebenſo gründlicher, als claſſiſch geſchriebener Beitrag zur Geſchichte Carl's V., oder vielmehr ſeines Kampfes mit Franz I., und verdient in's Deutſche übertragen zu werden.

Die Ueberſetzung von Preſcott's Geſchichte Philipps II. (N. 5) war unentbehrlich für die Förderung der vaterländiſchen Geſchichtsſtudien

und reiht ſich der des freilich nicht ſoviel Lob wie Preſcott verdienenden Werks ſeines Landesgenoſſen Motley an.

Conſidérant's Geſchichte der niederländiſchen Revolution des 16. Jahrhunderts wird von Herrn von Bemel in Band II der Revue trimestrielle von 1861 S. 37 als der erſte und zwar ſo glückliche Verſuch einer Darſtellung dieſer Epoche gerühmt, daß in deren zweiter Auflage ihr Verfaſſer nur wenige unbedeutende Aenderungen zu machen nöthig gehabt habe. Herrn Frederix zu poetiſche, zuweilen ſatyriſche Einleitung, ſagt v. Bemel weiter, ſteche ſehr gegen den Ernſt des übrigens richtig von ihm gewürdigten Buches ab.

Die unter Nro 8 genannte Geſchichte der belgiſchen Revolution des Jahres 1830 hat den erſten, auf ihrem Titel genannten, längere Zeit in Belgien lebenden italieniſchen Gelehrten Gemelli zum Verfaſſer, erſchien zuerſt in italieniſcher Sprache und darauf von Royer überſetzt in franzöſiſcher. Nach v. Bemel a. a. O. S. 375 hat Gemelli den Charakter dieſer Revolution im Ganzen richtig erfaßt und geſchildert, in manchen Beziehungen jedoch aus natürlich zu erklärender Unkunde des Landes und der belgiſchen Nationalität nicht immer richtig geurtheilt. Zum Verdienſte wird ihm angerechnet, daß er über den Parteianſchauungen ſtehe und durchaus unbefangen ſei.

Die unter Nro. 1, 2, 3, 7 und 9 aufgeführten Bücher ſind Referent nicht zu Geſicht gekommen*).

II. Geſchichte einzelner Provinzen, Bezirke und anderer Oertlichkeiten.

A. Lüttich und Namur.

Louis de Bourbon, évèque-prince de Liège (1455—1482) par Ed. Garnier, Archiviste des Archives de l'Empire. Paris 176 S. 8.

Verſchiedene Gelegenheitsſchriften von Aristide Cralle.

a) Deſſen Souvenirs Archéologiques ou esquisses de l'état, de la ville et du pays de Liège, du moyen age jusqu' aux temps modernes. Liège, 60 S. 8.

b) Revue des diverses parties de la ville de Liège à l'occasion des fêtes royales en 1850 (par Rambler) 38 p. — c) Revue des monuments de la ville de Liège 1856 (149 S.) — d) Lettres sur les travaux pub-

*) Ueber Nro. 9 ſiehe das Urtheil unten am Schluß des Berichtes.

liques et les projets d'embellissemens de la ville de Liège suivies de découvertes archéologiques 1859. 10 S. 8.

Ferd. Henaux, Histoire de la Commune de Spa et de ses eaux minérales. Nouv. edit. 8.

Derſelbe, Le Palais Carolingien à Liège.

A. Leroy, La philosophie au pays de Liège dans les 17 et 18 Siècles. Liège. 160 S. 8. Liège. 8.

Notice sur I. G. et J. H. Lefort, heraults d'armes du pays de Liège au XVII et XVIII Siècles von Stanislaus Bormans im Bulletin Archéologique p. 321. 8.

Siderins, Dinant et ses environs. Fragments historiques. Dinant 1859. 200 S. 8.

R. Chalon, Recherches sur les monnaies de Namur. 148 S. und 22 Stiche. 4.

Während des Referenten zehnjährigen Profeſſorats in Lüttich (1817 bis 1827) war das Intereſſe für geſchichtliche Studien daſelbſt ſehr gering. Ein einziger Gelehrter, der ſiebenzigjährige Baron von Villenfagne, ſchrieb über ſeines Vaterlandes Vergangenheit; ſein Hauptwerk Recherches sur la cidevant Principauté de Liège 2. Bd. 8. erſchien 1818. Seine trockene, reactionäre Behandlungsweiſe ſprach eben ſo wenig an, wie eine 1822 erſchienene in materieller Beziehung ſonſt löbliche Geſchichte Lüttichs von Dewez, dem Verfaſſer der histoire générale de la Belgique und anderer nennenswerther Schriften über belgiſche Geſchichte. Neigung zu archäologiſchen Studien über das Land war nirgends ſichtbar. Nur die Erinnerung, daß Lüttich einſt eine freilich über hundert Jahre lang nicht mehr fungirende freie Verfaſſung gehabt habe, war lebendig und von Einfluß auf die Entwicklung der liberalen Oppoſition gegen die vergebens nach Volksthümlichkeit in den ſogen. ſüdlichen Provinzen des Königreichs ringende niederländiſche Regierung. In geiſtreicher Weiſe begann Herr von Gerlache die Geſchichte Lüttichs nach dieſer Richtung hin zu bearbeiten. Seine erſten Verſuche erſchienen von 1825 an in dem Annuaire der Société d'Emulation.

Es iſt erfreulich zu ſehen, welchen Umſchwung die hiſtoriſchen, wie auch die archäologiſchen Studien ſeitdem in Lüttich gemacht haben. Die allgemeine Geſchichte des Landes wurde 1843 auf's Neue von Gerlache

bearbeitet. 1844—1847 erſchien die ſchon unter dem Einfluß der deutſchen und neufranzöſiſchen Hiſtoriographie geſchriebene Histoire de l'ancien pays de Liège von dem verdienſtvollen, durch eine Menge geſchichtlicher Monographieen berühmt gewordenen Archivdirecter Polain; dann 1852 um erſten, 1857/1858 zum zweiten Mal die Histoire du pays de Liège depuis le temps plus reculés jusqu' à nos jours von Ferd. Henaux, ſowie deſſen (in gegenwärtiger Zeitſchrift im Jahr 1859 Bd. II S. 199 kurz angezeigte) Constitution du pays de Liège. Den 12. April 1850 ward der Verein des Institut archéologique Liégois gegründet, deſſen Bulletin im Jahr 1852 zu erſcheinen begann [1]).

Referent lenkt den Blick auf dieſen Entwicklungsgang der geſchichtlichen Studien in Lüttich deßhalb zurück, weil die in gegenwärtiger Anzeige zu beſprechenden Schriften als weitere Erfolge auf dieſer Bahn zu betrachten ſind.

In des Referenten Ueberſchau der belgiſchen Geſchichtsliteratur vom Jahre 1859 (Bd. II S. 255 dieſer Zeitſchrift) mußte er die ihm noch nicht bekannt gewordene Histoire populaire des Liégeois von Gerimont übergehen. Leider kann er jetzt nach deſſen Kenntnißnahme das Buch nicht rühmen. Es iſt eine durchaus unkritiſche Arbeit, eine Art Abkürzung der Geſchichte Lüttichs von Henaux. Der Verfaſſer hat nur ſehr unklare Ideen von den altgermaniſchen Staatseinrichtungen, ſpricht ſchon von der Feodalité im ſiebenten Jahrhundert, wiederholt längſt widerlegte Irrthümer, hält keine maßgebende Periodiſirung ein und legt es überall nur darauf an, der oft ſo verkehrt verfahrenden Democratie das Wort zu reden. Eine richtige Einſicht in die wahren ſtaatlichen Verhältniſſe des Landes iſt im Buche nicht zu finden. Eine Anleitung hiezu gab Referent in ſeiner 1860 zu Lüttich ſelbſt in's Franzöſiſche überſetzten Recenſion des Henaux'ſchen Werkes und führte dieſelbe weiter aus in einer 1859 von ihm verfaßten „Ueberſchau des einſt zum deutſchen Reiche gehörenden Landes von Lüttich", die im April und Mai 1860 im Feuilleton der Kölniſchen Zeitung (Nro. 114—128) erſchien.

So lange von belgiſchen Geſchichtsforſchern und Geſchichtsſchreibern

[1]) Näheres über Henaux und dieſes Inſtitut theilte Referent mit in den gelehrten Anzeigen der k. Akademie vom J. 1858 Nro. 26 und 27 und 1859 Nro. 46 ff.

der wahre Organismus des germaniſchen Staatsweſens ignorirt wird, kann es ihnen unmöglich gelingen, treue Gemälde der früheren ſocialen Zuſtände ihrer durch und durch germaniſch organiſirten Provinzen auszuführen.

Eine der wichtigſten Epiſoden der Lütticher Geſchichte bildet die Regierungszeit des 1455 vom Herzog Philipp von Burgund dem Lande aufgedrungenen Biſchofs Louis von Bourbon ſeines Neffen. Ohne vom Capitel gewählt, ohne ordinirt zu ſein, ward der 17jährige joviale junge Prinz von dem durch Philipp gewonnenen Papſt beſtätigt, begann ſein Regiment mit Verſuchen, die Landesverfaſſung aufzuheben, mit Prägung von falſchem Gelde, mit Anleihen und Erpreſſungen, um das Gewonnene zu verpraſſen. Man nannte ihn nur den Bettelbiſchof. Die Folge ſeines Gebahrens waren furchtbare Volksaufſtände, welche der ſchlaue König Ludwig XI. als Mittel gegen Philipp und ſeinen Sohn Carl den Kühnen nährte und die zuletzt den ſchrecklichen Untergang der Stadt zur Folge hatten. — Nach längerer Zeit einer befeſtigten Herrſchaft wurde indeſſen Bourbon das Opfer der Rache des verrätheriſchen Wilhelms de la Mark, Herrn von Ahrenberg, der ihn 1482 mit eigener Hand ermordete, ein Verbrechen, wofür ihn ſpäter 1485 Kaiſer Maximilian umbringen ließ. Das 27jährige blutige Drama wurde nicht bloß in Walter Scotts Quentin Durrard in einer freilich ſehr geſchichtswidrigen Weiſe behandelt, ſondern fand in einer meiſterhaft geſchriebenen Monographie von Herrn von Gerlache 1831, ſowie in Barantes histoire des Ducs de Bourgogne ſehr gelungene Bearbeitungen, die in Polain's und Henaux's Geſchichten von Lüttich großen Theils zu Grunde liegen. Auch Referent entwarf in ſeiner oben erwähnten Ueberſicht der Geſchichte Lüttichs davon ein quellengetreues hiſtoriſches Gemälde [1]).

Es iſt daher das Gegentheil der Wahrheit, wenn der kaiſerliche Reichsarchiviſt Garnier (der den Lüttichern zugleich ihre einſtige Wiedereinverleibung in Frankreich ankündigt) nicht blos erklärt, dieſe Epiſode der Lütticher Geſchichte ſei noch unbearbeitet (während er Gerlache überall benützt), ſondern auch wirklich ſeinen Helden, den völlig elenden Louis von Bourbon rein waſchen und als ein unſchuldiges Opfer der Demagogie hinſtellen will. Daß der Biſchof deren Opfer ward, iſt richtig; allein er hat dieß zunächſt ſich ſelbſt und ſeiner verkehrten Politik zuzuſchreiben. Mit Recht hat Herr Henri Helbig in dem Lütticher Tagblatt la Meuse

vom 18. September 1860 Nro. 223 ein nur zu gemäßigtes Verdammungsurtheil über das oberflächliche, parteiiſche, ganz unhiſtoriſch ausgeführte und werthloſe Machwerk Garnier's ausgeſprochen. Referent muß die deutſchen Geſchichtsfreunde warnen, Garnier's Darſtellung, die den Angaben ſervil burgundiſcher Parteigänger folgt, Glauben zu ſchenken.

Zur Geſchichte des Lütticher Landes gehört auch die der berühmten Bäderſtadt Spa. Herrr Ferd. Henaux hat das Verdienſt, in dem unter Nro. 3 aufgeführten Buche dieſelbe in anziehender Weiſe beſchrieben zu haben. Sie bildet ein würdiges Seitenſtück zu ſeiner Geſchichte der Stadt Verviers [2]).

Derſelbe Verfaſſer hat in der mit Nro. 4 bezeichneten aus dem Bulletin de l'institut archéologique Liégois Bd. IV p. 301 abgedruckten Schrift; Notice sur le Palais Carolingien à Liège die Exiſtenz eines Karolingiſchen Palaſtes in dieſer Stadt nachzuweiſen verſucht, die ſich aus der in der Vita St. Huberti angeführten Thatſache v. J. 743 ergebe, daß bei der Translation der Reliquien dieſes Heiligen Pipins Bruder Karlomann ſich von demſelben aus in die Kirche begeben habe, um ſich von der vollſtändigen Erhaltung des Leichnams des hl. Hubertus zu überzeugen.

Da von Karl dem Großen berichtet wird, er habe 769 in Lüttich vico publico die Oſtern gefeiert, ſo nimmt der Verfaſſer an, jener ſehr umfangreiche Palaſt habe fortbeſtanden, der 774 der Aufenthaltsort des entthronten Longobardenkönigs Deſiderius geweſen, dann ſpäter gegen 971 in das Eigenthum der Fürſtbiſchöfe gekommen und im Laufe der Jahrhunderte durch das jetzt noch erhaltene Palais derſelben erſetzt worden. Aus des Verfaſſers Unterſuchungen geht wenigſtens hervor, daß (was ohnehin natürlich war) die Karolinger eine Wohnung oder ein Abſteigequartier in Lüttich hatten, doch dürfte es ſchwerlich den Namen und die Bedeutung eines Palatium gehabt haben. —

Außer dieſen Unterſuchungen haben wir noch eine gründliche in Bd. IV Liv. I S. 159—175 veröffentlichte Notice sur le quartier de la

---

[1]) S. auch deſſen Anzeige von Henaux histoire de Liège in den gelehrten Anzeigen der kgl. Akademie vom 31. Oktober 1859. S. 387 ff.

[2]) S. die hiſtoriſche Zeitſchrift Bd. IV S. 260.

Sauveniere in Lüttich von Herrn Ferd. Henaux zu rühmen, die ſich an deſſen 1857 im III. Bd. S. 350 eingerückten Note sur le Pont des Arches, anſchließt. Die unter jenem Namen berühmte uralte Maasbrücke wurde durch eine neue im Jahr 1859 vollendete erſetzt, was die Veranlaſſung zu geſchichtlichen Unterſuchungen über die ältere wurde; unter denſelben wird die histoire du Pont des Arches recherches archéologiques par E. M. O. Dognée (VI u. 143 S.) im Bd. II der Revue trimestrielle von 1861 S. 384 beſonders hervorgehoben.

Dieſen Schriften ſind die vom Referenten unter Nro. 1 aufgeführten Arbeiten des ebenſo gelehrten als claſſiſch gebildeten Lütticher Alterthums- und Geſchichtsfreundes Dr. Ariſtide Cralle anzureihen. Seine in Briefform geſchriebene Revue des monumens de Liège vom J. 1856 ſagt uns, was die von ihm geſchilderten Baudenkmale einſt waren und was ſie jetzt ſind. Seine Souvenirs archéologiques vom Jahre 1860 beginnen mit einer ſkizzenartigen Ueberſicht der Geſchichte Lüttichs und enthalten genaue Angaben über die Entſtehung und Geſchichte jener Monumente, über deren neueſte, zweckmäßige oder mißlungene Reſtaurationsverſuche er ſich in ſeinen 1859 erſchienenen Lettres sur les travaux publics et embellissements de la ville de Liège ausſpricht, ſowie in etwas ſatyriſcher Weiſe pſeudonym bei Gelegenheit der dem König Leopold im October 1860 in Lüttich gegebenen Feſte.

Alle dieſe Schriften ſind ſchätzbare Beiträge zur monumentalen Geſchichte einer Stadt, welche in dieſer Beziehung noch bis auf unſere Tage unbeachtet blieb. Von verſchiedener Art aber nicht minder belangreich für die Geſchichte Lüttichs ſind die beiden unter Nro. 5 und 6 von uns aufgeführten gleichfalls zuerſt im Bd. IV des Bulletin de l'Institut archéologique erſchienenen Abhandlungen.

Eine Geſchichte der philoſophiſchen Studien in Lüttich dürfte wohl für etwas Unmögliches gehalten werden: denn wer hat je von einem auch nur einiger Maßen namhaften Philoſophen in der dem ſtreng kirchlichen Prieſterdruck untergebenen Stadt gehört? Herr Dr. A. Leroy, Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität daſelbſt, ſchließt uns daher in ſeiner Schrift eine wahre terra incognita auf. Indeſſen ſagt er uns ſogleich S. 10, daß die von ihm aufzuführenden Männer ihr Loos vergeſſen zu ſein verdient hatten, und daher nur ihrer Beſtrebung wegen vorgeführt werden ſollen.

Die Schrift Leroy's iſt übrigens ein mit gründlicher Sachkenntniß und geiſtreich geſchriebener Abriß der Geſchichte der Philoſophie im 17. und 18. Jahrhundert mit fortlaufender Angabe der Einwirkung der verſchiedenen Doctrinen auf das durch die biſchöfliche Cenſur vom Ausland ſoviel wie thunlich abgeſperrte, geiſtig von den Jeſuiten beherrſchte Land. So lange wie möglich waren letztere Vertheidiger der falſchen Ariſtoteliſchen Philoſophie des Mittelalters, unterlagen aber zuletzt dem Carteſianismus. Dieſer hatte auch ſeine Vorkämpfer in Löwen und neben beiden Richtungen war die von Van Helmont dort weiter ausgebildete der Theoſophen und der Anhänger der auch von dem Fürſtbiſchof Max von Bayern geliebten Alchymie (S. 72) ſichtbar. Die freieſten Denker des Landes waren Aerzte. (S. 117) Auch einen Rechtsphiloſophen hat das Land aufzuweiſen in Mathias de Grati, der 1676 einen Discours du droit moral et politique herausgab. Mit großer Genauigkeit gibt der Verfaſſer eine Skizze der Anſichten und Doctrinen dieſer von ihm richtig bezeichneten Halbgelehrten. Unter der Regierung des aufgeklärten Fürſtbiſchofs von Velbruck begann eine freie intellectuelle Bewegung im Land. Das Journal encyclopédique wurde in denſelben gedruckt, ebenſo die von Rouſſeau redigirte Encyclopédie méthodique. Andere Werke von berühmten franzöſiſchen Freidenker wurden nachgedruckt. Als 1789 die Lütticher Revolution ausbrach, waren die alten Schuldoctrinen in Vergeſſenheit gerathen und alles vorbereitet, dem Voltärianismus und der ſenſualiſtiſchen Philoſophie Frankreichs Thür und Thor zu öffnen. Sie war noch Herrin im Lande zur Zeit der Errichtung der Univerſität Lüttich im Jahre 1817, und nur mit größter Mühe gelang es deutſchen Lehrern, jüngere Männer für die deutſche Philoſophie zu intereſſen. Indeſſen liefern die Arbeiten des leider zu früh verſtorbenen Profeſſors Tandel und unſeres Verfaſſers ſelbſt, namentlich das hier beſprochene Buch, den Beweis, daß die dortigen Vertreter der philoſophiſchen Wiſſenſchaft jetzt rühmlich auf der Höhe des Jahrhunderts ſtehen.

Die zweite Schrift (Nro. 6) iſt allen Geſchichtsforſchern nicht bloß Belgiens ſondern Frankreichs und anderer Länder zu empfehlen. Die Fürſtbiſchöfe hatten eine heraldiſche Behörde, an deren Spitze ein ſogen. Herant d'Armes für Lüttich, die Grafſchaft Looz und das Herzogthum Bouillon ſtand. Das Amt war unter Anderem deßhalb von Wichtigkeit, weil nur Mitglieder des alten Adels fähig waren, Domherrn (Treskoncieres)

von St. Lambert zu werden. Im Jahr 1682 übertrug der Fürstbischof Maximilian Heinrich von Bayern dieß Amt dem in Verviers geborenen Jean Gilles Lefort, dessen Oheim es begleitet, ihn zwanzig Jahre lang zum Gehülfen gehabt und herangebildet hatte. Im Jahr 1688 ernannte ihn Leopold I. zum kaiserlichen Heraut d'Armes für den Niederrhein. 1701 gab ihm der Kaiser auf seine Bitte in seinem Sohne Jaques Henri Lefort einen Nachfolger, dem denn auch vom Fürstbischof die Stelle seines 1718 verstorbenen Vaters übertragen wurde. In seiner ersten Eigenschaft hatte letzterer den Titel eines Scutarius eques et miles aureatus ac sacri Palatii et aulae Lateranensis comes (p. 339 des Bulletin t. IV). Er starb den 3. Oktober 1751.

Die beiden Lefort haben sich nun dadurch ein immerbleibendes Verdienst erworben, daß sie sehr ausgedehnte genealogische Sammlungen und Register anlegten, welchen man noch jetzt eine Menge der wichtigsten Notizen entnehmen kann. Sie bestehen 1) aus 25 Bänden Généalogies de familles nobles, welche 710 Genealogieen enthalten; 2) aus 27 Bänden eines Recueil divers und 3) aus Fragments généalogiques de familles nobles et bourgeoises de Liège et piéces a l'appui.

Diese Sammlungen wurden mit Zustimmung der Landstände 1762 von der Regierung gekauft und befinden sich jetzt im Provinzialarchiv zu Lüttich. Herr Archivist Bormans hat nun zu diesen Sammlungen ein gemeinsames alphabetisches Register gefertigt mit genauer Angabe der Pagina jeder derselben, wo sich Angaben über die Familien befinden, und dieses Register hat der archäologische Verein in seinem Bulletin Bd. IV. S. 349—496 und daraus auch besonders abdrucken lassen. Unter den darin aufgeführten deutschen Adelsfamilien bemerken wir die Dalberg, die Herzoge von Bayern — die Bentinck, Brandenburg, Gronsfelt, Ingelheim, Metternich, Löwenstein, Nassau, v. Quadt, Sayn, Schwarzenberg, Westphalen u. s. w. Man kann jederzeit Abschriften der in den drei Sammlungen enthaltenen genealogischen Notizen erhalten.

B. Flandern.

Bruges et le Franc, ou leur magistrats, leur noblesse etc. Bruges, 1860. 8.

P. Heyndriks, Jaerboeken van Veurne en Veurnambacht uitgegeven door E. Ronse. 3, Deel. Gand.

J. L. W. Diegerik, Inventaire analytique et chronologique des Archives de la ville d'Ypres t. V. Bruges. 312 S.

Inscriptions funéraires et monumentales de la Flandre orientale. IV. Livr. 22 — 23. 4.

Kervyn de Volckersbeke, Les églises de Gand, 1859. 2 Vol. 8. von 352 u. 390 S. nebſt Stichen.

C. Brabant, Antwerpen und Limburg.

L. Galesloot, La province de Brabant sous l'empire romain. Brux. 1859.

A van den Eynde, Tableau chronologique des ecoutetes bourgnemestrès et Echevins de Malines depuis 1236. 9ième livraison.

Ecrivisse, Verwoesting van Maestricht hist. Taferecl cist. de XVI. L. 305 S. 4. mit 4 Stichen.

Inscriptions funéraires de la ville d'Anvers. 49 livr.

E. Gens, histoire de la ville d'Anvers livr. 26 — 37. Années 1860. Nach der Vollendung des Werkes werden wir eine Inhaltsangabe zu geben verſuchen.

III. Lebensbeſchreibungen und Genealogien.

Fr. de Potter, Vaderlandsche Biographie. Gand. 187 S. 8.

C. F. A. Piron, Algemeene Levensbeschryving der vermaerde Manen en Vrouven in Belgie. Vilvorde. 25. Liv.

V. Gothaels, Miroir des notabilités nobiliaires de la Belgique. Liv. 7 et 8. Brux. 4.

N. S. van der Heyden, Notice historique et généalogique de la maison de Lebidarts-Thaumaide.

Lacroix et van Meenen, Notice historique et bibliographique sur Philippe de St Aldegonde. Bruxelles. 118 S. 8.

R. Chalou, le dernier duc de Bouillon (1815) extrait de t. II de la Revue historique et archéologique. Brux.

De St. Genois, Notice sur Leu Jos. van der Vynckt, membre de l'Académie de Bruxelles. Gand 1860. 34 S. Beſonderer Abdruck aus dem Messager des Sciences historiques.

IV. Veröffentlichungen der Société de l'histoire de la Belgique.

Mémoires Anonymes sur les troubles des Paysbas 1565 — 1580 publiés par J. B. Blaes. t. II. 405 S.

Mémoires de Frédéric Perrenot Sieur de Champagney 1573—1590 avec notice et annotations par A. L. P. de Robaulx de Soumoy. XCIX und 426 S. 8.

Mémoires de Pòntus Payen, avec notice et annotations par Al. Henne tom. I XXVIII u. 368 S. t. II erſchienen 1861. 280 S.

Mémoires de Philippe Warny de Visenpierre sur le Siége. de Tournay en 1581 publ. par A. G. Chotin.

Commentaires de Bernardo de Mendoça sur les événemens de la guerre des Paysbas 1567 — 1576 traduction nouvelle par Loumier avec notice et annotations par le colonel Guillaume. t. I. XXVI und 401 S.

Der Verein zur Herausgabe der Collection des Mémoires sur l'histoire de la Belgique verdient fortwährend das größte Lob. Im Verlaufe des Jahres 1860 publicirte er vier umfangreiche Bände und den Anfang eines fünften. Er verdiente von allen Geſchichtsfreunden Deutſchlands, namentlich den deutſchen hiſtoriſchen Vereinen, auch finanziell unterſtützt zu werden, da, wie uns mitgetheilt ward, bis jetzt die gemachten Opfer durch den Abſatz der erſchienenen Schriften bei weitem nicht gedeckt ſind.

Was den zuerſt genannten II. Band der von Herrn Blaes herausgegebenen Memoires anonymes betrifft, ſo bedauert Referent noch immer nichts Näheres über deren geſchichtliche Bedeutung und Wichtigkeit ſagen zu können, da die vom Herausgeber verſprochene und auch kürzlich erſchienene Einleitung auch mit dieſem Bande ihm noch nicht zugekommen iſt. Doch erleichtert die genaue chronologiſche table des Matières (S. 301) die Benützung der auf die Jahre von 1577—1578 bezüglichen Mittheilungen, welchen unter den Piéces Justificatives 21 Schreiben und Depeſchen aus dieſer Periode beigefügt ſind.

Die Memoiren Friedrich's Perrenot Sieur de Champagney, Bruders von Granvella (No. 2) ſind vom Refer. ſchon in einer 1860 im B. IV dieſer Zeitſchrift S. 239—244 enthaltenen Anzeige beſprochen worden.

Den Herausgebern aller Bände gebührt das Lob des geeignetſten Verfahrens; Herr von Robaulx ſchickt dem Texte der Memoiren Champagney's eine XCVIII Seiten füllende Biographie ſeines Helden voran, Oberſt. Guillaume eine kurz gefaßte Lebensbeſchreibung Mendoça's auf XXVI S. und Al. Henne Nachrichten und Mittheilungen über Pontus Payen Seigneur des Essarts. Keiner der drei Verfaſſer der Denkwürdigkeiten gehört der Aufſtandspartei an: Mendoça der Spanier iſt der entſchiedenſte Anhänger Philipp's II. und ſeiner Politik, Bewunderer Alba's, und beurtheilt die niederländiſchen Zuſtände vom ſpaniſchen Geſichtspunkte aus. Champagney und Pontus Payen ſind zwar entſchiedene Katholiken und erklärte Gegner des Prinzen von Oranien, verwünſchen und haſſen aber nicht minder die Spanier, deren Entfernung aus dem Vaterlande eine Hauptaufgabe der politiſchen Beſtrebungen des erſteren iſt.

Die Verſchiedenheit ihrer Parteiſtellung erklärt die von einander abweichenden Aeußerungen und Schilderungen mancher Thatſachen und den radicalen Gegenſatz ihrer Denkwürdigkeiten zu den im B. IV S. 227 dieſer Zeitſchrift angezeigten von Jaques v. Weſenbeke. Rückſichtlich der Zeitabſchnitte beziehen ſich die Champagney's auf die Jahre 1573—1590; die Mendoças ſchildern die Kriegsereigniſſe zwiſchen 1567 und 1577, die von Pontus Payen enthalten zwei verſchiedene Aufzeichnungen, 1. über den Gang der Dinge von 1539 bis zur Ankunft des Herzogs Alba im Jahr 1567 (B. I und B. II) bis p. 40) und 2. eine Darlegung der Ereigniſſe in Arras 1577 und 1578. B. II S. 48 ff.

Eine Zuſammenſtellung der Ergebniſſe eines vergleichenden Studiums dieſer neu eröffneten Geſchichtsquellen über die niederländiſchen Aufſtände ſcheint Refer. in gegenwärtiger Anzeige nicht an ihrem Platze zu ſein, ſie verlangt ein kritiſches Eingehen auf vieles Einzelne. Erſt nach dem Erſcheinen der übrigen Bände der auf dieſe Zeit bezüglichen Denkwürdigkeiten kann eine auch alle andern Geſchichtsquellen berückſichtigende Arbeit dieſer Art in einer beſondern Abhandlung verſucht werden. Refer. begnügt ſich daher, hier nur einige Notizen hervorzuheben.

Friedrich Perrenot, Granvella's jüngſter Bruder, den 3. April 1536 in Barcelona geboren, trat ſchon 1550 in Kriegsdienſte, machte

Alba's Züge in Italien mit, erlangte bald den Grad eines Capitains der Cavalerie, gehörte 1558 der höheren Hofdienerſchaft Philipp's II. an, ſah aber ſein Streben, ein Kommando zu erhalten, nicht in Erfüllung gehen. Er betheiligte ſich am Adelscompromiß in Brüſſel, trat aber ſofort zurück.

Nach Beſançon ſich zurückziehend erwarb er ſich durch verſchiedene in Religionsangelegenheiten geleiſtete Dienſte die Gunſt Philipp's und wurde 1571 zum Militär- und Civilgouverneur der Stadt Antwerpen ernannt, gerieth aber bald mit dem Commandanten der Citadelle Sancho d'Aquila in Colliſion, beklagte ſich erfolglos bei Alba und bei Philipp II. 1573 über deſſen Regiment in den Niederlanden zur Zeit als Medina Coeli geſandt wurde, um Alba abzulöſen. Er gab die Mittel und Wege an, welche er für die einzig möglichen hielt, die Ruhe und den Wohlſtand des Landes wieder herzuſtellen. Dieß iſt der Inhalt ſeines S. 221 gedruckten Discours sur les affaires des Pays bas, einer an den König gerichteten Denkſchrift, in Folge der Ueberrumpelung Antwerpens durch die meuteriſchen ſpaniſchen Truppen im Jahre 1574 (worüber ſich in dieſer Zeitſchrift B. IV S. 241 die Hauptſache mitgetheilt findet) verließ er dieſe Stadt.

Er wurde darauf mit Friedensunterhandlungen in Holland beauftragt, und nahm auch an dem in Breda gepflogenen und erfolglos gebliebenen Congreß Theil. Als Tadler der ihm verhaßten, noch immer befolgten ſpaniſchen Politik gerieth er in Oppoſition mit Requeſens, wurde dann nach England geſchickt, um die Bewerbungen Oraniens und der Aufſtändiſchen bei der Königin Eliſabeth zu vereiteln, was, wie er ſich rühmt, ihm gelungen iſt. Seine an Requeſens und nach deſſen Tod an den Staatsrath geſchriebene Briefe ſind im Appendice der Mémoires S. 311—410 gedruckt und inhaltsreiche Documente über ſeine freilich nur kurze Miſſion vom 13. Jänner bis 28. März 1576. Da Requeſens den 5. März geſtorben war, ſo ſtand Perrenot nun unter der Regierung des Conſeil d'Etat und den alsbald einberufenen Generalſtaaten, leiſtete (immer noch als Gouverneur von Antwerpen) bedeutende militäriſche Dienſte und ward auch anfangs von dem neuen Statthalter Don Juan d'Auſtria gut aufgenommen, verdarb aber bald mit ihm und dann mit den Ständen ſelbſt ſein Spiel — da er als zu Oranien ſich neigend verdächtigt wurde, während dieſer ihm als fanati-

ſchem Katholiken noch weniger traute. Seine Stellung wurde unhaltbar, anfangs dem Staatsrath aſſociirt, ward er auf eine Anklage der demokratiſchen Commiſſion der Achtzehner zu Brüſſel aus demſelben entfernt, in einem Volksauflauf feſtgenommen und unter falſchem Vorwande nach Gent in Haft gebracht, wo die von Oranien geſchützten Hembyſe und Reyhove ihr Weſen trieben und Perrenot, nachdem er in Folge von Plünderungen ſein ganzes Vermögen verloren hatte, in tiefſter Armuth, auch von ſeinem mit ihm grollenden Bruder Granvella verlaſſen, ſechs Jahre und einige Monate im Gefängniß gehalten wurde. Er ſpricht von ſeinen ſchlimmen Vermögensverhältniſſen in einer **Mémoire sur les affaires particulières** (S. 325).

Unter dem Statthalter Alexander Farneſe erhielt er als Belohnung ſeiner Bemühungen für die Wiederherſtellung des guten Einvernehmens der flandriſchen Oberbehörden und des Prinzen 1584 die Gouverneurſtelle der Citadelle von Gent und 1585 ſeine frühere in Antwerpen, gerieth wieder in Conflict mit dem Commandanten der dortigen Citadelle — gerirte ſich abermals als leidenſchaftlichen Oppoſitionsmann und feindſeliger Tadler Parma's, der endlich den mit jeder Regierung unzufriedenen Mann (unter Zuſtimmung Philipp's) aller Functionen enthob, worauf er ſich nach Dole in der Franche Comté zurückzog und bis zu ſeinem im J. 1600 erfolgten Tode mit Abfaſſung von Denkſchriften beſchäftigte und einen ſehr ausgedehnten ſechs Folianten füllenden Briefwechſel unterhielt. Es bot ſich ihm auch Gelegenheit, in Staatsangelegenheiten ſich thätig zu zeigen.

Unter ſeinen ſpätern Denkſchriften ſind die S. 253 und 303 in franzöſiſcher Ueberſetzung veröffentlichten **Discours sur les affaires des Paysbas** von 1589—1590 ſehr leſenswerth. Sie enthalten den empfindlichſten Tadel der Regierung Alexanders von Parma, als eines von ſeinen Creaturen ausgebeuteten ſchwachen Mannes. Er zeigt, wie in Folge der ſeit Alba's Sendung befolgten Politik des Königs der Wohlſtand der Niederlande ohne allen Gewinn für das königliche Intereſſe und die katholiſche Religion zu Grunde gehen mußte und gibt als die einzigen auch jetzt noch zur Herbeiführung beſſerer Zuſtände anzuwendenden Mittel die zwei ſehr friedlichen an: Wiederherſtellung der verfaſſungsmäßigen nur Einzelnen zu übertragenden Landesregierung und gute religiöſe Volkserziehung durch einen beſſer gebildeten Klerus, als der war,

deſſen Unwiſſenheit er als die Haupturſache der Verbreitung der neuen Glaubenslehren betrachtet.

Pontus Payen, Bürger von Arras und Beſitzer der Herrſchaft des Eſſarts, erhielt den 17. Mai 1582 durch Philipp II. ein ſeine frühere Erhebung in den Adelsſtand beſtätigendes Diplom, war alſo königlich und ſtreng katholiſch geſinnt — jedoch beides nicht in fanatiſcher Weiſe. Er erklärt vor 1566 es mit den beſten Katholiken für allzuſtreng, die ihre Irrthümer abſchwörenden Ketzer dennoch mit dem Tode zu beſtrafen, überhaupt ruhig lebende Leute ihrer religiöſen Meinung wegen in Unterſuchung zu ziehen und Strafen zu unterwerfen, ward aber nach dem Bilderſturm anderer Anſicht, indem er deſſen Gräuel der den Neuerern geſchenkten Nachſicht zuſchreibt. Die Spanier haßt er von Grund ſeines Herzens: viele im Lande wohnende hätten (ſagt er) an den üppigen Mahlzeiten reicher Niederländer Theil genommen, deren geheime Gedanken beim Nachtiſch abgelockt und ſie dann in Madrid angeſchwärzt. Ueber Alba und den Blutrath fällt er ein ſtrenges Urtheil — ſchreibt den Tod Egmont's Alba's Eiferſucht und Neid zu. Da die Regentin die Ruhe wieder hergeſtellt gehabt, ſo ſei die Beſetzung des Landes durch Spanier nicht mehr nöthig geweſen. Auch von den Franzoſen hat P. Payen eine nichts weniger als gute Meinung und ſelbſt niederländiſche Staatsbeamte werden von ihm nicht geſchont, wie van Meghem, den er un maigré poux qui voulait s'engraisser nennt, ſowie ſelbſt der als Gelehrter von ihm geehrte Granvella, von dem er ſagt, er habe ein coeur flamboyant de vengeance pour les oultrages, qu'il avait reçus, dagegen wird mancher ausgezeichnete Mann der Gegenpartei mit Lob genannt, z. B. der zu Auſtruvell bei Antwerpen von Beauvois geſchlagene und ſein Leben opfernde Johann von Marnix, Philipp's Bruder. Oranien findet aber keine Gnade vor ihm. Er erklärte ihn für feig und unſittlich. In den erſten Denkwürdigkeiten von Pontus Payen werden viele bisher wenig bekannte Einzelnheiten aus den Zeiten von 1559—1567 mitgetheilt; in den ſpäteren zum erſtenmal von Motley VI. 1 vollſtändig benützten wird die Geſchichte der Ereigniſſe zu Arras 1589 erzählt, d. h. die dort ſtattgehabte antioraniſche Gegenrevolution und die Verbrüderung der walloniſchen Provinzen mit der vom Herzog von Aerſchot geleiteten Partei der royaliſtiſch geſinnten Malcontents: Ereigniſſe, welche die definitive Trennung der ſüdlichen Niederlande

von den nördlichen zur Folge hatten. Der Name eines Geſchichtſchreibers im wahren Sinne des Wortes kann nach dem Herrn Herausgeber dem Verfaſſer dieſer Memoiren nicht ertheilt werden.

Unbeanſtandet kommt dagegen der Ruhm eines Hiſtorikers Bernardo Mendoça zu, deſſen aus dem Spaniſchen von Loumier neu überſetzten Commentaires sur les évenemens de la guerre des Paysbas, ein wahres Geſchichtswerk ſind. Bei deren Abfaſſung hat der ebenſo gelehrte und ſtaatsmänniſch gebildete wie tapfere Kapitain ſich Julius Cäſar zum Vorbild genommen. Er gehörte einer der erſten Adelsfamilien Spaniens an; 1530 geboren, machte er unter Carl V. den Zug nach Oran mit und 1567 als Freiwilliger die Expedition in den Niederlanden, nahm, von Alba beſonders geliebt, an allen Schlachten Theil, zuletzt an der von Don Juan d'Auſtria 1577 gewonnenen, aber nicht benützten von Gembloux. Im Jahr 1574 befehligte er, zum Rang eines Maestro de Camp erhoben, ein bedeutendes Reitercorps. Nach dem Jahre 1577 iſt er mit diplomatiſchen Miſſionen betraut, wie 1578 bei Eliſabeth, wo ihm Philipp II. 40 — 50,000 Ducaten zur Verfügung ſtellte, um die Miniſter der Königin zu beſtechen; dann 1584—1590 in Frankreich, wo er im Namen ſeines Herrn die gegen Heinrich III. und Heinrich IV. arbeitende Ligue leitete oder unterſtützte. Seine im Archiv zu Simancas aufbewahrte umfangreiche Correſpondenz mit Philipp iſt daher für jene Zeiten eine wichtige Geſchichtsquelle.

Von Blindheit bedroht zog ſich Mendoça nun von den Staatsgeſchäften zurück, arbeitete aber mit Hülfe der einſt täglich gemachten Aufzeichnungen ſein Geſchichtswerk aus. Es erſchien 1592 ein anderes, dem Prinzen Philipp (nachherigem König Philipp III.) gewidmetes Buch; ſeine auch durch politiſche Betrachtungen auszeichnende Theorica y practica di guerra war ſchon 1577 von ihm herausgegeben worden. Er überſetzte auch des Philoſophen Lipſius Bücher de republica ins Spaniſche. Die Comentarios ſind vom 2. Buche an eine genaue von Strada, Bentivoglio und allen andern wohl benützte Geſchichte der von Spaniern in den Niederlanden zwiſchen 1567 und 1577 geführten Kriege. Das erſte Buch enthält eine Ueberſchau des Aufſtandes von ſeinem erſten Urſprung an, welches deshalb von beſonderer Wichtigkeit iſt, weil ſie vom ſpaniſchen Geſichtspunkte aus geſchrieben, uns die Hauptmotive der Politik

Philipp's II. und ſeiner Gehülfen und Anhänger enthüllt, welche die des Schutzes der Religion waren. Mendoça ſchildert das allmälige Umſichgreifen der Lehren der Sektirer beim ganzen Volke, welches der Adel zu ſeinen Zwecken ausgebeutet habe. Den Bilderſturm von 1566 ſieht er als das Werk einer in der Verſammlung zu Saint Trond unter den Häuptern der Aufſtandspartei getroffenen Verabredung an. Dem Ganzen iſt eine Guiccardini entnommene Beſchreibung der niederländiſchen Provinzen vorangeſchickt.

Die trefflichen Anmerkungen des Herrn Herausgebers erleichtern das Studium des übrigens ſchon für ſich ſelbſt ſehr anziehenden Werkes. Der vorliegende erſte Band enthält die erſten in Capitel mit geeigneten Ueberſchriften getheilten ſieben Bücher.

Die Memoiren Warny's über die vom Prinzen von Parma geleitete Belagerung Tournay's im J. 1581 erſtrecken ſich ſammt einem Appendix nur auf 40 Seiten und bilden den Anfang eines Bandes, in welchem eine Anzahl kleinerer auf die niederländiſchen Unruhen und Aufſtände im 16. Jahrhundert bezüglichen Schriften veröffentlicht werden ſollen.

Der königlich geſinnte Verfaſſer dieſer Denkſchrift, Philipp Warny aus Bisempierre bei Tournai, befand ſich in der belagerten und von der heroiſchen Fürſtin Espinoi, gebornen Gräfin von Hornes, vertheidigten Stadt. Begonnen den 5. Okt., endigte die Belagerung mit der Einnahme der Stadt den 27. November. Der Verf. bemerkt am Ende ſeiner Erzählung, es ſeien 10,500 Kanonenkugeln auf die Stadt abgeſchoſſen und 594 Menſchen aller Klaſſen in derſelben getödtet oder verwundet worden. Der Anhang enthält die auf die Uebergabe der Stadt und den glorreichen Abzug der Fürſtin und ihrer Truppen bezüglichen Aktenſtücke.

V. Veröffentlichungen der Commission royale de histoire de la Belgique.

1. Compte rendu des Séances de la Commission royale d'histoire ou Recueil de ses Bulletins. Troisième serie t. I. 3. et 4. Bulletin t. II. 1.—3. Bulletins.

Dieſe vier Lieferungen enthalten außer den Sitzungsprotokollen und den in denſelben an die Commiſſion geſchriebenen Briefen eine nicht geringe Zahl wichtiger Geſchichtsquellen, Regeſten u. ſ. w. Wir heben hervor:

a) Die Fortſetzungen der Liste analytique des documents concernant

l'histoire de la Belgique conservés au State Papers-Office in London, gefertigt von dem Seitens der belgiſchen Regierung auf ihre Koſten dahin geſandten jungen Gelehrten van Bruyſſel B. I S. 151 B. II. S. 329.

b) Notice sur les Archives d'Aurich et d'Emden et les documens relatifs au soulevement des Paysbas jusqu' à la mort de Guillaume de Taciturne, vom Archivrath Dr. Klopp (I. 167).

c) Extrait de l'inventaire des archives de l'abbaye de Saint-Hubert redigé en 1750 v. Hourt I. 272.

d) Analectes historiques 8. Serie par Gachard I 311–296.

e) Douze lettres de Laevinus Torrentius in Lüttich à Jean Fonck Garde de Sceaux pour les affaires des Paysbas à Madrid (v. 1583—1585), mitgetheilt von Herrn de Ram, II p. 11—62.

f) Venerabilis Gerardi Magni de Daventria († 1384) epistolae VIII ex duobus codic. bibl. publ. Argentoratensis. Von demſelben (p. 66—III). Er iſt Stifter der Congregatio fratrum vitae communis.

g) Extraits della correspondance diplomatique des envoyés du Duc de Savoie Eman. Philibert près la cour de Vienne pendant les troubles de Paysbas, mitgetheilt von Giuſeppe Crespi in Turin II. 229.

h) Notice d'un Manuscrit intitulé Cartulaire de van den Bergh, conservé aux archives de l'Etat à Liège, mitgetheilt von Stanislaus Bormans (p. 276). Dieſe von dem Lütticher Canonicus v. den Berg, einſt Wappenherold, angelegte und von ſeinem Nachfolger J. Le Fort ſorgfältig bewahrte Handſchrift enthält Copialien von Urkunden, deren älteſte dem 10. Jahrhundert angehört und die letzten dem 16. Die von Herrn Arch. Bormans daraus ſehr zweckmäßig gefertigten Regiſter ſind um ſo ſchätzenswerther, als die alten 1794 nach Deutſchland geflüchteten Urkunden des Hochſtiftes Lüttich nicht mehr aufzufinden ſind.

i) Abdruck einer Chronicum Diestense von 1142 bis 1530 nebſt Urkunden, mitgetheilt von Herrn Reymakers, Prior der (wiederhergeſtellten) Abtei Pare bei Löwen. II, S. 392.

Noch haben wir einige der Commiſſion von Mitgliedern derſelben erſtatteten Berichte zu erwähnen. Es ſind dieß:

a) der von Herrn Gachard über von Hoynck van Papendrocht einem Canonicus Hollander als Verfaſſer zugeſchriebenen Discours de troubles de Gand (1539—40) — B. 2 S. 250. Nach dem von der kaiſerl. öſterr. Regierung der belgiſchen überlaſſenen Original (nebſt Concept) ergibt ſich, daß dieſelbe offiziell ſchon 1540 gefertigte Denkſchrift einen belgiſchen Staatsrath Nameus Louis de Schore zum Verfaſſer hat.

b) Die weiteren Berichte ſind die der Herren de Ram und Borgnet über den Stand und geſchichtlichen Werth der Fortſetzung der Acta Sanctorum durch die ſogenannten neuen Bollandiſten.

Bekanntlich verdankt man dieſe Fortſetzung der Unterſtützung der belgiſchen Regierung. In den Kammerſitzungen des Jahres 1860 wurde die auf dieſe Unterſtützung bezügliche Poſition des Staatsbudgets lebhaft angegriffen. Miniſter Rogier fand ſich daher veranlaßt, Aufſchlüſſe hierüber von der Geſchichtscommiſſion zu verlangen, welche ja vor 25 Jahren die Förderung dieſes Unternehmens der Regierung empfohlen hatte. Die Commiſſion beauftragte die genannten Mitglieder mit Abfaſſung von Berichten hierüber. Der des Herrn de Ram begreift 72 Seiten (II. p. 120 — 192) und iſt auch in beſonderm Abdruck erſchienen; der Borgnet's erſtreckt ſich nur von S. 192 — 198: beide erklären, daß das Unternehmen wiſſenſchaftlich höchſt wichtig ſei und deſſen Ausführung hinter der der ältern Bollandiſten nicht zurückſtehe. De Ram theilt auch Auszüge eines von unſerem Pertz über dieſe Angelegenheit gerichteten Briefes mit, in welchen der Wunſch, daß die Fortſetzung des Werkes nicht unterbrochen werde, auf das Lebhafteſte ausgeſprochen wird. Borgnet glaubt Einiges tadeln zu müſſen, z. B. den Abdruck einer 700 S. begreifenden Biographie der heil. Thereſia.

Die Commiſſion ſpricht ſich im Sinne beider Berichterſtatter aus und beſchließt den Druck ihrer Referate im Bulletin. — Herrn de Ram's Bericht iſt als Annexe S. 187 beigefügt eine Note sur la continuation des Acta sanctorum Belgii selecta von Ghesquière, welche gleichfalls den neuen Bollandiſten übertragen iſt.

2. Die zweite Veröffentlichung der Commiſſion iſt die erſte Abtheilung des 1. Bandes der Chronik von Dynterus. Dem ganzen aus 3 Quarthänden beſtehenden ſeit 1854 erſcheinenden Geſchichtswerk fehlte bis jetzt der Anfang. Der Herr Herausgeber Herr de Ram veröffentlicht denſelben unter dem Titel:

Chronique des Ducs de Brabant par Edmond de Dynter en VI livres; publiée d'après les M. S. de Corsendonck, avec des notes et l'ancienne traduction française de Jean Wauquelin. T. I. Prem. Partie: comprenant l'introduction, les opuscules de Dynter et la table analytique des Matières. Brux. 1854 — 60. 295 p. 4. Nebſt Porträt des Chroniſten (21. Bd. der Collection).

Die Introduction enthält umfaſſende Mittheilungen über Dynterus, ſeine Schriften, die Handſchriften ſeiner Chronik und deren franzöſiſche Ueberſetzung, den Werth des freilich nicht immer kritiſchen Werkes u. ſ. w. Die angehängten kleineren Schriften S. 1—69 ſind zwar nicht von Belang, verdienten jedoch den Abdruck. Vortrefflich iſt die auf alle drei Bände bezügliche, von Herrn Galesloot in Antwerpen gefertigte Table analytique des matières. Sie wird namentlich unſeren deutſchen Geſchichtsforſchern ſehr willkommen ſein, weil ſie ihnen die Benützung des auch für die Geſchichte Deutſchlands wichtigen Werkes, wenn nicht erſt ermöglicht, doch weſentlich erleichtert.

VI. Veröffentlichungen der Académie royale des Sciences des lettres et des beaux arts.

Annuaire de l'Académie royale des Sciences des lettres et des beaux arts de Belgique pour 1860. XXVI. année. Brux. 1600. 285 S. 8.

Die in dieſem Bändchen des Jahrbuchs der kgl. Akademie veröffentlichten Biographieen ſind: 1) die über den am 23. Dezember 1779 geborenen und den 28. Dezember 1858 verſtorbenen Botaniker Dr. A. L. S. Lejeune von Verviers verf. von J. Kickx. S. 114 ff. 2) über den Genter Prof. der Mathematik Dr. J. B. Mareska geb. den 9. September 1803 geſtorben den 31. März 1858, von Quetelet (S. 129). 3) Die von Schayes geb. den 11. Jänner 1808 † d. 8. Jan. 1859 von Chalon S. 139. 4) die Biographie des k. niederl. Staatsmannes von Ewyck, früher Chef des Departements des höhern Unterrichts im Miniſterium des Innern und Mitglieds der Akademie, geboren 1786 † 1859. Von Quetelet. S. 157. 5) van Ch. Morren, Prof. der Botanik zu Lüttich geb. 1807 in Gent † 1858 vom Sohne deſſelben. S. 168–251. Mit Ausnahme der van Ewyk's ſtehen allen Biographieen in Stahl geſtochene ſehr gut getroffene Porträts der verſtorbenen Akademiker voran und iſt ihnen eine Liſte ihrer ſämmtlichen Schriften und in Zeitſchriften veröffentlichten Artikel beigefügt.

Das Ende 1860 ausgegebene Annuaire für das Jahr 1861 enthält S. 129—186 eine ſehr in's Einzelne gehende Lebensſkizze des den 22. November in Athen geſtorbenen berühmten Pariſer Akademikers Ch. Lenormant, Aſſocié der Akademie von J. de Witte in Antwerpen.

Die im Jahre 1860 erſchienenen Bände IX und X des Bulletin

der Akadmie enthalten außer der oben ſchon aufgeführten Notice sur la captivité de François I von Herrn Gachard noch eine Notice von Herrn Desmet sur la Renoissance de la ville de Gand, après la retraite des pirats du Nord (IX 287) und in Band X von Herrn Kervyn de Lettenhove, a) ein Fragment de l'histoire des Croisades S. 365; b) Le procés de Robert d'Artois (im 15. Jahrhundert) première partie p. 641.

In beiden Bänden iſt mehrmals von den Verhandlungen über die Ausführung der kgl. Verordnung vom Jahre 1845 die Rede, in welcher der Akademie die Ausarbeitung einer Biographie nationale aufgetragen wurde. Verſchiedene Commiſſionen waren mit der Feſtſtellung eines Planes dieſes Unternehmens beſchäftigt. Baron von St. Genois, ihr letzter Vorſtand, machte den 10. Mai 1860 über ihre Beſchlüſſe einen (auch beſonders gedruckten) Rapport sur les moyens de mettre en exécution l'arreté royale vom 1. Dezember 1843 en ce que qui concerne la publication d'une biographie nationale (37 S.) mit Angabe der hiezu als Quellen zu benützenden Schriften. Der vorgelegte Entwurf wurde gut geheißen und vom Miniſter Rogier den 29. Mai 1860 beſtätigt (S. 35, 37 und des Annuaire von 1861 S. 76) und dann die Mitglieder der Redactionscommiſſion aus den drei Claſſen der Akademie ernannt. Sie beſteht aus 16 Mitgliedern, Präſident iſt Baron von St. Genois und Sekretär Ed. Fetis. (Ebend. S. 97). Eine Notize über den Gang dieſer Angelegenheit findet ſich in demſelben Annuaire S. 106, deßgleichen eine über die Ausführung des kgl. Beſchluſſes betreffend eine durch die Akademie zu verfaſſende Kunſtgeſchichte (S. 114) ſowie über die Arbeiten der Commission pour la publication des anciens monuments de la litterature flamende (p. 103). Zwiſchen 1857—1860 ſind erſchienen a) Maerlants Rhymbibel herausgegeben von David b) deſſen Naturbloemen herausgegeben von Bormans c) deſſen Alexander Geeſten herausgegeben von Suellaert.

VII. Veröffentlichungen der Commission royale pour la publication des anciennes lois et ordonnances de la Belgique.

Procès verbaux des Séances. Tome III. Cah. 3 et 4. Brux. 1859. 8.

Liste chronologique des édits et ordonnances de la principauté de Liège de 1507 à 1684. Brux. 1860. 8.

Recueil des Ordonnances des Paysbas autrichiens. III. Serie 1700 — 1794 t. 1 cont les Ordonn. de 18. Nov. 1700 au 23. Jun. 1706 publié par M. Gachard. 1 Vol. fol XXXVI und 873 S. f. Brux. 1870. fol

Recueil des Ordonnances de la principauté de Liège. III. Serie 1684 — 1794 II. Vol. cont les Ordonn. du 10. Mars 1744 au 5. Jun. 1794 par M. Poloin. Brux. 1360. IX und 1084 S. ff. 8.

Zu den unvergänglichen Verdienſten der belgiſchen Regierung gehört auch das faſt unabſehbare Unternehmen der auf Staatskoſten veranſtalteten Herausgabe aller, einſt (vor 1799) in den verſchiedenen Provinzen geltend geweſenen Rechtsquellen. Der Gedanke dazu wurde 1846 von dem damaligen Juſtizminiſter Baron von Anethan Sr. Majeſtät vorgetragen, von letzterer bereitwilligſt aufgenommen; ſofort eine aus juriſtiſchen und hiſtoriſchen Notabilitäten beſtehende Commiſſion ernannt, welche nicht zögerte, ihre ſchwierige, umfaſſende Thätigkeit zu beginnen. Von 1846 auf 1848 gab ſie den erſten, 1852 den zweiten Band der Protokolle ihrer Sitzungen mit einer Maſſe von Rechtsdocumenten und von da bis 1860 den dritten, jedesmal in periodiſch erſcheinenden Heften, heraus.

Sie ließ ferner ihre Vorarbeiten drucken: nämlich chronologiſche Verzeichniſſe der Edicte und Verordnungen. a) der öſterreichiſchen Niederlande 2 Bde. b) des Fürſtenthums Lüttich c) des Fürſtenthums Stavelot und Malmedi, jedoch nur die der dritten Serie d. h. die der letzten Geſetzgebung der Länder angehörenden Aktenſtücke. Endlich erſchienen drei elegant gedruckte Foliobände der Verordnungen und zwar des Fürſtenthums Lüttich von 1684 bis 1794 und der öſtereichiſchen Niederlande von 1700 bis 1706. Die Herausgabe der erſten beſorgte Herr Polain, der zweiten Gachard, Männer, deren Name ſchon für das glückliche Gelingen des Unternehmens bürgen.

Ref. machte vom Anfang deſſelben und dem Erſcheinen des B. I des Recueil des Ordonnances de Liège ausführliche Mittheilungen in den Gel. Anzeigen der k. bay. Akademie des Jahres 1857 Bd. XLV Nro. 47 bis 48 S. 348 — 359 und 378 — 383. Da ihm zur Zeit noch ein Theil der Sitzungsprotokolle und der chronologiſchen Liſten fehlen, ſo behält er ſich vor, in einem folgenden Bande dieſer Zeitſchrift einen vollſtändigen Bericht über dieſe auch für die Geſchichte Deutſchlands ſo ſehr belangreiche Publication zu veröffentlichen.

VIII. Vereins- und Zeitſchriften und dgl.

1) Revue historique et d'Archéologie. t. II. Bruxelles.

2) Annales historiques, politiques et littéraires V. année (Liège).

3) Annales de la Société archéologique de Namur. t. VI.

4) Revue de la numismatique belge, publiée par M. M. Chalon et Piot, t. IV. 168 p.

5) A. Pinchart, Archives des arts, sciences et lettres. Documents inédits. I. Serie. t. I. Bruxelles.

6) Journal hist. et littéraire de Liège, publié par M. Kersten. t. XXVII.

7) Bulletin scientifique et littéraire du Limbourg. Tongres.

8) Bulletin de l'Institut archéologique Liégeois. t. IV. Livr. I et II.

9) Mémoires de la Société d'Emulation de Liège: process verbaux et pièces couronnées: nouvelle Serie. t. 1. Liège 1860. XXIV u. 548 p. 8.

10) Messager des Sciences historiques année 1860. Gand. 528 p. 8.

11) Revue trimestrielle, redigée par M. van Bemmel. Brux. t. 25 — 28. 12.

Sämmtliche hier aufgeführte periodiſche Blätter ſind Fortſetzungen der im Bd. IV dieſer Zeitſchrift 1860 S. 264 — 270 vom Refer. beſchriebenen oder bezeichneten Zeitſchriften. Leider ſind nur die drei letzten zu ſeiner Kenntnißnahme gelangt und vom Inhalt des unter Nr. 8 aufgeführten Bulletin de l'institut archéologique Liégeois oben (S 182) das Nöthige geſagt worden.

Die Mémoires der Societé d'Emulation ſind in ein neues Stadium getreten: ſtatt eines kleinen Bändchens haben wir jetzt einen mit Luxus gedruckten dicken Octavband vor uns, der von dem großen Eifer der Geſellſchaft ein rühmliches Zeugniß ablegt. Man ſieht überall die kräftige Hand ihres thätigen Geſchäftsführers Hrn. Ulyſſe Capitaine. Leider

enthält dieſesmal der Band als gekrönte hiſtoriſche Abhandlungen nur zwei Preisſchriften über die Fortſchritte der Eiſenbahnproduktion im Lüttich'ſchen von Fraquote und v. Warzée.

Der Genter Messager des Sciences historiques enthält in ſeiner Abtheilung Notices et Dissertations dreizehn abermals ſehr gediegene Arbeiten und in der Chronique des Sciences et arts werthvolle antiquariſche und literariſche Mittheilungen. Elf Stahlſtiche zieren den Band. Beſonders leſenswerth ſind die Geſchichte der Kirche Notre dame au Lac zu Tirlemont von Moulaert (S. 1 u. 183), die geſchichtliche Beſchreibung des geweſenen Dominicanerkloſters und ſeiner Kirche zu Gent von van der Meerſch S. 149 und der St. Quentinskirche zu Haſſelt von Schaepkens S. 297.

Von beſonderem Intereſſe iſt der S. 495 gegebene Nachweis des däniſchen Urſprungs des den Beffroithurm zu Gent ſeit Jahrhunderten ſchmückenden, von Conſtantinopel nach Flandern gebrachten vergoldeten Drachen von Bronce. Dieſen Urſprung hat 1859 Dr. Kiern in Kopenhagen nachgewieſen, deſſen Abhandlung darüber franzöſiſch im Meſſager wiedergegeben wird.

Die Belgien betreffenden hiſt. Artikel der Revue trimestrielle ſind von zweierlei Art, nämlich I. eigene Abhandlungen wie 1) Le roman de la cour de Bruxelles sous Isabelle von Camille Piqué (B. I S. 171—207) 2) Jottrand's Biographie von de Potter (II. 5—104), 3) Un Vaudois belge (im 12. Jahrhundert von C. van der Elſt. Ebend. S. 173). 4) Lettres sur l'histoires de la Belgique von P. A. F. Gerard III S. 152 III. 193—222, die eine neue leſenswerthe Erklärung der Urſachen und des Zweckes der Normänniſchen Raubzüge in den karolingiſchen Reichen geben. II. Kritiſche Anzeigen neu erſchienener Schriften über belgiſche Geſchichte von van Bemmel, z. B. die im B. I S. 301 gegebene Ueberſchau der periodiſchen Schriften der hiſtoriſchen Vereine im Lande, welche Refer. 1860 in ſeiner eigenen eben angeführten benützt hat, und eine Recenſion von Henne's Geſchichte Carl's V. B. III. S. 370.

IX. Culturgeſchichte und Varia.

1) F. N. J. G. Baquet, Analectes pour servir à l'histoire de l'Université de Louvain. 122 p. 8.

2) Annuaire de l'Université catholique de Louvain. 26 année LXXXII u 324 p.

3) Annuaire de l'Université de Liège. I. année 1859 — 60. XXIV u. 430 p. 8.

3a) Catalogue des Livres et Manuscrits, formant la bibliothèque de M. J. B. Th. De Jonghe, Officier de l'ordre de Léopold. Brux. 1860. III vol. 8.

4) F. van der Haeghen, Bibliographie Gantoise. II. Partie. 17. Siècle.

5) Oeuvres de Marnix de Ste. Aldegonde, publiés par de Croix. Brux. t. VIII. 500 p.

6) P. Laurent, van Espen, Etude historique sur l'Eglise et l'Etat en Belgique. Brux 218 p. 18.

7) Mémoires du prince de Ligne suivis des pensées du prince, et precédé d'une introduction par A. Lacroix. Brux. 286 p. 8.

8) Calendrier Belge, fêtes religieuses et civiles, usages, croyances et pratiques populaires des Belges anciens et modernes par le Baron de Reinsberg-Duringsfeld. Brux. 1860.

9) Essais sur les grandes époques de notre histoire nationale et mélanges politiques et littéraires par le Baron de Gerlache. Nouvelle édition. Bruxelles 1859. 2 Abtheilungen. 222 u. 260 S. 8.

10) Th. Juste, La Belgique en 1860, Brux. 136 S. 8. Mit lith. Porträt des Königs Leopold.

11) La Belgique indépendante par J. Boniface (Le Defreé) Brux. 120 p. 12.

12) La Belgique et l'Empire Francais. Brux. 1860. p. 1 — 28.

Die vier Lieferungen des unter Nro. 8 aufgeführten Calendrier Belge vom deutschen Baron v. Reinsberg-Düringsfeld sind der Anfang eines höchst verdienstvollen zugleich unterhaltenden Beitrags zur belgischen Sittengeschichte. Es werden darin vom 1. Januar an die religiösen Feste jeden Tages mit allen dem Verf. kund gewordenen Eigenthümlichkeiten oft in den kleinsten Oertlichkeiten beschrieben und diese Seite des Volks-

lebens in anziehender Weiſe geſchildert. Mit Recht ſagt der Verfaſſer, Belgien ſei im wahrſten Sinne des Wortes das Land der Feſte immer geweſen, und ſei es noch jetzt. Neben den religiöſen Feierlichkeiten, deren nicht ſelten heidniſcher Urſprung nachgewieſen wird, fanden allerlei weltliche Volksbeluſtigungen ſelbſt ſcurile Aufzüge ſtatt, manche Wohlthätigkeitsacte wurden ausgeübt, und das Andenken an vergangene Zeiten zurückgerufen. Daß manches Abergläubiſche zu erblicken iſt, erklärt ſich aus den Zeiten des Wunderglaubens, genährt durch fromme Legenden und Sagen. Welches ſelbſt proteſtantiſche Land hat nicht dergleichen aufzuweiſen? Dieſe Volksfeſte ſchildern uns anſchaulicher als es ſonſt geſchehen könnte, die Culturhöhe der Zeiten, die Anhänglichkeit der Bevölkerung an das Hergebrachte und ihre Verehrung religiös ſittlicher Ideen, ſollten dieſelben auch etwas materiell und craß ſein, wie man von dem Bildungsſtand der unteren Volksſchichten nicht anders erwarten kann.

Baron v. Reinsberg-Düringsfeld zeigt in der Durchführung ſeines Unternehmens, daß er ein deutſcher Gelehrter iſt, dem Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit erſte Geſetze ſind. Er hat ſich mit der geſammten älteren und neueren religiöſen und hiſtoriſchen Literatur Belgiens vertraut gemacht, reiste im ganzen Lande umher, um unendliche Belehrungen über die Ortsfeſte und Gebräuche zu erhalten und ſpricht in der Vorrede ſiebenzig ihm in ſeinen Nachforſchungen unterſtützenden Freunden in allen belgiſchen Provinzen, worunter mir Namen von beſtem Klang begegnen, ſeinen Dank aus.

Eine Hauptunterſtützung fand der Verf. in Corremans zu Brüſſel, deſſen Werk l'Année de l'ancienne Belgique ihm als Vorbild diente und ſehr oft in den Noten angeführt wird, neben andern zum Theil wenig bekannten Schriften.

Auch befliß ſich der Verf., manches in den flamändiſchen Provinzen vorkommende mit Hülfe germaniſtiſch-philologiſcher Erudition zu erklären. Der mit dem religiöſen Leben anderer katholiſcher, auch proteſtantiſchen Länder bekannte Leſer des Calend. belge ſieht alsbald, daß viele Feſtivitäten, Uebungen u. ſ. w. nicht belgiſch-national, ſondern germaniſch-chriſtlich ſind, ſo daß ihm deren Schilderung nur in ſo weit Neues bietet, als in dem vom Verfaſſer beſchriebenen Ortsgebrauche dieſelben eigenthümlicher Art waren. Das Hinweiſen auf das anderwärts vorkommende wäre daher erwünſcht geweſen.

Nach dem Titel des Werkes Nr. 9 von Hrn. v. Gerlache erwartet man darin eine wissenschaftlich begründete Feststellung und eingehende Charakterzeichnung der Hauptperioden der belgischen Geschichte. Allein das Buch enthält nur die zu verschiedenen Zeiten zum Theil in Bulletins der königlichen Akademie veröffentlichten Memoiren und Vorträge des Verfassers, deren Tendenz weniger eine objectiv historische als eine religiös-politische ist. Ein der liberalen Partei im Lande angehörender Schriftsteller Felix del Haße gab im zweiten Bande der Revue trimestrielle vom Jahre 1857 eine sehr scharfe, nicht wohlwollende Kritik Gerlache's als Historiker, und führte aus, wie derselbe durch und durch politischer Parteimann, der zur Zeit seiner Rückkehr in sein Vaterland noch vom literarisch freisinnigen Geiste des Jahrhunderts beseelt, allmälig, nach einer einflußreichen Stellung strebend, sich an die Spitze der damals sog. katholischen Oppositionspartei stellte und mit Umsicht fortschreitend im Jahr 1831 zuletzt Präsident des Nationalcongresses wurde. Es mußte für Herrn v. Gerlache eine schwere Aufgabe sein, in sich das Revolutionsprincip mit dem Gehorsam gegen die Obrigkeit, welchen die Kirche gebietet, in Einklang zu bringen.

Es gelang ihm in der Weise, daß bis zur Consolidirung des neuen Königreichs er das erste vorherrschen ließ, daß aber nachher in steigender Progression in seiner politischen, wie in seiner literärischen Thätigkeit das zweite die Oberhand gewann, so zwar, daß er in der seinen Oeuvres einverleibten neuesten Auflage seiner belgischen Geschichte als Vertheidiger Philipp II. auftritt. S. die Revue trimestrielle von 1861 Bd. II. S. 356. Jedenfalls ist es richtig, daß Herr von Gerlache entschieden mehr politischer Schriftsteller als Historiker ist; seine geschichtlichen Arbeiten sind von dem eben bezeichneten Geiste durchdrungen. Man muß dieß bemerken, um das Verständniß auch des vorliegenden Bandes seiner Werke und deren richtige Beurtheilung zu ermöglichen und die Variationen in seinen Ansichten in seinen früheren und späteren geschichtlichen Arbeiten sich zu erklären.

Die erste Abtheilung des Gerlache'schen Werkes führt den Titel **Mélanges historiques** und enthält eine Reihe von geistreich und classisch geschriebenen Abhandlungen, die sich zwar auf Quellenstudien stützen, sich aber doch mehr auf der Oberfläche bewegen und im Grunde wenig Neues bieten. 1) **De l'Etablissement du Christianisme en Belgique** Nro. 1.

2) St. Benoit, Patriarch des Moines d'Occident p. 33. 3) Charlemagne S. 55. 4) La Féodalité, la Chevalerie, et les Communes en Belgique p. 9 . . . 5 et 6. La Commune Flamande et Jaques d'Artevelde mit einer Antwort auf die Kritik dieſer Arbeit Seitens der Herrn p. St. Genois und Kervyn de Lettenhove (S. 121—143). 9) Notice sur la suite de la Chronique de Li Muisis S. 169. 8) Charles Quint et Clément V. S. 201. Ziemlich am Ende des erſten Aufſatzes Nro. 31 findet man eine Apologie des Mönchweſens, welches 1792 nicht aufgehoben ſondern ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß hätte reformirt werden ſollen. Der zweite Aufſatz endet mit einer Zuſammenſtellung des vielen durch den Benediktinerorden Belgien im Mittelalter zu Theil gewordenen Guten. — Die dritte (S. 61) giebt eine dem erſten günſtige Parallele zwiſchen Karl dem Großen und Napoleon. Unter den in der 4ten Abhandlung ausgeſprochenen Anſichten iſt die La commune est sortie de la féodalité bemerkbar — aber nicht näher begründet. In der Polemik gegen Artevelde bekennt ſich der Verfaſſer als Gegner der in Flandern herrſchenden Anſicht, daß dieſer wirklich mit ſtaatsmänniſchem Geiſte begabte, ſieben Jahr das Land regierende Volksführer ein Charakter von politiſch-moraliſchem Geiſte geweſen ſei. Er ſagt von ihm S. 150: Je ne saurais voir dans Artèvelde qu'un terrible dictateur populaire; je n'aime pas la tyrannie sous quelque forme qu'elle se présente, que ce soit un tribun qui l'exerce ou bien un despot, je crois devoir la flétrir également.

In der letzten Abhandlung ſpricht der Verfaſſer S. 202 auch über die Reformation. In deren Studien ſind Audie und der Abbé Rohrbacher ſeine Autoritäten. Seine Anſicht iſt, Luther et Calvin, ces grands hérésiarques en XVI. siècle, n'ont pas fait la réformation, pas plus que Voltaire et Rousseau la révolution de 89. Beide waren nur Repräſentanten ihrer Zeit, und ſelbſt Papſt Hadrian hatte Recht, wenn er über die Verderbtheit der Kirche ſelbſt in ſeinem Centrum klagte (S. 213). Indeſſen war dieſe durch ſich ſelbſt zu reformiren und that es im Concil von Trient. Allein heißt es S. 219: En même temps le Lutheranisme poursuivit son oeuvre de destruction, organisait l'anarchie rompant le lien, qui existait jadis entre les nations, frappant le Christianisme au coeur, et poussant par son principe même á l'anéantisme de toute croyance. — Ferner S. 221: On bouleversa le monde du XVI Siècle avec le mot reforme, comme on le bouleversa de nos jours avec les

mots liberté et progrés u. ſ. w. Die zweite Abtheilung des vorliegenden Buches mit der Ueberſchrift: Mélanges politiques hat den Specialtitel: Essai sur le mouvement des partis en Belgique depuis 1830 jusqu' à nos jours, suivis de quelques reflexions sur ce quon appelle les grands principes de 1789, 3me édition corrigée et augmentée.

Dieſe politiſche Flugſchrift erſchien zuerſt ohne Nennung ihres Verfaſſers im Jahre 1852 und fand nicht blos im Lager ſeiner politiſchen Gegner, ſondern ſelbſt im eigenen großen Widerſpruch. Als Motiv, dieſelbe der Sammlung ſeiner Werke einzuverleiben, wird in einem kurzen Vorwort angeführt, daß deren Erhaltung den künftigen Geſchichtsſchreibern Belgiens einſt von Werth ſein dürfte als Schilderung der Umwandlung, welche in den Anſichten der politiſchen Parteien ſeit 1830 vorgegangen ſei. Der Verf. iſt mit derſelben aber keineswegs zufrieden, indem er ausruft: Combien sommes nous aujourdhui loin de notre depart! Er ſchildert den Kampf des Jahres 1830 – 31, die Fehler des Congreſſes. Die Katholiken machten der liberalen Partei zu viele Conceſſionen; die Union beider dauerte nur bis 1840. Seitdem die ſchroffen Gegenſätze der Clerikalen und Liberalen, in deren letzten Schooße die Clubbs und die für Kirche und Staat gefährlichen Maurerlogen ihre ſubverſive Thätigkeit entwickeln. Mit großer Energie zieht der Verf. gegen die Zeitrichtung des Liberalismus zu Felde.

Dem Essais sur le mouvement des partis ſind angehängt: eine Anzahl Reden des Verfaſſers, ferner an Journale gerichtete Briefe u. ſ. w. unter beſonderem Titel S. 170: Pensées morales, politiques et littéraires; obgleich nicht alle von gleichem Werth, ſind ſie geiſtreich geſchrieben, und wenn auch nicht ſelten von Befangenheit zeugend doch ehrenvoll für des Verfaſſers Charakter.

Die unter Nro 10—12 bezeichneten Flugſchriften ſind der Ausdruck energiſcher Proteſtation gegen Frankreichs Annexionsgelüſte und der hochherzigen Begeiſterung des edelſten Patriotismus. Aus dem letzten Schriftlein erſchien den 14. Juni 1860 in der Beilage zu Nro. 161 der Augsb. Allg. Zeitung ein Auszug. Das Schriftchen von Defrés, dem berühmten antiklerikalen Pamphletair, erinnert an die gegen den macedoniſchen Philipp in Athen gehaltenen Reden des Demoſthenes, und Th. Juſte's Schilderung der dem König 1860 im ganzen Lande gegebenen großartigen Feſte zeigt uns die Geſinnung des Volkes, deſſen kräftige Freiheitsliebe

und treueſte Anhänglichkeit an den Fürſten, auf welchen als einen ſeiner würdigſten Söhne Deutſchland ſtolz zu ſein alle Urſache hat. —

Schließlich iſt noch einiges über das unter Nro. 3 a aufgeführte Bücher- und Handſchriftenverzeichniß der vom Nov. 1860 bis Ende Januar 1861 in Brüſſel öffentlich verſteigerten Bibliothek des den März 1860 verſtorbenen Dr. J. B. Th Dejonghe mitzutheilen, eines Katalogs, deſſen letzter Theil von Nro. 5210 bis 8112 eine wiſſenſchaftlich geordnete, faſt vollſtändige hiſtoriſche Bibliographie Belgiens und theilweiſe der nördlichen Niederlande enthält. Eine kurze Biographie des ehemaligen Herrn der Sammlung iſt vorangeſchickt. Refer. ſtand mit dieſem in ſehr naher Beziehung. Sohn einer der angeſehenſten und reichſten Familien Brabants wurde der junge Dejonghe im Oktober 1818 dem Referenten, damals Profeſſor der Rechte in Lüttich, übergeben, um, in deſſen Hauſe wohnend, ſeine akademiſchen Studien an der dortigen Univerſität zu machen. Er blieb an derſelben fünf Jahre und entwickelte eine von Jahr zu Jahr wachſende Neigung zu ernſten, gründlichen, namentlich hiſtoriſchen Studien. Den Beweis ihres glücklichen Erfolges legte er 1823 in ſeiner umfangreichen, von ihm unter des Refer. Leitung allein ausgearbeiteten, auch in Deutſchland anerkennend aufgenommenen Inaugural-Diſſertation: de matrimonio ejusque impedimentis ab. Drei Jahre ſpäter ward er im niederländiſchen Miniſterium des Aeußern angeſtellt und nahm 1831 erſt nach der factiſchen Trennung der belgiſchen Provinzen ſeinen Abſchied, trat aber nicht wieder in den Staatsdienſt, ſondern widmete ſich ganz und gar den Studien. Sein Hauptbeſtreben war die Bildung einer vorzugsweiſe hiſtoriſchen Bibliothek, in welcher die Geſchichte ſeines Vaterlandes ſo vollſtändig wie möglich vertreten ſein ſollte. Ein Vermögen, das jährlich gegen 40,000 Franken Einkünfte abwarf, ſetzte ihn in den Stand, ſeine zur Leidenſchaft gewordene Neigung zu befriedigen. Zuletzt war ſein ſehr geräumiges, dem Obſervatorium zu Brüſſel gegenüber gelegenes Haus nur noch eine Bibliothek, in welcher die meiſten oft mit größtem Luxus eingebundenen Bücher in Glasſchränken von Mahagoni aufbewahrt wurden. Seit van Hulthem war keine ſo ausgezeichnete Sammlung belgiſcher Geſchichtswerke zu Stande gekommen. Ihres Beſitzers ſchwache Geſundheit verhinderte ihn an gelehrten Arbeiten, wozu er in Folge ſeiner nicht blos bibliographiſchen Kenntniſſe wohl fähig geweſen wäre. Mit Liberalität geſtattete er die Benützung ſeiner literariſchen Schätze den Freunden

der Wiſſenſchaft. Lieblingsſtudien von ihm waren Numismatik und Heraldik, in welchem Fache ihm, dem Mitgliede der heraldiſchen Commiſſion, in Belgien Niemand gleichkam. Seiner gründlichen rechtshiſtoriſchen Kenntniſſe halber ward er 1848 auch zum Mitglied der königlichen Commiſſion für die Herausgabe der ſämmtlichen Quellen des früheren Rechts in Belgien ernannt.

Seine große 8112 Nummern zählende Bibliothek war wiſſenſchaftlich geordnet, was die ſo ſehr gelungene Ausführung des Katalogs durch Hrn. Ruelens, Beamten der belgiſchen Staatsbibliothek, ſehr erleichterte. Da der Catalog in Deutſchland ziemlich bekannt geworden iſt, ſo hat Refer. nicht nöthig, eine Beſchreibung ſeiner Anordnung namentlich auch der belgiſchen Geſchichte zu geben: ſondern denſelben nur allen Geſchichtsfreunden insbeſondere den ſich mit hiſtoriſchen Studien über die Niederlande befaſſenden als die beſte, leicht ſich zu verſchaffende Bibliotheca historica belgica zu empfehlen. Eine nicht geringe Zahl Handſchriften finden ſich in demſelben verzeichnet. Es iſt nur zu wünſchen, daß in einem Nachtrag zum Catalog angegeben werde, wohin dieſe, ſowie andere ſeltene Werke — oft nur unica — in Folge des Verkaufes gekommen ſind. L. A. Warnkönig.

Quinsonas, Materiaux pour servir à l'histoire de Marguerite d'Autriche, vergl. oben S. 177.

Das voluminöſe, prächtig ausgeſtattete und mit vielen Illuſtrationen, Facſimile ꝛc. geſchmückte Werk entſpricht leider durchaus nicht den Erwartungen, welche ſeine äußere Erſcheinung hervorruft. Margaretha von Oeſterreich, die Tochter Maximilians, iſt zwar eine von der belgiſchen Hiſtoriographie mit Vorliebe behandelte Perſönlichkeit, und es ließe ſich ſehr gut im Anſchluß an ihre Biographie eine Geſchichte der habsburgiſch-burgundiſchen Politik im Beginn des 16. Jahrh. geben. Aber 3 dickleibige Bände mit bloßen Vorarbeiten dazu iſt denn doch etwas zu viel. Und nun gar die Beſchaffenheit dieſer Vorarbeiten. Sie ſcheinen in der That dem Verfaſſer bloß dazu zu dienen, ſeiner Indignation über die Verderbtheit des 19. Jahrh., ſeiner Bewunderung des frommen Mittelalters Anlaß zu längeren Excurſen zu geben, mit denen die beiden erſten Bände erfüllt ſind. Sie ſtimmen jedenfalls unſere Erwartungen auf die vom Verf. in Ausſicht geſtellte Biographie Marga-

rethens ſehr herab. Eine kurze Ueberſicht über den Inhalt wird zeigen, welchen Werth das Werk für die allgemeine Geſchichte hat.

Bd. 1 enthält bloß topographiſch-hiſtoriſche Beſchreibungen einiger Orte, vorzüglich Klöſter und anderer geiſtlicher Stiftungen, an denen Margarethe ſich einmal aufgehalten, theils Auszüge aus Druckwerken, theils auch Bearbeitungen urkundlichen Materials, das aber nur provinzielle Bedeutung hat (betr. das franz. Departement Ain). Bd. 2 p. 1—273 gibt eine breite Erörterung über die Grabſtätten Margarethens und ihres Gemahls Hzg. Philibert v. Savoyen und die Beiſetzung der Erſteren. p. 275—547 folgt ſodann eine Auswahl von Büchern über die Geſchichte der Jahre 1480—1530, die unter alphabetiſch geordneten, ganz willkürlichen Rubriken eine Menge Bücher in bunteſten Gemiſch aufführt, deren Beziehung zu genannter Zeit man beim beſten Willen nicht erkennen kann: wie z. B. Pertz' Monumente, eine Ausgabe des Widukind, der Loi Gombette, des Bocaccio, Werke über den Einfluß der Kreuzzüge, Frankreich vor der Revolution u. ſ. w. An irgend welche Vollſtändigkeit iſt gar nicht zu denken, am wenigſten für deutſche Geſchichte; der Verf. hat offenbar deutſche Titel nicht leiden können. Werthvoll kann allenfalls Bd. 3 genannt werden, der 36 meiſt unbekannte Dokumente auf jene Zeit bezüglich aus den Archiven von Turin und Lille enthält, die aber auch zum Theil bloß Leichenconducte und Einkünfte von Schlöſſern ꝛc. betreffen.

Wie der Verf. (I, XI) in ſeiner Beſcheidenheit ſelbſt vorausſieht, wird die Nachwelt ſein Werk weniger für ein gutes als für ein ſchönes Buch halten und weniger den Inhalt als „sa rareté et l'exécution typographique“ loben. H. P.

---

10. Die Niederlande.

Wir beginnen unſere Ueberſicht der hiſtoriſchen Literatur der Niederlande vom Jahre 1860 mit 2 Reden:

Dr. R. Fruin, De onpartydigheid van den geschiedschryver. Amsterdam, J. H. Gebhard. Vorgetragen am 1. Juni, als Hr. Fruin die Profeſſur der vaterländiſchen Geſchichte antrat.

Dr. W. G. Brill, De juiste beschouwing der geschiedenis

in hare vrymakende kracht. Leiden, J. E. Brill. Vorgetragen am 20. September beim Beginn des neuen akademiſchen Studienjahres.

Algemeene Geschiedenis des Vaderlands, van de vroegste tijden tot op heden. door Dr. J. Arend, voortgezet door Mr O. van Rees en Dr. W. G. Brill. Derde deel, derde stuk. aflevering 1—9. Amsterdam, C. L. Schleyer en Zoon. Fortsetzung, ſiehe Jahrgang 1859.

L. Mulder, Handleiding tot de kennis der Vaderlandsche Geschiedenis ten dienste van hen, die zich tot de lessen by de koninklyke Militaire Academie wenschen voor te bereiden, 5e druk. Leiden, E. J. Brill. 8.

J. C. de Jonge, Geschiedenis van het Nederlandsche Zeewezen. Vermeerderd met de nagelaten aantoekeningen van den overleden schryver en uitgegeven onder toezigt van Jhr. Mr. J. K. J. de Jonge. 2. druk. Haarlem, A. C. Kruseman. Aflevering 21—31. Fortsetzung. ſiehe Jahrgang 1859.

J. L. Motley, History of the United Netherlands from the death of William the Silent to the Synod of Dort. 2 volumes. Continental Copyright Edition. The Hague. Martinus Nyhoff.

— —, De opkomst van de Nederlandsche Republiek uit het Engelsch vertaald onder toezigt van Dr. R. C. Bakhuizen van den Brink. Aflev. 12 en 13. 'sGravenhage, W. P. van Stockum. Hetzelfde werk. 2. druk. 8.

— —, De opkomst van de Nederlandsche Republiek. Tweede afdeeling, ook onder den titel: Geschiedenis der Vereenigde Nederlanden, sedert den dood van Willem den Zwyger tot op de Synode van Dordrecht, met een volledig overzigt van de worsteling van Engeland en Holland tegen Spanje, en van den oorsprong en ondergang der Spaansche Armada. Uit het Engelsch vertaald onder toezigt von Dr. R. C. Bakhuizen van den Brink. Eerste aflevering. 'sGravenhage, W. P. van Stockum.

J. van Vloten, Neerlands opstand tejen Spanje in zyn' verderen voortgang, 1575—1577. Haarlem, A. C. Kruseman. Fortsetzung, ſiehe Jahrgang 1859.

William H. Prescott, Geschiedenis der regering van Philips II, Koning von Spanje. Uit het Engelsch vertaald door Dr. W. J. A. Huberts, met eene voorrede van den Hoogleeraar W. G. Brill en eene levenschets van den Schryver. Aflever. 1 en 2. Zutphen.

Die Geſchichte Philipp's II. von Prescott läßt ſich faſt als die Geſchichte des Anfangs der Erhebung der Niederlande gegen die ſpaniſche Herrſchaft betrachten, ſo daß wir glauben, hier die Ueberſetzung des Werkes notiren zu dürfen, der Hr. Prof. Brill eine intereſſante Vorrede beigefügt hat.

C. L. Vitringa, Geschiedenis der Bataafsche Republiek. Tweede gedeelte (Gedenkschrift derde stuk). Arnhem, Js. An. Nyhoff en Zoon. Fortsetzung, siehe Jahrgang 1859.

Bosscha, P., De geschiedenis van Oostelyk en Noordelyk Europa gedurende het merkwaardig tydvak van 1687—1716: opgehelderd uit onuitgegeven brieven en andere oorkonden van Nederlandsche Staatsmannen. Zalt Bommel, Joh. Noman en Zoon.

Das Buch enthält die Correſpondenz Gisbert Cupers mit dem Geſandten der Vereinigten Provinzen zu Conſtantinopel Jacob Colyer, und dem Conſul de Hachepied zu Smyrna. Cuper war einer der einflußreichen Staatsmänner ſeiner Zeit, von König Wilhelm geſchätzt und mit einer coloſſalen Gelehrſamkeit ausgeſtattet. Er führte einen weit ausgedehnten Briefwechſel mit vielen bemerkenswerthen Perſonen ſeiner Zeit, u. a. mit dem Bürgermeiſter von Amſterdam, N. Witſen, aber auch mit berühmten Männern des Auslandes wie mit Leibnitz. Gegen das Ende ſeines Lebens wurde er zum auswärtigen Mitgliede der Pariſer Akademie der Inſchriften ernannt. Da er auf ſeinen Briefwechſel, wie er uns ſelbſt in einem unedirten Briefe an Witſen belehrt, große Sorgfalt verwandte, ſo hinterließ er nach ſeinem Tode eine große Menge von Blättern, welche für die Literaturgeſchichte durchweg von großem Intereſſe ſind. Hr. Boſſcha, Profeſſor am Athenäum zu Deventer, welcher einen raiſonnirenden Catalog von Cuper's Manuſcripten herausgegeben und ſich außerdem viel mit ihm beſchäftigt hat, veröffentlicht in dem vorliegenden Bande eine Reihe von Briefen, welche zwar des Intereſſes nicht entbehren, für deren Veröffentlichung man aber eine andere Form hätte wünſchen können. Was die Manuſcripte Cuper's betrifft, ſo finden

ſie ſich jetzt, nachdem ſie lange Zeit in den Händen von Privatperſonen waren, großentheils in dem königl. Archiv im Haag.

Gedenkstukken van Johan van Oldenbarnevelt en zyn tyd. Verzameld en met inleiding en aanteekeningen uitgegeven door M. L. van Deventer. Eerste deel 1577 — 1589. 'sGravenhage, Martinus Nyhoff.

Die Papiere des Rathspenſionärs van Oldenbarnevelt wurden zur Zeit ſeines Prozeſſes mit Beſchlag belegt; aber obwohl der Vorſchlag dazu gleich nach ſeiner Verhaftung gemacht worden war, ſo hatte die Wegnahme der Papiere doch erſt nach der Execution ſtatt. Man kann kaum annehmen, daß die Familie ſie während der Monate, die zwiſchen jenen beiden Ereigniſſen verfloſſen, unberührt gelaſſen hat. Was davon übrig iſt, befindet ſich im Archiv des Königreichs und bildet eine Sammlung von hohem Intereſſe wegen der Wichtigkeit und der langen Dauer des Miniſteriums jenes Staatsmannes, von dem ſie herrühren.

Hr. van Deventer hat eine Quelle, welche ſo fruchtbar zu ſein verſprach, benutzen zu müſſen geglaubt, und hat ſich angeſchickt, ſie zu durchforſchen, ein Unternehmen, das deshalb außerordentlich ſchwierig iſt, weil die Schrift Oldenbarnevelt's beinahe unleſerlich ſein ſoll; das Facſimile, welches dem vorliegenden Bande beigefügt iſt, beſtätigt dies. Dieſer Band reicht nur bis 1589. Mit Ausnahme einiger Papiere von privatem Charakter, welche zeigen, daß O. über den Staatsgeſchäften ſeine eigenen keineswegs vernachläſſigte, findet man da intereſſante Details über den Antheil, den er an der Bildung der Union von Utrecht gehabt hat, und außerdem eine Fülle von Actenſtücken über die Verhandlungen mit der Königin Eliſabeth, die ſchon Motley in ſeinem neueſten Buche benutzt hat. — Die Correſpondenz Oldenbarnevelt's mit den diplomatiſchen Agenten der Republik wird unzweifelhaft ein um ſo helleres Licht auf die Geſchichte ſeiner Zeit werfen, als Oldenbarnevelt die Seele der auswärtigen Politik war: im erſten Bande finden wir gleich die Correſpondenz mit Ortell, dem Geſandten in London. Hr. v. Deventer theilt mit, daß er nicht das Glück gehabt habe, vertraute Briefe zu finden; wir bedauern das ſehr, weil ſo noch ein Schleier das private Leben des großen Staatsmannes verbirgt. Hoffen wir wenigſtens, in den folgenden Bänden eine große Zahl von Actenſtücken zu finden, die ſich auf die Feſtſetzung der inneren Verhältniſſe der vereinigten Provinzen, auf die Oldenbarnevelt

einen ſo großen Einfluß gehabt hat, beziehen. In der Ständeverſammlung Hollands war ſein Einfluß ungeheuer. Die Geſchichte der hervorragenden Staatsmänner, welche mächtig auf die Schickſale der Republik eingewirkt haben, gewährt jedoch nicht jenes eigenthümliche Intereſſe, welches die Staatsmänner Englands erregen, wenn man ſie auf dem parlamentariſchen Kampfplatz ſtreiten ſieht. In den vereinigten Provinzen konnten weder die Verſammlungen der General- noch der Provinzialſtaaten, wo jedes Mitglied genau an die ihm gegebene Inſtruction gebunden war, in gleichem Maße den oratoriſchen Talenten der Mitglieder Spielraum bieten. Dies war ebenſo der Fall mit Oldenbarnevelt, welcher die Staaten Hollands beinahe 40 Jahre hindurch geleitet hat.

Die Methode der Edition des in Rede ſtehenden Bandes ſcheint uns ſehr empfehlenswerth. Die verſchiedenen Stücke, aus denen er beſteht, ſind zu einem Ganzen vereinigt und durch Noten erläutert, die von einer ſoliden Gelehrſamkeit zeugen. Es iſt zu hoffen, daß die folgenden Bände nicht zu lange auf ſich warten laſſen werden.

Groen van Prinsterer, Mr. G., Verspreide Geschriften. 2. dl. Amsterdam, H. Höveker, 1859, 60.

— — — —, Le parti antirévolutionnaire et confessionnel dans l'Eglise Reformée des Pays-Bas. Etude d'Histoire contemporaine Amsterdam, Höveker. Paris, Meyranis Co.

Wir haben hier 2 Publicationen des Herrn Groen van Prinſterer zuſammengeſtellt. Die erſte enthält Schriften und Brochuren, die zu verſchiedenen Zeiten veröffentlicht worden ſind, darunter 5 Stücke, die auf die Geſchichte der Niederlande Bezug haben: 1) Ueber Conſtantin Huygens. 2) Ueber die Hauptmotive, welche heutigen Tages beſonders in dem Königreich der Niederlande zum Studium der Nationalgeſchichte beſtimmen, (geſchrieben 1826; 1829 erſchien eine franzöſiſche Ueberſetzung). 3) Ein Vortrag gehalten in einer Sitzung des königl. Inſtituts im December 1836, der Details über eine im Intereſſe der Herausgabe der Archives de la Maison d'Orange Nassau unternommene Reiſe enthält. 4) Ein franzöſiſcher Artikel über die Grundſätze und die Folgen der Reformation. 5) Ein Vortrag, gehalten 1842 in einer Sitzung des Inſtituts über das Licht, welches die Correſpondenz des Prinzen Wilhelm von Oranien über die Geſchichte ſeines Lebens verbreitet. — Was die zweite Schrift be-

trifft, ſo hat ſie ohne Zweifel einen hiſtoriſchen Charakter. Der Verf. nennt ſie ſelbſt eine Studie zur zeitgenöſſiſchen Geſchichte. Wir haben früher ſchon des Buchs von Herrn Kiehl gedacht: Geſchichte der Repräſentativverfaſſung in den Niederlanden, ein Werk, das beſonders für das Ausland beſtimmt iſt. Diejenigen, welche dies Buch geleſen haben, werden wohl thun, auch das Werk des Herrn Groen zu leſen. Aber wir glauben doch nicht, hier genauer darauf eingehen zu ſollen, weil die Entſtehung des Buchs mit den religiöſen und politiſchen Kämpfen unſerer Zeit zuſammenhängt und es ſich dabei nicht um die reine Geſchichte handelt.

Thorbecke, J. R., Historische Schetsen. 'sGravenhage, Martinus Nyhoff.

Es wird uns in dieſem Buche eine Sammlung von hiſtoriſchen Studien geboten, die von einem Politiker erſten Ranges geſchrieben ſind. Alles was Herr Thorbecke ſchreibt, iſt der Beachtung werth, wenn es ſelbſt nur einfache Bemerkungen bei Gelegenheit eines Porträts ſind, wie dies mit ſeinen Bemerkungen über Guizot der Fall iſt. — Der erſte Artikel dieſes Bandes datirt von 1836, der letzte von 1860; zwiſchen beiden liegt alſo beinahe ein Zeitraum von einem Viertel-Jahrhundert, währenddeſſen der Verf. in der Geſchichte ſeines Vaterlandes eine große Rolle geſpielt hat. — Faſt alle Artikel dieſer Sammlung haben Bezug auf die Geſchichte der Niederlande; nur drei machen eine Ausnahme und unter dieſen iſt einer, worin der Verf. gegen Leo das Recht der Niederlande auf eine von Deutſchland getrennte Exiſtenz vertheidigt. Der erſte Artikel iſt eine Studie über Johann de Witt, in Form einer Kritik eines Werkes von Simons. Wir übergehen die Biographie Wittewaal's eines achtungswerthen Gelehrten, deſſen Geſchichte aber nur wenig allgemeines Intereſſe hat. — Vor allem aber müſſen wir auf die Skizze einer Geſchichte der Civilgeſetzgebung in den verſchiedenen Provinzen der Republik der vereinigten Niederlande hinweiſen: ein Werk, das um ſo bemerkenswerther iſt, als der Autor hier ein ſehr wenig bekanntes Feld bearbeitet hat. Da zeigt ſich denn eine Reihe von fruchtloſen Beſtrebungen, um eine Einheit in der Geſetzgebung wenigſtens für jede Provinz herbeizuführen, bis zuletzt, unter dem Einfluß des revolutionären Geiſtes des vorigen Jahrhunderts, die Civilgeſetzgebung in die Hände der Codificatoren fiel, welche jedoch ihrerſeits das Werk auch nicht zu ſehr beſchleu-

nigten. Unglücklicher Weiſe findet ſich derſelbe Fehler in der politiſchen Organiſation; es ſcheint, daß man während der Dauer der Republik es nicht verſtanden hat, die erforderlichen Reformen zu machen. Mehrere Staatsmänner haben dieſen Mangel lebhaft empfunden, unter andern der Rathspenſionär Simon van Slingelandt, von dem wir eine Sammlung politiſcher Schriften in 4 Bänden haben, aus denen man ſeine Gedanken kennen lernt. In dem Buche Thorbecke's findet ſich eine aus dem Lateiniſchen überſetzte Rede über die Bemühungen van Slingelandt's um die Reform des Staats. Unglücklicher Weiſe war Slingelandt der erſte Miniſter einer Provinz, welche zum großen Theil die Urſache war, daß die Utrechter Union zu der politiſchen Conſtituirung der Niederlande nicht mehr beigetragen hat, und außerdem lebte er in einer Zeit, wo die ſeparatiſtiſchen Gedanken Holland's und die oligarchiſchen Sympathien ſeiner hervorragendſten Staatsmänner in voller Kraft beſtanden. — Außerdem haben wir hier drei Studien, welche insbeſondere auf die Ereigniſſe von 1795 — 1810 Bezug haben. Man darf ſagen, daß der Autor ein eifriger Anhänger der Revolution von 1795 iſt, welche der Republik der Vereinigten Niederlande ein Ende machte; nichts deſto weniger iſt die Kritik, die er an dem Betragen der hervorragendſten Männer jener Zeit und an ihren Talenten übt, ſehr bemerkenswerth. — Die Studie über Falck iſt ſehr neuen Datums, geſchrieben bei Gelegenheit der Publication einer Sammlung von Briefen dieſes Staatsmannes. Wenn man in allen andern Studien den Politiker in dem Gewande des Hiſtorikers ſieht, ſo iſt dies begreiflicher Weiſe ganz beſonders in dieſer Studie der Fall, da es ſich hier beinahe um zeitgenöſſiſche Geſchichte handelt.

R. C. Bakhuizen van den Brink, Studien en Schetsen over Vaderlandsche geschiedenis en letteren. Uit vroegere opstellen byeen verzameld en herzien. Eerste deel, eerste stuk. Amsterdam, F. Muller. 8.

P. Lyndrajer, De ontwikkeling der stadhouderlyke macht onder prins Frederik Hendrik. Amsterdam, Johannes Muller, 1859. 8.

F. J. K. van Hoogstraten, De Chambre mi-partie van het Munstersche vredestractaat. Eene bydrage tot de geschiedenis der Nederlandsche Diplomatie. Utrecht, Kemink en Zoon. 8.

W. J. Hofdyk, Ten vierdag gerechtigd. Feestrede gehouden te Alkmaar, 8. October 1860. Alkmaar, Joh. Roem. 8.

J. A. Alberdingk Thym, De heer W. J. Hofdyk, geschied en staatsleeraar. Een woord ten gunste van konstitutie en historie, enz. Amsterdam, C. L. van Langenhuizen. 8.

J. J. de Geer, Bydragen tot de geschiedenis en oudheden der provincie Utrecht. Uit de oorkonden bewerkt: eerste gedeelte. Utrecht, T. de Bruyn. 8.

W. J. Hofdyk, Eene vede van driehonderd jaren. Amsterdam, Seyffardt. 8.

G. D. J. Schotel, Het klooster, de kerk en het Hof der Augustynen te Dordrecht. Dort., P. Braat.

A. J. Enschedé, Verslag over de geschiedenis en den eigendom van het H. Elizabeths of groote gasthuis te Haarlem. Haarlem, Joh. Enschedé en Zonen.

Preeve oner lyst van Beschryvingen, plaaten, oudheden en zeden van de provincie Zeeland: overgedrukt uit het Zeeuwich jaurboekje 1860.

De gemeente Oost en West-Souburg: eene statistische bydrage tot de plaatsbeschryving van Zeeland. Middelburg. G. C. en W. Altorffer.

Kronyk of breedvoerige tydrekenkundige tafel inzonderheid voor de provincien Groningen, Friesland en Drenthe. Door M. D. Teenstra. tweede deel 1581—1795. Uithuizen.

Biographiesch Woordenboek der Nederlanden, bevattende levensbeschryvingen van zoodanige personen, die zich op eenigerlei wyze in ons vaderland hebben vermaard gemakt. Byeengebragt door A. J. v. der Aa en voortgezet door K. J. R. van Harderwyk. Haarlem, J. J. van Brederode. Fortsetzung; s. Jahrgang 1859 und 1860.

J. H. de Stoppelaar, Jacob Cats te Middelburg 1603 — 1623. Middelburg, J. C. en W. Altorffer.

J. ten Brink, Dirk Volkertsen Coornhert en zyne wellevenskunst. Historisch-ethische studie. Amsterdam, Gebroeders Binger. 8.

Het leven van Menno baron van Coehoorn, beschreven door zyn zoon Gosewyn Theodoor baron van Coehoorn; uitgegeven en met aanteekeningen vermeerderd door Jhr. J. W. van Sypesteyn, in naam van het Friesch Genootschap van geschied. oudheid en taalkunde. Leeuwaarden, G. T. N. Suringar.

G. D. J. Schotel, Pollens en zyn tyd. Eene proeve van levensbeschryving. Tiel. Wedwe. D. R. van Wermeskerken.

B. Glasius, Geschiedenis der nationale Synode in 1618 gehouden te Dordrecht. I. Leiden, P. Engels.

C. M. van der Kemp, Geschiedenis der nationale Synode in 1618 en 1619 gehouden te Dordrecht. volgens de beschryving van B. Glasius, naar de waarheid der historie beoordeeld en veroordeeld: eerste aflevering. Rotterdam, van der Meer en Verbruggen. 8.

F. Nagtglas, De algemeene kerkeraad der Nederduitsch Hervormde gemeente te Middelburg von 1574—1860. Met eene inleiding en aanteekeningen. Middelburg, J. C. en W. Altorfer. 8.

B. W. S. Boeles, De geestelyke goederen in de provincie Groningen; van de vroegste tyden tot op heden. Een geschiedkundig onderzoek. Groningen, A. L. Scholtens.

Jacob van Maerlant, Spieghel Historical: uitgegeven door de Maatschappy der Nederl. letterkunde te Leiden. Leiden, E. J. Brill. 4.

Kronyk van Gerardus Coccius (Chronicon Monasterii Bethlèemitici prope Swollam). Uitgegeven door de Vereeniging tot beoefening van Overysselsch Regt en Geschiedenis. Deventer, J. de Lange. 8.

Kronyk van Arent toe Boecop. (Siehe unten: Historisch Genootschap te Utrecht).

A. A. J. Meylink, Over een charter van graaf Floris V. van den 14. Mei 1273: mededeeling van G. H. M. Delprat nader toegelicht, en over een charter van graaf Floris V. van den jare 1281. Met

facsimile van zegels en merken. 'sGravenhage, Gebroeders van Langenhuyzen. 8.

Bibliotheek van pamfletten, traktaten en andere stukken over de Nederlandsche geschiedenis, beschreven, naar tydsorde gerangschikt en met alfabetische registers voorzien door P. A. Tiele. Amsterdam, Frederik Muller. Fortsetzung: s. Jahrgang 1859.

H. C. Rogge, Beschrijvende Catalogus der pamflettenverzameling van de boekery der Remonstrantsche kerk te Amsterdam. Stuk III. afd. I. aflev. I. Amsterdam, J. H. Scheltema.

R. A. van Zuylen, Inventaris van het groot Archief der gemeente 'sHertogenbosch op last van Burgemeester en Wethouders opgemaakt. 'sHertogenbosch. 8.

C. W. Moorrees en P. J. Vermeulen. Vervolg van Mr. Johan van de Waters Groot placaatboek 'slands van Utrecht. Van de vroegste tyden af tot het jaar 1805. Utrecht, Kemink en Zoon. Fortsetzung: s. Jahrg. 1860.

J. B. Rietstap, Armorial général contenant la description des familles nobles et patriciennes de l'Europe: précédé d'un dictionnaire des termes du blason. aflev. 14—19. Gouda van Goor. Fortsetzung.

W. J. Hofdyk, Ons voorgeslacht. Haarlem, A. C. Kruseman. Fortsetzung des Jahrg. 1860.

Monumens typographiques des Pays-Bas au XV. siècle. Collection de facsimilés d'après les originaux conservés à la bibliothéque Royale de la Haye et ailleurs: publiée par J. W. Holtrop. Lithogr. de E. Spanier. Livr. 9—11. La Haye. Martinus Nyhoff. Fortsetzung.

C. Leemans, Nieuw ontdekte muurschilderingen: eene bydrage tot de geschiedenis der Vaderlandsche kunst. Uitgeg. door de koninkl. Akademie van Wetenschappen. Amsterdam, C. G. van der Post. 4.

Bydragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, verzameld en uitgegeven door Mr. Js. An. Nyhoff. Arn-

hem, J. A. Nyhoff en Zoon. Nieuwe Serie. Tweede deel, eerste en tweede stuk.

Inhalt: J. ter Gouw, Over den oorsprong der Wapens: P. C. Molhuysen. Aanteekeningen uit de geschiedenis van het Strafregt. Van Vloten, Oranje's Krygsbeweging in het Overkwartier van Gelderland (1572). Mr. Js. An. Nyhoff, Berigt aangaande het oud archief der stad Doesburg. Mr. R. W. Tadama: Verslag van het archief van de Havezate den Dam onder Gorssel: Verordening, betreffende het beheer der inkomsten van den Valeweerd, als bezitting van het Fraterhuis te Doesburg. Dr. J. A. Wynne. Twee punten van de scherpe Resolutie. P. C. Molhuysen, Public Records.

Bydragen tot de oudheidkunde en geschiedenis, inzonderheid van Zeeuwsch Vlaanderen: verzameld door H. Q. Jansen en J, H. van Dale. Vyfde deel. Middelburg, J. C. en W. Altorffer. 1860.

Inhalt: J. H. van Dale, Reglement voor de scheepvaart en de heffing der tollen op het Zwin van den Jare 1252: H. Q. Jansen Domburg in het begin der Zeventiende eeuw: A. E. Gheldolf. Byzonderheden betreffende de Doopsgezinden in en rondom Aardenburg: T. Caland. Jets over het vrye keizerlyke gilde van den edelen ridder en martelaar Sint Sebastiaan, op nieuw opgerigt te Selzaten door keizer Karel V. 13. Juni 1526: J. v. Vloten. Brieven v. Champagney. Een spel van Sinne van Cornelis Everaert: A. E. Gheldolf Aanteekeningen op de Bydragen tot de Oudheidkunde en Geschiedenis inzonderheid van Zeeuwsch-Vlaanderen. H. Q. Janssen. De abt van St. Quentin in Vermandois, patroon der kerken in Oostkerker ambacht. J. van Vloten. West-Vlaamsche krygszaken. Brieven en bescheiden van en aan den graaf van Roeulx en anderen: Jan. tot Nov. 1576.

Lauts, G., Geschiedenis van de vestiging, uitbreiding, bloei en verval van de magt der Nederlanders in Indie. deel 4 en 5. Amsterdam, F. Muller. 8.

J. A, van der Chys, De Nederlanders te Jakatra. Uitgegeven in de Werken van het koninklyk Instituut voor taal, land en volkenkunde van Neerlandsch Indie. Amsterdam, F. Muller.

E. de Waal, Nederlandsch Indie in de Staten Generaal

sedert de grondwet van 1814. Eene bydrage tot de geschiedenis der koloniale politiek in Nederland. I. deel. 'sGravenhage, M. Nyhoff. 8.

Bydragen tot de taal. land en volkenkunde van Neerlandsch Indie. Uitgegeven door het koninklyk Instituut voor taal, land en volkenkunde van N. Indie. Nieuwe Volgreeks: III. deel, 2. stuk. Amsterdam, F. Muller. Batavia, van Haren Noman en Kolff. 8.

A. J. A. Gerlach, Fastes militaires des Indes Orientales Neerlandaises avec cartes portraits et planches. Zalt Bommel, Jean Noman et fils, 1859. 8.

J. Wolbers, Geschiedenis van Suriname, van de ontdekking van Amerika tot op den tegenwoordigen tyd. Amsterdam, H. de Hoogh. Fortsetzung s. Jahrgang 1859.

Publicationen gelehrter Gesellschaften, periodische Sammlungen: Verslagen en Mededeelingen der koninklyke Akademie van Wetenschappen: afdeeling Letterkunde V. deel. 1. stuk.

Over een charter van graaf Floris V. van den 14. Mei 1273, mededeeling van G. H. M. Delprat.

Rapport der Commissie voor het Hollandsch en Zeeuwsch Charterboek, uitgebragt door R. C. Bakhuizen van den Brink. Verslag aangaande de door de respectieve rapporteurs opgemaakte lysten der plaatsnamen: uitgebragt door W. G. Brill.

Wir machen vor allem auf den Bericht der Commission aufmerksam, der die Akademie die Herausgabe des „Charterboek" anvertraut hat. Die Sammlung Mieris', die, im vorigen Jahrhundert veröffentlicht wurde, ist weit davon entfernt, vollständig zu sein, und die historischen Studien werden aus einer Edition, die dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft entspricht, großen Nutzen ziehen. Man hat die Sache mit großem Eifer ergriffen, die Commission besteht aus den Herren Backhuizen van den Brink, van den Bergh, de Wal, de Vries, Delprat und van Limburg Bruwer, während viele andere Gelehrte ihre Mitwirkung zugesagt haben. Die Commission hat geglaubt, sich auf die Provinzen Holland und Seeland beschränken zu müssen. Der Bericht, den Hr. Backhuizen van den Brink in der Sitzung der Akademie vom

9. Januar 1860 erſtattet hat, gibt ſehr intereſſante Details über die erſten Arbeiten der Commiſſion.

Historisch Genootschap gevestigd te Utrecht.

Inhalt: Kronyk van Arent toe Boecop. Croenick der Byscoppen v. Uttert, Hertoghen van Ghelre, van haer anvancke hoe dat sye beyde onder keiser Carell dye 5 als hertog van Beyeren, graven van Hollant Synnen ghewemen, wair in wordt bechrewen was by hoer regirringhe int Sticht van Uttert, Landt van Gelre, grewscap van Sutphen, het landt van Overyssel, Vreslant, Groninghen, Groenigher Landt ys gheschit, uyt verschieden scryveren und olde loffeliche scriften myt groeten vlyt byeden anderen durrich Arent tue Boecop ghebrocht. Het erste deell.

Codex diplomaticus. Tweede Serie IVe deel 2e afdeelig bl. 1—304.

Oorkonden betrekkelyk tot de abdy van St. Laurentius en het Vrouwenklooster te Oostbroek: medegedeeld door Jhr. J. J, de Geer.

Onuitgegevene oorkonden betreffende het slot, de stad en de heerlykheid van Ysselstein: medegedeeld door Jhr. J. J. de Geer.

Onuitgegeven oorkonden aangaande het patronaat regt der kerk te Jutphaas: medegedeeld door Jhr J, J. de Geer.

Quelques lettres de Marnix de St. Aldegonde et du prince Jean Casimir comte palatin du Rhin publiées par M. J. Diegerick.

Rekening der stad Lier: over de drie laatste maanden van 1394; medegedeeld door F. H. Mertens.

Onuitgegeven brieven van Gillis van Berlaimont, heer van Hierges enz: uit de maanden Mei 1576 tot January 1577: uitgegeven door professor van Vloten.

Berigten van het historisch genootschap.

Claudius Civilis en zyne worsteling met de Romeinen: in drije navolging van het geschiedverhaal van Tacitus door A. G. W. Ramaer.

Legende by de kaart van het hoofdtonel des oorlogs tusschen de Batavieren en Romeinen; en vergelyking van den toenmaligen en tegenwoordigen loop der rivieren de Ryn en de Waal, naar de aanwyzingen van het terrein en authentieke bronnen zamengesteld, door A. G. W. Ramaer.

Geschiedkundige bydrage over het jaar 1490 door Mr. P. van der Brandeler.

Kronyk 1860. bl. 1—13.

Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde te Leiden.

Inhalt: Jacob van Maerlant Spiegel Historiael. Handelingen der Jaarlykſche algemeene vergadering 1860.

Die jährlichen Sitzungsberichte dieſer Geſellſchaft ſind, abgeſehen von der Geſchichte der Societät in dem verfloſſenen Jahre, bemerkenswerth wegen der Biographieen der verſtorbenen Mitglieder. In dem vorliegenden Jahrgang findet man die Folgenden:

J. P. Sprenger van Eyk von Herrn Mees, J. C. Baud von Herrn Myer, J. A. Susanna von Herrn J. C. Sneller van Vollenhoven, C. J. van Assen von Herrn de Bosch Kemper, J. G. W. Merkes van Gendt von Herrn Mulder, T. Pan von Herrn Abbing, S. de Wind von Herrn Pekelharing, A. G. Schilthuis von Herrn van Rees, E. W. van Dam v. Isselt von Herrn Burlage, Is. da Costa von Herrn Koenen, A. H. Pareau von Herrn Swalue, C. L. Schuller tot Peursum von Herrn Nepven, U. A. Everts von Herrn Dirks, R. W. Tadama von Herrn Matthes, G. M. R. ver Huell von Herrn van Harderwyk.

Friesch Genootschap van geschied: oudheid en taalkunde.

Het leven van Menno van Coehoorn: s. oben.

Twee en dertigste verslag der handelingen van het Friesch Genootschap over het jaar 1859–60.

De Vrye Fries. Mengelingen uitgegeven door het Friesch Genootschap van geschied-oudheid en taalkunde: negende deel: Nieuwe Reeks Derde deel. Eerste stuk. Leeuwaarden G. T. N. Suringar.

Lyst van oorkonden, die in het Charterboek van Friesland ontbreken; door Mr. L. Ph. C. van den Bergh. Eerste gedeelte 753 — 1300. Voorlezing over het leven en de verdiensten van Caspar van Robles, en de lotgevallen van de voor hem opgerigte gedenkzuil, op den zeedyk naby Harlingen door W. Eekhoff. De oude Friesche drinkhoorn van den Patroon von Roordahuizum, beschreven en toegelicht door Mr. W. W. Buma.

Zeeuwsch Genootschap der Wetenschappen.

Verslag van het verhandelde in de Algemeene vergadering.

Archief. Vroegere en latere mededeelingen voornamelyk in betrekking tot Zeeland uitgegeven door het Zeeuwsch Genootschap der Wetenschappen IV. Middelburg J. C. en W. Altorffer.

Inhalt: Over de belangrykheid der oude charters, berustende in het provinciaal Archief van Zeeland, en byzonder over een privilegie door Bisschop Jan van Nassau in den jare 1271 aan te abdy de Middelburg verleend:

door J. P. van Visoliet. Lyst van Zeeuwsche edelen door geleerdheid lofwaardig: door W. te Water. Eene heidensche offerplaats op Walcheren, door Jhr. C. A. Rethaan Macaré.

Provinciaal Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Noordbrabant.

Handelingen over het jaar 1860.

Catalogus der Noord en Zuid Nederlandsche munten en der historie en andere penningen van het Provinciaal Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Noord-Brabant.

Provinciaal Utrecht-Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.

Verslag van het verhandelde in de Algemeene Vergadering a. 1860.

Vereeniging tot beoefening van Overysselsch Regt en Geschiedenis.

Verzameling van stukken, die betrekking hebben tot Overysselsch Regt en Geschiedenis: tweede afdeeling.

Verslagen en mededeelingen: eerste stuk. Deventer, J. de Lange. 8.

Kronyk van Gerardus Coccius. S. oben.

De Gids Vierentwintigste jaargang. Nieuwe Serie twaalfde jaargang. Amsterdam 1860.

Darin ſind 2 Aufſätze über niederländiſche Geſchichte.

Dr. R. Fruin, Het voorspel van den tachtigjarigen oorlog II en III. Kolonel W. J. Knoop, Beschouwingen over onze Indische krygsgeschiedenis.

Nieuwe Bydragen voor Regtsgeleerdheid en Wetgeving, Verzameld en uitgegeven door Mr. B. J. L. de Geer en Mr. van Boneval Faure. Tiende deel. Amsterdam 1860.

Dr. J. A. Wynne, Leveren de bemoeyingen van Oldenbarnevelt en de Groot met de aangelegenheden der provincie Utrecht voldoende stoffe op, om de sententien tegen hen uitgesproken te wettigen.

C. v. B.

---

11. Dänemark.

Samlinger til Fyens historie og topographie, udgivne af Fyens stifts litteraere selskab. Andet hefte. Odense, Hempel, 1860. 86 S. 8.

P. Rhode, Samlinger til Laalands og Falsters historie. Paany udgivet af J. J. F. Frijs. 3.—6. Hefte. Kjöbenhavn, Steen, 1860. 8.

F. Hammerich, Danmark under adelsvaelden (1523—1660). 4 de bind. Adelsvaeldens sidste menneskealder (1629—1660). 2 det hefte. Kjöbenhavn, Jversen, 1860. 120 S. 8.

C. E. Carstens, Die Stadt Tondern. Eine historisch statistische Monographie. 1.—5. Heft. Tondern, Dröhse, 1860. 32 S. 8.

12. Schweden und Norwegen.

A. M. Strinnholm, Sweriges historia i sammandrag. Tredje delen. Gustav I och hans tid. Med. Gust. I: s, porträtt. Stockholm, 1860. 467 S. 8.

And. Fryxell, Berättelser ur Swenska historien. XIX. delen. Karl den Tolftes historia. Nionde afdelningen. Görtziska tiden. Krigsrörelser och fredsunderhandlingar samt sista fälttog, död och minne. Stockholm, 1860. 212 S. 8.

Kindblad, K. E., Handbok i Swenska historien för ungdom och menige man. Fjärde delen. Stockholm, Huldberg, 1859. 512 S. 12.

Arkiv till upplysning om Swenska krigens och krigsinvättningarnes historia. Andra bandet. Stockholm, Norstedt et S., 1860. LXVI, 678 S. 8.

Mankell, J., Berättelser om Swenska krigshistoriens märkwärdigaste fältslag. Häftet III. Warschau, Lund, Landskrona. Stockholm, 1859. S. 485—866. 8. m. Atlas in Fol.

Gabr. Anrep, Swenska adelns ättar-taflor. 1. afdeln. Häftet 6. Andra afdeln. 1.—5. häftet. Stockholm, Norstedt och S., 1860. S. 793—951 u. 800 S. 4.

Olai Petri Swenska krönika utgifwen af G. E. Klemming. Stockholm, Klemming, 1860. 370 S. 8.

Beskow, Bernh. v., Minnes-bilder. Förſta delen. Stockholm (Samson et Wallin), 1860. 324 S. 8.

Franzén, Franz Michael, Minnesteckningar öfwer utmärkte Swenska statsmän, hjeltar, lärde, konstnärer och skalder. Tredja och sista delen. Stockholm, Samson et Wallin, 1860. 678 S. m. 3 Kpfrn. 8.

Westin, Petter, Historia om Gustav Eriksson Wasa eller Konung Gustav den förste, som befriade Swerige fran utländskt förtryck, krossade påfwewäldet och införde Lutherska läran. Med teckningar. Stockholm, Huldberg et Ko., 1860, 64 S. 16. m. 8 Kpfrn.

Flaux, A. de, La Suède au seizième siècle. Histoire de la Suède pendant la vie et sous le règne de Gustave Ier. Paris, Didot, 1860. 467 S. 8.

Pederssön, Absalon, Liber capituli Bergensis, dagbog over begivenheder især i Bergen, 1552 — 1572. Udgiven efter offentlig foranstaltning med anmerkninger og tillæg af N. Nicolaysen. Christiania, 1860. VI, 346 S. 8.

Pallin, Joh. Rud., Unterhandlingar mellen Swerige och Liffland 1554 - 1560. Akademisk afhandling. Upsala, 1860. 27 S. 8.

Odhner, Claes Theod., Bidrag till Swenske städernas och borgarestandets historia före 1633. Akademisk afhandling. Upsala, 1860. 92 S. 8.

Nordström, Simon Erik Theod., Jemförelse emellan statshwälfningarne i Swerige 1680 och i England 1688. Upsala, 1860. 31 S. 8.

Hellstenius, J. A. C., Bidrag till Swenska Ost-Indiska Compagniets historia 1731 — 1766. Akademisk afhandling. Upsala, 1860. 49 S. 8.

Bergmann, C. W., Gustav den Tredie og hans tid. Oversat af J. H. Halvorsen. 7. — 9. hefte. Kjöbenhavn, Wöldike, 1860. 80 S. 8.

Milenius, Jos. Wilh., Om kapitenen grefwe H. H. v. Lievens sändning af Swenska regeringen till Konstantinopel år 1739. Stockholm, 1860. 8.

Bidrag till Sweriges officiela statistik, A) Befolkningstatistik. Ny följd. I, 3. Statistiska central-byråns underdåniga berättelse för åren 1851 med 1855. Tredja och sista afdelningen, innehållande folkmängden den 31. December 1855 efter kön, ålder, civilstånd, hushåll, ståndsklasser, lefnadsyrken, och näringer m. m., jemte dödlighets och liffängdstabeller. Stockholm, 1860. XCVIII, 85 S. 4.

13. Rußland und Polen.

Archiv für wissenschaftliche Kunde von Russland. Herausgegeb. v. A. Erman. 20 Bd. 4 Hefte. Berlin G. Reimer, 1860. 8.

Historischer Inhalt von XIX, 1–4, 1860. — Eichwald, über tschudische Ausgrabungen S. 55—70. — Ribáry, die hunnisch-scythische Völkerfamilie S. 71 — 76. — Alexander Nikolaj Radischtschew, Schicksale eines russischen Publicisten. S. 77 — 92. — Galsan-Gombojew, über alte und neue Gebräuche der Mongolen, mit Beziehung auf Plano Carpini's Beschreibungen. S. 93 — 108. — Arbeiten der morgenländischen Abtheilung der kaiserlichen archäologischen Gesellschaft. S. 109—121. — Freie Colonisation und Leibeigenschaft im Gouvernement Orenburg. S. 122—25. — Tschirikow, über die Arbeiten der persisch-türkischen Gränz-Commission. S. 218—224. — Russische Reisen nach Japan. S. 243 — 264; — 375 — 388; 577 — 581. — Wogulische Sprache und Sage. S. 288 — 297. — Sch., Kalewi Poeg, eine epische Sage der Esten. S. 346 — 363. — Dorn, morgenländische Handschriften der öffentlichen Bibliothek von St. Petersburg. S. 389—392. — (Kostomarow) Stenjka Rasin's Aufstand. S. 393 — 440. 652 — 696. — Berèsin's Uebersetzung des Saschided-din. S. 451 — 460; über die Mässigkeitsbestrebungen in Russland. S. 501 — 508. Kadinskji, über die Mortalitätsverhältnisse in Russland. S. 509 — 514. — Ahlqvist die Mordwinen, ihre Sprache und Sitten. S. 556. — Ueber historische Werke der Mongolen, in Sonderheit die Chronik Altan Tabtschi. S. 557 bis 576.

XX, 1: Uebersicht der neuesten russischen Literatur. S. 1 — 19. Golubjew, kurzer Bericht über die Resultate einer Expedition nach dem Issyk-Kul. S. 26—37. Tscheremschanskji, Beschreibung des Gouvernements Orenburg. S. 38 — 50. — Der Lamaismus im östlichen Sibirien. S. 51 — 72. Ahlqvist, über Wohnsitze und Lebensweise der Wogulen. S. 150 — 166.

C. Schirren, Nachricht von Quellen zur Geſchichte Rußlands, vornehmlich aus ſchwediſchen Archiven und Bibliotheken. (Aus dem bulletin de l'academie imp. des sciences.) St. Petersburg, 1860. Leipzig, Voß. 80 S. 8.

Herrmann, Geschichte des russischen Staates. 6. Bd. Auswärtige Beziehungen von 1775—1792. Gotha, Perthes, 1860. XXI, 596 S. 8.

Grahame, F. R., The archer and the steppe; or the empires of Scythia, a history of Russia and Tartary, from the earliest ages till the fall of the Mogul power in Europe in the middle of the 16th century. London. 480 S. 8.

Georgii monachi, dicti Hamartoli, Chronicon ab orbe condito ad a. p. Chr. n 842 et a diversis scriptoribus usque ad annum 1143 continuatum nunc primum ad fidem cod. Mosquensis, adjecta passim varietate reliquorum cod. nec non Leonis Grammatici et Cedreni et annotatis locis s. scripturae etc. Edidit E. de Muralto. Petropoli 1859. Frankfurt a. M., J. Baer. LII und 10168 mit 1 Steintafel gr. Lex. 8.

Le Procès du tsarévitch Alexis Pétrowitch. Par N. Oustrialof. Traduit du russe par Constant de White. Leipzig, Gerhard, 1860. VII und 546 S. mit 2 Portr. in Stahlst. 8.

Abbott, Jacob, History of Peter the great, emperor of Russia. New-York. 368 S. 8.

La Cour de Russie il y a cent ans 1725—1783. Extraits des dépêches des ambassadeurs anglais et français. 3e édition. Berlin, F. Schneider. 422 S, 8.

Peter den Tredje og Cathrine. Brudstykker af Russlands histoire. Efter Lamartines „histoire de la Russie.“ Nörresundby (Kjöbenhavn, Eibe), 1860 196 S. 8.

Jauffret, E., Catherine II. et son règne. Paris, Dentu, 1860. 2 vols. VII und 979 S. 8.

Hertzen, A., Catharina den Andens memoirer. Skrevne af hende selv. Oversatte efter den franske originals andet oplag af F. Sörensen. 1—6te hefte. Kjöbenhavn, 1860. 362 S. 8.

Derſelbe: Le monde russe et la révolution. Mémoires. 1812 bis 1835. Traduit par H. Delaveau. Paris, Dentu. XXII und 356 S. 18.

Taigny, Edm., Catherine II. et la princesse Daschkoff. Naumburg, Pätz, 1860. 40 S. 8.

Volkhausen, C., Nikolaus I. och det Ryska kofwet från Polska revolutionen till interventionen i Ungarn. Oefwersättning från Tyskan. Stockholm, 1859. 262 S, 8.

Wilson, General Sir Robert, Narrative of events during the invasion nf Russia by Napoleon Bonaparte, and the retreat of the French army 1812. 2d edit. London, Murray, 1860. 430 S. 8.

Russland unter Alexander II Nikolajewitsch. Zur innern Geschichte und äussern Politik vom Thronwechsel bis auf die Gegenwart. 1855 1860. Leipzig, Brockhaus. X und 424 S. 8.

Adye, John, Lieut-Col., A review of the Crimean war to the winter of 1854. London, Hurste, 1860. 200 S. 8.

Anitschkof, Hauptm., Der Feldzug in der Krim. 3. (Suppl.-) Thl. Von Oberlieut. G. Baumgarten. Berlin, Mittler u. Sohn, 1860. V, 68 S. 8.

Bazancourt, Baron de, L'expedition de Crimée. L'armée française à Gallipoli, Varna et Sébastopol. 2 Vols. Paris, Amyot. 1860. XXXII, 883 S. 8.

Golovine, Ivan, Ephémérides russes. Leipzig, Hübner, 1860. III und 130 S. 8.

Derselbe: Les alliances de la Russie. Ebd. XII und 124 S. 8.

Die Kosacken, in ihrer gschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Zuständen von A. v B. Berlin, Riegel, 1860. VII und 259 S. 8.

Mélanges russes tirés du „Bulletin historico-philologique" et du „Bulletin" de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. T. IV. 1 livr. St. Petersbourg. Leipzig, Voss, 1860. III S. u. S. 1—115. 8. mit 1 Stein- u. 1 Kupfertaf. in gr. 4.

Troubetzkoy, prince Alexandre de, La Russie rouge. Paris, Dentu, 1860. 178 S. 8.

Valory, prince Henri de, La question russe, en réponse au parti ultra-libéral de la Russie. Ebd. 23 S. 8.

Beitrag zur russischen Finanzlage. Eine Stimme aus Russland im J. 1859. 1. und 2. Aufl. Berlin, Behr, 1860. 63 S. 8.

Dolgorouky, prince Pierre, La vérité sur la Russie. Paris, Franck, 1860. 468 S. 8.

Dumas, Alex., Impressions de voyage en Russie etc. Vol. 6 Fin. (Bibliothèque choisie. Vol. 296). Naumburg, 1858, Pätz. 148 S. 16.

Schédo-Ferroti, D. K, Etudes sur l'avenir de la Russie. 5. Etude: Le militaire. 1e und 2e édit. Berlin, Behr. 166 S. 8.

Socialisme, le, en Russie Etude contemporaine. Paris. 480 S. 8.

Tourgueneff, N., Un dernier mot sur l'émancipation des serfs en Russie. Paris, Franck, 1860. 118 S. 8.

Zapasnik, Alexandre, Etudes financières sur l'émancipation des paysans en Russie, sur l'impôt foncier, le système monetaire et le change extérieur. Paris, 1860. VII und 175 S 8.

Materialien zur Aufhebung der Geſchichte der Leibeigenſchaft, welche den Beſitzern von Bauern in Rußland unter der Herrſchaft des Kaiſers vorgeſchrieben iſt. 2. Bd. (Schluß) 1859, 1860. Berlin, F. Schneider. (Ruſſiſch.) 478 S.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Geſchichte Liv-, Ehſt- und Kurland's, herausgegeben von der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde der ruſſ. Oſtſeeprovinzen. 9. Bd 3. Heft. Riga, Kymmel, 1860. (Leipzig, C. F. Fleiſcher.) XVI, S. 317—563. 8.

Enthält: Chronologiſche Forſchungen auf dem Gebiete der ruſſiſchen und liefländiſchen Geſchichte des XIII. u XIV. Jahrhunderts, verfaßt von Auguſt Engelmann. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt.

Rutenberg, Otto v., Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland von der ältesten Zeit bis zum Untergange ihrer Selbstständigkeit. 2 Bd. Mit einem Namen- und Sachregister und 1 lith. Karte von Liv-, Esth- und Kurland zur Ordenszeit in gr. Fol. Leipzig, Engelmann, 1860. XVI und 550 S. 8.

Die 700 Jahre der Geſchichte Livland's. Programm. Riga, 1859. (Leipzig, C. F. Fleiſcher). 11 S. 4.

Tiesenhausen zu Weissensee, Ed., Baron, Ueberſichtliche Darſtellung der hiſtoriſchen Entwicklung der Hauptpunkte aus der Livländiſchen Landesverfaſſung. Zur Erinnerung an die vor 150 Jahren am 4. Juli 1710 ſtattgehabte Vereinigung Livlands mit dem ruſſ. Kaiſerreich. Riga, Kymmel, 1860. (Leipzig, Fleiſcher.) 28 S. 8.

Berkholz, C. A., Die sieben Jahrhunderte Livlands, von 1159—1859. Ein Rückblick aus der Gegenwart. 1. Hälfte, Die 4 Jahrhunderte 1159—1559. Riga, Götschel. 58 S. 8

Brandowsky, Alfr., De Stanislai Oxii Orichovii annalibus Polonicis. Dissertatio inauguralis. Berolini, 1860. 40 S. 4.

Mosbach, A., Wiadomosci do dziejów Polskich z archiwum prowincyi Szlaskiej. Breslau und Ostrowo. L und 404 S. 8.

Notizen zur polnischen Geschichte aus den Archiven der Provinz Schlesien.

Derſelbe: Przyczynki do dziejów Polskich z archiwum miastu Wroclawia. Ostrowo, 1860. 194 S. 8.

Beiträge zur polnischen Geschichte aus den Archiven der Stadt Breslau.

Nestora latopis. Stary text Mnicha Lawrentego z XIV wieka. Od zial I. Czese przez Schlözera krytycznie wypracowana, przepolszczyl Juljan Kotkowski. Kijow. XXLV und 272 S. 8.

Nestor's Chronik. Der alte Text des Mönches Laurentius aus dem 14. Jahrh. 1. Abth., von Schlözer kritisch bearbeitet, in's Polnische übertragen

Wolowska, Tekla, Historya polska Tom. I. Paris. 540 S. 8. Polnische Geschichte.

Skarbiec diplomatów Papiezkich, Cesarskich, Krolewskich, Ksiazecych nihwat narodowych postanowien róznych, wladz i urredów postnyujacych do Krytycznego wyjasnienia dziejów Litwy, Rusi Litewskiéj i osciennych im Krajów zebrat i w tresci opisat Ignacy Danilowicz. Tom. I. Z pozyonnych rekopismów znadnjacych sie w bibljotece Muzeum Wilenskiego wydal dan Sidorowicz. Wilna. (Berlin, B. Behr. E. Bock.) 1860. 4.

Von dem lebendigen Intereſſe, womit die polniſche Nation ſeit den letzten Dezennien ſich dem Studium ihrer heimathlichen Geſchichte zugewendet, geben die in jedem Jahre veröffentlichten zahlreichen Ergebniſſe theils der hiſtoriſchen Forſchung theils der Sammlung und Sichtung des hiſtoriſchen Materials mehr und mehr Kunde. Vorliegende Regeſten (945 Nummern) enthalten in chronologiſcher Ordnung die Excerpte aus Urkunden meiſt kirchlichen und ſtaatsrechtlichen Inhalts bis z. J. 1410 zur Erläuterung der Litauiſchen Geſchichte. Voran geht eine kurze Angabe deſſen, was in den Geſchichtsſchreibern des Alterthums und der erſten Zeiten des Mittelalters über Land und Volk der Litauer geboten iſt von Herodot bis Jornandes. — Die handſchriftliche Sammlung von Daniłowiez gehört der Bibliothek des Wilnaer Muſeums an. v. H.

Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae gentiumque finitimarum historia illustrantia maximam partem nondum edita ex tabulariis Vaticanis deprompta collecta ac serie chronologica disposita ab Augustino Theiner. T. I. Romae, 1860. Fol.

Obige Urkundenſammlung iſt ein Pendant zu den Monumenta Hungariae von demſelben Verfaſſer. Die vielfachen Beziehungen, welche in allen Jahrhunderten zwiſchen dem katholiſchen Polen und dem römiſchen Stuhle ſtattgefunden, liefern ein reiches, für die polniſche Geſchichte zu verwerthendes Material. Der hier gegebene Band umfaßt die Bullen und Breves von 24 Päpſten, aus den Jahren 1217—1409 (von Honorius III. bis Gregor XII.) Nach dem angedeuteten Plane ſoll das Werk in 3 Bänden vollendet ſein und bis zum Tode Johanns III. (Sobieski's) herabreichen. Der vorliegende Band, in äußerſt glänzender Ausſtattung und von ſehr correktem Drucke, iſt überſichtlich geordnet und mit einem Namen- und Ortsregiſter verſehen. v. H.

Sharbek, F., Dzieje Ksieztwa Warszawskiego. 2 tomy. Posen, 1860. X. und 134 und 290 S. 8.

Geschichte des Grossherzogthums Warschau.

Opowiadania historyczne. (Kronika Helmolda. W wsiecie Poznania 1715 roku. Niewola Fr. Poninskiego 1734 roku. Powstanie Kosciuszki w Kurlandyi. Wspomnienia z czasów Pruss. poludniowych) Posen, 1860. IV und 368 S. 8.

Historische Notizen zur polnischen Geschichte.

Weclewski, Stanislaus, De Polonorum cultu et humanitate decimo sexto et ineunte decimo septimo saeculo exteris testibus et arbitris advocatis Gym-Pr. Culm 1859. 52 S. 4.

Wegner, Leon, Jan Orstroróg, doctor obojga praw, wojewoda Poznanski i jego pamietnik na zjazd walny koronny za Króla Jana Kazimierza Jagicllonczyka o urzadzeniu rzeczypospolitej. Poznan, 1859. 138 S. 8.

Johann Ostrorog, Dr. der Rechte und Statthalter von Posen, und seine Denkwürdigkeiten über den grossen Reichstag der polnischen Krone zur Zeit des Johann Casimir von Polen.

Albertrandy, Panowanie Henryka Welezyusza i Stefana Batorego, królów Polskich. Z rekopismów podług wydaniar. Onacewicza, z dolaczeniem pamietników history Stefana Batorego dotyczacych i listu Jedrzego Chiakora sekretarza królewskiego, opisujacego ostatnie chwile tego monarchz. Krakau. 1860. VIII und 475 S. 8.

Geschichte der Regierung von Heinrich Valois und Stephan Batory.

Kosmowski, Stanislaw, Pamietniki z konca XVIII wieku. Denkwürdigkeiten aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Posen. 1860. IV und 100 S. 8.

Herrmann Sternberg, Versuch einer Geschichte der Juden in Polen. Th I. Wien. 8. Rud Lichner's k. k. Universitätsbuchhandlung.

Für die Juden war Polen im Mittelalter nach Lelewel's Ausdruck „ein wahres Paradies." In ganz Europa verfolgt, gelangten sie hier zu einem Asyl, zu Reichthum und unter Casimir dem Großen selbst zu Ansehen und Einfluß. Die Gesetzgebung hat ihnen frühe schon durch das Privilegium Boleslaws einen rechtlichen Anhaltspunkt gewährt. Ihre exceptionelle Stellung in diesem Lande rechtfertigt den Versuch einer Monographie um so mehr, als die historische Entwicklung des Judenthums in Polen noch bis heute eines Bearbeiters harrt. Ob der Verfasser obiger Schrift sonderlich dazu befähigt erscheine, dürfte nach dem Vorliegenden fast zu bezweifeln sein. Der Verfasser, selbst Jude, verräth durch den Ton seiner Vorrede einen einseitig nationalen Standpunkt. Der hier vollendete erste Theil seines Buches enthält die Periode der Piastenherrschaft. Der zum Verständnisse allerdings erforderliche Abriß der polnischen Geschichte ist nichts als eine dürftige Compilation aus

einigen neueren Hilfsmitteln. Der Abdruck und Commentar des Statutum Boleslai bringt ebenfalls nur Bekanntes. v. H.

14. Ungarn und Siebenbürgen.

Ed. Rösler, Dr., Zur Kritik älterer ungariſcher Geſchichte. Troppau, Schüler, 1860. 30 S. 4.

Szalay, László, Magyarország története. VI. kötet. Pest, 1860. 8. (Geſchichte von Ungarn. 6. Heft)

Monumenta Hungariae historica Diplomataria V. A. u. d. T. Magyar történelmi okmánytár, Londoni Könyv és levéltárakból. Összeszedte s lemásolta Simonyi Ernö. 1521—1717. Pest, 1859. VII, 318 S. 8.

— — — VI. A. u. d. T.: Codex diplomaticus Arpadianus continuatus. Arpádkori új okmánytár. A. m. Tud. Akademia tört bizottmánya megbizásából közzé teszi Wenzel Gustáv. Elsö kötet. 1001 — 1235. Ebd. 1860. XLII, 405 S. 8.

— — Scriptores. VI. A. u. d. T: Verancsics antal összes munkái. Közli Szalay László. Ötödik kötet. Második pórtai követség. 1567—68. Ebd. 1860. VIII. 392 S. 8.

Civilisation in Hungary; seven answers to the seven letters addressed by M. Barth. de Szemere to Richard Cobden, Esq. By an Hungarian. London, Trübner, 1860. 8.

Daniel Irányi et Charles Louis Chassin. histoire politique de la revolution de Hongrie, 1847—1849. 2. partie. Fin. La guerre. Paris, Pagnerre, 1860. 632 S. 8.

Szemère, Barthélemy de, ancien ministre président de Hongrie. La question hongroise (1848—60). Paris, Dentu. 1860. 164 S, 8.

— — Hungary from 1848 to 1860. Pro deo, patria et libertate. London, Bentley. 1860. 8.

Terra incognita. Notizen über Ungarn. Hrsg. von Jos. v. Orosz und einigen Patrioten. 2. Aufl. Leipzig, O. Wigand, 1860. 259 S. 8.

Zur ungarischen Frage. Eine Denkschrift. Von einem ungar. Patrioten. Leipzig, Steinacker, 1859. 35 S. 8.

K. M. Kertbeny, Erinnerungen an Graf Stefan Széchenyi. 1. u. 2. Aufl. Baſel, Georg, 1860. 149 S. 8.

La Hongrie politique et religieuse. Etudes sur ses institutions et sa situation actuelle. Bruxelles, Lacroix, v. Meenen et C., 1860. 363 S. 12.

La Hongrie devant l'Europe. Les institutions nationales et constitutionelles de la Hongrie et leur violation. Bruxelles, v. Meenen et C., 1860. 200 S. 18.

Das Concordat und die k. k. Germaniſirung in Ungarn. Zwei Briefe aus und über Ungarn. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1860. 74 S. 8.

Majláth, Coloman, Graf, Fünf Bücher vom Staate. Ein Beitrag zur Germaniſirung der öſterreichiſchen Monarchie. Mit beſonderem Rückblick auf Ungarn. Leipzig, Wigand, 1860. 133 S. 8.

J E. Horn, La Hongrie et la crise européenne. Paris, Dentu, 1860. 31 S. 8.

Ungarn's gutes Recht. Politiſches Memorial und ſummariſche Geſchichte Ungarn's vom 9. Jahrh. bis auf die Gegenwart mit Rückſicht auf die neueſten öſterreichiſchen Zugeſtändniſſe. Nach hiſtoriſchen Quellen und eigenen Erlebniſſen von einem Magyaren. Luzern, Straube, 1861. V, 82 S. 8.

Deutſche Fundgruben zur Geſchichte Siebenbürgens. Neue Folge; herausgegeben von Dr. Eugen v. Trauſchenfels, 1860. 414 S. 8.

Inhalt: Album Oltardianum, 1526—1629. — Fortſetzung der Chronik des Hieronymus Oſtermayer durch Andreas Heygeſch, 1562—1570. — Simonis Noessner res actae quaedam in partibus Hungariae et Transilvaniae, 1570—1619. — Simonis Czauck Ephemeris libellus, in quo acta quotidiana perscribuntur, 1590—1602 — Libor annalium raptim scriptus per Michaelem Weyss. Continuatio, 1612—1615. — Auszug des Andreas Heges aus einer fremden Chronik, 1603—1612. — Diarium des Andreas Hegyes, 1613—1617. — Hiſtoriſche Anmerkungen eines Kronſtädters, 1631—1660. — Tagebuch des Johann Irthell des ältern und jüngern, 1638—1710. — Wahrhaftige Beſchreibung, was ſich in der in Siebenbürgen liegenden Hermannſtadt unter der Rakoczianiſchen Belagerung zugetragen im J. 1659 und angehalten bis anno 1660 im Mai. — Nota pro anno 1660. Verfaßt von Troſtfried Hegenitius.

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. Dritter Band. 3. Heft. Vierter Band. Heft 1 u. 2. Kronstadt, 1859 u. 1860.

III, 3: Die Bronzealterthümer, eine Quelle der älteren siebenbürgischen Geschichte, von Friedr. Müller. — Kritische Beiträge zur Kirchengeschichte des Hermanstädter Kapitels in Siebenbürgen vor der Reformation. — Geschichtliches über die siebenbürgische Paläontologie und die Literatur derselben, von Joh. Ludw. Neugeboren.

IV, 1: Die Geten und Daken. Ein historischer Versuch als Beitrag zur siebenbürgischen Landeskunde, von Wilhelm Schmidt. IV, 2: Schluß der Abhandlung über Geten und Daken. — Zur ältern siebenbürgischen Glockenkunde von Friedrich Müller. — Zur Geschichte von Bistritz. Von G. D. Teutsch.

15. Die Türkei. Griechenland.

Wuk Steph. Karadschitsch, Der serbische Senat unter Kara Georg oder das Streben der damaligen Oberhäupter nach der höchsten Gewalt. (In serbischer Sprache.) Wien (Berlin, G. Reimer), 1860. V, 178 S. 8.

Fallmerayer, Dr. J. Ph., Das Albanesische Element in Griechenland. II. Abth. Was man über die Thaten und über die Schicksale des alban. Volkes von seinem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu seiner Unterjochung durch die Türken nach dem Tode Skander-Beg's mit Sicherheit wissen kann. (Aus den Abhandl. der k. bayer. Akad. d. Wissenschaften.) München, Franz, 1860. 80 S. 4.

Φιλήμων, Ιωάννης, Δοκίμιον περὶ τῆς ἑλληνικῆς ἐπαςαστάσεως. Τόμος πρῶτος καὶ δεύτερος. Athen, 1859. XLVIII u. 417, XXXVI u. 421 S. 8.

Lombardi, Ettore, Ordinamento politico della Grecia moderna: cenni storici. Torino, Bona, 1859. 191 S. 8.

Lunzi, Ermanno, Della condizione politica delle isole Jonie sotto il dominio Veneto preceduta da un compendii della storia delle isole stesso della divisione dell' imperio Bizantino. Versione con note di Marino Typaldo Foresti e Nicola Barozzi, riveduta ed aumentata dall' autore. Venezia, 1859—60. Fasc. 2—6 8.

Valiero, senatore Andr., Storia della guerra di Candia. 2 voll. Triest, Coen, 1859. XX, 669 S. 8.

15. Aſien. Oſtaſien. China und Japan.

Journal asiatique, Ou Recueil de mémoires, d'extraits et de notices relatifs à l'histoire, à la philosophie, aux langues et à la litterature des peuples orientaux. publié par la Société asiatique. 5. Série. Paris, Duprat, 1860. LXV. u. XVI, 550, 552 S. 8.

Journal of the Royal Asiatic society of Great Britain and Ireland. Vol XVII. Part. 2. London, Parker et Son, 1860. 34 S. u. 223—390. 8.

Darin: Sykes, traits of Indian character. S. 223 – 51. Fowle, translation of a Burmese version of the Niti Kyan, a code of ethics in Pali. S. 252—66. Forbes, notes on the ruins of Wallabhipura. S. 267 —72. Latham, on the date and personality of Priyadarsi. S. 273—85. Graham, on the inscriptions found in the region of El-Hârrah, in the great desert south-east and east of the Haurân S. 286—97. Sykes, account of some golden relics discovered at Rangoon. S 298 — 308. Priaulx, on the Indian embassy to Augustus. S. 309—21. Morley, description of an Arabie quadrant. S. 322—30. Wylie, on an ancient inscription in the Neu-chih language S. 331—45. Mann, on the cotton trade of India. S. 346 — 87. Rawlinson, on the birs Nimrud, or the great temple of Borsippa. 34 S.

Mélanges asiatiques tirés du „Bulletin historico-philologique" et du „Bulletin" de l'Académie impériale de St. Pétersburg. T. III. 6. livr. T. IV. 1. livr. St. Pétersbourg, 1859, 1860. Leipzig, Voss. IV, S. 613 756. S. 1—134. 8.

Käuffer, Joh. Ernſt Rudolf, Dr., Conſiſt.-R. u. Hofpred., Geſchichte von Oſtaſien. Für Freunde der Geſchichte der Menſchheit dargeſtellt. 3. Theil. Leipzig, Brockhaus, 1860. VIII, 727. 727 S. 8.

Taylor, Bayard, A visit to India, China, Japan. Newly revised and edited by George Fred. Pardon. London, Blackwood, 1860. 300 S. 12.

Moges, Marquis de, Souvenirs d'une ambassade en Chine et au Japon, en 1857 et 1858. Paris, Hachette et Ce. 355 S. 18

— — Recollections of Baron Gros's embassy to China and Japan in 1857—58. London, Griffin, 1860. 370 S. 12.

Oliphant, Laurence, Narrative of the Earl of Elgin's mission to China and Japan in the years 1857, 58, 59. 1st and 2d edit. London, Blakwood 1860. 990 S. 8.

— — La Chine et le Japon, mission du comte d'Elgin pendant les années 1857, 1858 et 1859. Traduction nouvelle, précédée d'une introduction, par Guizot, 2 vols. Paris, Lévy fr. XXXIX u. 408 S. 8.

Osborn, Sherard, Capt., The past and future of British relations in China. London, Blackwood, 1860. 190 S. 8.

Picard, Jules, Etat général des forces militaires et maritimes de la Chine, solde, armes, équipements, etc.; précédé d'une étude sur les rapports commerciaux à établir avec cet empire. Ouvrage composé d'après les textes officiels chinois, recueillés par T. F. Wade et sur d'autres documents récents. Paris, Corréard, 1860. VII u. 534 S. 8.

Etude politique et militaire sur la Chine, précédée de considérations sur l'industrie et le commerce extérieur de la Belgique et sur la nécessité pour elle de créer des établissements dans les pays transatlantiques. Paris, Tanera, 1860. 219 S. 8. m. 1 Kpfr.

Bell, Georges, Voyage en Chine du capitaine Montfort, avec un résumé historique des événements des dix dernières années. Paris, libr. nouvelle, 1860. 360 S. 18.

Years, twelve, in China: the people, the rebels, and the mandarins. By a British resident. With illustrations. Edinburgh, Hamilton, 1860. 340 S. 8.

Kina. Land och folk, skildradt efter de bästa källor. Fri öfwersättning af Kjellman-Göranson. 6e—12e häftena. Stockholm, Huldberg et Komp., 1860. S. 81–236. 4. m. 20 Kpfrn.

Heine, Wilh., Japan und seine Bewohner. Gsschichtliche Rückblicke und ethnogr. Schilderungen von Land und Leuten. Leipzig, Costenoble, 1860. XX, 383 S, gr. 8.

Japan och desz innebyggare. Första häftet. Stockholm, Huldberg et C., 1860. 16 S, 4. m. 3 Kpfrn.

Kemish, S. B., The Japanese empire: its physical, political and social condition and history; with details of the late American and British expedition. London, Patridge, 1860. 8.

Furet, P., Lettres à M. Léon de Rosny sur l'archipel japonais et la Tartarie orientale. Paris, Maisonneuve et Ce., 1860. IV, 124 S. 12.

Kattendyke, W. J. C. Ridder Huyssen van, Uittreksel uit het dagboek, gedurende zijn verblijf in Japan in 1857, 1858 en 1859. 'sGravenhage, v. Stockum, 1860. 8. m. 1 Kpfr.

Köppen, Oberl., Tibet und der Lamaismus bis zur Zeit der Mongolenherrschaft Progr. des Friedr.-Gymn. Berlin, 1859. 27 S. 4.

16. Vorderindien.

Lassen, Prof. Chrn., Indische Alterthumskunde. 4. Bd. 1. Hälfte: Geschichte des Dekhans, Hinterindiens und des Indischen Archipels v. 319 n. Chr. Geb bis auf die Muhammedaner und die Portugiesen. Leipzig 1861, Kittler. VI S. und S. 1 — 258. Lex. 8.

Vivien de Saint-Martin, Etude sur la géographie et les populations primitives du nord-ouest de l'Inde, d'après les hymnes védiques; précédée d'un aperçu de l'état actuel des études sur l'Inde ancienne. Paris, impr. imperiale. LXXII u. 205 S. 8.

History of the British settlements in India, to the close of the Sepoy rebellion. London, 1860. 530 S. 12.

Reveridge, Henry, A comprehensive history of India, civil, military, and social, from the first landing of the English to the suppression of the Sepoy revolt; including an outline of the early history of Hindoostan. Vol. I. London, Blakie. 720 S. 8.

Fiecchia G., L'impero anglo-indiano con una descrizione geografica dell India per cura di F. C. Marmocchi. Vol. I. Fasc, 1—24. Torino 1859 — 1860. 4.

From London to Lucknow: with memoranda of mutinies, marches, flights, fights, and conversations: to which is added, an opium smuggler's explanations of the Peiho massacre. By a chaplain in H. M. Indian service. London, Nisbet, 1860. 2 vols. 570 S. 8.

Langley, Edward Archer, Narrative of a residence at the court of Meer Ali Moorad: with wild sports in the valley of the Indus. 2 vols. London, Hurst & B, 1860. 606 S. 8.

Hutchinson, G., Narrative of the mutinies in Oude, compiled from authentic records. London, Smith et C., 1860. 256 S. 8.

Montgomery-Martin, La révolte de l'Inde, ses commencensents, ses progrès. Histoire des causes qui l'ont amenée, etc. Traduit de l'anglais par Kermoysan. Paris, Didot, 1860. X, 352 S. 8.

Prichard, Thomas, The mutinies in Ragpootana: being a personal narrative of the mutiny at Nusseerabad, with subsequent residence at Jodhpore, and journey across the desert into Sind; with an accouut of the outbreak at Neemuch, and mutiny of the Jodhpore Legion at Erinpoora and attack on Mount Aboo. London, Parker, 1860. 310 S. 8.

Lowe, Thomas, Central-India during the rebellion of 1857 and 1858: a narrative of operations of the British forces from the suppression of mutiny in Aurungabad to the capture of Gwalior under Sir Hugh Rose and Sir C. Stuart. London, Longman, 1860. 370 S. 8.

Robertson, H. Dundas, District duties during the revolt in the Northwest provinces of India 1857, with remarks on subsequent investigations during 1858 — 1859. London 1859. 250 S. 8.

Russel, William Howard, My diary in India in the years 1858—1859. New edit. 2 vols, with illuttrations. London, Routledge, 1860. 840 S. 8.

Summer ramble in the Himalayas, with sporting adventures in the vale of Cashmere. Edited by mountaineer. London, Hurst et B. 1860. 360 S. 8.

Tennent, Sir James Emerson, Ceylon: an account of the island, physical, historical, and topographical: with notices of its natural history, antiquities, and productions. Illustrated by maps, plans, and drawings. 4th edit. 2 vols. London, Longman, 1860. 1260 S. 8.
5th edit. Ebd. 1300 S. 8.

Venedey, J., Engelska-Ostindien. Hindustans natur, folk,

historia och seder, skildrade jemte nyheter från alla worlds delar. Fri öfwersättning fran Tyskan af Kjellman-Goranson. Stockholm, Brudin 1859. Häft VIII — XI. S. 225 — 317 u 47 — 79. Mit 10 Kpfr. 4.

17. Hinterindien und der indiſche Archipel.

Aanteekeningen, eenige, betreffende Neêrlands Indië, omtrent zijne geschiedenis en plaatsbeschrijving, in verband met d'algemeene historie. I. Geschiedenis. Assen, v. Gorkum et Com. 18 S. 8.

Arbeid, de vrije, op Java, behandeld in „Felix Meritis" door W. R. v. Hoëvell en Dr. W. Bosch. 's Gravenhage, Nijhoff. 164 S. 8.

Beschouwingen over den toestand van N. Indië, en historisch overzigt betreffende het outstaan van het gemeen overleg tusschen de regering en de Staten-Generaal, aangaande de koloniën, 's Gravenhage, Susan. 111 S. 8.

Blik op de tien laatste jaren in Nederlandsch-Indië, een stem tot het Nederlandsche volk. Amsterdam, v. Munster et Z. 50 S. 8.

Buddingh, Dr., S. A., Neêrlands Oost-Indië. Reisen gedaan gedurende het tijdvak van 1852 — 1857. Met platen. 13 — 18e afl, Rotterdam, Wijt et Z. II. VIII S. u 8. 145 — 415. Mit Kpfrn. 8.

Doren, J. B. J. v., Herinneringen en schetsen van Nederlands Oost-Indië. Vervolg op de fragmenten uit de reizen in die gewesten. Met platen. 2e deel, 3e afl. Amsterdam, Sybrandi. S. 217 bis 376. 8.

Handelingen en geschriften van het Indisch genootschap te 's Gravenhage, onder zinspreuk: Onderzoek leidt to waarheid. 6e jaarg. 3e en 4e afl. 7e. jaarg. 1e afl. 's Gravenhage, Susan 1859. 60. 112 S. 8.

Hasselmann, J. J., Beschouwingen, omtrent het kultuurstelsel, eenige andere Indische aangelegenheden an vrijen arbeid op Java. Zalt-Bommel, Noman et Z. 10 und 76 S. 8.

Herwerden, J. D. van, Antwoord aan den Heer Dr. W. Bosch, naar aanleiding van zijn: Indië zoo als het geweest is etc. 's Gravenhage, Belinfante. 111 S. 8.

Lauts, G., Geschiedenis van de vestiging, uitbreiding, bloei en verval van de magt der Nederlanders in Indië. 4e en 5e deel. Amsterdam, Muller 1860. VIII und 392, XVI und 435 S. 8.

A. u. d. T.: Geschiedenis van het verval der magt van de Nederlanders in Indië tot op het verlies van Java in 1811.

Marshall, W. H., Four years in Burmah. 2 vols. London, Skeet, 1860. 620 S. 8.

Rees, W. A. van, Wachia, Taykong en Amir, of het Nederlandsch-Indisch leger in 1850. Met 4 terreinkaarten. Rotterdam, Nijgh. IV und 220 S. 8.

Tijdschrift voor Nederlandsch Indië. 22ste jaargang. Uitgegeven door Dr. W. R. van Hoëvell. Zalt-Bommel, Joh. Noman en Zoon 1860. 2 Theile in je 6 Lieferungen. 8.

Waal, E. de, Nederlandsch Indië in de Staten-Generaal sedert de grondwet van 1814. Eene bijdrage tot de geschiedenis der koloniale politiek in Nederland. 1e deel. 's Gravenhage, Nijhoff. IV und 363 S. 8.

Werken, van het kon. Instituut voor taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indië. Tweede afdeeling. Afzonderlijk werken. De Nederlanders te Jakatra. Uit de bronnen, zoo uitgegevene als niet uitgegevene, bewerkt door J. A. v. d Chijs. Amsterdam, Muller. XII und 264 S. 8.

Woordenboek, aardrijskundig en statistisch, van Nederlandsch Indië, bewerkt naar de jongste en beste berigten. 6e afl. Amsterdam, v. Kampen. S. 401 — 480. 8.

Müller, Joh., Dr., Medic.-R., Beſchreibung der Inſel Java, nach den Berichten R. J. L. Kuſſenbragers u. a. neuen Quellen aus dem Holländ. frei bearb. Mit 16 lithogr. Abbildgen. Berlin, Groß. 1860. IV, 287 S. 8.

18. Vorderaſien.

Ferrier, J. P., Voyages en Perse, dans l'Afghanistan, le Bé-

loutchistan et le Turkestan. 2 vols. Paris, Dentu, 1860. XIV, 936 S. 8. m. 1 Kpfr.

Huc, Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie et le Tibet pendant les années 1844, 1845 et 1846. 4e édit. 2 vols. Paris, Gaume fr. et Duprey, 1860. XV, 958 S. 8.

Baer, K. E. v., Kaspische Studien. 2. Heft. Mit 2 lith. Karten, wovon 1 color., in gr. 4 Aus dem Bulletin phys.-math. abgedr. St. Petersburg, 1859. Leipzig, Voss. III, S. 112—320. 8.

Barb, Heinr. A., Prof., Geschichte der kurdischen Fürstenherrschaft in Bidlis. Aus dem Scherefname, IV. Buch. Aus den Sitzungsber. 1859 d. k. Akad. d. Wiss. Wien, Gerold's Sohn, 1859. 105 S. 8.

Brosset, les ruines d'Ani, capitale de l'Arménie sous les rois Bagratides, aux X et XI. s., histoire et description. 1. Partie. Description, avec un atlas de 24 planches lith. St. Pétersbourg. Leipzig, Voss, 1860. VI, 91 S. 4.

Langlois, Victor, Essai de classification des suites monétaires de la Géorgie, depuis l'antiquité jusqu' à nos jours. Paris, Rollin et Duprat, 1860. VIII, 143 S. 4.

19. Syrien und Palästina.

Hanebergh, D. B., Erörterungen über Pseudo-Wakidi's Geschichte der Eroberung Syriens. Aus den Abhandlgn. d. k. bay. Akademie d. Wiss. München, Franz, 1860. 40 S. 4.

Rey, E. Guillaume, Voyage dans le Haouran et aux bords de la mer Morte, exécuté pendant les années 1857 et 1858. Paris, Arthus Bertrand, 1860. XXIV, 306 S. 8. u. 1. u. 2. Lfg des Atlas. 10 K. gr. Fol.

Wetzstein, Dr. Joh. Gfr., Consul, Reisebericht über Hauran und die Trachonen nebst einem Anhange über die sabäischen Denkmäler in Ostsyrien. Mit chromolith. Karte in gr. Fol., lith. Inschriftentafel in qu. gr. 4. u. eingedr. Holzschn. Berlin, D. Reimer, 1860. VI, 150 S. 8.

Carnarvon, Earl, Recollections of the Druses of the Lebanon, and notes on their religion. London, Murray, 1860. 130 S. 8.

Les Massacres des chrétiens de la Syrie en 1860, précédés d'un aperçu géographique et historique des lieux remarquables et des principaux habitants de la Syrie et de la Palestine. Paris, 1800. 96 S. 12.

Urquhart, David, The Lebanon (Mount Souria), a history and a diary. 2 vols. London, Newby, 1860. 860 S. 8.

Vogué, Comte Melchior de, Les événements de Syrie. Paris, Douriet, 1860. 8.

20. Afrika.

Prétot, P. L., Reconnaissance de l'isthme et du canal de Suez par le général en chef Bonaparte, et établissement des Français sous sa conduite sur divers points de cette contrée en 1798 et 1799. 2e édit. avec quelques augmentations. Paris, libr. nouvelle, 1859. 164 S. 8.

*Krapf, Dr. J. L., Travels, researches, and missionary labours an eighteen years' residence in Eastern Afrika: together with journeys to Jagga, Usambara, Ukambani, Shoa, Abbessinia, and Khartum, and a coasting voyage from Mombaz to Cape Delgado. With an appendix respecting the Snow-capped mountains of Eastern Afrika, the sources of the Nile, the languages and literature of Abessinia and Eastern Africa, etc, by E. G. Ravensden. London, Trübner, 1860. 600 S. 8.

Dasselbe. New-York, Ticknor and Fields, 1860. 464 S. 12.

M'Leod., Lyons, Travels in Eastern Africa; with the narrative of a residence in Mozambique. 2 vols. London, Hurst et B., 1860. 650 S. 8.

Hugonnet, Ferd., Français et Arabes en Algérie. Lamoricière, Bugeaud, Daumas, Abd-el-Kader, etc. Paris, Sartorius, 1860. 281 S. 18.

Cooke, Georg Wingrove, Conquest and colonisation in Nord-Africa: being the substance of a series of letters from Algeria published in the „Times"; with introduction and supplement. London, Blackwood. 256 S. 8.

Fillias, Achille, Histoire de la conquête et de la colonisation de l'Algérie (1830—1860). Paris, Arnauld de Vresse, 1860. VI, 456 S. 8.

Gérard, Jules, L'Afrique du nord. Description, histoire, armée, populations, administration et colonisation, chasses. Le Maroc. — Illustrations de J. A. Beaucé. Paris, Dentu, 1860. 411 S. 18.

Godard, Léon, Description et histoire du Maroc, comprenant la géographie et la statistique de ce pays, d'après les renseignements les plus récents, et le tableau du règne des souverains qui l'ont gouverné depuis les temps les plus anciens jusqu' à la paix de Tétouan en 1860. Paris, Tanera, 1860. VII, 680 S. 8. m. 1 K.

Torrijos, Manuel, El imperio de Marruecos, su historia, geografia, topografia estadíska, religion etc. Madrid, 1860. 302 S. 8.

Valdes, Salvador, Apuntes sobre el imperio de Marruecos. Madrid. Fernandez, 1859. IV, 68 S. 4.

Alermon y Dorreguiz, Descripcion del imperio de Marruecos, en que se trata principalmente de las instituciones, usos, costumbres, etc. de sus habitantes; y de la topografia del país. Madrid, 1859. 1a y 2a ediz. VIII, 72 S. 8. m. 1 K.

Bueno, Ignacio Maria, Diccionario geográfico, estadístico, histórico, descriptivo y tradicional del imperio Marruecos. Valencia (Madrid, Moro, 1860. Entreg. 1. 8.

Roudh el-Kartas, Histoire des souverains du Maghreb (Espagne et Maroc) et annales de la ville de Fès. Traduit de l'arabe par A Beaumier. Paris, Duprat, 1860. XI, 580 S. 8.

Prado, José A. Marquez de, Recuerdos de Africa. Historia de la plaza de Ceuta, describiendo los sitios que ha sufrido en distintas épocas por las huestes del imperio de Marruecos. Obra original

escrita, corregida y aumentada en esta. 2a edicion. Madrid, Bailly-Baillière y Moro 1859. X, 244 S. 4. m. 1 K.

Crónicas de la guerra de Africa, por Emilio Castelar, F. de Paula Canalejas, G. Cruzada Villaamil, y Miguel Morayta. Edicion de lujo, ilustrada con profusion de láminas por José Vallejo, y estampadas en el establecimiento litografico de Julio Donon. Entreg. 1 à 4. Madrid 1859. 8.

Gafas, José Maria, Historia militar de la guerra de Africa. Madrid, Moro, 1860. Entreg. 1a. 4.

Baudoz, A., et J. Osiris, Histoire de la guerre de l'Espagne avec le Maroc. Edition spéciale, illustrée de plusieurs portraits inédits. Paris, Lebigre-Duquesne, 1860. XLVI, 354 S. 18.

Hardman, Frederick, The Spanish campaign in Morocco. London, Blackwood, 1860. 330 S. 8.

Album de la guerra de Africa, formado con presencia de datos officiales y publicado por el periódico Las Novedades. Madrid, Moro, 1860. 166 S. fol. m 22 K.

Roca, Miguel Vicente, Europa, la guerra de Africa y los partidos politicos de España. Madrid, Cuesta, 1860. 48 S. 4.

Kunstmann, Dr. Frdr., Valentin Ferdinand's Beschreibung der Westküste Afrika's vom Senegal bis zur Serra Leona im Auszuge dargestellt. Aus den Abhandlgn. d. k. bayer. Akad. d. Wiss. München, Franz, 1860. 4 S. 4.

Thomas, Charles W., Adventures and observations on the West coast of Africa and its islands: historical and descriptive sketches of Madeira, Canary, Biafra, and Cape Verd islands — their climate, inhabitants, and productions etc. With illustrations from original drawings. New-York, 1860. 479 S. 8.

Martinez y Sanz, Breves apuntes sobre la isla de Fernando Póo en el golfo de Guinea. Escríbelos por modo de introduccion à la historia de esta isla y para conocimiento de los que vayan à ella. Madrid 1859. 104 S. 8.

Sabine, E., Observations at St. Helena, 1844 to 1849. London, Longman, 1860. 4.

Casalis, E., Les Bassoutos, ou Vingt-trois années de séjour et d'observations au sud de l'Afrique. Paris, 1860. XX und 370 S. 8.

Mann, Robert James, The colony of Natal: an account of the characteristics and capabilities of this British dependency. Published under the authority of the government immigration board, for the guidance and information of emigrants. London, Jarrold, 1860. 8.

Barth's, Dr. H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849—1855. Im Auszuge bearbeitet nach dem in 5 Bdn. erschienenen Tagebuche. — In 12 Liefgn. 4—11. Lfg. Gotha, J. Perthes. 1. Bd. III S. und S. 241—508. 2. Bd. S. 1—400. 8. mit eingedruckten Holzschnitten und Chromolith. 8.

21. Nordamerika.

Kohl, J. G., Die beiden älteſten Generalkarten von Amerika. Ausgeführt in den Jahren 1527 und 1529 auf Befehl Kaiſer Karl's V. Im Beſitz der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Weimar, Landes-Induſtrie-Comptoir. X, 185 S. Fol. mit 2 Karten in Fol.

Squier, E. G., Collection of rare and original documents and relations, concerning the discovery and conquest of America. Chiefly from the Spanish archives. Published in the original, with translations, illustrative notes, maps and biographical sketches. New-York, 1860. 129 S. 4.

Dunster, Henry P., The discoveries of Columbus and of the English in America: including concise narrations of the first settlements, taken from the most authentic sources. London, Blackwood, 1860. 426 S. 12.

Handelmann, Privatdoc. Dr., Heinr., Geſchichte der vereinigten Staaten. 1. Thl. Die hiſtoriſche Entwicklung des Landes, des Volkes und der Verfaſſung. 2. Ausgabe. Kiel, Homan, 1860. XVI, 688 S. 8.

Abbott, Jacob, American history, illustrated with numerous

maps and engravings. Vol. 1. Aboriginal America. New-York, 1860. 288 S. 8.

Smith, John J., American historical and litterary curiosities; consisting of fac-similes of some plates, etc., relating to Columbus, and original documents of the revolution etc. With a variety of reliques, antiquities and authographs. With the assistance of several autograph collectors. Second series, complete in itself. New-York, 1860. 64 Kupfer. Folio.

Spencer, Dr. J. A., Geſchichte der vereinigten Staaten von den früheſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Mit einer Einleitung v. Frdr. Kapp. Illustrirt mit 52 ausgezeichneten Stahlſtichen nach Originalgemälden von Leutze, Weir, Powell u. A. 3 Bde. New-York. Philadelphia, Schäfer et Koradi, 1860. XXX und 1584 S. mit 5 Titel in Stahlſtich. 4.

Bancroft, Giorgio, Storia degli stati uniti d'America. Versione dall' Anglo-Americano di Gius. de Tivoli, con prefazione di Gius. Rovani. Vol. VI. Milano, Canadelli e Comp. 1859. 8.

Botta, C., Storia della guerra dell' Indipendenza degli Stati Uniti d'America. 3 vol. Torino 1859. 8.

Moore, George H., The treason of Charles Lee, Major-General, Second in command in the American army of the revolution. New-York. 1860. 115 S. 8.

Wiebke, J. H. L., Die erſten Jahre des nordamericaniſchen Freiheitskrieges. Ein Spiegelbild für die Gegenwart. Mit Plänen und 1 lithographirten Karte in qu. gr. Fol. Hamburg, Hoffmann et Campe. VIII und 352 S. 8.

Palfrey, John Gorham, History of New England during the Stuart dynasty. Vol. II. New York Little, Brown et Co., 1860. 640 S. 8.

Arnold, Samuel Green, History of the state of Rhode Island and Providence plantations, from the settlement of the state, 1636, to the adoption of the federal constitution, 1790. Vol II. 1700 — 1790. New York, Appleton et Co., 1860. 592 S. 8.

Remy, Jules, Voyage au pays des Mormons. Relation, géo-

graphie, histoire naturelle, histoire, théologique, moeurs et contumes. 2 vols. Paris, Dentu, 1860. XCV und 976 S. mit 1 K. und 10 K. 8.

22. Mittel- und Süd-Amerika.

Alaman, Historia de Méjico desde los primeros movimentos que prepararon su independencia en el ano de 1808 hasta la epoca presente. 5 tomos. Méjico (Madrid, Mellao). Mit Plänen, Karten und Facsimil. 4.

Hill, S. S., Travels in Peru and Mexico. 2 vols. London, Longman 1860! 640 S. 8.

Walker, Gen. William, The war in Nicaragua: with a map of Nicaragua. Mobile, 1860. 431 S. 8.

Actenstücke, Brasilischer Seite, betr. die Kolonisation des Kaiserreiches. Periodische Zeitschrift in zwanglosen Heften. Uebersetzt commentirt und herausg. von Capt. J. Hörmeyer. 2. Jahrg. 1—3. Hft. Rudolsadt, 1860. Leipzig, Wagnert III und 164 S. 8.

Lopes de Moura, Dr. Caetano, Epitome cronologico da historia do Brasil. Paris, Aillaud, Monlon et Ce, 1860. VII und 349 S. 18. mit 1 Kupfer.

Condemarin, G. Davila, Cenni storici, geografici e statistici del Peru. Torino, 1860. 8.

Memorias, de los Vireyes que han gobernado el Perú durante el tiempo del coloniajo espanol. Impresas de órden suprema. Tomes 1 — 6. Lima. 4.

Lorente, Sebastian, Historia antigua del Perú. Ebd. 1860. 345 S. 8.

Fuentes, Manuel A., Guia historico-descriptiva, administrativa, judicial y de domicilio de Lima, publicada por F. Bailly. 2da edicion. Lima, 1860. 321 S. 12.

Merandex, Baldomero, Manual de historia y cronologia de Chile. Paris, Rosa et Bouret. 384 S. 18.

Demersay, L. Alfred, Histoire physique, économique

et politique du Paraguay et des établissements des jésuites; accomnagnée d'un atlas, de pièces justificatives et d'une bibliographie. Tome 1er. Paris, Hachette et Ce. LXIV und 486 S. 8.

Documents officiels relatifs à la médiation pacifique de la république de Paraguay dans le différend existant entre les gouvernements de la confédération Argentine et de Buénos-Ayres. Paris, impr. de Raçon et Ce., 1860. 259 S. 8.

Ardouin, B., Etudes sur l'histoire d'Haïti. T. 9 u. 10. Paris, Dozabry, Magdaleine et Ce., 1860. 407, 367 S. 8.

Handelmann, Dr. Heinr., Privatdoc., Geſchichte der Inſel Hayti. 2. Ausgabe. Kiel, Homann. 1860. 192 S. 8.

Preisausſchreiben.

Die Société des Arts et Sciences zu Utrecht veröffentlicht folgende Preisaufgaben, um deren Abdruck wir erſucht werden.

1. Exposer les principes qui depuis le Traité de Munster jusqu' à nos jours, ont été énoncés et appliqués à l'occasion de la reconnaissance de l'indépendance des peuples qui avaient brisé leur joug, ou des changements opérés dans la forme de gouvernement.

2. Puiser dans l'histoire des Grecs et des Romains les preuves de l'influence que les idées et les théories des philosophes ont exercée sur les vues et la conduite politique des hommes d'état et démontrer les conséquences de cette influence dans les tentatives de réforme politique et sociale, qu'ils ont pratiquées.

3. Un aperçu historique sur l'état de nos connaissances concernant l'île de la Nouvelle-Guinée.

4. La société demande, que le poids atomique de deux éléments au moins, choisis de préférence parmi ceux, sur lesquels M. Stas n'a pas encore publié des recherches, soit déterminé de la manière la plus rigoureuse et en suivant des méthodes variées autant que possible.

5. L'histoire de l'évolution d'une ou de plusieurs espèces d'ani-

maux invertébrés, dont l'histoire n'a pas encore été décrite, accompagnée de planches illustratives du texte.

Le prix qui sera décerné à chaque réponse jugée satisfaisante, consistera en une médaille d'or de la valeur de trois cent florins de Hollande (600 francs). Les réponses pouvent être écrites en Français, en Hollandais, en Allemand (en lettres italiques), en Anglais on en Latin. Eles doivent être adressées, franches de port, avant le 30. Novembre 1862, au Secrétaire de la Société, M. le Dr. J. W. Gunning à Utrecht. Pour les questions No. 3 et 4 le concours restera ouvert jusqu'au 30. Novembre 1863. Les mémoires doivent être écrits d'une autre main que de celle de l'auteur, et accompagnés d'un billet cacheté, renfermant son nom et portant sur l'adresse la lettre L, s'il est membre de la Société. Les résponses couronnées seront insérées dans les Mémoires de la Société.

S'adresser pour de plus amples informations, au Secrétaire M. Gunning.

Druck von Dr. C. Wolf & Sohn.

Nachrichten

von der

historischen Commission

bei der

Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

(Beilage zur Historischen Zeitschrift herausgegeben von H. v. Sybel.)

Dritter Jahrgang.
Erstes Stück.

München, 1861.
Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Druck von Dr. C. Wolf & Sohn.

VIII.

Zur Geſchichte der oberbayeriſchen Landeserhebung im Jahre 1705.

Von

August Schäffler.

I.

Der blutige Tag bei Blindheim-Höchſtädt am 13. Auguſt 1704 hatte Max Emanuel's völliges Unglück entſchieden [1]) und ihn mit den Reſten ſeines ſtehenden Heeres [2]) nach Flandern gejagt. Seine Gemahlin Thereſe Kunigunde ſolle an ſeiner Stelle über das unglückliche Bayern herrſchen, ſo lautete Maxen's letzte Verfügung auf deutſchem Boden; ſie ſolle, wenn es möglich wäre, den Frieden, den er kurz vorher ausgeſchlagen [3]), dem ſchwergeprüften Lande bringen. Wohl kam derſelbe nach den demüthigenſten Zugeſtändniſſen am 7. November 1704 zu Ilbesheim zu Stande, aber unter welchen Bedingungen! Die Knechtſchaft Bayerns unter Oeſterreich war der Kaufpreis dafür. Das einzige Rentamt München wurde noch der unglücklichen Tochter des großen Sobiesky und ihren Kindern gelaſſen, Alles andere, darunter alle Feſtungen des Landes, wurden von öſterreichiſchen Truppen beſetzt [4]).

Nach Ratification des Vertrags [5]) wurde Bayern, ohne daß man die Zustimmung der Kurfürsten einholte, wie ein mit den Waffen erobertes feindliches Land, wie ein an Oesterreich heimgefallenes Lehen behandelt. Vom Kaiser bestellte Minister verwalteten dasselbe. Max Karl Graf von Löwenstein-Wertheim wurde zum Statthalter, der Graf von Lamberg zum Prokurator in Sachen des Krieges, der Graf von Mollart in „Cameralibus“ eingesetzt. Die neu ernannte Administration nahm in Landshut ihren Sitz [6]).

Der Huldigungseid wurde nach kaiserlichem Mandat [7]) am 9. Mai 1705 abgenommen und von allen Herrschafts- und Hofmarksinhabern und Pfleg- und Landrichtern geleistet. Die Lasten, die man dem durch schlimme Verwaltung und Krieg bereits stark herabgekommenen Bayerland aufbürdete, überstiegen jede Gerechtigkeit und Menschlichkeit [8]). Es gab mit Ausschluß des Rentamtsbezirkes München fast kein Haus und keine Hütte, wo nicht Soldaten lagen und dem Bürger und Bauer sein Hab und Gut verprassten und sein Haus entehrten. Prinz Eugen hatte zwar eine strenge Ordonnanz [9]) erlassen, „es sollten nirgends mehr als zwei Mann ins Quartier gelegt werden, Bürger und Landmann sollten im Betrieb ihres Gewerbes nicht gestört werden; man zahle nach Belieben entweder 3 Gulden für den Mann oder gebe ihm täglich ein Pfund Fleisch, zwei Pfund Brod, eine Maß Wein und für jedes Pferd sechs Pfund Haber, acht Pfund Heu. Zwiste zwischen Soldaten und Quartierträgern soll nicht die militärische, sondern die Ortsobrigkeit schlichten, schwere Fälle die österreichische Regierung zu Landshut entscheiden. Eigenmächtige Executionen eines Corps oder Regiments seien unstatthaft“.

Man kehrte sich aber nicht an diese Verordnungen. Hätte man sie auch beobachtet, was wäre es für eine Erleichterung gewesen, da ja schon die andern Leistungen, außer diesen Einquartierungslasten unerschwingbar waren. So mußte jeder Contribuent wöchentlich fünfthalb Gulden an die österreichische Generalkasse nach Landshut liefern [10]); alle Staatseinkünfte waren in der Gewalt des Feindes, wohlhabendere Orte hatten noch eine eigene Contribution zu zahlen, Bürger und Bauern hatten jetzt eine dreifache Steuer, eine außerordentliche Kriegssteuer und mußten das bisher unbekannte Stempelgeld und endlose Naturalleistungen geben. Aber nicht allein die völlige

Aussaugung Bayerns hatte Oesterreich im Auge, sein Sinn war auch auf eine Zerstückelung des Landes gerichtet, um mit dessen Trümmern die Alliirten für ihre Dienstleistungen abzufüttern und eine Wiedervereinigung des ganzen Bayerlandes unter einem Scepter zu verhindern [11]). So erhielt bald nach der Schlacht bei Blindheim Marlborough Mindelheim als unmittelbares Fürstenthum [12]). Ein Hinderniß stand freilich den Kaiserlichen noch im Wege, ehe sie ganz nach Belieben mit dem Bayerlande verfahren konnten, der Umstand nämlich, daß der unglücklichen Kurfürstin der Rentamtsbezirk München zugesprochen worden war. Auch dieser wurde bald entfernt.

Am 21. Dez. 1704 [13]) war Therese Kunigunde mit ihrem jüngsten Prinzen Max Emanuel niedergekommen. Kaum von den Wochen genesen, reiste sie zu ihrer Mutter nach Venedig [14]) (am 16. Februar). Die Gründe, die sie nach dem Süden trieben, werden verschieden angegeben. Ein Theil der Historiker behauptet, jesuitisch-österreichischer Einfluß hätte sie zu diesem Schritt veranlaßt, ein anderer will wissen, der Churfürst hätte ihr diesen Rath ertheilt, ein dritter sucht in dem Bedürfniß einer Erholung an Geist und Leib die Veranlassung [15]).

Kaum war die Kurfürstin aus den vaterländischen Marken, so erschienen unerwartet am 15. Mai Morgens 7 Uhr unter dem Kommando des Grafen Gronsfeld zehn- bis zwölftausend Mann österreichischer Truppen vor München [16]), die man in Eilmärschen aus Tyrol, von wo aus sie sich nach Italien hätten begeben sollen, vor die churbayerische Residenzstadt dirigirt hatte.

Diese gewaltsame Maßregel basirte auf Folgendem. Wider den unerträglichen Druck der kaiserlichen Administration in Abgaben und Leistungen hatten sich bayerische Männer zu einem geheimen Bund zusammengethan; abgedankte Officiere und Soldaten, sowie auch französische Emissäre, organisirten das Ganze. Man trug sich mit dem Plane, die ganze österreichische Besatzung an einem Tage [17]) (Himmelfahrtstage) niederzumachen, sich der Städte im Lande und eines Passes zu der Donau zu bemächtigen und dort sich so lange zu halten, bis ein französisches Heer entweder durch die Schweiz oder durch Elsaß oder Schwaben zur Unterstützung ankäme [18]) — da wurde plötzlich Baron von Lier [19]), der sich vom Kaiser einen Paß nach Brabant ausgewirkt und jetzt durch sein zu häufiges Hin- und Herreisen Verdacht

erregt hatte, mit zwei Begleitern, verkleideten Stabsoffizieren, zu Donauwörth gefangen genommen und seiner vom Churfürsten mitgebrachten Briefschaften, die er durch die Post vorausgeschickt hatte[20]), beraubt. Die aufgefangenen Briefe haben keinen Beweis von einer geheimen Reaction den Kaiserlichen in die Hand gegeben — ein Verräther[21]) und Spione haben sie sicher auf die richtige Fährte geleitet — aber sie waren doch die gewünschte Handhabe, die schon seit lange ersehnte Besetzung[22]) Münchens zu vollziehen, zumal da jetzt die Kurfürstin, der man die Immunität der Residenzstadt garantirt hatte, sich außer Landes befand. So ward General Gronsfeld vor München gerufen. Die Bürger schlossen die Thore, besetzten die Wälle und machten Miene, mit den Waffen in der Hand den Ilbesheimer Vertrag aufrecht zu erhalten[23]). Die Kaiserlichen sandten den Grafen Eckenfort[24]) an die Bürger. Er zeigte ihnen den Tod des Kaisers Leopold an, meldete ihnen durch ein kaiserliches Mandat[25]), daß der neue Kaiser Joseph »es wichtiger Ursachen halber und zu deß Landes eigenen innerlichen Ruhe und Sicherheit ohnumbgänglicher Nothdurft zu seyn befunden, eine Besatzung in München einzulegen und sie dannenhero unverzüglich in der Stadt einzunehmen, anbey aller Schutz und Gnaden, auch von der Besatzung guter Disciplin versichert, wie nicht weniger die Prinzen außer aller Furcht und Sorge zu seyn hätten, zumahlen ihnen kein Leyd widerfahren, auch ihrem Stand nach mit geziemender Ehrerbietigkeit begegnet und alle Sicherheit geschaffet werden solle«.

Um dieser von der kaiserlichen Administration, die sich mit im Lager befand, unterzeichneten »Proposition« mehr Nachdruck zu verleihen und die Folgen einer Nichtannahme voraus anzuzeigen, traf General Gronsfeld die nöthigen Anstalten zu einer Beschießung der Stadt. Das wirkte. Am 16. Mai zogen 5000 Mann kaiserlicher Truppen und mit ihnen der kaiserliche Statthalter, der von nun an in München residirte, durch das »Neuhäuserthor« in die Stadt ein[26]).

Was auf diesen Vorgang folgte, war durchaus nicht dazu angethan, bei dem Bayernvolke freudigere Hoffnungen, denn früher zu erwecken. Sogleich wurden alle den Kaiserlichen verdächtigen Personen verhaftet[27]). Unter ihnen befand sich auch der Hofkammerrath Neusammer, der den Ilbesheimer Vertrag statt der Churfürstin un-

terzeichnet hatte. Er wurde unter militärischer Bedeckung nach Kufstein abgeführt. Die andern Bürger mußten den Huldigungseid leisten. Das bürgerliche Zeughaus zu München wurde ausgeleert, der Waffenvorrath nach Straubing geschafft[28]), alle Einwohner wurden entwaffnet und die Befestigungswerke der Residenzstadt geschleift.

Auf die Kunde von solchen Vorfällen, wollte die Churfürstin in ihr Land zurückkehren; man verweigerte ihr den Eintritt an der Grenze[29]), trotzdem ihr freie Rückkehr versprochen worden war[30]). Ihr ältester Sohn drückte in einem Schreiben dem neuen Kaiser Joseph sein Beileid über den Heimgang Leopold I. aus, beglückwünschte ihn zum Antritte seiner Regierung und lag ihm mit den rührendsten Bitten an, er möge doch die Churfürstin Mutter zu ihren Kindern zurückkehren lassen. Die Antwort darauf war, daß man die Zügel des Despotismus noch strammer faßte als früher; selbst die Frauen[31]) derer, die dem Churfürsten nach Brabant gefolgt waren, eine Gräfin „Törring-Seefeld", „Rethberg", „Wath", „Taufkirch", „eine Baroneſſe Brielmeier" wurden aus ihren Behausungen gejagt, ihre Familienpapiere durchwühlt, ihr Eigenthum geraubt. Contributionen auf Contributionen wurden dem Lande abgepreßt und durch eine gewissenlose Administration Millionen verschleudert[32]); heimliche Späher zogen durch Dorf und Stadt und jetzt ging der Befehl[33]) durch die Lande neuerdings zwölftausend Mann in Bayern auszuheben[34]), um sie in Italien oder Ungarn für den Kaiser hinschlachten zu lassen. Man sandte Deputirte aus geistlichem und weltlichem Stande[35]) nach Wien an den Kaiser, die um Erleichterung der drückenden Lasten bitten sollten[36]). Es war umsonst. Damit war aber auch die Stunde der That gekommen.

Immer schwüler zogen sich die Wetterwolken über den Häuptern der Unterdrücker zusammen[37]). Es war damals in Bayern eine furchtbare Zeit, die Losungsworte „Kaiser" und „Churfürst" waren es, welche die bayerische Bevölkerung in zwei Heerlager theilten. Wem sollte man gehorchen? Die Adelichen und der hohe Clerus schlossen sich fast allgemein dem Kaiser an, das unmenschlich geknechtete Volk blieb seinem Churfürsten getreu, der in der Ferne weilte und ihm keine Hilfe bringen konnte. Es war auf sich allein angewiesen, es mußte sich selbst zum Erlöser werden, es erhob sich und

der Ruf scholl durch das Land: „Lieber bayerisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben.“ Wohl war eine Erhebung in dieser Zeit ein unbedachter, gewagter Schritt. Die feindlichen Truppen waren bereits in die Winterquartiere eingerückt, kriegsgeübte Schaaren; die Aufständischen hingegen ein ungeübter, undisciplinirter, fanatischer Haufe, zusammengewürfelt aus allen Ecken und Enden, ohne gehörige Bewaffnung und Munition, ohne energische Führung. Und doch wäre es möglich gewesen, das Joch abzuschütteln, hätte nicht Verrath und Hader in der Mitte der „Landesvertheidiger“ gelauert und wäre Adel, Clerus[38]) und Volk muthig und getreulich wie ein Mann zusammengestanden. So aber rotteten sich Bürger und Bauern allein zusammen und schwuren einen Bund auf Leben und Tod.

Den Anfang der Erhebung machten 500 Bauern, die bei Neunburg vor'm Wald und bei Retz in der Oberpfalz den Oesterreichern die ausgehobenen jungen Leute mit den Waffen entrissen. Ihnen thaten es die Bauern am Inn und an der Isar nach. Kühne Männer tauchten allenthalben empor und stellten sich an die Spitze einzelner Rotten. So Meindl, so Hofmann, so der Wirth von Ried, so die Söhne des Pflegers von Mühlheim und später Kraus, so eine Schaar abgedankter churbayerischer Soldaten[39]). Innerhalb weniger Wochen war das Heer der bayerischen „Landesvertheidiger“ — so nannten sie sich — bis auf 30000 gewachsen. Burghausen, Braunau und Schärding wurden erstürmt. Vom Inn und der Isar zog der Aufstand an die Donau. Kelheim, Vilshofen und Cham erhoben sich nach einander. Patente, die ein gewisser Forchhammer abgefaßt, und ein gewisser Johann Wilhelm Heymon mit J. H. Wormbs unterzeichnet hatte[40]) und vorgebliche Mandate[41]) des Churfürsten, wurden aller Orten verbreitet. Tausende der Aufständischen fielen unter dem Schwerte, Hunderte der Gefangenen wurden von den Oesterreichern an den nächsten Bäumen aufgeknüpft, die Erhebung jedoch wuchs. Aus dem Blute der Gefallenen erstanden neue Streiter. So weit war die Sache gediehen. In Oberbayern — an der Tyroler Grenze — von den sogenannten Isarwinklern — wurde der Plan ausgeheckt, die Stadt München den Oesterreichern abzuringen und die Churfürstlichen Prinzen, die dort in einer Art von Haft sich noch befanden, den Händen der Kaiserlichen zu entreißen.

Schon Anfangs Dezember kamen zu diesem Zwecke die Bauern zur Nachtszeit heimlich an drei verschiedenen Orten zusammen und berathschlagten. Verabschiedete Soldaten waren auch hier wieder die Seele der Agitation. Den Tyrolern und Kaiserlichen blieb dieß nicht verborgen. Erstere verschanzten ihre Pässe, verstärkten die Festungswerke, letztere riefen noch größere Truppenmassen in's Land.

Die Bauern äußerst bestürzt über diese Nachricht beschworen in der Nacht des 13. Dez. ein Bündniß, stürmten um 1 Uhr früh in das Kloster Benedictbeuern und forderten Waffen. Der Prälat [41]) verweigerte sie; die Bauern schleppten nun den Klosterrichter mit sich, machten den Weg am Walchensee unzugänglich und stellten Wachen aus. Der Prälat berichtete diese Vorfälle der kaiserlichen Administration nach München. Man achtete dort die drohende Gefahr für gering und gab ihm die Weisung, er, der die ganze Sache angestiftet habe, solle gleichviel auf welche Art so schnell als möglich die Bauern zur Ruhe bringen. Dafür sollte das Kloster auf alle Weise verschont und demselben die Kosten erstattet werden, die durch den Durchzug der Soldaten erwachsen wären. Das Bemühen des Prälaten war umsonst. Die Bauern sammelten sich wieder am Kloster mit dem wiederholten Begehren nach Waffen, und zwangen durch Drohungen den Prälaten, ihnen zwei kleine Kanonen und zwei Trompeten auszuliefern. Immer näher zog die Gefahr für die Kaiserlichen heran. Die »niederbayerische Landesdefension« setzte sich mit der oberbayerischen in's Einvernehmen, man einte sich dahin, gemeinschaftlich am Weihnachtstage München zu erobern. Auch in Tölz kamen um die Mitte des Dezembers aus der ganzen Umgegend und auch aus München Beamte, Offiziere, Bürger und Bauern und der Kriegscommissär Fuchs zu einer Versammlung zusammen. Man machte Mittheilungen, »die Kaiserlichen hätten im Sinne, die kurfürstlichen Prinzen zu entführen [42]), ja der Graf von Löwenstein habe Befehle erhalten, die auf den totalen Ruin des Bayerlandes abzielten und der Art wären, daß der Graf vor der Ausführung zurückbebe. Der Wille des Kurfürsten sei es, daß man sich erhebe. Der Aufstand sei bereits im Gange; aus dem Rentamt München seien allein 20000 Mann beisammen und 8000 Mann Unterlandsdefensoren träfen zur bestimmten Stunde mit ihnen zusammen. Waffen

liefere München und das Schloß „Hochenburg.“ Der 24. Dezember wurde als Sammeltermin in Schäftlarn festgesetzt, tiefes Stillschweigen jedem auf die Seele gebunden.

In der Stadt München selbst organisirte ein Bürger, Gütler, eine Erhebung, die gleichzeitig mit der der Landesdefension stattfinden sollte. Es wurde verabredet, daß sich mit Waffen unter den Mänteln zur Zeit der Christmette (am 24. Dezember), die Studenten am Anger, die Hofbediensteten vor der Residenz, die Bürger vor dem Kloster der Augustiner einfinden sollten. Auf ein gegebenes Zeichen sollten sie die kaiserliche Besatzung entwaffnen, sich eines Thores bemächtigen und mit Granaden [44]) den heranziehenden Landesvertheidigern, mit denen man sich in's Einvernehmen setzte, das Zeichen zum Angriff und Sturm geben. Der Braumeister im weißen Bräuhaus hatte versprochen, den Streithaufen, welchen Gütler anführte, durch das Bräuhauspförtchen in die Stadt einzulassen. Ein anderer Bürger, Senser, schaffte Waffen und Munition. Würde die Oeffnung des Einlaßthürmchens am Kostthore mißlingen, so solle zu einem Straffenkampfe und einer Erstürmung der Thore geschritten werden.

Am 24. Dezember sammelten sich 2769 [45]) Bauern, Beamte, Offiziere und Soldaten unter dem Obercommando des reformirten d. h. außer Dienst gestellten churbayerischen Hauptmanns Mayr [46]) in Schäftlarn zu dem Zuge nach München. Schon hier zeigten sich einige Mißhelligkeiten. Manche Angaben der Tölzer-Versammlung erwiesen sich als unstichhaltig und mancher Beamte, der beim Zug war, wollte wieder zurück. Die Tölzer Schützen besetzten die Schäftlarner Brücke und drohten, jeden Beamten, der zurückginge, erschießen zu wollen. Man brach auf, die Beamten mußten mitziehen. Die Sache gestaltete sich immer gefährlicher. Der Postmeister von Anzing, ein treuer Patriot, hatte die Nachricht gesandt, daß man sich auf die Ankunft der Unterlandsdefensoren nicht mehr verlassen könne. Kaiserliche Truppen seien ihnen entgegengesandt worden und einige Stunden vor München stehe eine feindliche Heeresabtheilung. Wieder gemahnten einige an den Rückzug. Der gräflich Tattenbachische Pfleger von Vallai, Maximilian Alram [47]), der sich mit 400 Vallaischen Unterthanen den Landesvertheidigern ange-

schlossen hatte, gab den Rath, man solle über die Brücke bei Schäftlarn wieder zurückkehren, bis Vallai sich zurückziehen, dort sich halten bis die Unterlandsdefensoren ankämen und mit diesen vereint das feindliche Korps aufsuchen und wenn dasselbe geschlagen wäre, — was, wenn die nieder- und oberbayerischen Landesdefensoren sich geeint hätten, ein Leichtes sein würde — so übergäbe sich die Garnison von München von selbst. Trüge man Bedenken, sich in eine Schlacht einzulassen, so könnte man doch vermöge der Ueberzahl die Kaiserlichen zwingen, die Prinzen im Lande zu lassen, und ihnen dabei für Bayern förderliche Concessionen abnöthigen.«

Alle Beamten und Offiziere, darunter auch Gauthier, der sich durch seinen Dollmetscher den Vorschlag Alrams interpretiren ließ[48]), stimmten Alrams Rathe bei und fügten ihrerseits nur bei, daß man die Unterlandsvertheidiger schnell von dem Entschluße in Kenntniß setzen und sie zur Eile antreiben solle. Der Münchner Weinwirth Johann Jäger, ein Mitglied des äußern Rathes[49]) der Stadt München, ein geborner Tölzer und sein Camerad »Passauer« genannt — ersterer war angeblich als Abgeordneter der Münchner Bürgerschaft, letzterer als der eines churbayerischen Cavaliers nach Schäftlarn gekommen — sprachen gegen den Rath des Alram, mahnten an das Einverständniß mit den Münchnern, erinnerten an die Einzelnheiten des festgesetzten Kampfes und der beschlossenen Ueberrumpelung und fügten die Behauptung bei, es sei nur in der Christnacht allein möglich, München im Einverständnisse und mit Unterstützung der Bürger zu nehmen. »Des Kurfürsten Ungnade treffe jeden, der sich dem Befreiungszuge nicht anschließe.« — Man glaubte aber dem Jägerwirth nicht so recht, zumal da es sich um ein kurfürstliches Patent handelte, das man niemals zu sehen bekommen hatte, und von dem man nur hörte, es sei bei einem Cavaliere in München deponirt[50]). Es wurde allgemein der Rückmarsch nach Schäftlarn und von da über die Brücke nach Vallai beschlossen. Jäger stachelte nun die Tölzer Schützen wieder auf, so daß sie durch Abgeordnete den Commandanten Mayr und Huy sagen ließen, sie würden sie »in Stücke zerhauen« wenn sie noch ein Wort vom Rückzuge sprächen. »Sye[51]), die Schützen, sehen capabl ohnne der Minchner oder der

Vnderlandtsdefensorn Hilf die Keyserliche nit allein aus Minchen: sondern auch aus dem gannzen Lanndt zesagen.«

Alram mahnte wiederholt, die Sache ernstlich zu überlegen, damit es in der Folge nicht heiße, wenn ein Unglück eintrete, »die Bauern seien verführt worden.« Jäger vereitelte auch diese Berathung und trieb die »furiosen« Tölzer Schützen zum eiligen Aufbruch an. Man zog wieder eine Strecke weiter. Da zeigten sich 50 Reiter, welche die Kaiserlichen, die von der »Bauernrevolte« Kunde erhalten hatten, zur Recognoscirung ausgesandt hatten, die Tölzer-Schützen griffen sie an und schlugen sie siegreich zurück und »haben nun vermeint, die völlige Victori: vnd die Statt Minchen schonn erobert zehaben, sagent, nun werden die Keyserliche gleich die Flucht ergreifen, vnd Minchen verlassen«. Die Commandanten Mayr und Huy und die Beamten stimmten für schleunigen Rückzug »in erwegung vernünfftig zeschliessen ware, daß das feindtliche Corpo vns nun balt auf den Ruckhen khommen: vnd das vorbeigegangene revanchiern werde.« Das dritte Mal zog sich eine Abtheilung der Landesdefensoren zurück. Nach kurzer Frist eilten ihnen die Tölzer Schützen — wahrscheinlich im Bewußtsein ihrer Schwäche — nach, und zwangen sie zum dritten Mal zur Umkehr, setzten den Obercommandanten Mayr ab mit dem Beifügen, er solle sich nicht mehr blicken lassen, wenn er nicht erschossen werden wolle, und ernannten Alram zum Oberbefehlshaber[52]). Der schlug die Wahl aus. So ist, wie schon Föringer ganz richtig erkannt hat, der Zug von Bayerbrunn aus, thatsächlich ohne alle militärische Oberleitung der Gesammtheit ausgeführt worden. Leider bricht hier Alram seinen ausführlichen Bericht, der den Stempel der lautersten Wahrheit an der Stirne trägt, mit den Worten ab: »wie es alsdann hergannggen, dauon werden Eur kurfürstl. Durchl. vorhin schon Allergenedigiste Wissenschafft haben, und will zu Abkürzung diser meiner Allerondertheniglsten Relation vnd Memorials nur Volgentes melden, daß ꝛc.« Von dem Schicksale des Hauptmann Mayr wissen wir nur das eine zu berichten, daß er bei Sendling gefangen und später zu München hingerichtet wurde. Wie er nach München gekommen, läßt sich nicht entscheiden. Nicht unwahrscheinlich möchte es sein, daß derselbe mit seinem Anhange zurück

über die Schäftlarner Brücke ging und — gleichviel durch was veranlaßt — auf der rechten Seite der Isar nach München hinabzog. — cfr. Europäische Fama XLV. S. 660.

Ehe wir jedoch die Oberbayerische Landesdefension auf ihrem »letzten« Gange begleiten, wollen wir einen Blick auf das Innere der churbayerischen Residenzstadt thun.

In München waren die Kaiserlichen von dem ganzen Vorhaben der Oberländer und dem Einverständniß dieser mit den Münchner Bürgern in Kenntniß gesetzt worden. Der Pflegcommissär von Starnberg Johann Joseph Oettlinger[53]) war zum Verräther an der Sache des Vaterlandes geworden. Er hatte sich mit 200 seiner Mitbürger bei der Versammlung in Schäftlarn befunden und war von dort, nachdem er den Expeditionsplan der Oberländer in Erfahrung gebracht hatte, mit einem von den Bauern gefangenen kaiserlichen Tambour entwischt, in die Stadt geritten und hatte dem Grafen von Löwenstein den ganzen Anschlag hinterbracht. —

Alle Bürgershäuser wurden auf solche Kunde hin durchsucht, die Einwohner zum zweiten Male entwaffnet, Kanonen auf den zum Losbruch des Aufstandes bestimmten Plätzen aufgeführt und den Bürgern bei Todesstrafe verboten, sich zu erheben oder selbst nur einen Schritt auf die Gasse zu thun. Der gut österreichisch gesinnte Bürgermeister Bachieri ließ diesen Befehl von Haus zu Haus ansagen. — Keiner der Bürger regte sich.

Zu gleicher Zeit zeigte der Postmeister der kaiserlichen Administration an, daß ihm zwei Kuriere und ein Staffettenpferd ausgeblieben seien, auch zehn Reiter hatte man vor 3 Tagen bereits ausgeschickt, sie waren nicht mehr zurückgekommen. Man sandte nun einen »Hauptmann« mit achtzig Dragonern aus, um die Stellung und Stärke der Bauern zu erfahren. Damit aber die Stadt nicht von Cavalerie, die zu Patrouillen verwendet wurde, entblößt wäre, wurden hundert Mann zu Pferd[54]) von dem Kriechbaumischen Corps, das drei Stunden vor München bei Anzing stand, hereinberufen. Diese rückten alsbald ein. Nachmittags 2 Uhr kehrten die ausgeschickten Dragoner mit ihrem Hauptmann zurück; sie waren, wie wir schon oben erwähnt haben, mit den Oberländern zusammengetroffen,

und hatten mit einem Verluste von zwei Mann sich zurückgezogen. Gegen Abend erhielt man Kunde von der Stärke der Bauern[55]).

Nochmals sandte man an Kriechbaum mit dem Befehl, er solle mit seinem Corps nach München rücken und seinen Marsch beschleunigen, sobald er Kanonendonner vernehme[56]). Gegen Abend rückten alsdann auch alle Truppen zu „Roß und zu Fuß“ aus, um die Bürger in Schranken zu halten. Nach Mitternacht entstand plötzlich Lärm vor der Stadt. Die oberbayerische Landesdefension war angekommen. Ein Theil wartete am Kostthor auf Einlaß[57]), der andere hatte sich mit der Zunft der Zimmerleute von der Au verstärkt und griff jetzt, als sich das verabredete Zeichen noch immer nicht zeigte[58]), den „rothen Thurm“ an der Isarbrücke an. Es war dieß ungefähr um 1 Uhr Morgens. Nach kurzer Gegenwehr wurde derselbe genommen[59]). Von dieser Zeit an bis Morgens acht Uhr beschossen sie die Stadt mit den beiden Feldstücken, die sie in Benediktbeuern erpreßt hatten, und den hier eroberten, säuberten mit wohlgezielten Büchsenschüssen die Wälle der Stadt von vertheidigenden Oesterreichern und ließen die Stadt durch einen Tambour zur Uebergabe auffordern. Die Oesterreicher vertheidigten sich sehr schlaff; sie warteten auf Entsatz durch Kriechbaum. Dieser hörte halben Weges Kanonendonner, beschleunigte seinen Marsch, so viel er konnte, und um 8 Uhr Morgens verkündeten 3 Kanonenschüsse von der Gasteigerhöhe aus den Belagerten seine Ankunft. Die Isarbrücke hatten die Oberländer unbegreiflicher Weise unbesetzt gelassen. In geschlossenen Reihen ließ Kriechbaum seine Infanterie über dieselbe ziehen, um die Belagerer vom Rücken anzufallen; durch die seichte Isar ließ er seine Husaren und Panduren setzen, um zugleich auf beiden Flanken einen Cavallerieangriff zu formiren. Zu eben derselben Zeit geschah ein Ausfall aus der Stadt, die Oberländer kämpften wie Löwen, mußten aber der Uebermacht weichen. Die Besatzung der Stadt war 5000, das Kriechbaumische Corps 3000 Mann stark; die Landesvertheidiger zählten kaum 3000 Köpfe. Sie wurden von München weg gegen Sendling[60]) zu gedrängt, fast von allen Seiten von den Soldaten umringt, zusammengetrieben und gezwungen, ihre Waffen zu strecken. Als sie dieß in der Hoffnung, die versprochene Begnadigung zu erlangen, gethan hatten, da wütheten die Soldaten gegen die Wehrlosen. Ein

Theil entkam durch die Flucht, der größere Theil jedoch wurde getödtet oder auf das Gefährlichste verwundet. „So wurde," schreibt Meichlbeck, „der Geburtstag des Herrn nicht so fast durch ein Kriegsgefecht, als vielmehr durch Hinmordung der unglücklichsten Menschen entehrt und gebrandmarkt".

Um 11 Uhr Mittags deckten gegen 2000 Leichen das Wahlfeld. Nachmittags schleppte man 500 meist schwer Verwundete in die Stadt und „feindt — so berichtet Bachieri — pro Terrore lang auf denen Gassen liegent gelassen worden, bis man sie hin und wieder in die Spitäler[61]) vertheilt hat". Sechs Kanonen, fünf Munitionskarren, zwei Heerpaucken, vier Fahnen mit den bayerischen Wappen fielen in die Hände der Sieger.

Die Bürger von München wurden sodann von der kaiserlichen Administration wiederholt beeidigt und zum dritten Male entwaffnet. Letzteres geschah am 29. Dez. 1705 wie ein Erlaß des Grafen Löwenstein beweist[62]). cfr. Rhats-Prothocoll. Anders Buch. Statt-schreiberey. München Pro Anno 1705. Im ganzen Lande fahndete man auf die Theilnehmer an dem Bauernaufstande. Besonders wurden die reformirten Soldaten der churbayerischen Armee in strenge Untersuchung genommen. Wer von den Gefangenen nicht schon auf der Straße verblutete oder im Spitale gestorben war, der endete auf dem Schaffot. So starben auf dem Blutgerüste zu München am 29. Januar 1706 Abel, Adjutant im Regiment Lützelburg, der Lieutenant v. Lantze, der Eisenhändler Senser und der Wirth Kitler vom Thal. Der Jägerwirth wurde am 17. März 1706 zu München hingerichtet, der todte Körper publice „geviertheilt", der Kopf auf den Isarthurm, die vier Theile aber, wie mit dem Kitler geschehen, im Burgfrieden aufgesteckt und sein Vermögen confiscirt. Unter den Gefangenen befand sich wie schon erwähnt der Hauptmann Mayr. — Fuchs, Alram und der in Alram's Bericht öfter genannte Lieutenant Huy waren entkommen. cfr. Oberbay. Archiv XVII. S. 341 ff. Bei Aidenbach unweit Vilshofen wurden die letzten Reste der Landeserhebung blutig zusammengehauen und die hie und da sich noch zeigenden Funken der Opposition zertreten. Hofmann und Kraus und noch viele andere Patrioten verbluteten ebenfalls auf dem Schaffote. Das arme Bayerland zitterte noch lange unter dem Joche des här-

testen Despotismus, die vier ältesten kurfürstlichen Prinzen wurden unter dem Namen „Grafen von Wittelsbach“ 1705 als Geißeln nach Klagenfurt, 1711 nach Grätz in Steiermark geführt und dort wie Gefangene behandelt, die Prinzessin sperrte man in's Angerkloster, die die drei jüngern Prinzen wurden einem Fräulein von Weichs in München zur Erziehung übergeben, den Kurfürsten und seinen Bruder Joseph Clemens, Erzbischof von Köln, traf am 29. April 1706 die Acht, ihr Besitz wurde in Stücke zerrissen und verschenkt. Erst mit dem Tode Joseph's I. im Jahre 1711 entzündete sich der erste Hoffnungsstrahl besserer Tage in den Herzen der schwergeprüften Bayern.

II.

Wir haben die Geschichte des vaterländischen Bauernaufstandes uns vergegenwärtigt; bayerischen Lesern wird es aufgefallen sein, daß ein Name, eine Heldengestalt darin nicht vorgekommen ist, welche mehr als jede andere in unsern Landen populären Ruhm und dankbare Feier gewonnen hat, deren Thaten lebendiger Besitz des Volksbewußtseins und weitverbreitete, unbedingt anerkannte Volkssage geworden sind. Wir wollen die Sage berichten, wie sie im Volke von Mund zu Mund geht, wie sie in Schrift und Bild uns aufbehalten wurde.

„Balthasar Mayr ist der Ueberlieferung zufolge in Waakirchen auf dem sogenannten „Chrisamgütel“ von armen aber redlichen Bauersleuten geboren. Er erlernte in seiner Jugend das Schmiedehandwerk, trat aber in der Folge als Flügelmann der bayerischen Leib- und Grenadier-Abtheilung in die kurbayerische Armee. In den Türkenkriegen, die er unter Max Emanuel mitmachte, zeichnete er sich durch seine Tapferkeit, Stärke und Größe aus, und erwarb sich den Beinamen des bayerischen Riesengrenadiers. Acht Schuh drei Zoll soll er groß gewesen sein[81]). Vor Wien schlug er mit dem geschwungenen Gewehrkolben ganz allein mehr denn zwei Dutzend Ungläubige zu Boden; in der Schlacht bei Siclos sprang ihm seine „Wehr“, er riß die Deichsel eines Wagens ab und zerschellte einen ganzen Schwarm berittener Türken. Als Max Emanuel die hohe Belgradmauer stürmte, war es Bayerns Riesengrenadier, der sich mit seinem Rücken an das Hauptthor stemmte, dasselbe sprengte, als der Erste hineinstürzte und zu Boden schlug, was ihm Widerstand bot. Nach Beendigung der Türkenkriege, in denen er auch ehrenvolle Wunden erhalten hatte, zog

er sich nach Kochel zurück und lebte dort, bis ihn die Erhebung der Bauern nochmals unter die Waffen rief, als Schmied. Auch in dieser Funktion gab er wiederholte Proben seiner Kraft. Das stärkste Hufeisen z. B. brach er mit einem Riß entzwei, das unbändigste Pferd warf er zu Boden und beschlug es. Wegen dieser seiner Stärke wurde er zum Anführer in der Christnacht-Expedition gewählt. Die von der Gräfin Arco [63]) gestickte Löwenfahne in der einen, die mehr als einen Zentner schwere Stachelkeule in der andern Hand, stürmte er allen voran. Wie vor Belgrad, so sprengte der Schmiedbalthes auch am »rothen Thurm« vor München die festgeschlossene Pforte, schlug mit seiner Keule achtzehn Mann zu Boden, und als die Landesvertheidiger nach Sendling zurückgedrängt wurden, so war der Schmiedbalthes der letzte Kämpfer über hochgethürmten Leichenhaufen. Ihm zur Seite waren sein Vetter Reifenstuhl aus Gmund und seine beiden Söhne, Lorenz und Paul, gefallen, er hatte schon viele Verwundungen empfangen und dennoch stand er noch und kämpfte wie ein Löwe. Da durchbohrte eine Lanze seine Brust, er sank und starb. Seine Hand umfaßte im Tode noch das Löwenbanner«.

Prüfen wir zunächst, wie weit diese Angaben thatsächlich auf geschichtlichen Bestand Anspruch machen können.

Vor Allem sei vorausgeschickt, daß alle gleichzeitigen Quellen über den Schmiedbalthes schweigen.

In der Sage heißt es: „der Schmiedbalthes sei in Waakirchen geboren«. Ich habe mich schriftlich an den dortigen Pfarrer Herrn Kaspar Schießl gewandt und von ihm mir eine Bestätigung aus den Akten erbeten. Durch seine Güte erfuhr ich, daß die Pfarrei Waakirchen als solche erst seit 1809 besteht, die Matrikelbücher also nichts von einem Schmiedbalthes enthalten können. Eine steinerne Tafel, welche über dem Eingang der Waakirchner Pfarrkirche der frühere Pfarrer und jetzige Beneficiat an der Lorettokirche zu Rosenheim, Herr Peter Schreiber, im Jahre 1854 zum Gedächtniß der in der Schlacht bei Sendling gefallenen Waakirchner anbringen ließ und die alle Namen aufzählt [64]), weist auf keinen Schmiedbalthes hin. Daß der Balth. Mayr (Schmiedbalthes) auf dem „Chrisamgütl« geboren oder vom sogenannten »Christlbauern« »zu

Hauſe geweſen« iſt allgemeine Volkstradition. Waakirchen war vor dem Jahre 1809 in Gmund eingepfarrt. Nach gefälligen Mittheilungen des Herrn Pfarrers G. Schmidberger in Gmund iſt in den Pfarrbüchern kein Balth. Mayr mit einem derartigen »Hausnamen« genannt. Ein Balth. Mayr findet ſich wohl im Taufbuche als am 2. Juli 1641 geboren; dieſer iſt aber der Sohn des Lukas Meyr »vom Bach« bei Waakirchen und mit unſerm Helden wohl nicht ein und dieſelbe Perſon. Die allgemeine Tradition des »Hausnamens« wäre dagegen und auch das Alter des Mayers »vom Bach«. Dieſer nämlich wäre, wie wir unten ſehen werden, um 3 Jahre älter als der Mann der Volksſage, als der Schmiedbalthes.

Ueber die ganze angebliche militäriſche Laufbahn unſeres Schmiedbalthes iſt ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wann der Schmiedbalthes nach Kochel gekommen, darüber gibt uns die Sage nur die Auskunft: »nach den Türkenkriegen«[67]). In den Kochler Acten kommt ein Balth. Mayr nirgend vor, was ich in Kochel erfahren und Herr Pfarrer Aug. Stadler mir brieflich beſtätigt hat. Der damalige Schmied hieß nicht Mayr ſondern Georg Hainrizi[68]). Er war getraut 1674, geſtorben 1720. Im Pfarrbuche heißt es: „Die 14. Febr. in Dom. defunctus est perhonestus Georgius Hainrizi faber ferrarius et Ecclesiae parochialis ad S. Michaelem in Kochel praefectus etc.“

Alſo Schmiedmeiſter kann der Balthaſar Mayr nicht geweſen ſein, wohl aber Geſelle. Herr Pfarrer Stadler hat mich gütigſt darauf aufmerkſam gemacht, ich möchte den in dortiger Gegend herrſchenden Sprachgebrauch beachten und auf den Volksausdruck „Schmiedbalthes« ſehen. »Schmiedbalthes« heißt nämlich: »ein Mann, der Balthaſar heißt und Geſelle eines Schmiedes iſt«. Soll ausgedrückt werden »Schmiedmeiſter«, ſo ſagt das Volk einfach: „der Schmied«, ohne den Taufnamen hinzu zu ſetzen.

Es ließe ſich auch zur Noth das gänzliche Fehlen des Namens Balthes Mayr in den Pfarrbüchern erklären. Geboren ſoll er in Waakirchen, getraut kann er irgendwo anders ſein, geſtorben iſt er in Sendling. Wann er jedoch geheirathet ꝛc., das bleibt wieder ungelöſt. Nicht beſſer können ſeine »Kraftſtücke« als Schmied hiſtoriſch beſtätigt werden; ſie gleichen einer uralten Volkstradition, die ſich bei mehreren Völkern gleichmäßig findet.

Daß ein Balthasar Mayr nicht Anführer der Bauern gewesen, haben wir schon oben (Anmerkung 46) aus gleichzeitigen Quellen nachgewiesen. Ein „Mayr“ war freilich für kurze Zeit der Anführer, aber es war dieß kein Schmied, sondern der reformirte churbayerische Hauptmann gleichen Namens. An den Namen „Mayr“ knüpfen sich, nach meiner Ansicht, Geschichte und Sage zusammen, d. h. ich glaube, daß der historische Name „Mayr“ erst auf den Mann der Sage, „den Schmiedbalthes“ übertragen wurde; und es ist möglich, daß der Schmiedbalthes, wenn ein solcher existirte, ganz anders geheißen hat[70]).

Man sieht, die urkundliche Geschichte bietet wenig Raum für die Thaten des Kochler Schmied. Es fragt sich, wer die Sage zuerst aufgezeichnet, und wer sie in die geschichtliche Literatur eingeführt hat.

Wie schon erwähnt, gleichzeitige Quellen und Urkunden kennen keinen „Schmiedbalthes“. Von ihm schweigen auch alle Geschichtswerke, die vor dem Jahre 1835 erschienen sind. Das Verdienst, ihn in die geschichtliche Literatur gebracht zu haben, gebührt keinem Geringeren als dem Freiherrn v. Hormayr in seinem „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte“. Neue Folge. Sechster Jahrgang 1835, in einem Aufsatze, der überschrieben ist: „Die Mordweihnachten von Sendling“ (25. Dez. 1705).

Wir lassen die hieher gehörigen Stellen Wort für Wort folgen. Er schreibt S. 99:

„Der Schmied Balthasar Mayr von Kochel, insgemein „der starke Schmiedbalthes“, damals ein Riese von 61 Jahren, 8 Schuh 3 Zoll hoch, von Alt und Jung „der bayerische Riesengrenadier“ genannt, so gewaltig, daß er die wildesten Pferde bändigte, und in Max Emanuel's Türkenkriegen ausgezeichnet, arbeitete wie rasend mit seiner Stachelkeule unter den Oesterreichern und hob die eine Seite des rothen Thurmes aus ihren Angeln“. — Und Seite 102:

„Als den Letzten (der bei Sendling Gefallenen) nennt die Sage den alten bayerischen Riesengrenadier, den starken Schmiedbalthes von Kochel, der schon am rechten Isarufer achtzehn Oesterreicher mit seiner Stachelkeule niederschlug. Neben ihm sanken zwei junge Söhne, es fiel sein Vetter, der schöne junge Zimmermann Reifenstuhl von Gmund, wackere Männer von Egern und Tegernsee, von Lenggries und Warn-

gau. — Wohl mag das Erstaunen des Feindes über diese Erscheinung aus der alten Fabelzeit, des starken Schmiedbalthes Leben etwas länger gefristet haben. Endlich streckte der zweite Lanzenstoß eines Husaren diesen Pförtner gewaltigerer Tage neben den Seinigen auf den befleckten und zerfleischten vaterländischen Boden hin«.

Also Hormayr hält den Schmiedbalthes für eine geschichtliche Person und glaubt nur den Einen Zug an dem Gemälde nicht, den, daß der Schmiedbalthes zuletzt gefallen sei. Woher hat aber Hormayr die Daten und Zahlen geschöpft, die in der Erzählung vorkommen? Die Sage an sich rechnet nicht auf den Zoll die Größe eines Mannes aus, auch kümmert sie sich wenig um das Alter desselben, sondern sie stellt das Bild ihres Helden nur in großen allgemeinen Umrissen hin.

Nach langem vergeblichen Suchen glaube ich die Quelle Hormayer's und zugleich auch den entdeckt zu haben, der zum ersten Male die Sage schriftlich aufgezeichnet und veröffentlicht, ja der sie ausgebildet und, um es sofort heraus zu sagen, in ihrer jetzigen Gestalt erfunden hat.

Es ist dieß ein gewisser F. J. Gruber. Dieser außer München wohl völlig unbekannte Literat schreibt in einem Buche seiner Tochter Caroline, welches im Jahre 1833 erschienen ist und den Titel »Maiblümchen« führt, Seite 118 Folgendes über sich: »Frühe schon neigte sich mein wißbegieriger Geist über den duftenden Blumenkelch historischer Erforschungen. Die Klosterbibliotheken der oberen Pfalz, dieser meiner hochgeliebten vaterländischen Heimath, boten hiezu den ersten Anlaß. Eleonore von Frauenstein, ein historisch romantisches Gemälde ritterlicher Vorzeit, ein Schriftwerk, welches ich im 16. Lebensfrühling fertigte, entwickelt einen sichtlichen Nachweis, wie sehr es mir darum zu thun war, althistorische Erforschungen in den gefallsüchtigen Aufputz der Romantik einzukleiden. Eine noch reichlichere Ausbeutung lieferte die im Jahre 1802 vor sich gegangene Säcularisation der klösterlichen Stifte meines Vaterlandes Bayern. Ich pilgerte an der Seite eines alternden Geschichtsforschers von Kloster zu Kloster, von Zelle zu Zelle, um Bücher einzukaufen, alterthümliche Handschriften abzukopiren ꝛc. Die mir wie zu einer zweiten Natur gewordene Neigung, aller Orten und bei jeder Gelegenheit für das Fach der deutschen Volksgeschichte zu sammeln, gewann in den mitgemachten Feldzügen von 1805 bis 1815 — nach einer andern Angabe

Gruber's war er „volle 154 Monate“ lang Soldat gewesen — einen noch regeren Aufschwung, und so wie hier das bergumthürmte Tirol und Vorarlberg, ward einige Jahre später (1816, 17 u. 18) das romantisch situirte, gebirgige Helvetien vorzugsweise die Fundgrube der reichhaltigsten Erforschungen.“ In einer andern Schrift, dem „Schmiedbalthes“, von dem wir sogleich sprechen werden, sagt er S. 43 und 38, daß er schon 34 Jahre lang Literat gewesen und sich schon 11 Jahre lang mit geo- und historiographischen Studien befaßt habe. Gruber scheint nach eigener Angabe in den „Maiblümchen S. 182“ Handel mit seinen historischen Kostbarkeiten getrieben zu haben. Es heißt dort: „So gelangte ich zu einem nicht unbedeutenden historischen Reichthum, dessen größere Hälfte bereits vor 6 Wochen in die Hände eines erlauchten Verehrers der europäischen Geschichte zu St. Petersburg abgegangen ist, nachdem ich mir nur von dem Wichtigsten eine copiam copiae genommen hatte“. Gruber hat eine Unzahl von Schriften und Schriftchen veröffentlicht, er ist aber eine ganz poesielose, geschraubte Natur. Zum Beweise meiner Behauptungen will ich hier nur einige Zeilen in Prosa und in Versen hersetzen. Mehr solcher Proben werden wir unten finden. So schreibt er:

Seite 1: „Des Morgens jugendliche Morgenröthe besah sich in der Flut des Kochelsees, der in dem Farbenspiel unzähliger aus Rosenlicht geformter Kronen blitzte ꝛc.“

Seite 5: „eine große Thränenperle netzte im silbernen Gekoller allgemach die Wange ꝛc.“

Seite 5: „verknüpft die stumme Zeugin tiefen Seelengrams (das ist die Thräne) mit einem lauten Seufzer, schlägt jedoch hierauf den hellgeword'nen Blick zum Himmel, drückt an die Brust — der Hände frommen Knoten ꝛc.“

Oder Seite 42: „Und Aurorens rosiger Kuß
Strahlte die Wellen des Seestroms an,
Und ich traf, o Wonnegenuß
Jetzt den ersehnten braven Mann,
Der die erwünschte historische Spende
Willig mir gab in die flehenden Hände“.

Das Büchlein aber, aus dem wir diese Stilproben genommen und das uns zur Grundlage unserer Untersuchung dient, heißt:

Der ſtarke Schmiedbalthes zu Kochel, Fahnenträger und Anführer der wackern Hochländer bei dem bayeriſchen Volksaufſtand in der Chriſtnacht 1705. Abgebildet im Kirchengemälde zu Unterſendling. Eine bayeriſche Volkslegende, aus dem in einem Kalender des Jahres 1734 ſchriftlich niedergelegten Aufſatze, welcher dem Verfaſſer zu Kochel mitgetheilt wurde, geſchöpft von F. J. Gruber. München, 1832. Mich. Lindauer'ſche Buchhandlung (George Jaquet [70]).

Das Büchlein hat 62 Seiten in Octav und ganz das Ausſehen und die Ausſtattung der gewöhnlichen ſogenannten „Volksbücher“. — Es zerfällt in zwei Theile:

1) in eine Erzählung,

2) in ſachdienliche Notizen zu dieſer Erzählung.

In dem erſten Theile iſt eine Lebens- und Schickſalsgeſchichte des Schmiedbalthes angegeben [71]).

Beim Beginne der Erzählung finden wir den Schmiedbalthes mit dem Pfarrer Albertus und ſeinen beiden noch lebenden Söhnen, Lorenz und Paul, am Sterbebette ſeines Erſtgebornen Martin. Dieſer war ſchwer verwundet aus der Schlacht bei Höchſtädt nach der Heimath gebracht worden. „Zweimal neununddreißig Wochen“ litt er die furchtbarſten Schmerzen. Seiner Mutter brach bei denſelben das Herz und ſie ſtarb, ehe ihr Sohn ausgerungen hatte. Kaum war Martin geſtorben, ſo kam eine andere Leidensbotſchaft zum Schmiedbalthes nach Kochel. In einem Aufſtande, der in Weilheim ſtattgefunden, wurde Balthaſar Mayr's Bruder, der Kirchenpfleger Ulrich Mayr, deßwegen vom ungariſchen Militär grauſam ermordet, weil er das heilige Gut der Kirche nicht in die Hände der Barbaren lieferte. Eilig fuhr der Balthes nach Weilheim und holte die verwaiſte Tochter ſeines Bruders, Angelika, und nahm ſie an Kindesſtatt an.

Balthaſar hatte wie geſagt noch zwei Söhne; Lorenz war achtzehn, der Paul „ward am Vorabend des heiligen Chriſttages erſt fünfzehn Jahre alt“.

Nachdem ſich der Schmied in einer Epiſode über die Regierung und das Geſchick des Churfürſten Max Emanuel ergangen und die öſterreichiſche Regierungsweiſe in grellen Farben dargeſtellt hat, er-

öffnet er dem Pfarrer, dem Pater Albertus, daß die bayeriſche Landeserhebung bald zur That werde, daß er zum Führer und Fahnenträger in Lenggries *geſtern* bei der Verſammlung erwählt worden ſei. Er ſagt demſelben auch, daß er heute Nacht ein »ſonderbarliches Geſicht« gehabt, das er ſich aufgezeichnet habe und mit ſeinem Teſtament dem Pfarrer übergeben wolle.

Das geſchieht alles noch an der Leiche Martins, und ſeine Brüder müſſen ſchwören, Gut und Blut, »des Lebens letzten Hauch« im Kampfe für das Vaterland zu opfern. Der Pater Albertus weihte »mit feierlich geſprochenem Gebete zu Gott den ſchönen Bund der Treue ein". —

Sodann ging es zur Arbeit in der Schmiede. Da kömmt der öſterreichiſche Oberſt Graf von Plattenberg, mit welchem der Schmiedbalthes vor Neuhäuſel gekämpft und der ihn »gaſtfreundlich geſpeiſt, als es in dem »Bayerlager an allem mangelte und ihm Brod und Wein geſandt, während er im Hoſpital zu Peſth verwundet lag«. Der Oberſt hat einen Eiſenſchimmel bei ſich, der ſich nicht beſchlagen laſſen will, aber er hatte mit dem Oberſten Auerſperg gewettet, daß der Schmiedbalthes in Kochel das Thier beſchlüge. Auerſperg hat ein ſilbernes Hufeiſen als Preis der Wette geſetzt. Der Oberſt reicht dem Schmiedbalthes ein eiſernes Hufeiſen hin, das er für den Beſchlag mitgebracht, Balthes bricht es entzwei „wie Butter«. Der rieſige Schmied umfaßt das ſträubende Roß am Nacken, »zwängt ihm den Athem ein", und ſchleudert es zu Boden, daß laut die Balken »der Brücke" krachten und die Leute zuſammenliefen. Das Pferd läßt ſich nun willig beſchlagen. Der Oberſt ſprach zum Balthes: »Du biſt und bleibſt ein Wunder deiner Zeit. Nicht fordre, daß mit Worten meinen Dank ich dir zerlege. Nimm dieß Silbereiſen und dieſe Börſe. Geld und Gut bedarfſt du nicht, das weiß ich; wende Beides an, wie dir's dein frommes, gutes Herz gebeut«.

Bald darauf erhält Balthes Kunde von der niederbayeriſchen Landeserhebung und »der Freude heller Morgenſtrahl erglänzte im Heldenauge unſeres braven Balthes«.

Nachdem S. 15 ff. die Epiſode von Plinganſer und Meindl und Oertel ꝛc. ꝛc. eingeſchaltet, wird auf die Erhebung der Oberländer übergegangen. Balthes Mayr feuert ſeine Landsleute und

Nachbarn an: „Nun iſt es Zeit, ihr Nachbar'n, daß auch wir die Wehr ergreifen, daß vor Gottes Augen und vor dem Angeſicht der Welt wir zeigen, daß wir Hochländer, daß wir Bayern ſind. Voran zum großen Werk! Es ruft die That der Thaten, fallen, ſtürzen ſoll und muß die Tyrannei, die uns ſo lange drückte. Zwar iſt uns jede Wehr abgenommen; doch hat für ſiebenhundert Büchſen und dreihundert Partiſane Münchens Bürger, der brave Senſer, längſt geſorgt. Noch heute trifft eingepackt in korngefüllten Säcken der ganze ſchöne Waffenvorrath ein. Was ſonſt noch fehlt, laßt uns durch Senſen, Beile, durch Triſcheln, und was in die Hände uns kommt, erſetzen! In der Fauſt des Tapfern wird ein Pflock zum Schwert und eine Keul' zur Lanze. Seht hieher! eine ſolche hab' ich mir gefertigt; mehr denn hundert Pfunde wiegt die Bauernwaffe. Stachel hat ſie aus Eiſen. Hat ein eiſern Stacheljoch uns ja die Fremde aufgezwängt; darum laßt es uns ihr mit gleicher Münz' bezahlen! Der brave Hauptmann Gauthier betreibt den Aufſtand in der Herrſcherſtadt, die Münchner, vom Jüngling bis zum ſechzigjährigen Greis, die Bürger in der Au, die Hofbedienten, die Bauern an der Würm und rings herum, ſie lauern alle kampfbegierig auf den Wink des kriegserfahrnen Gauthier, um raſch wie eine Sturmbraut über die Tyrannen herzufallen, und das Joch, das lang ertragene, endlich zu zertrümmern. Der heilige Tag, wo nach Jahrtauſenden unſeliger Nacht — das ſtrahlende Heil der Welt in Jeſu, Gottes Sohne, aufgegangen, er wird uns allen, wird dem Vaterland, wird unſerm hochgeliebten Fürſten Max Emanuel, wird ſeinen theuern Kindern, als Tag des ſchönen Glücks, als Tag der endlichen Erlöſung glänzen [72]).

Nun folgt die Zuſammenkunft bei Schäftlarn, der Zug nach München, der Sturm auf den rothen Thurm, die Niederlage bei Sendling, wie wir ſie in der Volksſage bereits erzählt haben.

Dieſer ganze erſte Theil iſt in Verſen geſchrieben, die aber von einander ungetrennt wie Proſaſchrift fortlaufen.

Das Wichtigſte aber an dem ganzen Büchlein iſt der zweite Theil, „ſachdienliche Notizen“ enthaltend. —

Gruber gibt neben andern erläuternden Notizen z. B. einer

Topographie von Kochel S. 37 ꝛc. ꝛc. auch an — und das zählt für uns zur Hauptsache — wie er zu einer alten schriftlichen Aufzeichnung des Lebens von Balthes Mayr in Kochel gekommen.

Er sagt, er habe die Ferienmonate des freundlichen Herbstes 1827 in Kochel zugebracht. Bei einem Bauern — den Namen gibt G. nicht an — hatte ihn ein achtbarer Tölzer-Bürger Joseph Anton Riggl[73]) einquartiert. — Sein Hausherr war schon beinahe achtzig Jahre alt, aber so gesund, rüstig und munter wie ein Dreißiger. Er war in seiner Jugend herrschaftlicher Jäger, sodann Soldat gewesen, und hatte mehrere Schlachten mitgemacht und unterhielt sich in seinen alten Tagen am liebsten mit Gesprächen über einen Militärgegenstand. »Munterleben« — diesen Beinamen gab ihm Gruber — verstand es, angenehm und lebhaft zu erzählen.

»Eines Abends — so schreibt Gruber S. 40, wörtlich — kreiste der Faden des Gespräches um den schwarzen Unglückstopf des spanischen Erbfolgekrieges, und als eine bluttriefende Zuspeise ward in ein erwärmendes Andenken gebracht der sogenannte Hochländer-Bauernaufstand, ein geschichtliches Ereigniß von hohem Interesse, obgleich damals noch die bayerischen Geschichtsannalen hievon uns sehr wenig und dieses Wenige nur im Erzählungstone einer auffallenden Unbestimmtheit und Unvollkommenheit aufzutischen wußten.«

Gruber erhielt nun von seinem Hauswirth den weitläufigsten Bericht über des Schmiedbalthes Kriegsthaten, sein sonstiges Leben ꝛc. und als ihn Gruber fragte »woher er diese umständlichen Nachrichten bezogen habe« so sagte derselbe, er könne dieß Alles von A bis Z in einem Bürger- und Bauernkalender bei dem Dorfschulmeister Anton Bichelmayr eingeschrieben lesen.

Gleich des andern Tages in aller Frühe gingen Gruber und sein Hausherr zum Bichelmayr und »es bedurfte nur des »plattdeutschen Ersuchens«[74]), um für den Raum voller 24 Stunden zum Besitz des erwünschten Calenders zu gelangen. „Der Calender, schreibt Gruber, trug am Titelblatt die Jahreszahl 1734 den Druckort Kempten und als angeheftete Zugabe netto ein überschriebenes halbes Buch Papier in Quart, worauf in groben und uncorrecten, jedoch so ziemlich leserlichen Federzügen als Titel stand:

„Groſſ undt Heldtentatten deß alßobetittuliert ſer Starckhen Schmiedtbaltheß zu Kochell in türkhenkriegh genanth der bayerriſch rießengranadhier balthaßarus Mayr welcher da tragn thätte die fahnne in den hochländterbauren Uffſtandt, undt rumiglich gefalln zulletz undt als der letzt uffn freythoff zue Sendtlinghen, in der allerhailichſt chryſtnachgt, alß mann thätte zälln nachg hochgebenideihte geburth Jeſu Chryſti der weldterleßer ain tauſd ſiebenhunderdt finf jare; warhafftigh lich und ſer akgarat beſchribbn von ain augnzeich ſo kleichmaaſſn glickhlichg den grauſamb thürkhenkriegh mietgmachtgt: ahnno aintauſd ſiebnhunderdt virr undt draiſig.“

Bichelmayr ſagte Grubern, daß er dieſen Kalender im Jahre 1792 von ſeinem Amtsvorfahrer erhalten habe [75]).

Gruber ſchrieb das Manuſcript völlig ab und ſagt, er habe „damit nicht gegeizt.“ Schon im Herbſte 1828 habe er ein gedrängtes Thatengemälde des berühmten Schmiedbalthes zu Kochel veröffentlicht und zwar in einer Zeitſchrift [76]).

„Dieſes, ſo fährt Gruber S. 45 fort, hatte zur Folge, daß mehrere Freunde der vaterländiſchen Geſchichte, die uns hie und da noch ſo viele ſichtliche Lücken zeigt, ſich um das Umſtändlichere meiner hiſtoriſchen Erforſchungsgabe erkundigten, und daß die geſchickte Hand eines geachteten Künſtlers [77]), der das 8te Bild unter den Bögen des kgl. Hofgartens gemalt hat, im Vordergrund des von ihm inventirten und rühmlich ausgeführten Friſchgemäldes zum Andenken der weihnächtlichen Schlacht vom Jahre 1705 den ſtarken, heldenmüthigen Schmiedbalthes von Kochel aufzuführen für gut und ſchicklich fand, ſo wie dieſer wahre, vaterländiſche Epaminondas als der Letzte jener braven Hochländer, die ſich dem rühmlichen Heldentode weihten, in der linken Hand die Fahne, in der rechten aber die ſtachelbeſetzte Keule ſchwingt, wie die Lanze eines „Madſchyaren“ auf das treu- und frommgeſinnte Bayernherz anträgt ꝛc. Sogar ein Theil jenes Traumgeſichtes, welches unſer vaterländiſcher Heros (wie wir weiter unten ausführlich aus dem Calendermanuſcripte Nro. 17 entnehmen werden), die

Nacht zuvor, als ſein Sohn Martin ſtarb, gehabt, iſt in Anwendung gebracht worden ꝛc.“

Am 17. April 1832 hielt Gruber im großen Saale des ſchwarzen Adlers [78]) eine Vorleſung nebſt Muſik und Improviſation; auch hier trug er unter allgemeinem Beifall ein Lebens- und Thatengemälde des Schmiedbalthes vor. Seit dieſem Tage ergingen an Gruber mehrfältige Anregungen, dieſes hiſtoriſche Kriegs- und Thatengemälde zu veröffentlichen. Er that es und „da es der Raum dieſer Blätter — ſo ſchreibt Gruber S. 47 — nicht geſtattet, den ganzen Aufſatz buchſtäblich hier anzuführen [79]), ſo beſchränke ich mich auf Auszüge, die als eben ſo viele Erhellungsnoten gelten mögen“ d. h. zu ſeinem vorausgeſtellten Lebens- und Thatengemälde des Schmiedbalthes.

Aus dem ſogenannten Calendermanuſcript theilt Gruber 17 Abſchnitte mit, die wir genau nach der erſten Auflage wiedergeben. Sie lauten:

Nr. 1. Dieweillen der frume Patter Allberdtus Pfarrherr hirſelbſt auß der hochwirrdtigſt Prelladturr Penedicktbeurren thätte ainſegn und peerdtige den gottſeehlich endtſchlaffne reutter: Marthinnus Mayr ſchmiedtſohnne auß Kochell und iſt ain ſolchg gſchehn an ehllfften Tagh in wainmondt ahnno 1705.

Nr. 2. baltheß Mayr thätte anblickge das ſchönne Taghligt an hochghailig draykünnigtagh ahnno 1644 in dorff waahkirchn, warre der Sohnne ehrlichg undt tughendtſammer bauersleith, hat erlernth daß ſchmiedte handwärkg und gnomme (genommee) ahnno 1671 dießt bay hochgkurrfirſthl laibquardtie zu fueß ſtehllt für denn flighlman, in Erßt Kliedt; ſindtemahl Er groß 8 Schue 3 Zohl und gweßt ohngemain ſtarkh, ſo Er thätte aintrette zue ain haußtürr, odter Stuebntürr mußt ahllema ſichg buckge halb laibs; wardt derreweeghn betitturliert: rießengranadhier diewailn er thätte im Türkenkriegh wundter undt rießenwerkh zue bewundtern von jedermannighlich, u. ſ. w.

Nr. 3. des balthaßari Mayr Erßgebohrner ſohnne: überauß braff, undt wackher undt frum wie ſain nahms Padtron ſt. Ritter Marthinnus; wachtmaiſtere von denen ſchwerre arckhoreuttern hat iberkomme 3 tiffe pleſſure in der Battailly bay höchſtädt.

Nr. 4. undt der Hochgachtbär Herre Uhlrickhus Mayr kürchnſtifftpflegherre in wailheimb, mußt waile (weil) Er ain frum

gwissenhaffter Man nit kunth echstredire (extradiren) denen gottvergessn ungerisch raubgsindtl daß ihm anvertrauth kürchngeld; verbluethe graußamblichg an merer den (mehr denn) 20 empfahne Seblstich; so erschräcklich war annzueschaun.

Nr. 5. da thätte der grave Platthenburgh den baltheß mahn (mahnen) wie Sie in der harbn (herben) battally bei neuheußl (Neuhäusel) gepledtert (gejagt) die türckhen und derer viell erleght mit aigner handt.

Nr. 6. Der hengßt des Grave Platthenburgh pflumpfete nämblichen allßo schwär undt gwalltthättig waiß (auf eine gewaltthätige Weise) uff die bschlachtbruckh darniedter daß die leuth in gesambte Dorff (im ganzen Dorf) ailendts sprunge (sprangen) an die fenßter undt thätte daß wundtersamm kräftig stückh schaue so außgeibt (ausgeübt) Ihr starkh schmiedte baltheß ꝛc. ꝛc.

Nr. 7. alßo magh auchg nit gnughsamb geruhmbt werden die Clemmentz der Herre Burghere zu Minichgen, alldiewailln sellbige nuß zu lindtern die harbe noth gschikht: 3 waaghn uff denen gleggen (gelegen) 95 sackh (Säcke) kohrn undt verpackht mith 700 pichse (Büchsen) alßo auchg 300 barthesane (Partisane).

Nr. 8 wardt betittulieret Herre pettrus gottjehr (Gauthier) so mit den durchlauchtichst churfirsth gzoghn inuß tyroll alß es gkommn bay schwatzh zue batailly, wardt gahr harb plessiret (blessirt) in d'hufft (Hüfte) daß er mußt zuruckh inuß bayrlandt, warre spinnefeindt wiedter alls waß thätte tragn österraichsch muntur; undt beratteth die minigner (Münchener) burghere alßo daß sie nit längher zait sehlte tulte (dulden) keisserlichg dirrahnai (Tyrannei).

Nr. 9. Etlinchger (Etlinger) der schufft, so so fruher viehl gnadte iberkomme von duerchlauchtichst churfirsth thätte begehn schwartze verrath, rabpertirt (rapportirt) von schlos stahrnbergh haimlichg dem ghaimi schraiber von firsthlewnstain, uff daß Er mag bziegn alß ain andter judt iskariott schnödt bluetgeldt ꝛc.

Nr. 10. tätte baltheß erleghn den ersth feindt undt, nachgdeme er gstehmt die braite schullter anuß iserthorr laßt anghl und rieghl und gaiht (geht) ain flighl in drümer, wie baltheß jetzundt stracks mith der schwär stachkail zue recht und linkher Saite allain 18 keisser-

lichg man wacht ſchlaght hin uff den Bodtn; machgt platz allerſaitn und abtergirdt (attaquirt) den rothen turn.

Nr. 11 undt herre haubtman gottjehr undt der ſtarkhe Baltheß mith ihrren leithn waichn nit: fechtn wackher gen die keiſſerlichg noch gain klockenſtundt ſindt ihrrer glai draimahl mer.

Nr. 12 thätte man uff der annhöch rechts von minnichgen drai feurköſſel uffpflantze zue ibergraußn ſchadin vom Sendtlinghen ꝛc.

Nr. 13 führt ann herr Gottjehr von freithoff weckh 300 bauern den die keiſſerlehg; thätte ſie ruckhdruckn trieft ihn ain gſchitzgkugl und mueß uffgebn ſain heldtngaiſt im arm des ehrbahrn pettrus wieſer waagnermaiſtere von gmundt, und halt dießer den herr haubtman gheght und gpfleght; wie ſellber gkommen pleſſirt auß den throllerlandt.

Nr. 14. Wie unßre leith ſahn von hint, und vorni kain hülff thätten ſie ſichg durchgſchlaghn in dem forſth ſindt glicklichg gkommen biß 7 Uhr uff leutſtettn, beerdigte allda den laichnamb, des here gottiehr undt alß abzehlt wieſer die köpff ſindt gewezu 463 nether (nette).

Nr. 15. Fichle jetzundt der ſohnne deß zimermaiſtere reiffenſtuel von gmundt ain gar ſchönn jungh, mith hellblundt haar hatt ſtätighlichg lieb den frum ſtarkhen balthaßarus Mayr; dießer ihme ſeufzendt zueſchloß die himelklar aughn.

Nr. 16. uff den bayriſch rießengranadhier thätte jetzundt herfahln die ungeriſch reutherey wie ain ſchwarm geyer uff die frum taub, hat der ſtarkh baltheß ſchon vier pleßure ſchlagt immer nechg rum mith der kail gänzligh allain und würght nochg manchen.

Nr. 17. Undt alß hinſchwindt die letzt krafft undt der rauche unger ſain ſpitze lantz widterheltmahl den rießenheldt ſtoßt durchg die bruſth, der jetzundt fallt uff die erdt und bhält nochg den fahnne, thätte befelch ſaine frum Sell goth den allhöchſtn undt bethn für ſain firſth und vatterlandt giebt uff ſain gaiſt ſelichlichg daß alßo erfühlt wardt ſain traumgſicht, ſo er ghabt in der nacht ehvor ain ſeellig Endt gnommen, ſain ſehnne marthinus arckhoiſch reutterwachtmaiſter, undt hat baltheß alßo erzällt den traum:

Wie ichg michg bai der nachtwachgt thätte hinſtziere uffs kopf-

bolſterl maines ſohnne; mich bfiel ain laiſe ſchlaff undt iſt mier erſchiene ain ſondterlich traumgſichgt daß ich thätte ſehn, ain großn lewe; der lagh uff ain grabhigl nebn ainen kreutz und ſtundte darnebn die fahne waiß undt blau mit den bildtuß der hailigſten jungfraue undt müetter gotteß mariä: und ſiech von gbürg fladtert ran ain dickher ſchwarm geyer undt thätte herab ſtirzn uff die fahnne wolt ſie zerhack'n, mith den ſpitz ſchnebln die gfliggelten unthier laſſn nit ab undt den guetn lewe gehts ellendtighlich; innerdeß (indeſſen) blühn uff undt an den grabhigl, unzehlichg gar ſchönn waiſe hochge lillien die umbſchürm den lewe undt die fahnn: die geyer laſſn nit ab zerpflickhn die waißn lillien undt es thätte jämerlichg klagn, und heulln der lew: ſiech da es liecht wirdt, undt ſtrahlnhell, und hochg in himelgewölckh thätte erſchain gott vatter: und mith den zerhackt lillien in den händte nahn die Engelain undt naign ſichg ehrfürchgtigligh: gott der vatter ſchaut ann mildt, undt gnedtiglichg die lillien und es werdte drauß ſchönn grünne matererzwaig (Martyrerzweige) druff thätte ſchalln himmelß muſickh und ſayn ibergroß jubylirn undt freidt in chor der engln und außerwehlten gottes.

Hätte man auch keine hiſtoriſchen Quellen, nach denen man die Daten im Calendermanuſcript prüfen könnte, ſo wird ſchon jeder Kenner ſogleich auf den erſten Blick an dieſer Art des Ausdruckes, an dieſer Orthographie Anſtoß nehmen und die Aechtheit des Manuſcriptes bezweifeln. Das „Gemachte“ ſpricht ſich in jeder Zeile aus. Man beachte nur die affectirte Dehnung und Schärfung, den ganz unnatürlichen Stil, den verdrehten Satzbau, wie ſie ſich im achtzehnten Jahrhundert nie und nimmer finden. Dieß Alles ſpringt zu ſehr in die Augen, als daß man einzelne Belege anzuführen brauchte.

Prüft man aber erſt den Inhalt, ſo wird man ganz anderer Dinge gewahr werden. Wir wollen die Auffindungsgeſchichte und die Angaben des Calendermanuſcriptes mit Hülfe der Pfarrbücher von Kochel, Benediktbeuern, Waakirchen, Weilheim und Gmund unterſuchen. Die ganze Auffindungsgeſchichte ſtürzt durch ein Zeugniß aus Kochel als eine abſichtliche Myſtification in Nichts zuſammen. Gruber will, wie wir ſchon oben erwähnt haben, in den „Ferienmonaten des freundlichen Herbſtes 1827“ das Calender-

manuſcript vom Herrn Lehrer Anton Bichelmayr erhalten haben. Das iſt unmöglich und völlig aus der Luft gegriffen. Bichelmayr iſt nämlich, wie das Sterberegiſter in Kochel nachweiſt, ſchon am 7. Juni 1827 in einem Alter von 78 Jahren in Kochel geſtorben! Wie kann er alſo Grubern im Herbſte noch ein Schriftſtück ausgehändigt haben? Damit, glaube ich, iſt die Findungsgeſchichte und zugleich auch der Charakter Gruber's hinlänglich beleuchtet.

Schon als ich dieſe Entdeckung machte, bildete ſich mir die feſte Ueberzeugung, daß das ganze Schriftſtück mit all ſeinen Angaben eine bewußte Unterſchiebung Gruber's ſei, der durch einen Betrug eine »Sage« zur »Geſchichte« zu ſtempeln verſuchte und leichtgläubige Herzen genug fand, die ſeine Angabe ohne Prüfung als Wahrheit hinnahmen.

Gruber hat ſich lange Jahre im bayeriſchen Hochlande herumgetrieben, er ſpürte den Sagen nach, die im Volke lebten, und ſo war es ihm leicht, ſeinem Mährchen einen Anſtrich von Wahrheit zu geben, zumal er die Keckheit beſaß, Alles bis in das kleinſte Detail auszumalen.

Nun zu den Angaben im Calendermanuſcript.

Die erſte iſt durchweg eine Fiktion Gruber's. Ein Pater Albertus war nach den Pfarrakten zu Kochel dort niemals Pfarrer. Ebenſo wenig nennt das dortige Todtenregiſter einen Martin Mayr, Schmiedſohn von Kochel, als am 11. Tag des Weinmonats 1705 geſtorben. Seltſamer Weiſe zählt das Sterberegiſter in Kochel in den Jahren 1704 und 1705 gar keinen Sterbefall[50]). Das Pfarrbuch iſt aber vollſtändig unverletzt und es iſt unmöglich, daß die Jahre 1704 und 1705 aus demſelben herausgeſchnitten ſein könnten.

Erdichtungen ſind ferner die Angaben: zwei — wir haben dieſelbe bereits früher widerlegt — drei, ſechzehn und ſiebenzehn. Die Angabe vier iſt ebenfalls unwahr. Ein Ulrich Mayr iſt nach einer gefälligen Mittheilung meines Vetters, des Stadtpfarrers Böhaimb in Weilheim, in den dortigen Pfarramtsakten nicht zu finden. Eines Mathias Mayer geſchieht in denſelben Erwähnung. Derſelbe iſt aber am 11. Oktober 1725 in einem Alter von 66 Jahren in Weilheim geſtorben. Seines Standes ein Weber, war er 42 Jahre lang Kirchenpfleger et erat —

ſo ſchreibt das Pfarrbuch wörtlich — vir in functionibus diligentissimus, tempore Caesarei belli contra Bavariae motus pro conservanda ecclesiae supellectile fidelis et obsequentissimus etc. Hat Gruber dieſen vor Augen gehabt? Das Sterberegiſter vom Jahre 1705 iſt im Pfarrbuche herausgeſchnitten! Auch die Angaben ſieben und zwölf ſind trotz ihres hiſtoriſchen Anſtrichs bloße Fiktionen Gruber's. Gleichzeitige Quellen und Schriften vor dem Jahre 1835 berichten nichts dergleichen. Die Angaben fünf, ſechs, zehn, eilf und fünfzehn ſind theils von Gruber erfunden, theils der Volksſage entnommen. Die Angaben acht, neun, dreizehn und vierzehn fußen zwar auf Geſchichte, ſind jedoch auch nicht ohne Zuthaten Grubers. Zur Charakteriſirung eines Theiles der Angaben dreizehn und fünfzehn ſei noch hinzugefügt, daß es nach dem Ausweis der Gmunder Pfarrbücher und des Verzeichniſſes der im Jahre 1705 bei Sendling Gefallenen aus der Pfarrei Gmund*) nie einen Wagnermeiſter Peter Wieſer und nie einen Zimmermeiſter Reifenſtuhl in Gmund gegeben. Poſitiv können dieſe Angaben freilich nicht alle widerlegt werden, aber ſchon dieſes negative Reſultat wird die Ueberzeugung wachrufen, daß das ganze Schriftſtück eine abſichtliche Täuſchung des Publikums von Seite Gruber's iſt.

Nachdem wir nun Hormayr's Angaben vorausgeſtellt und den Inhalt des Calendermanuſcriptes nebſt Prüfung desſelben haben nachfolgen laſſen, brauchen wir die Aehnlichkeit, ja die Gleichheit der Angaben beider kaum erſt ausdrücklich zu conſtatiren. Was Hormayr von des Schmiedbalthes Perſönlichkeit angibt, iſt beinahe wörtlich aus Gruber's Aufzeichnungen entnommen. Man vergleiche nur die Angaben zwei, ſechs, zehn, fünfzehn und ſechzehn des Calendermanuſcriptes mit dem, was Hormayr S. 99 und S. 102 anführt. Uebereinſtimmend werden des Schmiedbalthes Größe, ſein Alter, ſein Beiname, ſeine Stärke, ſeine Thaten im Türkenkriege und am rothen Thurm berichtet. Auch, daß er am rechten Iſarufer 18 Oeſterreicher erſchlagen, daß ſeine zwei Söhne und der ſchöne Zimmermann Reifenſtuhl von Gmund neben ihm fielen und daß er als der letzte ſeinen Tod in Sendling fand, berichtet Hormayr ebenſo wie Gruber in ſeiner drei Jahre früher erſchienenen Schrift. Hormayr erzählt

Seite 101, daß 3 Mörser die Höhe auf der heutigen Thereſienwieſe beherrſchten, und Seite 102 daß Gauthier neben ſeinem früheren Gaſtfreunde, dem Gmundner Wagnermeiſter Peter Wieſer, gefallen ſei: zwei Angaben, die das Calendermanuſcript in Nummer zwölf und dreizehn berichtet.

Unſere Zeit gilt für eine kritiſche und nüchterne; Viele meinen, daß bei der allſeitigen Controle der Wiſſenſchaft und der Oeffentlichkeit keine Dichtung im Stande ſei, thatſächliche Glaubhaftigkeit in weitern Kreiſen zu behaupten; Manche glauben, daß dem Volke ſelbſt die Stimmung und Neigung verloren ſei, ſagenhafte Erinnerungen an ſeine Vergangenheit fortzupflanzen. Der Gegenſtand unſerer Unterſuchung — und hierin ſcheint uns das eigentliche Intereſſe derſelben zu liegen — zeigt das Irrthümliche dieſer Vorſtellungen. Ein namenloſer und ſonſt talentloſer Literat erfindet die Hiſtorie eines Kämpen, welche das eine Verdienſt beſitzt, die Geſtalt eines oberbayeriſchen Bauern nach dem Herzen der Bevölkerung in derben Zügen zu veranſchaulichen. Ein berühmter Schriftſteller führt die Geſchichte in die Bücherwelt ein, ein artiſtiſches Denkmal ſtellt ſie vor die Augen der Menſchen und ſofort wird ſie zum Gemeingut des öffentlichen Bewußtſeins, geht von Ort zu Ort, und lebt in allen patriotiſchen Erinnerungen des Volkes. Inmitten des 19. Jahrhunderts ſehen wir das Schaffen der Sage in voller Thätigkeit.

Anmerkungen.

[1]) Ausführlicheres cfr. Arneth, „Prinz Eugen" und Eugens Correspondenz.

[2]) cfr. Finſterwald. Germania princeps. „Bayern". Band IV. S. 2353.

[3]) Finſterwald. Germania princeps. „Bayern." Band IV. Seite 2330.

[4]) Die ausführlichen Friedensbedingungen ſind im Theatrum Europaeum XVII. 1704. S. 104 und Finſterwald Germania princeps. „Bayern" IV. Theil S. 2363 abgedruckt.

[5]) Die Hauptpunkte des Vertrages wurden von der Churfürſtin in Bälde vollzogen. Die Feſtung Ingolſtadt hingegen wurde erſt am 7. Dez., Kufſtein am 29 Nov. übergeben. cfr. Europäiſche Fama XXVIII. 259. Theatrum Europaeum 1704. 105.

[6]) cfr. Theatrum Europ. 1705. 112.

[7]) Monatlicher Staatsſpiegel. Mai 1705. S. 45 ff.

[8]) Ueber die Leiden der Bürger und Bauern vergleiche eine Urkunde, die Hormayr in ſeinem Taſchenbuch 1835 S. 149 ff anführt.

[9]) Dieſelbe ſteht ausführlich in der europäiſchen Fama XXXI. 473. Auch in Finſterwalds Germania princeps „Bayern" IV. 2365. Theatrum Europ. 17. Band Jahr 1705. S. 112.

[10]) Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte 1835 von Hormayr S. 69.

[11]) Dieſe Maaßregeln wurden nach der Achtserklärung Max Emanuels vollzogen.

[12]) Theatrum Europ. XVII. 76.

[13]) Nach der europäiſchen Fama XXXI. 477 am 22. Dez. Nach Finſterwald 2367 am 21. Dez.

[14]) Die europäiſche Fama nennt Bologna als den Ort der Zuſammenkunft. XXXI. 478. cfr. Theatrum Europ. XVII. 1705. 112 und Hormayr's Taſchenbuch 1835 S. 65 u. 71.

[15]) Der zuletzt angegebene Grund iſt wohl der richtigſte.
Noch andere Gründe, die mir jedoch die aller unwahrſcheinlichſten zu ſein dünken, gibt die europäiſche Fama XXXI. 478 an

[16]) Theatrum Europ. B. 17. 1705. S. 113 ff.

[17]) Finſterwald. „Bayern" IV. 2370.

[18]) Falkenſtein bayeriſche Geſchichte III. 815. Monatlicher Staatsſpiegel Mai 1705 p. 45.

[19]) Europäiſche Fama XXXVI. 839 ff.

[20]) Man iſt geneigt anzunehmen, und die europäiſche Fama hat dieſe Unwahrheit zuerſt in die Welt geſandt, daß die Briefe, die vom Churfürſten aufgefangen wurden, eine detaillirte Darſtellung des bevorſtehenden Aufſtandes enthalten haben. cfr. Europ. Fama XXXVI. 839 ff. Dem iſt nicht ſo; denn wie konnte ſonſt Max Emanuel an ſeinen Obriſt Kämerer ſchreiben „— man wird ja kaiſerlich Seits kein Bedenken tragen, dieſe 3 Briefe überantworten zu laſſen". Theatrum Europ. XVII. 1705, 113, 114 iſt der Brief abgedruckt.

Auch Faßmann glaubt an das Märchen der europäiſchen Fama cfr S. 16.

[21]) Dieſer Verräther war kein anderer als Baron von Lier. Er wurde nach Wien gebracht und beichtete dort, wo Geſchütz und Munition vergraben lagen ꝛc. Europäiſche Fama XXXVI. 841.

[22]) cfr. Lamberty Memoires tom. III. 614.

[23]) Theatrum Europ. XVII Band Jahrg. 1705 S. 113.

[24]) Theatrum Europ. VII. Band. 1705. 113.

[25]) Theatrum Europ. 1705. 113.

[26]) Theatrum Europ. 1705 113.

[27]) Die abenteuerliche Flucht des geheimen Secretärs Urban Beckenſtellers, der in den Plan des Aufſtandes vollſtändig eingeweiht war, iſt ausführlich von Lory, Sammlung des bayeriſchen Kreisrechts, und Lippert Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften, Band II. Theil I. S. 40. berichtet. In Kürze erzählt ſie Raſtlos (Advokat Faßmann) in ſeinem Buche: „die Oeſterreicher in Bayern zu Anfang des 18. Jahrhunderts“ Seite 19.

[28]) Ein Verzeichniß der Waffen bei Raſtlos (Faßmann) Beilage XI. 127.

[29]) cfr. Theatrum Europ. 1705. 114, wo auch die Gründe, die den Wiener Hof dazu beſtimmten, angegeben ſind.

[30]) daß es der Churfürſtin verſprochen war. ſteht im Briefe des Prinzen, den er an den neuen Kaiſer Joſeph ſchrieb (cfr. denſelben Theatrum Europ. 1705. 114 und Falkenſtein III. 815) dort heißt es: „geſtalten ohne dem „der Herr Feldmarſchall Gronsfeld, wie beiliegende Copien aus„weiſen in der erſteren vom 9. Febr. unſerer Frau Mutter einen Paß„port zur Rückkunft accordirt“

Raſtlos (Faßmann) hat wie ſonſt, auch hier die Urkunde ſehr nachläſſig gegeben. Er hat hier aus dem Theatrum Europ. abgeſchrieben. Falkenſtein III. 815 und europäiſche Fama XXXVI. 842 geben den Brief wohl getreuer.

[31]) cfr. Theatrum Europ. 1705. 117.

[32]) In einem Jahre 7 Millionen Gulden! Nur 1,200,000 Gulden waren in die kaiſerliche Kaſſe gefloſſen. Mollart hatte ſich in dieſem einen Jahre 1,500,000 Gulden erſpart und ſie in der Venediger Bank angelegt cfr. Theatrum Europ. 1705. 116.

[33]) Wie man dabei verfuhr cfr. Monatlicher Staatsſpiegel Dec. 1805. S. 78. Theatrum Europ 1705. 118. Die wehrpflichtige Jugend ſtellte ſich nicht auf den Muſterungsplätzen, man griff zur Gewalt, ließ ſie bei der Nacht aus ihren Betten holen und mit Ketten belaſtet im Spätherbſt 1705 nach Tyrol ſchleppen.

[34]) Im Auguſt 1705.

[35]) Die Deputation beſtand aus dem Biſchof von Fahrenbach, dem Grafen von Torringen, dem Bürgermeiſter von Straubing.

[36]) Die an den Kaiser eingereichte Vorstellung Theatrum Europ. 1705. S. 117.

[37]) Die von hier bis zu Ende des ersten Theiles benützten vorzüglichsten Quellen stellen wir, um zu häufiges Citiren zu vermeiden, sogleich hier zusammen.

In oberster Reihe steht an Werth für „die Sendlingerschlacht" das von Föringer veröffentlichte Aktenstück cfr. Oberbayerisches Archiv XVII. S. 334—344 und Meichelbecks Hist. Frising. Tom. II. Pars. I. dazu zur Zeitgeschichte: der Monatliche Staatsspiegel von den Jahren 1704. 1705. 1706. Die europäische Fama von denselben Jahren, ebenso Faber's Staatskanzlei, Germania princeps „Bayern" IV. Band von Finsterwald, Cäsar Aquilinus „ausführliche Historie" ꝛc. Theatrum Europaeum Band XVII. Falkenstein bayerische Geschichte Band III. Johannes Rastlos (Faßmann) Denkschrift „die Oesterreicher in Bayern". Hormayr's Taschenbuch 1835 und 1849. Akten und Rathsprotokolle aus dem Münchener Stadtarchive.

[38]) Wie treu Adel und Clerus (besonders der hohe) zu Kaiser Joseph gestanden, beweist am besten ein Edict des Kaisers an die Adeligen und den Clerus datirt vom 23. Febr. 1706, in welchen beiden Ständen die größten Lobsprüche wegen ihrer Haltung ertheilt werden. Das Edict cf. Monatlicher Staatspiegel 1706 Februar Seite 28 ff.

[39]) Der später stets gerühmte Plinganser wird in keiner gleichzeitigen Quelle unter den Helden dieser Erhebung genannt. Erst Heinrich Zschokke hat ihn zur Hauptperson gemacht, trotzdem er es durchaus nicht verdient. Unser Urtheil über diese Persönlichkeit muß sich auf zwei Schriftstücke Plinganſers gründen. Es ist das eine der Bericht des Georg Sebastian Plinganser an den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern über den Volksaufstand gegen die Oesterreicher in den Jahren 1705 und 1706 welchen in einem ungenauen Abdruck 1805 der Hofgerichtsadvokat und Reichsvikariatsagent, Joseph Gerand Faßmann unter dem Namen „Johannes Rastlos" in einer Schrift veröffentlicht hat, die den Titel führt „die Oestreicher in Bayern zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts." Das andere ist ein Aktenstück, das noch unedirt im kgl. Archive liegt. Es ist „Allervnderthenig: gehorsambstes Memorial" Georg Sebastian Plinganser vnd dessen entlassung aus dem Arrest betr.", welches der Genannte aus dem Falkenthurm in München unter den 1. Juli 1706 „An den Allerdurch-Leichtigisten grosmechtigisten Bayber-

windtlichisten, vnd Allergenedigisten keyser, vnd Herrn zur Hochlöblichen Regierung Burghausen" gesandt hat. — Vergleicht man beide miteinander, so ergiebt sich ganz deutlich, daß Plinganser in der Geschichte durchaus diesen Ehrenplatz nicht verdient, den er jetzt statt andrer würdigerer Männer einnimmt. Er ist ein ganz unentschlossener wankelmüthiger Mann gewesen, der heute österreichisch und morgen, wenn es ohne Gefahr seines Lebens sein konnte, oder wenn ihn die Noth dazu zwang, bayerisch gesinnt war. Er schildert in diesem Aktenstück, daß er nur durch die Drohungen ihn zu erschießen zum Anschluß an die Aufständischen gezwungen worden sei; mehrmals habe er versucht durch List ihnen zu entkommen, aber stets sei ihm dieß mißlungen. Das mit Wormbs unterzeichnete Patent sei nicht von ihm, sondern von Forchhammer abgefaßt, und ein gewisser Johann Wilhelm Heymon habe sich als J. H. Worms unterzeichnet und „druckhte sein Pöttschaft darunder". Er habe stets zum Kaiser gehalten und für ihn gehandelt, habe den Grafen Tattenbach und zwei verkleidete österreichische Spione gerettet ꝛc. — Um zu zeigen, wie Plinganser an den Kaiser schrieb, davon eine Probe: „Es beiämerte zwar das verwittibte Bayern nit ohne Vrsach den hechstschmerzlichen hintritt Ihres Allerdurchleichtigisten großmechtigisten, Vnyberwindtlichsten, vnd allergenedigisten keysers und Herrn Leopoldj: dero glorwürdigisten herrn Vattern, vmb will er syyi (sic?) kaum glaubete, daß widerumben ein gleichmessige Sanfftmueth, güette, vnd Clemenz in einem fürstlichen geblüeth sich mit Ihn vermählen solte; Aber demnach Ew. keyß. Meyst. Vnser Allergenedigister herr, herr nach glorwürdigister Succession, die wider allerhechst gedacht deroselbe Rebellische Vnderthannen zu allerhechst keyß. hulden widerumben annemmen „vnd den allergdigst Pardon ertheillen wollen, ware do vbergrosses herzenleidt mehr als woll ersezt, vnd haben hierinnsalls Ew. keyß. Meyst. dero glorwürdigisten Herrn Battern an allerhechster Clemenz etwas vberstigen, da zwar auch allerhechstgedacht do hr. Vatter das vormals feindtlich gewesen, nachmals cedirte Bayern in die keyß. Protection an: vnd aufgenommen, Ew. keyß. Meyst. aber noch vberhin das beschüzte Landt allergdist conservirt, vnd obwollen es wegen hechststraffbahrer empörung auf das neue mit dem schwerdt hat miessen gedempfet werdten, die wollverdiente straff, mithin dero Verhör: vnd Verdörbung nachgesechen, ia nach soll Rebellischer entzweyung denen vorigen allerhechst keyß. Genaden widerumben vereinbahret."

40) Vergleiche die vorausgehende Anmerkung.

41) Der Churfürſt war an der Erregung des Aufſtandes nicht betheiligt. Er verſichert das ſelbſt in einem Briefe an ſeine Gemahlin, dat. vom 15. Januar 1706. Die bezügliche Stelle des Briefes iſt in Buchner's bayeriſcher Geſchichte Band IX, und im oberbayeriſchen Archiv Band XVII. Heft 3 S. 329 abgedruckt; auch Alrams Worte (Oberbayeriſches Archiv Band XVII. Heft 3 S. 335) weiſen auf das deutlichſte eine Unterſchiebung der Mandate nach. Dr. Schreiber jedoch hält in ſeiner Schrift: „Max Emanuel, Churfürſt von Bayern" S. 90 das Manifeſt unbegreiflicher Weiſe für ächt. Ueberhaupt ſei über dieſe Arbeit Schreibers bemerkt, daß ſie in den hier einſchlägigen Partien voll Fehler iſt. Plinganſer und die Sendlinger Schlacht ſind richtig aufgefaßt, daneben iſt aber die Zahl der Landesvertheidiger um Vieles zu hoch angegeben, Gauthier als Anführer derſelben geſetzt u. ſ. w. Unſeres Erachtens iſt es auch nicht anders möglich, wenn man innerhalb zweier Jahre, drei darunter zwei umfangreiche Schriften „nur auf Urkunden gegründet" im Drucke herausgeben will.

42) Er hieß Tobias Oettl und war der Sohn eines Holzhauers, der im Dienſte des Kloſters Benediktbeuern ſtand. Er war am 9. Septbr. 1653 zu Steinbach geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zu „Weyaren" und München. Am 11. Nov. 1676 trat er in das Kloſter Benedictbeuern und erhielt von der Zeit an den Namen Eliandus. 1681 wurde er zum Prieſter geweiht. Bald darauf ernannte man ihn zum Novizen-Lehrer, etwas ſpäter zum Seelſorger in Kohel und Benedictbeuern und nach dem Tode des Abtes Placidus (am 25. Juli 1690) wurde er als Eliandus II. zum Abt von Benedictbeuern erwählt. Er ſtarb im Jahre 1707. Aus Meichelbecks Chronic. Benedict. zuſammengeſtellt.

43) Mit der vergeblichen Entführung der churfürſtlichen Prinzen agitirte man beſonders unter den Beamten. Nicht minder mußte „des Churfürſten Wille" „ſeine allerhöchſte Ungnade" eine Rolle ſpielen.

44) Man verabredete ſich, am Karlsthor dieſelben aufſteigen zu laſſen.

45) Soviel weiſen die Muſterungsliſten aus cfr. Alrams Bericht. Oberbayer. Archiv Band XVII. S. 338. Kaum ein Drittel derſelben war regelmäßig bewaffnet. — Durch dieſe Angaben tritt die Tapferkeit der Bauern in ein noch helleres Licht.

46) Dieſer und Niemand anderer iſt eine kurze Zeit der Oberanführer der Bauern geweſen. Man nennt Gauthier als ſolchen, das iſt eine Unmöglichkeit. Denn Gauthier verſtand nicht einmal deutſch cfr. Oberbayer. Archiv XVII. 338. Zwei gleich

zeitig erſchienene Druckſchriften nennen Meyr, ihn nennt die europäiſche Fama, über ihn gibt Alrams Bericht den deutlichſten Aufſchluß. Spätere Hiſtoriker wichen ohne allen Grund von dieſer Thatſache ab.

Ueber den Anführer, den das Volk als ſolchen kennt, über:

„den Schmied von Kochel Balthaſar Meyr“ vergleiche den ganzen zweiten Theil.

47) Näheres über Alram ſiehe im oberbayer. Archiv Band XVII. S. 330 ff.

48) „Nachdeme ihme deſſen Truchsemt meine propoſition expliciert, mit öfftern Repetiern fort bien, vor guet gehalten“ Alrams Bericht oberbayer. Archiv Band XVII. S. 338.

49) Im Rhats Prothocoll, Anderes Buch. Stattſchreiberey München Pro Anno 1705 findet ſich Fol. 182. Die Angabe, daß der Weinwirth Johann Jäger am 29. Dez. 1705 ſeines Amtes als Mitglied des äußern Rathes entſetzt und an ſeine Stelle der Weinwirth Döpfl gewählt wurde. —

50) cfr. Oberbayer. Archiv Band XVII. Heft 3 S. 339.

51) Oberb. Archiv. Band XVII, 239.

52) Oberbayeriſches Archiv. Band XVII. Heft 3 Seite 340.

53) Nach Anderen ſoll der Münchner Bürgermeiſter Bachieri den Verrath verübt haben. Von wohl unterrichteter Seite kam mir die Mittheilung zu, daß Oettlinger mit Bachieri verwandt war. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß Bachieri den Oettlinger zu Löwenſtein begleitet, ja dort ihn als einen verläßigen Boten vorgeſtellt und empfohlen habe.

54) Es ſollen nach dem monatlichen Staatsſpiegel Dez. 1805 S. 112 an dieſem Tage auch eine Anzahl Cuſaniſcher Recruten zu Pferd in München angelangt ſein.

55) Monatlicher Staatsſpiegel S. 123.

56) Monatlicher Staatsſpiegel S. 123.

57) cfr. Oberbayer. Archiv. Band XVII. Heft 3 S. 341.

58) cfr. Anmerkung 44.

„nemblichen daß Sye München er, deren angrif durch ſteiglaſſung einiger Raquet oder Sturmbſchlags auf St. Petersthurm, vnns kundt machen ſollen.“

Oberbayer. Archiv. B. XVII. H. 3 S. 340.

Die Landesvertheidiger vor München hatten auch ſchriftlich Nachricht erhalten, daß ihr Einverſtändniß mit den Bürgern entdeckt ſei und daß die Unterbayeriſche Landesdefenſion nicht zu ihnen ſtoßen könne.

Oberbayer. Archiv. Band XVII. Heft 3 S. 341.

[59]) „so mit mehr alſ 200 Mann beſezet waren, vnd eroberung bemelten Thurns vnd der darauf geweſten 6 Stuckhen gelungen."
Oberbayer. Archiv. Band XVII. H. 3 S. 341.

[60]) Beim Bericht von der Sendlinger Schlacht halten wir uns an die Angaben Carl von Meichlbecks Hist. Frising. Tom II. Pars I. S. 432 ff., eines Zeitgenoſſen. — Des Herrn Hauptmann Max Grafen Topor Morawitzky Arbeit kenne ich nicht. Sie iſt noch Manuſcript. Ueber dieſelbe lauteten die ſeiner Zeit veröffentlichten Berichte: „Herr Hauptmann Graf Morawitzky ſtellte (am 3. Januar 1859) der Redaction (des hiſtoriſchen Vereins von und für Oberbayern) aus ſeinen reichhaltigen archivaliſchen Exzerpten zur Geſchichte des ſpaniſchen Erbfolgekrieges höchſt wichtige Aktenſtücke über die Schlacht bei Sendling zur Hand, namentlich die Abſchrift eines Originalbriefes des Gerichtsſchreibers Wolfgang Schmidt von Abensberg an den churfürſtlichen Rath Dulac im Gefolge Max Emanuels in Brüſſel, wodurch wahrhaft empörende Einzelnheiten jenes blutigen Ereigniſſes aufgedeckt werden, ſo daß die ihm beigelegte Bezeichnung „der Mordweihnachten" nur zu ſehr gerechtfertigt erſcheint. Auch über den zum Oberkommandanten der oberländiſchen Streitſchaar ernannt geweſenen bayeriſchen Hauptmann Mayr, der nach der Maſſacre in die Hände der öſterreichiſchen Adminiſtration fiel und der Tortur unterſtellt wurde, brachte Herr Graf Morawitzky völlig neue, alle bisherigen Nachrichten berichtigende und ergänzende Mittheilungen bei." Von einer Niedermetzelung ſpricht auch die europäiſche Fama und Bachieri ckr. Raſtlos. „Oeſterreicher in Bayern" S. 144.

[61]) So wurden nach bisher noch unveröffentlichten Rechnungsausweiſen, die mir durch die beſondere Güte des Herrn Bürgermeiſter von Widder und des Herrn Archivrathes Muffat zur Einſicht übergeben wurden, im bürgerlichen Krankenhaus am Anger von Dr. Stebler und Bader Sanſon 34 Bauern aufgenommen. Die Verpflegung koſtete der Stadt 148 fl. 33 kr., die nöthigen Medicamente 81 fl. 22 kr., das Begraben der während der Kur Geſtorbenen 17 fl. 44 kr, alſo in Allem 247 fl. 39 kr.

[62]) Der Erlaß lautet:
Joſephus von Gottes Genad, Erwöhlter Röm. Khayſer ꝛc.
Fürſichtig Ehrſambweiſe Liebe Getheue ob Wür ſchon Bns Eurer Threu, nach dem anheint Berneurten juramont allergbiſt Verſichert halten, vnd ob der bei iungſterer Vornembung von der ganzen Burgſchafft geſtehrten guetten Conbiute allergbiſtes gefallen trage· So erfordern doch die itzigen Coniuncturen, auch hießiger ſtatt aigene ſicherheit zu erhaltung deß In-

wendtige ruhestandts, da der Man seiner aigner sach selbst nit maister sein derffte, alle behörigen praecautiones zu nemmen. Zumahlen Wür dan, ganz zuverleissig Berichtet sein, daß fast jeder Burger annoch mit feur gewöhr ia yberflissig Versechen; als Befelchen Wür undtgebenen Bürgern undt zwar iedem in sonderheit, in Unserm allerhöchsten Nammen allergdst auffzutragen, daß iedweder yber die berails schon geliferten herrnauch daß annoch in seinen Handten habente privat, aigene hauf gewöhr, in Flinten, gezogenen feur Rohren, Pistollen oder auch Musquetten Bestehent, Von sich, in daß Buergliche Zeughauf sogleich heint noch bei Vnaußbleiblich determinierter leib: und Lebensstraff, auch Confiscation haab und Guetts Zur Verwahr yberlifere, der Khonfftig Bergwissten restitution Vnd erhandtnuß halber aber solchen gewöhr seinen Nammen Vf Zötlein geschriben Zuelege. Welches sodann in gegenwartt. 2. Von Vnß.: Vnd. 2ten. Von euch deputierter Commiss. Zu yberuemmen, deß Wür Vns Zu geschechen allergndist Vorsechen Vnd seint euch anbey mit G. gewogen.

München den 29. Dez. anno 1705.

Max Carl Graf Zu Lebenstein
Administrator.

[63]) Diese Angabe ist aus dem Volksbüchlein genommen.

[64]) Ebenfalls aus dem Volksbüchlein. Das Volk kennt und nennt nur die Türkenkriege.

[65]) Es ist dieß Anna Franziska von Luchier, nachmalige Gemahlin Ferdinand von Arko's, die Mutter des bekannten Emanuel Comte de B.vière. Sie starb 1717 in Paris.

[66]) Auch der verstorbene J. Sutner hat nach einer Angabe in seinen 1828 erschienenen „Vermischten Schriften" S. 435 die Namen der in der Sendlinger Schlacht Gebliebenen zu sammeln begonnen, „um ihnen ein geringes Denkmal — im Jahre 1828 war nämlich noch keines errichtet — auf Papier zu stiften," und bereits aus den Sterberegistern der Pfarreien Lenggries, Egern, Gmund, Waakirchen und Dietramszell 168 dieser Patrioten mit Tauf- und Familiennamen und Geburtsort in ein Verzeichniß gebracht. Von denen, welche lebend in ihre Heimath zurückkamen, kennt Sutner 62 Männer. Sutner starb, das Verzeichniß blieb unveröffentlicht. Wer seinen literarischen Nachlaß erbte, weiß ich nicht.

[67]) Auch die im oberbayerischen Archiv Band XVI. Heft 3. S. 306 ff. vom Grafen Morawitzky nach Archivakten veröffentlichte Uebersicht der vom Kloster Benedictbeuern für das allgemeine Landesdefensionswesen im spanischen Erbfolgekrieg aufgebotenen Unterthanen, sowie der längs der Grenze

gegen Tyrol in den Gebietstheilen der Klöster Benedictbeuern und Tegernsee vom Jahre 1702—1705 getroffenen Vertheidigungs-Anstalten enthält keinen „Balthasar Mayr“. In der zwölften Corporalschaft (Kochel) ist wohl ein Melchior Mair genannt, aber kein Balthasar. Der Familienname Mayr hat sich bis heute in Kochel erhalten. Wo aber fände sich nicht der Name Mayr?

[68]) Derselbe war mit seinen Söhnen bei der Landesdefension. cfr. Morawitzky's Uebersicht: Georg Hainrizi S. 318. Jakob Hainrizi und Johann Hainrizi S. 321. Auch ein Joseph Hainrizi ist S. 320 als Trompeter genannt. In der „Spezification“ S. 322 „der Kloster Benedictbeuerschen Hausbedienten so mit Ziel-Rohren versehen und zu des Klosters Guardia verordnet seynd“ ist auch ein Heinrici Andrä Dorfschmied angeführt.

[69]) Nicht ohne Bedeutung ist es auch, daß sich von allen Namen die der hl Dreikönige Kaspar, Melchior, Balthasar unter den Kochlern am häufigsten finden. So sind unter den von Morawitzky angeführten 52 Mann der XII. und XIII. Corporalschaft (Kochel) vier Mann, die „Kaspar“, zwei, die „Melchior“ und zwei, die „Balthasar“ heißen.

[70]) Die zweite Auflage dieses Volksbüchleins, die im Jahre 1849 zu Augsburg in George Jaquets Verlagsbuchhandlung erschienen ist, enthält 3 Holzschnitte und hat den Titel „der starke Schmiedbalthes zu Kochel, Fahnenträger und Anführer der wackern Hochländer bei dem bayerischen Volksaufstand in der Christnacht 1705.“ Grubers Name als Verfasser und die ausführliche Findungsgeschichte des Calendermanuscriptes ist in dieser 2. Auflage weggelassen. Hat man sich etwa gar geschämt! —

[71]) Wir behalten, wo es immer möglich ist, Grubers eigne Worte bei, und verwahren uns daher ob der stellenweise ganz ungenießbaren Diction.

[72]) Eine Episode ist noch der Erwähnung werth. Der Hauptmann Gauthier nämlich kommt nach Kochel und übergiebt dem Schmiedbalthes die Fahne, worin die Hand der schönen Gräfin Arko den Namen Max Emanuel gestickt hatte. S. 21.

[73]) Diesem Herrn Niggl, „der mir — so schreibt Gruber in der erwähnten Brochüre Seite 38 — durch liberale Unterstützungen zum Besitze so mancher kostbaren Erforschung im Bereiche der vaterländischen Geschichtskunde verhalf“ wird ein schriftliches Denkmal in dem genannten Büchlein gesetzt. Sie mag Herrn Niggl theuer zu stehen gekommen sein.

[74]) Gruber sagt, er habe Herrn Bichelmayr, der ungemein viel auf Kirchenmusik und Lectüre gehalten, durch das Geschenk einer Jugendschrift, und

einiger Begräbniß-Bilder von dem genialen Hofsänger Herrn von Schneider freigebig gemacht. S. 43

[75]) S. 45.

[76]) Ich habe mich vergeblich bemüht, derselben auf die Spur zu kommen.

[77]) Lindenschmitt. Die Eröffnungsfeier des Freskobildes an der Außenwand der Sendlingerkirche fand im Juli 1830 statt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Gruber für „Geld" Lindenschmitt seine „historische Lüge" aufbürdete oder erst nach Lindenschmitt's Bild den Traum ꝛc. fabricirte.

[78]) Jetzt Hotel Maulik (Detzer) in München.

[7]) Das ist sehr verdächtig. Gruber hat, wie es scheint, dieß Manövre öfters producirt. So theilt er in den obengenannten „Maiblümchen" Seite 119 von einem in Kloster Einsiedeln gefundenen lateinischen Manuscript das den Titel führen soll: „Speculum Gloriae Teutonicae, posteritati datum cura et opera Patris Willibaldi Oeffele, inceptum anno Salutis Christianae CIↃIↃIX." und das er innerhalb 27 Tagen und Nächten auf 157 enggeschriebenen Kopirbogen abgeschrieben haben will, nur einige zwanzig Zeilen und zwar deutsch mit. — Nicht minder Verdächtiges vergleiche „Maiblümchen" Seite 182 ff. u. S. 189 ff.

[80]) Weil Kochel um die betreffende Zeit noch keine selbstständige Pfarrei war, sondern von Benedictbeuern aus pastorirt wurde, habe ich mich nach Benedictbeuern gewandt, ob vielleicht die in Kochel in den Jahren 1704 und 1705 Gestorbenen sich im dortigen Sterberegister fänden. Herr Pfarrer Lichtweis hatte die Güte, das Benedictbeurer Archiv zu durchsuchen; es fand sich nichts. —

[81]) Das Verzeichniß der im J. 1705 bei Sendling Gefallenen aus der Pfarrei Gmund lautet:

1) Jocham Sebastian vom Kapflschuster, ungefähr 30 Jahre alt, led.
2) Möringer Blasius zum Hackl in Dürnbach, 50 Jahre alt, verh.
3) Gschwandner Sebastian zum Romhard in Festenbach, ungefähr 35 Jahre alt, verh.
4) Leitner Sebastian zum Seppen in der Gasse, ungefähr 20 Jahre alt, led.
5) Reiter Johann zum Kramer in Bernloh, 60 Jahre alt, verh.
6) Faschinger Quirin zum Graber in Festenbach, ungefähr 40 Jahre alt, verh.
7) Mayr Chrysogomus zum Ertl in Finsterwald, ungefähr 22 Jahre alt, led.
8) Bauer Aegid zum Kohlhauf in Dürnbach, ungefähr 36 Jahre alt. verh.

9) Moſer Johann zum Mayrbäck in Dürnbach, 18 Jahre alt, led.
10) Höß Joſeph zum Oswald in Finſterwald, 33 Jahre alt, verh.
11) Hohenadel Wolfgang zum Schuſter am Graben bei Dürnbach, 40 Jahre alt, verh.
12) Puchberger Mathias vom Braudhof, 33 Jahre alt, ledig.
13) Spangler Johann zum Heißkramer in Dürnbach, 54 Jahre alt, verheirathet.
14) Schenauer Wolfgang zum Schäfler in Bernloh, 50 Jahre alt, verh.
15) Auracher Georg zum Knoll am Moos, 23 Jahre alt, ledig.
16) Schußmann Michael zum Schecken in Finſterwald, 50 Jahre alt, verh.
17) Rott Caspar zum Vögl in Finſterwald, 50 Jahre alt, verh.
18) Loferer Caspar zum Eckſchuſter in Feſtenbach, 21 Jahre alt, ledig.
19) Steinberger Quirin aus der Buchleiten, 34 Jahre alt, verh.
20) Erlacher Georg von Oſterberg, 33 Jahre alt, verh.
21) Roboger Quirin zum Ruiſſer in Dürnbach, 22 Jahre alt, ledig.
22) Schweiger Abraham zum Paulengel in Bernloh, 40 Jahr alt, verh.
23) Eder Johann von der Oed, 23 Jahre alt, ledig.
24) Gſchwandner Nikolaus, Knecht zu Partenhaus, ungefähr 30 Jahre alt, ledig.
25) Wollſchlager Martin zum Sixt in Finſterwald, ungefähr 30 Jahre alt.
26) Gſchwendtner Simon zum Rechenmacher aus dem Bürgthale nächſt Bernloh.
27) Pöttinger Michael von Maroldn „obiit ex vulnere Sendlingano 28. Jän. 1706 aet. 24 ann".

IX.

Ueber die fortſchreitende Entwicklung der geſchichtlichen Studien im Königreiche Neapel von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart.

Aus dem Italieniſchen

von

Adolf Beer.

Die hiſtoriſche Literatur Italiens iſt bei uns in Deutſchland weniger bekannt, als ſie verdiente. Italien hat im 19. Jahrhundert eine Reihe Hiſtoriker aufzuweiſen, die zu den beſten aller Völker und Zeiten gehören. Tüchtigkeit und Gründlichkeit der Forſchung, lichtvolle Darſtellung, Begeiſterung, ohne die nun und nimmermehr ein bedeutendes hiſtoriſches Werk zu Stande gebracht werden kann, wird ihnen Niemand abſprechen, der ſich die Mühe nimmt, ſie näher kennen zu lernen. Es ſind hervorragende Namen, die zu erwähnen wären, um die ſich eine Maſſe Sterne zweiter und dritter Klaſſe gruppiren. Wenn man noch in den dreißiger Jahren der italieniſchen Hiſtoriographie den Vorwurf machen konnte, ſie ſei eine Literatur der Spezialitäten, ohne Mittelpunkt und Kern, wohl ſtrotzend von Gelehrſamkeit, aber nicht von dem friſchen Hauche des Lebens, von den wogenden Intereſſen der Gegenwart berührt, die höchſten und wichtigſten Fragen, welche tief in das Leben der Völker eingreifen, nicht berückſich-

tigend, so hatte man wenigstens theilweise, aber auch nur theilweise Recht. Aber schon damals ahnten Kenner, daß sich ein anderer Zustand vorbereite und erkannten, daß die eigenthümlichen politischen und socialen Verhältnisse Italiens darauf einwirkten.

In den letzten zwei Decennien ist es anders geworden. Jene zwecklosen Dissertationen, Monographien, mit denen Italien früher überschwemmt wurde und die nur der Ausdruck eines engherzigen municipalen und provinciellen Geistes waren, haben Werken Platz gemacht, die eine hohe Aufgabe verfolgen: die Fehler und Mängel der Vergangenheit in's helle Licht zu setzen, um eine bessere Zukunft anbahnen zu helfen. Das Princip nationaler Freiheit und Selbstständigkeit durchdringt alle nur einigermassen hervorragenden Arbeiten und jene Tendenzen, welche in der Politik von den besten und tüchtigsten Italienern verfolgt werden, sind meist von Historikern angeregt und genährt worden.

Dieselben Einflüße, welche das gesammte literarische Leben einer Nation bedingen, machen sich auch in dem Studium der Geschichte geltend. Diese kennen zu lernen und bloszulegen ist ebenso lohnend als anerkennenswerth. Herr Carlo Cesare hat sich der Aufgabe unterzogen, die Entwicklung der neapolitanischen Literatur zu zeichnen und hat die Resultate seiner tüchtigen Studien im Archivio storico italiano, einer ausgezeichnet redigirten historischen Zeitschrift, 1859 und 1860 veröffentlicht. Sie scheinen uns werth, dem deutschen Publikum vorgelegt zu werden.

Die Uebersetzung, welche wir hier bieten, schließt sich im Ganzen eng an das Original an. Nur waren Kürzungen nöthig, und manche weitschweifige Auseinandersetzung konnte ohne Nachtheil für das Ganze beseitigt werden. Die Briefform, in der das Original vorliegt, brachte es mit sich, daß der gelehrte Verfasser sich etwas mehr als nöthig gehen ließ. Einen Brief, der sich über Vico verbreitet, haben wir gar nicht, den über Troya nur theilweise übersetzt; die beiden letzten Briefe mußten schon des Raumes wegen beträchtlich gekürzt werden.

Die Verdienste der hervorragendsten neapolitanischen Historiker sind theilweise auch von Deutschen gewürdigt worden und die Urtheile lauten im Wesentlichen mit den hier gegebenen übereinstimmend. Cesare und Amari haben an Giesebrecht in der Zeitschrift für Ge-

ſchichtswiſſenſchaft von Schmidt 1845 einen ebenſo gerechten als kundigen Beurtheiler gefunden und Carlo Troya's Werke hat Hegel in ſeiner Geſchichte der Städteverfaſſung in Italien gebührend gewürdigt. Nur konnten die Faktoren, welche auf die Geſchichtſchreibung in Italien überhaupt einwirkten, von unſern deutſchen Hiſtorikern als mit der Aufgabe, die ſie ſich vorgeſetzt, unvereinbar, nicht dargelegt werden. Und gerade dieſe ſind es, welche Herr Ceſare im Auge hat und mit ſeinem Verſtändniſſe und richtigem Takte darſtellt.

I.

Unzweifelhaft gibt es keine Epoche in der Geſchichte der Literatur, die ſich mit der 2ten Hälfte des 18. Jahrhunderts vergleichen könnte, ſowohl was den neuen Impuls betrifft, den ſie der europäiſchen Cultur verlieh, als rückſichtlich der allgemeinen Bewegung, der Wünſche, Hoffnungen, Uebertreibungen, Schwärmereien. Gleich dem Antäus in der Fabel erhebt ſich ein Volk von Schriftſtellern und ihnen zur Seite ein noch größeres Volk von Leſern. In allen Geiſtern regt ſich ein glühender Durſt nach Wiſſen. Und indem ſie den Weg zu dem heißerſehnten Ziele zurücklegen, machen ſie ungeheure Anſtrengungen, wenden ſie eine außerordentliche Mühe, eine unausgeſetzte rieſige Arbeit an, und werden hierin von einem mächtigen Vereine von Kräften und Beſtrebungen unterſtützt, die in einem großartigen gemeinſchaftlichen Plane ſo zu ſagen verkörpert ſind. Es iſt eine Umgeſtaltung der menſchlichen Beſtimmungen, eine Entwickelung von früher nicht gekannten Fähigkeiten, ein fortwährendes Streben nach großen Dingen; kurz es iſt eine neue Welt, die erwacht, kühn genug, ſich an die ſchwierigſten Unternehmungen zu wagen, die Alles zu Stande bringen möchte, und vor keinem Hinderniſſe zurückweicht, ſich vielmehr neue Hinderniſſe ſchafft, um den Ruhm zu ernten, ſie überwunden zu haben.

Gekrönte Häupter ſchließen ſich freiwillig dieſer großen Bewegung an, und Joſeph II. von Oeſterreich, Friedrich II. von Preußen und Katharina von Rußland ſetzen eine Ehre darein, ihrem Purpurmantel das beſcheidene Gewand des Philoſophen und Schriftſtellers vorzuziehen. Mit cyniſchem Spotte bekämpfen Voltaire, Rouſſeau, Diderot und die Encyclopädiſten an der Seine die alte Welt; in

Deutschland kämpfen Kant und Fichte gleich jungen Athleten; in Italien schwingen Beccaria, die Brüder Verici, Genovesi, Pagano und Filangeri in offnem Kampfe ihre Waffen; Volta, Galvani und Pristley bannen die geheimen Kräfte der Natur, und machen sie dem Menschen dienstbar; Cook macht seine Runde um die Welt und Forster wird der Plutarch dieser Erdumseglung; Bernardin de St. Pierre und Anquetil unternehmen und vollenden ihre merkwürdige Pilgerfahrt; und Franklin, der den Blitz in Fesseln legte, bringt seinem fernen Vaterlande den Gruß Frankreichs.

Aus dieser allgemeinen geistigen Gährung, aus diesem kühnen Wettkampf von Gedanken und Bestrebungen, tiefen Studien und Leidenschaften, drängenden Zweifeln und Hoffnungen, aus dieser in Zerfall und Auflösung begriffenen alten Welt, treten die Keime neuen Lebens, neuen Wissens, neue Kräfte an's Licht, die den Bildungsstoff einer neuen Welt enthalten.

Während so das gelehrte Europa in Studien vertieft war und die neuen Ideen, die sich alsbald in Thaten umzusetzen strebten, alle Gemüther ergriffen, während die großen Geister damit beschäftiget waren, die lebende und sichtbare Natur zu erforschen, eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, wie hätten sie ihre Mühe und ihre Studien der Vergangenheit, der dunkeln, verworrenen, unsichtbaren und ungewissen Vergangenheit zuwenden sollen? Die Zeit des Handelns ist nicht die des Berichtens. Daher erschien die Geschichte in der 2ten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Repräsentanten des neuen handelnden Gedankens als eine einfache wissenschaftliche Sammlerarbeit, als ein Zeitvertreib für mittelmäßige Talente von unfruchtbarer Gelehrsamkeit.

Die Zähigkeit, mit der man an den neugeschaffenen Systemen festhielt war so groß, daß die Encyclopädisten im Gefühle der Nothwendigkeit mit der Vergangenheit und den aus derselben überkommenen Einrichtungen zu brechen, die Geschichte mit lauter Stimme für etwas Unnützes erklärten; Alles müsse von Neuem angefangen werden, die Menschheit habe lange genug in den Zuständen der alten Barbarei, der Besiegerin der römischen Republik gelebt. „Dieselben alten und gemeinen Wissenschaften," sagten sie mit Campanella, „machen die Achtungswürdigkeit der Menschen geringer.

Daher boten die Gesetzgeber den Völkern Neues und Merkwürdiges. Denn neue Doctrinen machen den Fürsten bewunderungs- und achtungswürdig".

Während sie das Paradoxon von der Nutzlosigkeit der Geschichte proclamirten, während sie sich mit Abscheu von allem Ueberlebten und Vergangenem abwandten, geberdeten sich später die Männer des Nationalconvents in ihrer Kleidung und in ihren öffentlichen Reden ganz wie die alten Römer, und viele wollten Paris nach dem Zuschnitte des alten freien Rom ummodeln, ohne auf die Zeit, den Ort, und die Bedingungen des menschlichen Geistes Rücksicht zu nehmen. Ein lehrreiches Beispiel, wie Uebereinstimmung in den Anschauungen, bei gleichzeitiger Verschiedenheit in Sitten bestehen kann. Denn alle Geister an der Seine waren gleicher Meinung über die Nutzlosigkeit der Geschichte, welche ihren Plänen zur Umgestaltung des wissenschaftlichen und socialen Lebens nicht förderlich war. Man führe uns nicht die Schriften des Marquis d'Argens, Condorcet's und Anderer als Gegenbeweis an, denn die neue und kühne Richtung, welche diese großen Talente der Geschichte des Menschengeistes gaben, bekräftigen und bestärken vielmehr meine Behauptung über den Umsturz des Alten. Ja das Uebergewicht der neuen Ideen war selbst ein Hinderniß für die Verbreitung der Lehren Vico's, der in der Geschichte einen neuen unbekannten Weg einschlug, der in der Folge von den vorzüglichsten Geistern in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts verfolgt und in ein helleres Licht gesetzt wurde.

Indem die Italiener, an der raschen allgemeinen wissenschaftlichen Entwicklung, die damals in Europa vor sich ging, und selbst im entlegenen Amerika einen Wiederhall fand, theilnahmen und sie unterstützten, ließen sie die Geschichte außer Acht, so daß diese lange Zeit hindurch jeder Förderung entbehrte. Und was das Königreich (Neapel) betrifft, da waren alle Köpfe begeistert von Antonio Genovesi, dem Wiederhersteller der öconomischen und philosophischen Disciplinen, hing Alles an den Lippen des Mario Pagano, der mit größtem Scharfsinne die kühnsten philosophischen und politischen Theorien, als Hauptgrundzüge der bürgerlichen Ordnung und des Privat- und öffentlichen Rechtes aufstellte; horchte Alles mit Gespanntheit auf die edle und beredte Sprache des Gaetano Filangeri, der eine ideale Gesetzgebung con-

struirte und hiedurch zu lobenswerthen Reformen aufmunterte; suchten alle Belehrung in den Schriften des Filippo Briganti, Giuseppe Palmieri, Ferdinando Gagliani, Domenico Cicillo und vieler anderer vorzüglicher Autoren, die mit den Genannten die Umgestaltung der philosophischen, ökonomischen, politischen, physikalischen, medizinischen und chemischen Wissenschaften anstrebten, und keiner fühlte das Bedürfniß, sich an das Vergangene zu erinnern, ja man verschmähte es, sich ernstlich damit zu beschäftigen. Allein die alten Gelehrten, gereizt durch soviel Zurücksetzung, blieben nicht ruhig, daher erschienen wohl niemals so viele Geschichten von Kirchen, Klöstern, Städten, Dörfern und Ländern, in den neapolitanischen Offizinen, als eben in der 2ten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Allein diese Geschichten waren das, was sie in solchen Händen sein mußten, ungeordnete Zusammenstellungen von unwichtigen Begebenheiten, welche durch die beschränkte Anschauungsweise des Erzählers zu großen und ungerechtfertigten Ereignissen, zu glänzenden Unternehmungen und denkwürdigen Unglücksfällen erhoben wurden, oder Anekdotensammlungen von glücklichen oder unglücklichen Königen, Helden u. dgl. Diese Dinge wurden stets in einem tragischen Style vorgetragen, der, je dunkler er war, desto mehr als dem Tacitus ähnlich angesehen wurde und den Beifall des Historikers erwarb. Ueberhaupt beschäftigte sich die Geschichte vornehmlich mit den höhern Schichten der Gesellschoft; lobte die todten Fürsten, ohne die Lebenden zu beleidigen, denen man schmeicheln mußte, sie mochten noch so schlecht sein, machte sich in jeder Beziehung den Herren angenehm, und vernachlässigte den namenlosen Pöbel; sie stand weiter in keinem Zusammenhange mit der gesammten Menschheit. Nichts desto weniger müssen wir, um gerecht zu sein, viele Ausnahmen gelten lassen, welche mehr als die Geschichtswerke im eigentlichen Sinne, gelehrte Arbeiten über wichtige Documente darstellten, oder Erzählungen minder bekannter Thatsachen, welche das intellectuelle, politische, geschäftliche und bürgerliche Leben der ältern Bewohner der südlichen Gegenden Italiens oder der Provinz Apulien und Sicilien betreffen.

Vor allem Andern heben wir eines der gelehrtesten Werke rühmend hervor, welches in jener Zeit bei uns erschienen ist, es ist das Werk des Alessio Simmaco Mazzocchi über die Bronzetafeln,

welche in der Gegend des alten Heraclea[1]) gefunden wurden. In der Einleitung und in den Collectaneen spricht der berühmte Verfasser von dem Ursprunge der Städte Siri, Eraclea, Tarent, Metapont, Sybaris oder Turio, Sybaris II oder Lycia und Lupia, Caulonia, Reggio, Vibone, Velia und Pesto, und fördert, ihre Wappen erklärend, viel Unbekanntes zu Tage, hellt manches Dunkle auf, und rechtfertigt Vieles, was geläugnet oder nicht angenommen wurde, und leistet auf diese Weise der Geschichte des alten Großgriechenlands wichtige Dienste.

Giuseppe Antonini behandelt den alten Staat Lucania[2]) bis zu Ende des Bürgerkrieges, der mit Verleihung des römischen Bürgerrechtes schloß; ferner die Geschichte späterer uns näher liegender Zeiten, wie auch dessen geographische Eintheilung, Grenzen, Gebirge, Flüsse, Meere, Inseln, Städte, Schlösser, berühmte Männer und vorzügliche Produkte.

Serrafino Tansi erzählt die Geschichte des Klosters zum Erzengel St. Michel in Montescaglioso, und sein Buch verschaffte sich trotz der schlechten Schreibart eine gewisse Wichtigkeit, durch die Veröffentlichung von 24 Karten, nebst Diplomen und päpstlichen Bullen von 1065—1231, die viel Licht über die Geschichte unsrer Normannischen Fürsten verbreiten[3]).

Francisco Saverio Roselli veröffentlichte die „Grumentinische Geschichte“[4]); Vita Giliberti die „Unter-

---

[1]) Commentarii in Regii Herculanensis Musei aeneas tabulas Heraclenses Neapoli 1754, tom 2 in fol

[2]) La Lucania. Napoli 1745 in 4. Dieses Werk erschien zuerst ao. 1745 und wurde 1750 in einer vermehrten und verbesserten Auflage, vom Verfasser selbst besorgt, wieder gedruckt; eine dritte Auflage erschien nach dem Tode des Autors im Jahre 1795, und die 4te 1817.

[3]) Historia chronologica monasterii S. Michaelis Archangeli Montiscaveosi, Congr. Casin. Ord. S. Benedicti ab a. 1065 ad a. 1484 ex ejusdem monasterii tabulario depromta. Accessit series genealogica Principum benefactorum monasterii ex Nortmannica Altavilana stirpe deducta. Neapoli 1746 in 4. (ein sehr seltenes Buch).

[4]) Storia Grumentina. Napoli 1790 in 8.

suchungen über das Vaterland des Lucan[1]); „Placido Troyli die „allgemeine Geschichte des Königreichs Neapel[2])", welche viel Widerspruch erfuhr[3]); Natale Maria Cinaglia „die Venusinischen Antiquitäten[4]), worin der Verfasser behauptet, die Stadt Venosa sei von den Umbriern gegründet, dann von den Pelasgern besessen, später von den Samnitern eingenommen worden und schließlich in den Besitz der Römer gerathen, welche später eine dem Stamme der Horatier zugeschriebene Colonie darin ansiedelten; in demselben Werke werden auch die Schicksale der Stadt und ihrer Behörden, der Handwerkerinnung, des Theaters, der Kirchen, des Appischen Weges und der Ueberreste aus dem Alterthum, welche daselbst bewahrt werden, erzählt und viele Inschriften mitgetheilt; er spricht ferner von der Lage der Stadt, deren Ausdehnung, der Fruchtbarkeit ihres Bodens, ihrer Zerstörung durch die Sarazenen und von ihrer Wiederherstellung zur Zeit Kaiser Ludwig's II. Diesem Werke schließt sich eine Schrift von Michelangiolo Lupoli an, welche dieselben Dinge behandelt; nur daß noch einige Briefe über die Venusinischen Schriftsteller und über das Leben des Horaz hinzukommen[5]).

---

[1]) Ricerche sulla patria di Ocello Lucano. Napoli 1790 in 8.

[2]) Storia generale del Reame di Napoli, Napoli 1748 — 1754 in 4. 5 Theile in 11 Bänden.

[3]) Unter andern auch von Antonio Zavarroni „Das Vorhandensein und die Giltigkeit der von den normännischen Fürsten, der Cathedralkirche von Tricarico für das Gebiet von Montemurro und Armento bewilligten Privilegien, gegen die Angriffe der modernen Kritiker vertheidigt" Neapel 1749 in 4. und Giuseppe Palmieri welcher in Form eines Briefes an P. Gerardo de Angelis eine „Dissertation über das Vorhandensein und die Giltigkeit der von den normännischen Fürsten der Kirche von Triarico gewährten Privilegien" Neapel 1751 in 4. veröffentlichte.

[4]) Antiquitates Venusinae tribus libris explicatae. Neapoli 1757 in 4.

[5]) Iter Venusinum vetustis monumentis illustratum. Neapoli 179 . . in 4.

Domenico Tata handelt von den geschichtlichen Ereignissen der Städte: Venosa, Lavello, Melfi, Rapolla und Barile, und theilt viele lateinische und hebräische Inschriften aus dem 8. Jahrhundert mit [1]). Francescantonio Grimaldi veröffentlichte die „Annalen des Königreiches Neapel", welche später vom Abbate Cestari [2]) fortgesetzt wurden. Domenico Forges Davanzati eine „Dissertation über die zweite Gemahlin des Königs Manfred und ihre beiden Kinder" [3]), versehen mit vielen aus dem Archive der erzbischöflichen Kirche seiner Vaterstadt Trani gezogenen Documenten; Giuseppe Maria Galanti seine „neue historisch-geographische Beschreibung beider Sicilien" [4]); der Marchese Spiriti die „Memoiren der Cosentinischen Schriftsteller" [5]); Lorenzo Giustiniani die „historischen Memoiren der Schriftsteller über Reichsgesetzkunde" [6]); der Abbate Soria die „historisch-kritischen Memoiren der neapolitanischen Geschichtschreiber" [7]); Antonio Lodovico Antinori die „historischen Memoiren der drei Provinzen der Abruzzen" [8]), welche, obgleich nur eine unvollkommene Sammlung geschichtlicher Notizen ohne Ordnung und Zusammenhang in schlechter Schreibart, dennoch theilweise Verdienstliches enthalten.

Unter all' diesen Schriftstellern (und sie sind die besseren) finden wir nicht einen ausgezeichneten, geschweige einen vollkommenen Geschichtschreiber, wenigstens keinen solchen, der die geschichtliche Wis-

---

[1]) Lettera sul monte Vulture. Napoli 1778 in 8.

[2]) Annali del Regno di Napoli. Napoli 1778 in 8.

[3]) Dissertazione sulla seconda moglie del re Manfredi e su' loro figliuoli. Napoli 1791 in 4

[4]) Nuova Descrizione storica e geografica della Sicilie. Napoli 1787 — 1790. 4 vol. in 8.

[5]) Memorie degli scrittori Cosentini. Napoli 1750.

[6]) Memorie storiche degli scrittori legali del Regno. Napoli 1787 — 1788 vol. 3 in 4.

[7]) Memorie storico-critiche degli Storici napolitani. Napoli 1782.

[8]) Memorie storiche delle tre provincie degli Abruzzi. Napoli 1781 1782 e 1783. Vol. 4 in 4.

ſenſchaft wirklich gefördert, oder der Geſchichte eine neue Bahn eröffnet hätte. Wohl gab es unter ihnen männliche Geiſter und tiefe Köpfe, allein ſie verſtanden es nicht, ſich von der Geſchichte einen rechten Begriff zu bilden, und daher vermiſchten ſie die Elemente derſelben, das natürliche und urſprüngliche Streben, die erſten Urſachen der Ereigniſſe kennen zu lernen, mit den antiquariſchen und philologiſchen Studien, die mit der Gelehrſamkeit verknüpft ſind. In der That mußte ſich auch in einem Lande, wie in Neapel, voll alterthümlicher Erinnerungen und beſäet mit Ueberreſten alter Denkmäler und Ruinen und in jener durch die Entdeckung ganzer ausgegrabener Städte bereicherten Zeit, eine Vorliebe für die Alterthumskunde geltend machen, und zu den ernſteſten Forſchungen auf dem Gebiete der Philologie auffordern. In jener Zeit hatten wir ſehr gelehrte Männer, welche die Welt rückſichtlich der Alterthumskunde verwirrt machten, aber die von Giacomo Martorelli, Niccolo Ignarra, Michele Vargas-Maccineca und vor allen Andern von Aleſſio Simmaco Mazzocchi geärnteten Kränze verdrehten den ausſchließlich der Geſchichte gewidmeten Männern vollends den Kopf, und anſtatt ſich den philoſophiſchen Studien und der „neuen Wiſſenſchaft“ zuzuwenden, verlegten ſie ihren ganzen Fleiß auf die Kenntniß der orientaliſchen Sprachen, um geſchichtliche Marmortafeln, alte Vaſen und Inſchriften zu erklären, aus denen ſie die Thatſachen ſchöpften, welche ſodann als weſentliche Momente zur Abfaſſung von Geſchichtswerken dienten. Dieſe Thatſachen jedoch waren oft die Producte ihrer vorgefaßten Meinungen und kühnen Conjecturen, die nicht ſelten von Anderen geläugnet wurden. Daher ſind unſere Geſchichtſchreiber aus der 2ten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht einmal von Seiten der Wahrheit ihrer Auseinanderſetzungen ſchätzenswerth.

Eine Blüthezeit der Hiſtoriographie war alſo das 18. Jahrhundert nicht; hingegen war es eine Epoche der Neugeſtaltung in jeder Beziehung. Der Rückblick in die Vergangenheit, ohne dieſelbe der Gegenwart gegenüber zu halten und die Zukunft vorherzuſehen, war kein Fortſchritt, und daher mußte jede geſchichtliche Arbeit, ſelbſt in den Händen eines Giacinto Gimma, der in der italieniſchen Literaturgeſchichte Tiraboſchi die Bahn vorzeichnete, und eines Giambattiſta Capaſſo, der in der Art die Geſchichte der alten und modernen Philoſophie

zu schreiben Brucker's Wegweiser ward, ihren Zweck verfehlen, und hinter dem Ziele zurückbleiben. Die Einzigen, die noch in gutem Andenken stehen, die einzigen, welche trotz ihrer Irrthümer und ihrer gemeinsamen falschen Richtung alle übrigen General- und Spezial-Geschichtschreiber jener Zeit überlebten, waren Carlo Pecchia und Michele de Jorio. Der Erstere handelt mit gesunder Kritik und Genauigkeit von unsern Gesetzen und Gerichtshöfen, der letztere erzählt die Geschichte des Seerechtes. Allein sowohl in jener durch den Tod des Verfassers unvollendet gebliebenen, als auch in dieser Geschichte des De Jorjo findet sich ein gemeinsames Band, das auf die neuen Anschauungen jener Zeit hinweist und das ist ihre Hinneigung zu den angestrebten Reformen und ihre Hoffnung auf deren Verwirklichung; das war genug, ihren Arbeiten den Erfolg zu sichern, sonst wären auch sie gleich dem übrigen Troß heutzutage vergessen und ungelesen [1]).

Nachdem die große und mächtige Schule des Genovesi, des wahren Erlösers der italienischen Geister aus den Irrlehren des Epicuräers Gassendi zerstreut war; nachdem jene edle Richtung des Denkens aufgehört hatte, welche die Philosophie als das oberste Princip einer vernünftigen Erklärung, als die Regel eines wohlgesitteten Lebens betrachtete; nachdem jene Wissenschaft der Politik vernichtet war, welche von dem Grundsatze ausging, daß die Bedingungen des staatlichen Lebens nicht sowohl durch gewaltsamen Umsturz, als vielmehr auf dem Wege friedlicher Reformen auf dem Felde der Gesetzgebung geändert werden müssen; nachdem jene großartige staatsökonomische Entwicklung geschwunden war, welche die Lehre vom Gemeinwohl mit allen Zweigen des menschlichen Wissens zu verknüpfen, und auf das moralische und staatliche Leben der Nationen zu basiren strebte; mit einem Worte, nachdem jene große Bewegung, jene unermüdliche geistige Thätigkeit, welche der Stadt Neapel in jenen Tagen den Namen des italienischen Athens erwarb, aufgehoben war: nachdem das Handeln aufgehört hatte, begann das Erzählen wieder, und mit größern Fehlern als je zuvor. Das Land wurde

[1]) Das Buch Jorio's ist in mancher Beziehung auch heute noch brauchbar.

von Scribenten überschwemmt, die sich's zur Aufgabe machten, den Ursprung und die Chronik dieser oder jener freiherrlichen Familie, dieses oder jenes Großen, oder irgend einer Kirche, eines obscuren Dorfes oder Ländchens zu verherrlichen; und Alles wurde von den Griechen und namentlich von Diomedes abgeleitet, als hätte er allein das Land mit Städten und Orten besäet.

Die Unkosten dieser ganzen wirren Masse von Geschichtchen und fabelhaften Mittheilungen über Land und Leute beider Sicilien trugen die beiden geschichtlichen Werke, welche Pietro Napoli Signorelli veröffentlicht hat, das eine über die Cultur der Völker des ganzen Königreiches [1]) und das andere über die alten und modernen Theater [2]), Arbeiten, welche, obgleich mit edlem Eifer und mit einem Aufwande von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit geschrieben, doch weit hinter ihrer Aufgabe zurückblieben. Im verflossenen Jahrhunderte war der alte Gedanke wenigstens gut dargestellt, und überaus gelehrte Leute unterstützten die Erzählung der Thatsachen durch die Wissenschaften, und schöpften neue früher dunkle und unbekannte Facta mit Hilfe der Alterthumskunde aus Inschriften in Steinen, alten Monumenten, aus ausgegrabenen Städten, aus Papieren, Kalendern und aus den Gesetzen der ursprünglichen Besitzer dieser Landstriche. Daher drang der Name eines Mazzocchi durch das ganze gebildete Europa, und erwarb seinem Träger und dessen Vaterlande die höchste Ehre. Allein nach den Kämpfen von 99, während der ersten 15 Jahre unseres Jahrhunderts blieben die Wiederaufwärmer der alten Geschichten und die obscuren Erzähler der Ereignisse ihrer Zeit, selbst was die Wahrheit und die Auswahl betrifft, weit hinter ihren gelehrten Vorgängern zurück.

Nach einer denkwürdigen Epoche, in welcher Athleten kämpften,

---

[1]) Vicende della coltura delle Due Sicilie, Napoli 1793. Die vollständigste Ausgabe ist die von 1810 und 1811.

[2]) Storia critica de' teatri antichi e moderni. Die erste Ausgabe in 8 Bänden erschien 1789, später veröffentlichte der Verfasser einen Band Addizioni im J. 1789. Die vollständigste Ausgabe ist die vom Jahre 1813 in 10 tom.

sieht man, nachdem diese wieder verschwunden und die wenig übrig gebliebenen Helden in Schweigen gesunken sind, gewöhnlich ein Heer von Pygmäen erstehen, welche gleich einer gemeinen Insektenschaar über den Leib eines großen Mannes herfallen und ihn über und über zerstechen. Das geschah auch in Italien nach den blutigen Ereignissen von 99. Die obscuren und ohnmächtigen Geschichtschreiber der Dörfer und Ländchen, der Kirchen und Heiligthümer, anstatt die Geschichte, die sie sich zur Aufgabe gemacht hatten zu schreiben, sprangen von einem zum andern über, und ergingen sich in gemeinen Schmähungen gegen die Kämpfe des Vaterlandes, und ließen ihren unberechtigten Zorn aus gegen das eigene Land und das heilige Andenken unglücklicher aber edler und großer Männer.

Höchst entrüstet über diese Pietätlosigkeit und vielleicht aus einem gerechten Grunde beeilte sich Melchior Delfico den alten und großen Paradoxismus von der Nutzlosigkeit der Geschichte zu behaupten [1]). Viele glaubten, der berühmte abbruzzische Schriftsteller habe, aus bloßem Zeitvertreibe, dasjenige wieder geltend gemacht, was einige französische Encyclopädisten über diesen Gegenstand bereits angedeutet hatten, und Manche machten ihm dieses in mehrfacher Beziehung zum Vorwurfe. Delfico hat wahrscheinlich sein Werk in der Absicht geschrieben, jenem muthwilligen Schwarme von Kirchthurm-Geschichtschreibern Einhalt zu gebieten, welche selbst das Anstandsgefühl verletzten, das doch jedem Schriftsteller innewohnen sollte. Indem er eine derartige Geschichte als unnütz darstellte, legte er die Axt an die Wurzel dieser schädlichen Pflanze und raubte ihren Pflegern den Kitzel, sich einen Ruhm zu erwerben. Dadurch gewann zwar das Paradoxon im Grunde nichts an Wahrheit und Berechtigung, allein der berühmte Name des Autors, der bereits so viel Licht über staatswirthschaftliche Gegenstände verbreitet hatte, die Sonderbarkeit der entwickelten Theorie, und die große Opposition, welche Delfico's Werk hervorrief, hatten einen mächtigen Einfluß auf den Absatz des Buches, welchem in sehr kurzer Zeit bis zum Ende 1814 die Ehre widerfuhr, 3mal aufgelegt zu werden.

---

[1]) Pensieri sulla storia e su la incertezza ed inutiliti della medesima del cavalier Melchiore Delfico. 3te Ausgabe Napoli 1814.

Unter so viel obscuren Namen und Werken, mangelte es dennoch nicht an einigen geschichtlichen Arbeiten, die eine rühmende Erwähnung verdienen, und geeignet sind, die Ehre der Talente dieses Theiles von Italien zu retten. Lorenzo Giustiniani sammelte ein werthvolles und seiner Zeit sehr geschätztes Dizionario istorico-geographico, welches trotz vieler Irrthümer und Anachronismen immerhin ein beachtenswerthes Werk bleibt [1]). Es war und ist noch heute die Quelle jener Stadtchronikschreiber, welche ohne irgend eine Kritik und Hermeneutik anzuwenden alle Fehler, selbst die falschen Daten die in die voluminösen Werke Giustiniani's sich eingeschlichen haben, blindlings nachschreiben.

Emmanuele Viggiano veröffentlichte die Memoiren der Stadt Potenza, heute die Hauptstadt der Provinz Basilicata [2]), worin er zuerst die alten Lucaner und ihre Schicksale bespricht und hierauf zur Geschichte der Stadt übergeht, die Reihe ihrer Bischöfe, ihrer Vasallen und berühmten Männer aufzählt, ihren Zustand beschreibt, und schließlich einige antike potentinische Marmordenkmale erklärt.

Nicola Bivenzio schrieb „die Geschichte des Königreichs Neapel" [3]). Er hatte Diamone vor sich, so daß seine Arbeit, bei aller Vortrefflichkeit einzelner Theile, mehr eine Rechts- als eine Civil-Geschichte geworden ist.

Am meisten beachtenswerth jedoch ist der historische Versuch über die neapolitanische Revolution von 1799 [4]), verfaßt von Vicenzo Coco, dem neuen italienischen Tacitus. Coco gehörte jener heiligen Phalanx von Männern an, welche im 18. Jahrhundert sich durch Gelehrsamkeit und Talent auszeichneten.

Wie aus den Annalen, aus den Geschichtsbüchern, und dem Leben Agricola's von Tacitus, so tönt uns bisweilen aus den Erzählungen des ernsten und feierlichen Erzählers der Schicksale Neapels ein Ton tiefster Trauer entgegen; und so schmerzlich er über den Sturz der

---

[1]) Dizionario storico-geographico ragionato del Regno di Napoli 1797—1805. 10 vol. in 8.

[2]) Memorie della citta di Potenza Nap. 1805 in 4.

[3]) L'istoria del Regno di Napoli. Napoli 1816 in 8.

[4]) Saggio storico su la rivoluzione napolitana del 1799. Milano 1809 in 8.

alten Ordnung klagt, ſo tröſtlich iſt ihm die Erinnerung an des Vaterlandes Intelligenz, ſeinen Ruhm, und ſeine heroiſche Tugend, von welcher er auch in einer andern Schrift, worin er die Sitten und die Weisheit der alten Italioten der großen Welt bekannt machte[1]), mit vielen lebhaften Anſpielungen auf die Gegenwart unnachahmliche Beiſpiele bringt.

Aehnlich den großen Geſchichtsſchreibern der griechiſchen und lateiniſchen Welt Herodot und Tacitus hielt ſich auch der Bürger von Civita Campomarano von pſychologiſchen Abſtractionen fern. Er betrachtet die Dinge in concreter Weiſe, und wo er das Ideale behandelt, da kleidet er es ſtets in die Form der wirklichen Gegenwart. Daher iſt Coco der letzte Hiſtoriker, den man den hohen Geiſtern der antiken und helleniſchen Welt anreihen kann und darf, welche bürgerliche oder praktiſche genannt werden könnten, da ſie an den Staatsactionen einen thätigen Antheil nahmen, oder doch zu nehmen würdig waren, wenngleich äußere Urſachen ſie an dieſer Theilnahme hinderten.

II.

Von 1734 bis 1821, während eines Zeitraumes von 80 Jahren, war das Königreich beider Sicilien der Schauplatz großer Thaten und geräuſchvoller Ereigniſſe, die von Umſtänden eingeleitet, begleitet und gefolgt waren, die bei andern Völkern Europas ungewöhnlich ſind. Plötzlicher Wechſel der Dynaſtien, Regierungsformen, Geſetze, der Politik und der Sitten; Kämpfe zwiſchen Heeren und Völkern auf offenem Felde, wie auf öffentlichen Plätzen, innerhalb wie außerhalb des eigenen Gebietes, Umgeſtaltungen in der Denk- und Handlungsweiſe, in den Wiſſenſchaften und in der Literatur, in der Geſetzgebung und Verwaltung, in den allgemeinen Angelegenheiten und in den Familien, unerreichbare Beiſpiele von Muth, Tugend, Wiſſen und Heroismus, neben unerhörter Feigheit, Inconſequenzen, Widerſprüchen, Irrthümern, Verrath und Verbrechen; unbezähmbare und ſtets wachſende Freiheitsbeſtrebungen, an die ſich jedoch extreme Parteiſucht und Rivalität ſchloß, und denen blutige Saturnalien, Hinrichtungen, Proſcri-

[1]) Platone in Italia, Milano 1806 vol. 3 in 8.

birungen und allgemeine Kämpfe folgten; die widersprechendsten Schicksale und Erfolge, unerklärliche Widersprüche in dem Gebahren der politischen und militärischen Persönlichkeiten, der Fürsten und Regierungen, der Adeligen und Plebejer; unerwartete Invasionen und Dynastienwechsel, falsche Versprechungen und Verspottung verrathener Völker; außerdem schreckliche Vulkanausbrüche, Erdbeben, welche ganze Provinzen verheerten, zur Verzweiflung treibende Theuerung, allgemeines Elend und Seuchen: das sind die Hauptereignisse, die in weniger als einem Jahrhunderte geschehen sind. Alle diese Thatsachen hatten in dem Bewußtsein zeitgenössischer Geschichtschreiber keinen politischen und rationellen Werth, und mit Ausnahme Cuoco's verstand es keiner während beinahe eines Jahrhunderts, die entfernteren Thatsachen aufzusuchen, und sie in nationalem Sinne, mit echt italienischem Gefühle und mit einer Einheit in der Anschauung der unendlichen Mannigfaltigkeit der Thatsachen und Wechselfälle, auseinanderzusetzen. Einige glaubten, wenn die Dinge gewissenhaft auseinandergesetzt würden, so würden sie von selbst reden, ohne einzusehen, daß sie nur Falsches reden müssen, wenn den Thatsachen, so gewissenhaft sie geschrieben sein mögen, falsche Ursachen zu Grunde gelegt werden. Andere begnügten sich mit einer Beredtsamkeit ohne Lebenswärme und Begeisterung, und während sie die großen Muster des Alterthums an historischer Beredtsamkeit übertroffen zu haben glaubten, häuften sie bloß pompöse, unfruchtbare und leere Bagatellen aufeinander. Zudem hatten die blutigen Thaten einer schrecklichen Vergangenheit, die noch frisch im Andenken der ohnmächtigen Geschichtschreiber lebten, sie so sehr eingeschüchtert, daß sie sogar vorsätzlich logen; auf diese Weise hörte die Geschichte sogar auf, das zu sein, was sie ihrem Namen nach sein muß, und wurde ein unverdauter Roman. In allen fehlte das logische Band, welches selbst die verschiedenartigsten Theile zu einem Ganzen verbindet, in allen das Nationalgefühl, in allen die wahre Idee des Vaterlandes, denn darunter verstand Jeder die Stadt, das Ländchen oder das elende obscure Dorf, in welchem er geboren war, unter Nation das Land, und Italien hießen die centralen und subalpinischen Staaten der Halbinsel. Nicht wenige sahen im Königreiche zwei besondere Nationen, die Sicilische und die Neapolitanische, und suchten in offenem Hader die Herrschaft der einen über die

andre geltend zu machen. Die municipalen Jämmerlichkeiten also bildeten in jeder Hinsicht die Grundlage und den Ausgangspunkt aller unsrer Geschichten.

Allein nach dem großen Handel der Völker in Wien i. J. 1815, nachdem Italien als ein erobertes Land betrachtet worden war, bloß weil es nichts gethan hatte, um das französische Joch abzuschütteln[1]), nachdem Oesterreich zur alten Lombardei auch das Veltlin und Venetien nebst dreihundert Meilen Seeküste hinzugefügt hatte, und durch Besetzung der Throne von Toskana, Modena und Parma mit verwandten Prinzen, seine Herrschaft auch über Mittelitalien ausgedehnt hatte; nachdem die alte und die von den Franzosen in die Halbinsel gebrachte neue Ordnung abgeschafft, die alten italienischen Einrichtungen als für den Frieden Europa's gefährlich erklärt worden waren und Vorurtheile an die Stelle liberaler Zwecke traten, da merkten die edelsten Geister den Schaden, welcher aus dem Municipal-Wesen und daraus entstanden war, daß auf der Halbinsel ein Staat dem andern gegenüber als Ausland galt. Nun begannen Literaten und Dichter von Italien zu sprechen, über dessen Knechtung durch die Fremden zu klagen, und der neuen Richtung der Literatur entsprechend bildete sich die öffentliche Meinung; allein die Parteien fuhren dazwischen und verdarben Alles. Unter den Auspicien des berühmten Grafen de Maistre bildete sich die Gesellschaft der Sanfedisten, welche sich Guelfen nannten und deren Streben dahinging, ganz Italien unter der Oberherrschaft des Papstes zu vereinigen. Die Liberalen hingegen, welche von der entgegengesetzten Partei Ghibellinen genannt wurden, strebten dahin, den Papst seiner Gewalt zu entkleiden, und Italien frei und unabhängig zu machen, unter dem Scepter desjenigen Fürsten, der für diese Ideen kämpfen würde; die unglückseligen Kämpfe der Parteien erneuerten die alte Feindschaft zwischen den Söhnen einer und derselben Mutter und riefen durch die unüberlegten Aufstände von Neapel und Turin neues Weh, neue Proscriptionen und neuen Jammer über Italien herbei.

Diese Bewegungen jedoch galten als ein feierlicher Protest gegen die Verträge vom Jahre 15, und wären von noch größerer Wirkung

[1]) Worte Lord Castelreagh's im engl. Parlamente 20. März 1815.

gewesen, hätten nicht die Kämpfe der entgegengesetzten Parteien die Richtung verfälscht, welche die Vernünftigen dem Nationalgefühle gegeben hatten. Jedenfalls war das Jahr 1821, in Ansehung des Princips der Unabhängigkeit Italiens das Programm zum Jahre 1848, sowie dieses wieder ein großes Vorspiel zu dem großen Drama war, dessen Catastrophe sich in günstigern Zeiten und unter bessern Auspicien lösen sollte.

Von diesem Ausgangspunkte an begannen die vorzüglichsten Geister auf verschiedenen Wegen und mit verschiedenen Mitteln thätig zu sein, und sie nahmen um ihre Behauptungen zu beweisen Zuflucht zur Geschichte. Solcher Gestalt wurde die Geschichte das Feld für die künftigen Bestrebungen, der Wegweiser der öffentlichen Meinung für die Zukunft, die Weckerin des Nationalgefühls, die Enthüllerin der vaterländischen Traditionen, die Verbesserin vergangener Irrthümer in vielen hochwichtigen Dingen.

Der Kampf der entgegengesetzten Meinungen nahm seinen Ausgangspunkt von den weitern und tiefern Studien über die Doctrinen Dante's, des nationalen Dichters, wenn es sich um die Nationalitätsfrage handelte, denn keiner wußte besser als Dante sie zu formuliren, in ihren künftigen Entwickelungsstadien vorauszusehen, und der Rechtseinheit, der Unabhängigkeit des Staates und dem wiedergeborenen Nationalgeiste zu coordiniren.

Diese durch die vaterländische Ueberlieferung erhaltene und in einer der Entwicklung der Dante'schen Ideen minder günstigen Zeit in der lebendigen Persönlichkeit Nicolo Machiavelli's verkörperte Doctrin hielt den Keim der nationalen Ideen in den starrsten Geistern lebendig.

Indem nun die mit Dante und Machiavelli übereinstimmende Partei in allen ihren Arbeiten diese Ideen immer wieder aufnahm und gründlich darauf einging, begründet sie geschichtlich die Ansicht, daß Italien nicht eher das fremde Joch abschüttlen und seine heiligen Rechte einer Nation und seine Freiheit wieder erlangen könne, als bis es die weltliche Macht der Päpste leugne und bekämpfe. Von Pipin bis auf die neueste Zeit (sagten sie), sei das Papstthum, um sich selbst die Oberherrschaft zu sichern, der Stein des Anstoßes für die Einigkeit Italiens gewesen. Da aber die Existenz, die Einheit

die erste Bedingung einer Nation ist und die zeitliche Gewalt des Papstes sich dem widersetzt, wie eine tausendjährige Geschichte beweist, so sei es die Pflicht der Italiener, das eigentliche Hinderniß ihrer Nationalitätsbestrebungen zu bekämpfen. Das müße die erste Sorge sein, das Uebrige würde sich finden.

Die entgegenstehende Partei eiferte vor allem für die Freiheit und hielt diese auch dann für möglich, wenn der Fremde im Hause sei. Er würde aufhören, es zu sein, wenn zwischen den italienischen Völkern unter der Anführung des Papstes sich ein fester Bund gebildet haben würde. Ohne Freiheit, sagten sie, sei keine Besserung des Schicksals Italiens möglich und die unermüdlichsten Beschützer der Freiheit seien von jeher die Päpste gewesen, sie hätten die italienische Cultur vom Untergange gerettet, das Uebergewicht der barbarischen Herrschaft gehindert und die Fremden gegen einander gehetzt, um den katholischen Glauben und daher auch die abendländische Cultur aufrecht zu erhalten. Wenn auch die weltliche Macht der Päpste wirklich der Einheit der Nation hinderlich gewesen sei, so sei dieses Hinderniß ein providentielles gewesen, weil ohne dasselbe die andern Nationen den letzten Rettungsanker für ihre Unabhängigkeit und Cultur vernichtet hätten.

Diese Parteien, welche noch keinen Namen hatten, hätten einen aus dem Wesen der Sache hergeholten bekommen können und zwar hätte man die eine die nationale und die andere die municipale nennen dürfen. Allein der große Haufe, welcher sich um die veränderten Verhältnisse der Zeiten, der Ereignisse, Bestrebungen, Dynastien, Regierungen, Constitutionen, Gesetze und königlichen Privilegien nicht kümmerte, gab ihnen, den alten geschichtlichen Ueberlieferungen folgend die Namen der Ghibellinen und Guelfen, als wäre kein Unterschied zwischen unsern Zeiten und denen des Papstes Hildebrand, Friedrich's Barbarossa's und Alexander III., Friedrich's II. und Innocenz III., Manfred's und Clemens IV., und als könnten auf dem ewig wechselnden Felde der Geschichte dieselben Thatsachen wiederkehren, dieselben Menschen wieder erstehen. Diese Stichnamen erhielten auch die Historiker, je nachdem ihre Arbeiten von nationalem oder municipalem Geiste beseelt waren.

Während dieſer heißen Kämpfe erſchien die Geſchichte des Königreichs Neapel von 1734 bis 1825 von Pietro Colletta. Bis zu dem Tage, an welchem dieſe Geſchichte, die Frucht langer anhaltender und mühſamer Arbeit durch den Druck veröffentlicht wurde, herrſchte ein gemeiner Empirismus auf geſchichtlichem Gebiete, da man bloß die verſchiedenen Thatſachen äußerlich aneinanderreihte, ohne den tiefer verborgenen Urſachen der Begebenheiten nachzugehen [1]). Colletta hingegen, weit entfernt, ſich an der bloßen Oberfläche zu halten, drang indem er unſere Geſchichte ſchrieb, in ihre verborgendſten und entfernteſten Gründe ein und ſuchte Alles mit der hohen Idee, die ſein Werk beherrſcht, in Einklang zu bringen. Er ſchrieb die Geſchichte nach Art der Lateiner; ohne jedoch den Einfluß der Vorſehung auf den ſocialen Fortſchritt zu läugnen; und, in Hinſicht auf dieſen hat er einen kühnen und unſerer Zeit würdigen Sprung gemacht.

Es iſt wunderbar, wie ein Menſch, deſſen „erſte Erziehung verfehlt war", ein Menſch, dem „das Leben der That die Zeit zum Studium raubte [2]), durch die bloße Kraft eines erſtaunlichen Talentes, durch Feſtigkeit im Entſchluſſe, und Geduld zu einer langen und unausgeſetzten Arbeit, im reifen Alter eine Geſchichte zu Stande gebracht hat, welche die claſſiſchen Formen erneuernd und aus dem Alten das Neue entwickelnd, überdieß der italieniſchen Geſchichte eine beſſere, wenn nicht neue Bahn vorzeichnet. Das ahnten ſchon Capponi,

---

[1]) Dies iſt der Fall bei der „Geſchichte des Königreichs Neapel von Arrighi"; der „Geſchichte von S. Marino" von M. Delfico; der „Geſchichte des Königreichs Neapel unter der bourboniſchen Dynaſtie bis zum allgemeinen Wiener Frieden" von De Angelis, Neapel 1817 in 8. 8 vol. den „hiſtoriſchen profanen und religiöſen Memoiren der Stadt Matera" von Della Volpe, Neap. 1818 in 4.; der „hiſtoriſchen Abhandlung über die Stadt Teano" von Pezzullo, Neap. 1820 in 8.; der „Geſchichte von Pozzuoli" von Palatino, Neap. 1826 in 8.; den „hiſtoriſchen Memoiren Afragola's" von Caſtaldi, Neapel 1830.

[2]) Lettera di Pietro Colletta a Giacomo Leopardo 30 gennais 1823 nell' „Epistolario del Leopardi Napoli 1856."

Giordani, Leopardi und viele andere tüchtige Männer, denen Colletta ſeine Geſchichte vorlas, ehe er ſie durch den Druck veröffentlichte.

Allein die zeitgenoſſiſche Geſchichte, von einem Manne geſchrieben, der größtentheils ſich an den erzählten Ereigniſſen betheiligte, mußte Gegner und Feinde finden, und Colletta hatte deren ſehr viele. Einige beſchuldigten ihn der Parteilichkeit, und andere der Animoſität gegen damals noch lebende Perſonen. Ohne Zweifel hat die Geſchichte dieſes Neapolitaners auch ihre Irrthümer; irrthümlich iſt, was er über die municipalen Wahlen, über die Abſchaffung des heiligen Officiums, über die Macht des heiligen Conſiliums, über die Motivirung in den gerichtlichen Urtheilen, über einige Reichsgeſetze, und über mehreres Andere ſagt, was ſich auf die öffentliche Adminiſtration bezieht; allein dieſe Fehler ſind unvermeidlich bei einem Soldaten, der ſein Leben auf Schlachtfeldern zubrachte, und dem Zeit, Muße und die nothwendigen Studien fehlten, um in das alte und neue legislative Gebäude des Reiches einzudringen. Ueberdieß entbehren einige Thatſachen der nöthigen Documente, um das zu beweiſen, was uns der Geſchichtſchreiber glauben machen will. Wer aber das unglückliche Leben des Verbannten, die Unmöglichkeit, ſich dieſe Documente zu verſchaffen, und andere ähnliche Gründe erwägt, wird Colletta wegen der von ihm verfochtenen Irrthümer durch den Mangel genauer Notizen über Thatſachen, die ſpäter nach der Wiederauffindung koſtbarer Schriftſtücke erſt ins helle Licht geſetzt werden konnten, entſchuldigen. Abgeſehen von dieſen, in einer langen und ſchwierigen Arbeit oft unvermeidlichen Fehlern, iſt die Geſchichte von Colletta eines tüchtigen Autors würdig und eine der ſchönſten, was Einheit im Plane, Freiheit in der Geſinnung und im Urtheil, was Styl und Sprache betrifft: Eigenſchaften, die ihm von tüchtigen Männern den Namen eines ausgezeichneten Geſchichtſchreibers, und vom Volke den eines eifrigen Parteimannes und eines Ghibellinen erworben.

An den wichtigen Fragen, die damals die hellſten Köpfe Italiens fortwährend beſchäftigten, nahm ſeinen Antheil auch Giuſeppe di Ceſare; und ſeine Studien über das „Leben Dante's, die Prüfung der göttlichen Comödie" und ſein „Arrigo di Abbatte" hatten ihn in den Stand geſetzt, eine ſchwierige geſchichtliche Arbeit zu vollenden, welche von Vielen gewünſcht wurde, ſowohl in

Italien als in Deutschland, wo Niemand die wahren Ursachen, welche zum Sturze des hohenstaufischen Hauses bei uns und damit auch in Deutschland beigetragen haben, anzugeben wußte. Die ghibellinische und guelfische Partei hatten die Thatsachen unserer Geschichte, die sich auf die kurze Periode der Schwabenherrschaft beziehen, entstellt; und aus falschen, nicht genug klaren Ursachen, hatten unsre Chronisten und späteren Geschichtsschreiber noch falschere Consequenzen gezogen; so galt in den Augen aller Welt und in gebildeteren Zeiten sogar der biedere und ritterliche Manfred, einer der weisesten und edelsten Fürsten, die dies schöne Land beherrschten, für illoyal, treulos, ungläubig, ja sogar für einen Vater- und Brudermörder. Doch die dunkelste Periode der Geschichte des 13. Jahrhunderts war jener Uebergang von 1250 zu 1266 d. h. bis zur Schlacht von Benevent, wo mit einem Streiche die Monarchie, das Heer, Treue, Muth, Tugend, schützende Gesetze und öffentliche Freiheiten verschwanden, und mit dem Triumphe Carls von Anjou die Knechtschaft des Reiches für mehrere Jahrhunderte begann.

Diese Lücke wollte Giuseppe di Cesare ausfüllen, und schrieb zu diesem Zweck seine „Geschichte Manfred's, Königs von Sicilien und Apulien [1])."

Bei dem Mangel an Denkmalen und öffentlichen Akten König Manfred's, welche von den Anjous verbrannt und zerstört worden waren, bei der Leidenschaftlichkeit und Rohheit der gleichzeitigen Zeugen, bei dem niedrigen Bestreben der spätern Geschichtsschreiber, einen ritterlichen Fürsten von italienischer Geburt und Erziehung und von italienischem Geiste zu verunglimpfen, wandte di Cesare, um in die wahren Gründe der Thatsachen, in ihre kleinsten Besonderheiten einzudringen und in der Finsterniß das Wahre zu erkennen, die sorgfältigste Aufmerksamkeit an, und prüfte auf das Gewissenhafteste alle Schriften der gleichzeitigen Zeugen, sie mochten guelfisch oder ghibellinisch sein, hielt die Thatsachen und die Daten jeder Thatsache, wie sie von den verschiedenen Historikern dargestellt

[1]) Storia di Manfredi re di Sicilia e di Puglia. Volumi due, Napoli 1837.

werden, gegen einander und stellte sie den öffentlichen Aktenstücken und Meinungen der Zeit, in welcher jene Thatsachen geschehen sind, gegenüber. Auf diese Weise stand Niccolo di Jamsilla, ein ghibellinischer Geschichtschreiber, dem guelfischen Saba Malaspina, die Chronisten Ricobaldo da Ferrara und Pipin von Bologna dem Matteo Spinelli da Giovenazzo, die authentischen Memoiren und öffentlichen Aktenstücke der römischen Curie den wenigen, aus der Regierungszeit Manfred's übrig gebliebenen Urkunden gegenüber. Diese Dinge verglich er auch mit den spätern Geschichtsschreibern, von Costanzo, einem entschiedenen Guelfen, bis zu dem ghibellinischen Prälaten Forges Davanzata, und gewann so den Vortheil, viele chronologische Irrthümer berichtigen, manche scheinbare oder wirkliche Widersprüche der Geschichte rücksichtlich Manfred's ausgleichen und endlich die wichtigeren Fragen über die streitigen Punkte lösen zu können.

Aus dieser tiefen Kritik, die allein hingereicht hätte, einen Schriftsteller berühmt zu machen, ging jene Wahrheit rein und ungetrübt hervor, welche der Haß, die Leidenschaft und das Interesse der Parteien zu verdunkeln strebte, zum Schaden eines wackern Fürsten, der die große Idee des Boetius und Pietro delle Vigne in's Werk setzen wollte. Allein wenn auch die Geburt, die Verhältnisse und die von Manfred unter der Regierung Conrad's und während des Pontifikates Innocenz IV. und Alexander's IV. vollführten Thaten, die wackern Unternehmungen des großherzigen Königs, seine Regierungshandlungen von seiner Thronbesteigung bis zur unglücklichen Schlacht von Benevent, die Menschen und Dinge jener Zeit beleuchtet waren; wenn auch die Verläumdungen vernichtet waren, die man einem Monarchen aufgebürdet hatte, der unser Land überaus liebte; so waren es doch weniger die wahren Ursachen, welche den Fall der Deutschen in Italien beschleunigten. Denn es war nicht nur die römische Curie, die mit offener Feindseligkeit und heimlichen Verfolgungen ihnen die Herrschaft über das Land entriß, sondern weit mehr noch die politischen Fehler Friedrich II., die in offnem Widerspruch standen mit seinen weisen Gesetzen und mit den Ansichten der Mehrheit der Völker, welche guelfisch gesinnt waren: die fortwährenden ungerechtfertigten Angriffe auf die lombardischen Städte, die Grausamkeiten, welche von ihm in seinen letzten Lebensjahren gegen die sicilianischen

und apulischen Barone, die ohnehin über den Verlust ihrer Immunitäten Klage führten, und gegen seine treuesten Rathgeber verübt wurden; ferner der zum Aerger des Papstes zur Schau getragene Atheismus, in einer Zeit voll aufrichtigen katholischen Glaubens, in der ein Franz v. Assisi, ein Dominikus v. Gusman, ein Thomas de Aquino, ein Pietro Martir, eine Clara v. Assisi und eine Rosa da Viterbo Wunder wirkten; endlich seine Freundlichkeit gegen die grausamsten Tyrannen der Trevigianischen Mark, welche auf der ganzen Halbinsel verhaßt waren — alles das wirkte mit zu seinem Sturz. Edel war seine Absicht, alle Theile Italiens unter einem Scepter zu vereinigen; aber die Zeit war dem Unternehmen nicht günstig. Friedrich wollte bloß durch Strenge und Waffengewalt seiner Herrschaft ganz Italien unterwerfen, als die Päpste noch in zweifacher Hinsicht eine große Gewalt darauf ausübten, als noch zwei Drittel der Italiener entschiedene Guelfen waren, als den tapfern Söhnen der Kämpfer von Legnano noch frisch in Erinnerung stand, daß ihre Väter an der Adda und am Tessin sieben deutsche Heere zerstreut und zersprengt hatten, die der schreckliche Barbarossa anführte, und als das Land noch den Verlust seiner Normannischen Fürsten beklagte, und bei dem Andenken an den wilden und rauhen Heinrich VI. zitterte.

Auch noch andere Gründe, die zum Fall des hohenstaufischen Hauses in Neapel beigetragen haben, ließ di Cesare unberücksichtigt, indem er das klägliche und schnelle Ende der Deutschen einer einzigen ausschließlichen Ursache, nämlich dem Hasse, den Intriguen und den Bannflüchen der römischen Curie zuschrieb. Er verfiel in diesen Irrthum, weil er die Unschuld Manfred's im Auge hatte, der den Verbrechen seines Vaters fremd war, und nichts von Conrad's Grausamkeit besaß: allein er bedachte nicht, daß die Fehler in der Politik sowie die Ungerechtigkeit der Großen der Erde entweder auf sie selbst zurückfallen, oder auf Kinder und Enkel ihre Wirkung erstrecken. Für diese Wahrheit bietet die Geschichte unendlich viele unabweisliche Beispiele, welche sich mit einer Stetigkeit der Ursachen und Wirkungen wiederholen, daß keine Thatsache der Welt ihr hierin gleich kommt. Abgesehen davon, muß die Geschichte Manfred's von di Cesare als eine gewissenhafte und unparteiische Arbeit angesehen werden. Ueberdieß eilt seine Darstel-

lung rasch, wirksam und unmittelbar vorwärts, wird nicht von Abschweifungen unterbrochen oder von unnützen Discussionen aufgehalten und ist von keiner Leidenschaft verblendet. Er rechtfertigt ein jedes Ding an seiner Stelle durch unwiderlegliche Documente, authentische Memoiren, mit öffentlichen Akten und Originalcitaten aus Geschichtsschreibern, Chronisten und alten Codices und gelegentlichen Erläuterungen in den Noten, die zu Ende eines jeden der sechs Bücher seiner Geschichte angefügt sind. Styl und Sprache entsprechen ganz der lebendigen Schilderung und der Würde des Buches. Di Cesare lieferte also ein in jeder Hinsicht vortreffliches Werk, welches jenem nationalen Rechte entspricht, das in der Folge in den Werken von Männern, welche die lebendigste Verkörperung der italienischen Unabhängigkeit waren und sind, weiter entwickelt wurde.

Unter der schönen Zahl derselben that sich einer als männlicher, heller und edler Geist hervor, Antonio Ranieri, der die hochgeschätzte „Geschichte Italiens vom 5. bis zum 9. Jahrhunderte" veröffentlichte. In dieser ist mehr als in jeder andern die Iliade der Uebel, wenn man so sagen darf, ausgeprägt, welche Italien peinigten, nachdem Hadrian I. Karl den Großen in die Halbinsel gerufen, und Leo Erzbischof von Ravenna ihm den Plan und die Art gezeichnet hatte, wie er den Longobarden zum Trotz die Alpen übersteigen könne. In diesem Aufruf, sagt Ranieri, verbarg sich die Absicht des Papstes, weltlicher und geistlicher Fürst zu werden; dieses suchte er durch versteckte Manöver zu erreichen, indem er die ganze Geschicklichkeit und das päpstliche Ansehen anwandte, um die Longobarden gegen ihren Souverain aufzuwiegeln. So fiel in Italien die königliche Macht der Longobarden, und an ihrer Stelle erhob sich die kaiserliche Macht der Franken, nicht in Italien, denn in Italien konnte sich dieselbe nie behaupten, sondern im Ausland. Diese kaiserliche Macht räumte Italien keine Rechte über irgend eine Nation ein, gab aber vielen Nationen den Vorwand, ein Recht über Italien auszuüben. Wieviel Unglück, wieviel Blut und Knechtschaft dieser Vorwand über Italien brachte, weiß die ganze Welt, und es bedarf dazu nicht meiner Geschichte. Die Longobarden fielen, um den Franken Platz zu machen, diese übertrugen auf andere Ausländer und diese wieder auf andere einen Titel, welcher für jeden Andern bedeutungslos, bloß für Italien

die Bedeutung hatte, daß er es von den Alpen bis zum äußersten Ende Siciliens mit Blut überschwemmte.“ Dieses Urtheil, zuerst von Macchiavelli ausgesprochen, wurde von den besten Geschichtschreibern wiederholt, die nach ihm kamen; allein keiner wußte besser als Ranieri es als natürliche und nothwendige Folge der Thatsachen darzustellen, indem er Karls des Großen Zug nach Italien als eine Calamität für unser Vaterland auffaßte.

Ranieri ging noch einen Schritt weiter, rücksichtlich der rationellen Idee der Geschichte und der nationalen Gesinnung. Erstens umfaßt seine Geschichte die gesammte Nation und betrachtet sie als solche; zweitens setzt er an die Stelle der Einheit Italiens unter einer Herrschaft, die von der Gewalt oder dem Ehrgeize dieses oder jenes Fremden ausgeübt wird, die Idee der Collectivmacht der Italiener, als das ausschließlich italienische Princip, wodurch das Wesen der Nation begründet würde. Allein die Vorliebe, mit welcher er die bürgerliche und politische Gewalt vor der religiösen bevorzugt; einige heftige, wenn auch nicht ungerechte Ausfälle gegen die römische Curie; die weite Entwicklung, welche er der nationalen Idee gab; jener edle Stolz, mit sicherem Auge alle Theile der Halbinsel zu durchlaufen und sie mit einander zu assimiliren, auch jener Stolz, mit welchem er selbst bei den größten Mißgeschicken sich voll Herz und Muth, voll Würde und echt italienischer Liebe fühlt, verleiteten Viele zu dem Ausspruche, seine Geschichte sei keine Geschichte, sondern die stolzeste und gelehrteste Manifestation der alten modernisirten ghibellinischen Anschauung. So verwechselte man, aller Wahrheit zum Trotz, und durch eine sonderbare Sucht, schmerzliche Ueberlieferungen altererbten Bruderhasses aufzufrischen, die mehr oder weniger rationelle Weise, die Thatsachen zu verwerthen und die nothwendigen Folgen aus ihnen abzuleiten, mit einer vorgefaßten Parteiansicht, welche der männlichen Talente und edlen Geister unwürdig gewesen wäre, die sich damals bestrebten die Geschichte Italiens jener blinden Parteileidenschaft zu entkleiden, und sie zu ihren nationalen Principien und zur Wahrheit zurückzuführen.

Wie verschieden aber auch die sich gegenüberstehenden Meinungen seien, so bleibt es doch wahr, daß das Buch Ranieri's in freiem Geiste, mit edler Tendenz, mit Tiefe des Gedankens in echt

italieniſchem Style geſchrieben, die Gemüther einer ganzen Nation zu befriedigen im Stande iſt, indem es derſelben in hohem Grade Ehre macht. Denn der Ruhm Italiens und ſein Mißgeſchick während fünf Jahrhunderte ſind darin nicht beſchrieben, ſondern in Quadern gehauen, und es wird auf's anſchaulichſte gezeigt, wie alle Städte und Flecken des Landes eine gemeinſchaftliche Geſchichte haben, wie aus ein und denſelben ſcheinbar entgegengeſetzten Elementen die geſchichtliche Einheit hervorgeht, ähnlich der Einheit, die der Autor in der Nation erblickt, „welche, wie ſehr es auch dem Schickſale und den das Schickſal an Grauſamkeit übertreffenden Menſchen gefallen hat, ſie tauſendfach zu zerreißen und zu zerſtückeln, doch ſtets eine bleibt“ [1]).

Die Bücher Ranieri's und di Ceſare's waren ein mächtiger Sporn für die Freunde der Geſchichte; denn faſt alle Schriftſteller über die Geſchichte der Municipien, die ſeit 1837 ſchrieben, betrachteten die von jenen Zweien erzählten Thatſachen von demſelben Geſichtspunkte. Bis dahin hatte die Partialgeſchichte der Städte bloß eine Liſte der Biſchöfe, und der Thatſachen, die ſich auf die Lehensherren und kleinen Gebieter, auf die Kirchen und Schlöſſer bezogen, geliefert; denn jede Commune wurde als außerhalb des Reiches ſtehend und dieſes wieder als von Italien abgeſondert betrachtet. Einige Schriftſteller, dem Pietro Giannone folgend, trugen einen ungerechtfertigten Haß gegen die römiſche Kurie zur Schau, ſo wie andre wieder nach dem Beiſpiele Coſtanzo's Schmähungen und Läſterungen gegen die Deutſchen ſchleuderten; keiner aber vermochte ſich eine beſtimmte Grundanſchauung über die erzählten Thatſachen zu bilden, keiner vermochte die eigene Meinung zu begründen, keiner ein gerechtes Urtheil zu fällen. Nach der Veröffentlichung der Bücher Ranieri's und di Ceſare's verſchwanden dieſe Fehler aus den Geſchichtsbüchern, und Viele, die ſich als Verfechter einer von päpſtlichen und ausländiſchen Einflüſſen gleich unabhängigen Herrſchaft erhoben, galten für Ghibellinen; und ebenſo Jene, welche mit Wärme die Herrſchaft der Longobarden, der Normannen und Deutſchen rückſichtlich der politiſchen Richtung ihrer Geſetze und Regierung lobten. Daher wurden zu den ghibelliniſchen

[1]) Della storia d'Italia dal quinto al nono secolo, ovvero da Teodosio a Carlomagno, libri due di Ant. Ranieri, pag. 152—153. Brixelles 1841.

Geschichtschreibern gezählt: Giordano [1]), Bartoletti [2]), Lombardi [3]), Adilardi [4]), Maldacea [5]), d'Urso [6]), d'Ayala [7]), Jatta [8]), Adinolfi [9]), Sena [10]), Morelli [11]), Branca [12]) und einige Andere, welche historische Skizzen über die Hauptereignisse ihrer Geburtsorte und Ländchen schrieben.

In den Schriften der Genannten herrscht, die Wahrheit zu sagen, nicht der geschichtliche Ernst, noch passen Styl und Sprache zu einer Geschichte; allein die Thatsachen sind durch ein logisches Band zusammengehalten und in Beziehung zu jenen gebracht, die die allgemeine Geschichte des Reiches angehen. Auf diese Weise werden die kleinsten wie die größten Vorfälle von weiten umfassenden Gesichtspunkten aus betrachtet. Man streitet sich nicht mehr um die lächerliche Autonomie des eigenen Kirchthurms, um ein von diesem oder jenem Fürsten einer Stadt zum Schaden der andern verliehenes Privilegium; es

[1]) Memorie istoriche di Frattamaggiore. Napoli 1834.

[2]) Biografia degli nomini illustri della città di Alessa nelle dignita ecclesiastiche, in letteratura, armi e titoli. Napoli. 1836.

[3]) Saggio storico sulle accademie Consentine-Saggio storico-letterario sugl' illustri giureconsulti Calabria-Citeriore-Saggio sulla topografia e sugli avanzi delle antiche città Italo-Greche, Lucane, Daunie e Peucezie amprese nell' odierna Basilicata. Cosenza 1836.

[4]) Memorie storiche della città die Nicotera. Napoli 1839.

[5]) Storia di Sorrento, vol. 2. Napoli 1841 e 1844 — Storia di Massa Lubiense. Napoli 1840.

[6]) Storia della città di Andria, dalla sua origine fino al 1841. Nap. 1842.

[7]) Le vite de' piu celebri capitani e soldati napolitani, dalla giornata di Bitonto fino ai di nostri. Nap. 1843.

[8]) Cenno storico sull' antichissima città di Ruvo nella Peucezia, del giureconsulto napolitano Giovanna Jatta, colla giunta della breve istoria del famoso combattimento dei 13 cavalieri italiani con altrettanti francesi, seguito nelle vicinanze della città nel di 13. febbraio 1503. Nap. 1844.

[9]) Storia della cava. Salerno 1846.

[10]) Cenno istorico cronologico sulla città di Montemarano. Nap. 1846.

[11]) Quadri storici di Brindisi, Lecce 1848.

[12]) Memorie storiche della città di Sora, Napoli 1847.

handelt sich nicht mehr um die Herrschaft eines Landes über das andre, wie in den Geschichtschreibern der Städte von älterem Datum; sondern Unglück und Ruhm, Wohl und Wehe, Sieg und Niederlage einer Stadt, wird als allen gemeinsam angesehen, und das Gefühl der Vaterlandsliebe ist nicht mehr auf den Kreis des oft unbedeutenden und mikroskopischen Geburtsortes beschränkt, sondern nimmt einen größern Maßstab an und erstreckt sich auf alle Theile des Königreichs und umfaßt oft ganz Italien.

Pietro Giannone ausgenommen wurde die guelfische Partei gänzlich in den Hintergrund gedrängt, oder erhob sich doch nicht in Geisteswerken in einer erwähnenswerthen Weise. Von einigen Municipal-Geschichtschreibern wurden die Deutschen als Gegner der Päpste verlästert und oft auch verleumdet; jedoch gab es unter ihnen keinen, der die weltliche Macht des Papstes gelobt oder ein Verlangen darnach gezeigt hätte; im Gegentheile hatten die Schriften des unglücklichen Conforti und seiner biedern Ruhmes- und Unglücksgefährten in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, betreffend die verjährte und berühmte Frage über den sogenannten Huldigungstribut, welchen das neapolitanische Königshaus dem heiligen Stuhle zu entrichten pflegte, allen guelfischen Parteigelüsten den Nerv abgeschnitten, und das ganze Land für die ghibellinischen Ideen erwärmt, jedoch immer im Sinne der alten Partei.

Die erste geschichtliche Arbeit, welche sich für das guelfische Princip aussprach, war die des Michele Baldacchini über die Vorfälle von 1647 in Neapel [1]). Nicht Specialgeschichtschreiber und Zeitgenossen, sondern auch Generalgeschichtschreiber Italiens hatten die Ereignisse dieses denkwürdigen Jahres erzählt. Jene konnten sich von persönlichen Leidenschaften, von den Einflüssen und Meinungen ihrer Zeit bei der Betrachtung der Ereignisse, welche die Erhebung von 1647 vorbereiteten, der daraus hervorgehenden Folgen, und der sie in's Werk setzenden Menschen nicht los machen; daher betrachteten sie das Schei-

[1]) Storia Napolitana dell' anno 1647; Italia 1836. Diesem Werke widerfuhr die Ehre, in 10 Jahren dreimal aufgelegt zu werden. Die erste Aufl. wurde 1834 veranstaltet, die zweite 1836 und die dritte 1845.

tern der Unternehmung für gerecht und hielten den Sieger für lobenswerth, bloß weil er gesiegt hatte. Den Andern war es nicht gegeben, in die offenbaren und versteckten Leidenschaften der gleichzeitigen Geschichtschreiber einzudringen und die Thatsachen haarklein zu erzählen und sie des Falschen zu entkleiden, denn da sie die Ereignisse der ganzen Halbinsel im Allgemeinen erzählten, so konnten sie sich nicht lange bei einem besondern Factum aufhalten und es von allen Seiten entwickeln, um die Wahrheit zu suchen. Baldacchini that dies entschieden und forschte, indem er die wahren Thatsachen verfolgte, nicht nur bei den vorausgegangenen Geschichtschreibern, sondern befragte und studirte mit einer seltenen Ausdauer und gewissenhaftem Fleiße die unedirten Manuscripte, welche der berühmte Monsignor Capecelatro und andere gelehrte Neapolitaner verwahrten, sowie auch die alten Karten und Bücher der Privatbibliotheken Neapels. Auf solche Weise konnte er in reiner Sprache und edlem Style ein kleines aber schönes Bild entwerfen von dem ganzen unbesonnenen und despotischen Vorgange jener vicekönigliche Regierung, der in der ganzen neapolitanischen Geschichte seines Gleichen nicht hat. Denn die Vicekönige richteten, man möchte fast sagen geflissentlich, die Künste und den Handel bei uns zu Grunde, sie ließen fortwährend unsere Küsten unvertheidigt, und den Einfällen der Piraten und Barbaren ausgesetzt, verödeten die Felder, den Ackerbau und vernichteten überdies die Sitten, corrumpirten die Gewissen, verwirrten die Gesetze, brandschatzten Adel und Volk, trieben unser Heer in ferne Gegenden zur Unterstützung fremder und ehrloser Dinge, häuften Confiscationen und Verbannungen, stürzten das ganze Land in Verarmung und machten so unsere Väter, die eines bessern Looses würdig gewesen wären, höchst elend. Mitten unter dieser Verderbniß der Regierung, dem stolzen Pompe des Adels und dem äußersten Elend des Volkes, erhebt sich ein armer Fischer, ein zweiter Michele di Lando, ganz Herz, edelmüthig, kühn, religiös, ein wahrer Neapolitaner, und ruft es den bösen Gewalthabern zu, daß das Volk keine Lust und Geduld mehr habe, die traurigen Folgen der Mißregierung zu ertragen, und mit der Verwegenheit eines glühenden Charakters und mit natürlicher Beredtsamkeit vertheidigt er die mit Füßen getretenen Rechte des Volkes, und macht sich zu dessen Haupt und Anführer. Aber rings um ihn sammeln sich die verschiedenar-

tigſten Perſonen, Scheinheilige und Fromme, Verräther und Getreue, Feige und Beherzte, Verſchlagene und Schlechte, Betrüger und Unſchuldige, und der edle Volksmann fällt als ein Opfer ſeines Vertrauens und fremder Treuloſigkeit.

Dieſe Dinge erzählt Baldacchini in der Weiſe des Porzio und mit derſelben Würde und Wirkſamkeit des Geſchichtſchreibers der berühmten Verſchwörung der Reichsbarone unter Ferdinand von Arragonien. Er beſitzt eine wahre Meiſterſchaft, alle Hauptperſonen des Dramas von 1647 dem Leſer vor die Augen zu führen, und in der Kunſt, die Charaktere aus den Handlungen abzuleiten, ſteht er keinem andern ausgezeichneten Geſchichtſchreiber nach. Auch zieht er aus den erzählten Ereigniſſen die nützlichſten Lehren: ſo wird durch das Leben des Tommaſo Aniello das gegenwärtige Zeitalter aufmerkſam gemacht, „nichts ſo ſehr zu verabſcheuen, als die Fremdherrſchaft — nicht zu leicht der blinden Menge zu vertrauen, die denjenigen, der ſich zu ihrem Führer macht, eben ſo ſchnell verläßt, als ſie ihm folgt“, daß nichts ſo ſchrecklich und ſchädlich ſei, als die Folgen, ſowohl „einer zu weit getriebenen Tyrannei als einer zügelloſen Freiheit“; daß ſich „die äuſſerſte Tyrannei mit ihrem Schreckens-Uebermaß endlich lächerlich mache“, daß „auf das Verlachen die Verachtung folge, iſt es einmal dahingekommen, ſo kannſt du ohne zu fehlen deine baldige Vernichtung für gewiß halten“. Allein, da die neapolitaniſche Revolution von 1647 ihren erſten Urſprung und ihren erſten Herd in den langen und unheilvollen Kriegen hatte, die von Spanien in der Lombardei und in Flandern unterhalten wurden und für welche Neapel wider ſeinen Willen mit Geld und Soldaten herhalten mußte, um Italiener und Völker zu bezwingen, die ſich vom ſpaniſchen Despotismus losmachen wollten, welche Wirkung mußte ſie auf Italien haben, nach ihrem Ausbruche, und welche auf die ſpaniſche Politik nach ihrer Dämpfung? Hatte, bei der Beſetzung der toskaniſchen Präſidien durch die Franzoſen, bei der Politik des Italieners Mazarin, des damaligen Miniſters des minderjährigen Ludwig XIV., bei den Hoffnungen, die man bis zu Richelieu's Zeiten in dem Savoyiſchen Königshauſe unterhielt, die neapolitaniſche Revolte keine Berechtigung? Und nachdem dieſe überwunden und niedergehalten, nachdem der Prätendent Heinrich II.

von Lotharingen gefangen worden war, und der Graf Onatte Galgen und Schaffote im Königreiche hatte errichten laſſen, welchen Einfluß übte da das ſiegreiche Schwert Don Juan's von Oeſterreich auf das Schickſal Italiens bis zum pyrenäiſchen Frieden, beziehungsweiſe auf die Sympathien der ſchönen Halbinſel für die Franzoſen, und ihren Haß gegen die Spanier?

Ueber all' dieſe Dinge, welche die mehr und weniger entfernten Urſachen, und mehr oder minder unmittelbaren Folgen des Aufſtandes von 1647 waren, gibt uns Baldacchini keine Rechenſchaft, und vielleicht thut er es abſichtlich aus jenen Grundſätzen municipaler Unabhängigkeit, die ihn zum Guelfen ſtempeln. Ich ſage dies, weil ich den ſchönen Satz Antonio Ranieri's für wahr halte, daß man die Geſchichte eines Theiles Italiens „weder verſtehen noch erzählen könne, ohne die der andern Theile mit zu berühren". Abgeſehen hievon iſt die Geſchichte Baldachini's als ſpeciale und ausſchließlich neapolitaniſche für ein unnachahmliches und erſtaunliches Werk anzuſehen, welchem nicht lange darauf ein anderes, verſchiedenen Inhaltes, aber tieferes und gelehrteres folgte, nämlich das Leben und die Lehren des berühmten Mönches Thomas Campanella[2]), das reich an koſtbaren Documenten iſt, die ſich Baldacchini durch eifrigen Fleiß und ſorgfältige Mühe zu verſchaffen wußte[3]). Zum Glücke war Baldacchini kein einfacher Gelehrter, ſondern er hatte unermüdliche und gewiſſenhafte Studien über die alte und moderne Philoſophie gemacht, ſo daß er eine Campanella's würdige Geſchichte liefern und den Werth der philoſophiſchen Doctrinen erhöhen konnte. Aber hier offenbart ſich Baldacchini deutlicher als Guelfe, ſei es weil Campanella zuerſt als Guelfe und dann als entſchiedener Ghibelline Partei nahm, oder aus eigener Wahl, oder aus beiden Urſachen; ſtets aber bewahrt er die Würde eines Philoſophen und Schriftſtellers, der die Wahrheit zu erforſchen ſtrebt, und iſt kein gemeiner eingefleiſchter Parteigänger.

Die Sympathien Campanella's für die Ideen Teleſio's, ſeine

---

[2]) Vita e Filosofia del Campanella, vol. 2. Napol. 1840—43.

[3]) Baldacchini gab hierin auch eine Sammlung der Briefe des kalabreſiſchen Philoſophen mit Anmerkungen heraus.

aſtrologiſchen Studien, die von ihm aufgeſtellten philoſophiſch-politiſchen und Regierungsſyſteme, die Zweifel, welche daraus über ſeinen Glauben kommen, ſeine Beſtrebungen, Prophezeihungen, Träume, die Verſchwörungen, das alles hat mit ſeinen Thaten, ſeinem langen Mißgeſchicke, mit den Beſtrebungen ſeiner Zeit, mit dem Schutze, den ihm Richelieu angedeihen ließ, einen ſo genauen logiſchen Zuſammenhang, und bildet ein ſo wohlgefügtes Ganze, daß man nicht weiß, ob man in Baldacchini mehr den Geſchichtſchreiber oder den gelehrten Philoſophen bewundern ſoll, welcher durch die Meiſterhaftigkeit ſeines nüchternen und zugleich klaren Styles und durch eine geläuterte Sprache zuerſt das philoſophiſche Syſtem des Fraters von Stilo gemeinverſtändlich machte [1]).

Zu den guelfiſchen Ideen neigt ſich in ſeiner Geſchichte auch Camera [2]) hin; allein ohne vorausgefaßtes Syſtem, oder Parteigeiſt. In ſeiner „Geſchichte Amalfi's“ benützte er Pauſa ſehr ſtark, und in den „Annalen beider Sicilien“ die vorausgegangenen Geſchichtſchreiber, jedoch ohne Ordnung, und aus municipaler Vorliebe oft Thatſachen und Documente entſtellend oder erdichtend [3]). Es iſt nicht zu leugnen, daß in der „Geſchichte Amalfi's“ viele gute und brauchbare Notizen zu finden ſind; doch macht er es wie die Rechtsgelehrten und Advokaten des vorigen Jahrhunderts, welche, um die Unſtichhaltigkeit

---

[1]) Als ein ſehr ſchönes Beiſpiel exacter Biographie iſt auch das „Leben des Camillo Porzio“ zu erwähnen, das 1832 von Agoſtino Gervaſio veröffentlicht wurde. Es iſt dies die vollkommenſte Arbeit, die aus italieniſcher Feder über das Leben eines Mannes gefloſſen, welcher, wie Giordani meint, „ein Geſchichtswerk von ſolcher Schönheit und Vollendung geliefert hat (die Verſchwörung der Barone), daß in Neapel nie und in Italien ſelten ein gleiches geſchrieben wurde.“

[2]) Istoria dellá cittá e costiera d'Amalfi di Matheo Camera. Nap. 1836. Annali delle due Sicilie. Nap. 1841.

[3]) Er hat ſogar den Geburtsſchein Maſaniello's zu Tage gefördert, den er aus der Pfarrmatrikel von Amalfi gezogen zu haben vorgab. Er wurde dafür von Luigi Volticella zurechtgewieſen, welcher in einer zu Coſenza 1841 erſchienenen Schrift nachwies, daß der berühmte Held der Ereigniſſe von 1647 in Neapel geboren war, lebte und ſtarb, und zu dieſem Zwecke den aus den Pfarregiſtern des Stadtviertels Mercato gezogenen Todtenſchein Maſaniello's abſchreibt.

der Rechte der römischen Curie, der Kirchen und Barone zu beweisen, die Archive, alle Bibliotheken, öffentliche und Privat-Büchersammlungen durchstöberten, und alle möglichen Documente hervorholten, welche ihre Behauptungen beweisen konnten, ohne ihre Authenticität zu untersuchen und erst den Beweis zu liefern, daß sie ächt seien. Camera förderte jedoch die nöthigen Materialien für die kommenden Geschichtschreiber zu Tage, welche mit Urtheil ihren Werth bestimmend, sie ordnend und in eine gewählte Form kleidend (lauter Dinge, die Camera abgehen), ein lobenswerthes Geschichtswerk werden liefern können.

III.

Nach den unglücklichen Ereignissen des Jahres 1820 hatten sich die edelsten Geister der Halbinsel am Arno vereinigt, wurden hier von den vorzüglichen Männern Toscanas gastfreundlich aufgenommen, und machten aus Florenz das italienische Athen, in welchem gewissermassen der Vorsitz vom Marchese Gino Capponi, dem trefflichen Biedermann, dem edlen Geiste, dem freien Bürger, dem Vorläufer der lebendigen Verkörperung der Auferstehung Italiens, wie sich einer unserer tiefsten lebenden Geschichtsforscher, der Schmuck und die Zierde Italiens, ausdrückt, geführt wurde. Unter denen, welche in jener Zeit die erneuerten Kämpfe des Vaterlandes durch das edelste Selbstopfer ehrten, befanden sich der Demosthenes Italiens, Baron Giuseppe Poerio, Pasquale Borelli, Giuseppe de Thomasis, Pietro Colletta und Carlo Troya, welche mit Pellegrino Rossi, Giuliano Frullani, Pietro Giordani, denen sich später der verewigte Giacomo Leopardi, Cosimo Ridolfi, der italienische Cato, Giovan Battista Nicolini, und viele Andere damals weniger berühmte Männer anschlossen, eine Art heiliger Phalanx bildeten, ähnlich der alten mazedonischen, deren Bildung allein schon ein Symbol der mächtigen und schnellen Ausbreitung der griechischen Civilisation war und dem unbezähmbaren Eifer und Muthe des griechischen Geistes, vor Allem jedoch Alexander's Schnelligkeit einen Ausdruck gab. In Bezug auf ihre Ideen hatte die italienische Phalanx, die sich zwischen 1821 und 1830 am Arno bildete, nicht wie die griechische die Eroberung ferner

Länder, ſondern des eigenen Vaterlandes von den Alpen bis zur Spitze Calabriens ſich zum Ziele geſetzt, aber nicht durch Beſiegung der Leiber, ſondern der Geiſter und Gemüther der Italiener, welche getheilt und unterdrückt waren durch den Fremden, der die Söhne derſelben unglücklichen Mutter zur offenen Feindſeligkeit gegeneinander hetzte.

Die Aufgabe war groß und ſchwierig, aber würdig der Männer, die ſie ſich ſtellten, würdig Toscanas, der Mutter uralter italieniſcher Bildung, der Lehrerin lateiniſcher Cultur, der Erneuerin europäiſcher Civiliſation; daher ließ die heilige Phalanx der italieniſchen Geiſter angeſichts der ſchweren Aufgabe den Muth nicht ſinken, vielmehr wuchs ihr Eifer, ihre Begeiſterung, ihre Thätigkeit das Ziel zu erreichen, Alles zu unternehmen, Allem, auch den äußerſten Gefahren zu trotzen und eine vortheihafte Spitze zum Angriff gegen die Feinde zu bilden, mehr noch als um ſich ſelbſt zu vertheidigen. Allein die edlen Kämpfer fühlten von vorneherein die Nothwendigkeit, einen Alexander d. h. einen oberſten, der Natur ihres Kampfes angemeſſenen Führer zu haben und wandten ſich an Dante Alighieri. Die Wahl konnte ihrem Vorhaben nicht entſprechender, nicht würdiger und rühmlicher für die geſammte Nation ausfallen, ſie verſprach die größten Siege in der künftigen Entwicklung der nationalen Idee; denn, der Dichter, der die heterogenen Elemente des Papſtthums und der bürgerlichen Monarchie in ſeiner Lehre, Moral und Politik verkörperte, hatte ſchon den Grund zu einer neuen ganz Italien und dem geſammten Europa gemeinſchaftlichen Bildung gelegt.

Auf dieſe Weiſe fand die Einheit der Ideen und Thatſachen ihren Sammelpunkt in der heiligen und Profanwiſſenſchaft, in der Geſchichte, den Sitten und dem Leben des Dante'ſchen Zeitalters; und man konnte indem man dieſe in jeder Beziehung verfolgte, und die künftigen Entwicklungszuſtände der Nationalidee im Auge behielt, die Zukunft vorausſehen. Da wurde es denn klar, daß Dante nicht mehr der Dichter der Vergangenheit allein, ſondern auch der Gegenwart und aller Zeiten geweſen iſt, und daß er deßhalb als der lebendigſte und großartigſte Repräſentant der Elemente einer angeſtrebten, aber von keinem Volke noch erreichten Bildung angeſehen werden müſſe. Da ſchwand endlich der thörichte Glaube, der ſich in Italien und noch mehr im Auslande eingeſchlichen hatte, die göttliche Co-

mödie ſei ein Buch voll abſtruſer Speculationen, myſtiſcher Lehren, voll Magie und von dem praktiſchen realen Leben weit entfernt; denn eine größere Realität konnte es nicht geben als die Wirkung, die der große Dichter auf das Florentiniſche Volk übte, welches, indem es auf die Fahnen ſeines Heeres einen Vers Dante's ſchrieb, als es um die Erhaltung der letzten Reſte von italieniſcher Freiheit und Unabhängigkeit im 16. Jahrhundert kämpfte, deutlich bewies, daß es die Lehren, die hohen Winke und die freiheitlichen Ermahnungen wohl verſtand, welche in der göttlichen Comödie enthalten ſind; ſowie hinſichtlich der Politik und Kunſt Macchiavelli und Michelangelo die hohe Idee ihres ausgezeichneten Mitbürgers aufzufriſchen und zu illuſtriren wußten. Die von Dante entzündete heilige Flamme hörte nicht einen Augenblick auf, die Bruſt der größten Schriftſteller und Künſtler des ruhmreichen Florenz zu erwärmen, ſelbſt in den unſeligen Zeiten des größten Elends und der Knechtſchaft Italiens; und ihr iſt es daher zu verdanken, daß ſich im Toscaniſchen Volke ein großer Theil des alten Geiſtes erhalten hat, wovon es gegenwärtig der geſitteten Welt das großartigſte Beiſpiel liefert, und das chriſtliche, gebildete und civiliſirte Europa muß, wenn es Gefühl für Tugend und Mäßigung hat, ihm Beachtung ſchenken. Die neue Richtung der hiſtoriſchen und politiſchen Studien, welche von jenen wackern Männern eingeſchlagen wurde, begann mit der Auslegung der Allegorie im erſten Geſange der göttlichen Comödie — und einige glaubten in dem Windhunde, der auf die Wölfin Jagd macht, Uguccione della Faggiuola zu erblicken, Andere wieder den Can della Scala, wieder Andere Benedict XI., endlich noch Andere Friedrich v. Monteſeltro, wobei die edlen Ausleger der Dante'ſchen Idee die Tendenz der eigenen Meinungen im Auge zu haben und dieſe zur Grundlage der neuen hiſtoriſchen und politiſchen Richtung, welche ſich der Zuſtimmung der Mehrzahl der Italiener erfreuen ſollte, zu machen pflegten. Die Discuſſion ging ruhig und ernſt zwiſchen den wackeren Männern vor ſich, aber keiner von ihnen, er mochte mit einem noch ſo ſtarken Verſtande und tiefen Studien ausgeſtattet ſein, wollte oder konnte ſich im Geringſten von ſeiner vorgefaßten Idee losſagen und jeder verwandte zum Dienſte derſelben die geſchichtlichen Forſchungen und die Kräfte ſeines Talentes. Ein Einziger entfernte ſich davon, in der Abſicht,

nichts Anderes zu verfolgen, als die Geſchichte, die alten Erinnerungen und die Orte, die er auf ſeinen langen Wanderungen durch die päpſtlichen Appeninnen und Toscana beſuchte, und dieſer Mann war Carlo Troya, der in ſeinem im Jahre 1826 in Florenz veröffentlichten »allegoriſchen Windſpiel des Dante Alighieri«, ohne irgend einer Anſicht zu huldigen, ja ſogar ſeine eigene bei Seite ſetzend, die »Windſpielfrage« zu einer bis dahin von den beſten Talenten vergebens angeſtrebten Region zu erheben ſuchte.

Das große Verdienſt Troya's beſteht darin, daß er die göttliche Comödie auf das geſchichtliche Gebiet verſetzt und ſie mit dem Leben und dem Zeitalter Dante's verflochten hat. Keiner vor ihm verſtand es, den ausgezeichneten Florentiner den Italienern in den Orten, welche er lebend durchwandert hatte, mitten unter den Menſchen und Dingen ſeiner Zeit, gleichſam lebend und redend vorzuführen, und auf dieſe Weiſe eine Dante'ſche Geographie und Chronologie zu ſchaffen, die an Klarheit und Präciſion ihres Gleichen ſucht.

Dieſe tiefen Studien des gelehrten Neapolitaners trieben auch Ceſare Balbo zu einer weitern und ſchwierigen Arbeit an, und waren ihm ſehr förderlich, als er ſein »Leben Dante's« ſchrieb. Sie verbreiteten gemeinſchaftlich mit den Schriften Dioniſi's, Pelli's und Marchetti's in ganz Europa die Kenntniß der Dante'ſchen Lehren, welche viele Ausländer begierig aufnahmen. Dieſe veröffentlichten ſodann viele in mehrfacher Beziehung lobenswerthe Schriften: nämlich die Arbeiten von Lyell, Cary, Lord Vernon in England, von Ozanam, Artaud und Ratisbonne in Frankreich, von Schelling, Wilhelm Schlegel, Kopiſch und vom Prinzen von Sachſen in Deutſchland. Mittlerweile entbrannte in Italien der Streit, den Troya durch ſein wenig umfängliches, aber an tiefen Betrachtungen und ausgewählten Studien über die Dante'ſche Geſchichte reiches Buch angeregt hatte; und ſchien in immer weitere Kreiſe zu dringen, nachdem die Illuſtrationen Giuſeppe di Ceſare's und eine zweite Schrift Troya's (im Jahre 1832 und als Beitrag in der Zeitſchrift „il progresso“ veröffentlicht) erſchienen waren. Mit dieſer Schrift wollte Troya, wie er meinte, dem Streit über das Windſpiel ein Ende machen; er änderte daher den Titel »allegoriſches Windſpiel Dante's« in »allegoriſches Windſpiel der Ghibellinen« um. Allein der Streit hörte deßhalb

doch nicht auf, und das war ein Glück. Denn die Dante'schen Studien nahmen von einem Ende der Halbinsel bis zum andern einen großen Aufschwung, und die unausgesetzte Erforschung des „Windspieles", des Symboles der Nationalidee, die von dem Florentinischen Dichter verkörpert, in einem einstigen „weisen, liebevollen, tugendreichen Erlöser Italiens" geschildert wurde, bewies hinlänglich, daß die ruhmvollen Thaten von Legnano und mit ihr die Auferstehung Italiens sich erneuern sollten. In der Folge drang die Dante'sche Doctrin auch in wissenschaftlicher Beziehung durch, und Nicola Nicolini schrieb, das edle Vermächtniß Vico's und Gravina's aufnehmend, ein sehr gelehrtes Buch voll etymologischer Studien über die göttliche Komödie, die er mit großem Scharfsinn dem ganzen Vico'schen Systeme anpaßt [1]), worin ihm 10 Jahre später Marini folgte [2]). Alles dies trug dazu bei, in fremden Ländern nicht nur die Erläuterungen über das Dante'sche Gedicht, sondern dieses selbst zu verbreiten; daher erschienen in den letzten 20 Jahren nicht weniger als drei Uebersetzungen desselben in Frankreich und zwei in Deutschland.

Wie gesagt, die tiefen Studien über Alighieri's Zeitalter hatten dem Troya ein weites geschichtliches Feld in entlegeneren Zeiten eröffnet, und da er ohnehin einen ungewöhnlichen Reichthum an urkundlichem Material wie kein Zweiter besaß, so glaubte er eine Lücke in der Geschichte Europa's ausfüllen zu sollen, und schrieb die „Geschichte Italiens im Mittelalter", der fünf Bücher einer „Einleitung" über die barbarischen Völker vor ihrer Ankunft in Italien, vorangehen. Ich sagte in der europäischen Geschichte, denn im Mittelalter beruht die Geschichte der übrigen Völker auf der Italiens.

Vor Troya hatten alle Geschichtschreiber Italiens von den Einfällen der Barbaren, der Burgunder, Vandalen, Hunnen, Avaren, Gothen gesprochen, allein keiner hatte es verstanden, sie in ein Bild mit großen Pinselstrichen zusammenzufassen. Erst in dieser riesigen Arbeit Troya's erhalten die getrennten Theile ein so bewunderungswürdiges logi-

[1]) Dell' Analisi e della Sintesi, saggio di studi etimologici di Nicola Nicolini Nap. 1842.

[2]) Giambattista Vico al cospetto del secolo XIX per l'Avv. Cesare Marini. Nap. 1852.

ſches Band, daß ſie eine vollkommene Einheit bilden, aus welcher der ohnmächtige aber conſtante Kampf des Rechtes der Beſiegten gegen die Macht der Sieger in den erſten barbariſchen Einrichtungen klar hervorgeht. Außerdem ergeben ſich aus den Problemen, die ſich Troya in ſeinem »Apparato« geſtellt und gelöſt hat, eine ganze Reihe moraliſcher Thatſachen, nicht minder wichtig als die Genealogie der barbariſchen Völker; der gemeinſchaftliche Glaube, die Wünſche und Hoffnungen der Eingeborenen, wenn auch nur unfruchtbar in der Reihe der politiſchen Zeitereigniſſe, die Sitten, die politiſchen und ſocialen Formen, der intellectuelle Zuſtand, die vielfachen Unternehmungen, die Erfolge und Kämpfe der Barbaren werden dargeſtellt, und dadurch nicht wenige Widerſprüche nicht nur der italieniſchen, ſondern auch der franzöſiſchen, ſpaniſchen, däniſchen, ſchwediſchen Geſchichte und der Geſchichte der Länder längs der Donau aufgeklärt.

Eine einzige für die italieniſche Geſchichte ſehr wichtige Frage fand überall Widerſpruch, und zwar jene, welche den Zuſtand der von den Longobarden beſiegten Römer und die richtige Lesart einiger Worte des Paolo Diacono über dieſen Gegenſtand betraf. Unſere Väter hatten über dieſe Frage ein langes Raiſonnement angeſtellt und waren zu dem Schluße gekommen, daß bei den erſten Einfällen der Barbaren die Römer noch einige politiſche und faſt alle bürgerliche Einrichtungen beibehalten hätten; daß unter den Griechen, welche nach den Barbaren eindrangen, die beſiegten Römer abermals wichtige Nachtheile erlitten; und daß deshalb das von allen Seiten bearbeitete Italien, obgleich noch nicht gänzlich unterworfen, doch eine leichte Beute für neue Barbaren war, die in dem unterjochten Lande bleibende Wohnſitze nahmen. Dieſe neuen Barbaren waren die Longobarden, die im Jahre 568 aus Pannonien herabgekommen waren. Ihre Herrſchaft änderte den Zuſtand Italiens, wo ſie Wiſſenſchaften, Künſte, Geſetze und Bürgerthum vernichteten, ausgenommen in den noch nicht eroberten Städten und Gebieten, wo die Ueberreſte der alten Einrichtungen ſich erhielten. Unſere erſten Schriftſteller, Rechtsgelehrte und Geſchichtſchreiber ſtellten bloß auf dem Wege mehr oder weniger kühner Conjecturen Behauptungen auf, ohne ſie zu beweiſen. Die Rechtsgelehrten wagten nicht, in die Finſterniß des Mittelalters einzudringen; aber »in der Abſicht, an die Geſetze geſchichtlich anzuknüpfen und ihrer Sache unge-

wiß, dem römischen Rechte eine stillschweigende Geltung lassend, sprangen sie mit beiden Füßen von Justinian zum Jahre zwölfhundert und abstrahirten so von einer siebenhundertjährigen Lücke, oder von den Gesetzen, welche sieben Menschenalter geherrscht hatten" [1]). Die späteren Geschichtschreiber wußten nichts Anderes, als alle Barbaren in eine Race, »die der Germanen« zusammenzuwerfen und das zu wiederholen; was die frühern Historiker erzählt hatten. Der erste italienische Geschichtschreiber, welcher einen von den frühern verschiedenen, ihnen widersprechenden Ausspruch that, war Niccolo Machiavelli, welcher behauptete, daß das Schicksal der besiegten Römer, ausgenommen in den ersten Zeiten der Eroberung, kein unglückliches gewesen sei, ja sie hätten sogar, als Karl der Große seinen Römerzug hielt, mit den Siegern ein Volk gebildet, so daß diese bloß dem Namen nach Fremde waren. [2]) Allein die kurzen Worte des florentinischen Secretärs genügten nicht, den Glauben zu ändern, den die frühern Geschichtschreiber, welche in ganz Italien maßgebend waren, verbreitet hatten, bis der Neapolitaner Donato Antonio d'Asti es im Jahre 1720 zuerst unternahm darzuthun, »daß der Gebrauch und die Autorität der bürgerlichen Ordnung in den Provinzen des westlichen Reiches, von dem Tage, da sie von den Barbaren überschwemmt wurden, bis zu Lothar II.« nicht abgestellt worden waren, trotz der von diesen Barbaren eingeführten Gesetze. Die von dem neapolitanischen Rechtsgelehrten angestellten Raisonnements wurden von zwei tüchtigen Geschichtschreibern angenommen, von Giannone und Muratori, welche die Herrschaft der Longobarden überaus lobten, die sie für scharfsinnige umsichtige und milde Gesetzgeber hielten, welche den Besiegten die Wohlthat des Bürgerrechts und die eigenen Gesetze ließen. Dessen ungeachtet schien die Frage noch nicht beigelegt, und wurde nicht lange darauf von Männern voll großer Gelehrsamkeit wieder aufgenommen. Guido Grandi, der berühmte Mathematiker und Bernardo Tanucci, ein berühmter Statistiker und Minister in Neapel unter Karl III., waren die Hauptkämpfer in diesem erneuerten Streite. Grandi be-

[1]) Carlo de Cesare, Dell' Enfiteusi, ovvero esposizione del Tit. IX. Lib. III. delle leggi civili, pag. 9. Napol. 1854. second. edit.

[2]) Ist. florent. lib. I.

hauptete, die longobardiſchen Herzoge ebenſo wie der von ihnen erwählte König Rotaris hätten die beſiegten Römer bei ihrem Bürgerrechte und ihren Geſetzen belaßen, Tannucci hingegen behauptete, während der barbariſchen Herrſchaft der Longobarden, ſei nicht nur in den eroberten Provinzen, ſondern auch in Rom und Ravenna, wohin die Longobarden nicht gedrungen waren, jede Spur römiſchen Rechtes verloren gegangen. Das römiſche Recht ſei erſt wieder im zwölften Jahrhundert zum Vorſchein gekommen, als die Pandecten in Amalfi aufgefunden wurden; jedoch ſei es wahr, daß die Geiſtlichkeit im Longobardiſchen Reiche nach römiſchem Geſetze gelebt habe. In der Meinung der Gelehrteſten trug der Mathematiker den Sieg über den Statiſtiker davon, und der Streit ſchien nun ein Ende zu haben. Dem war aber nicht alſo, denn Pizzetti erhob ſich gegen Muratori und Grandi, und behauptete: „daß die Knechtſchaft, in welche die Herzoge und König Rotaris das römiſche Volk verſetzt hatten, eine gänzliche und vollſtändige geweſen ſei, und daß unter den Longobarden das römiſche Recht gänzlich und vollſtändig aufgehört habe". Allein Pizzetti verwickelte ſich in ſo viele und ſo große Widerſprüche, daß auf die von ihm verfochtenen Anſichten kein Gewicht zu legen iſt.

Seine Anſicht in dieſer Frage hatte ein ebenſo großes Gewicht im allgemeinen Bewußtſein als die Anſicht Muratoris, auf welche ſich auch Pecchia ſtützte [1]) ſowie Pagnoncelli [2]), bis Alexander Manzoni das Falſche der Anſichten Muratori's und Giannone's über die Herrſchaft der Longobarden in Italien darzulegen verſuchte. Der große noch lebende Dichter iſt hierin ganz anderer Anſicht als die beiden Geſchichtſchreiber [3]). Dennoch behielt Muratori's Anſicht immer noch das Uebergewicht, nicht nur in Italien ſondern auch jenſeits der Berge, wo ſie von dem deutſchen Juriſten Savigny bekräftigt wurde,

[1]) Storia della G. C. della Vicaria. Nap. 1778.

[2]) Dei Governi Municipali, Bergamo. 1823.

[3]) Discorso storico sopra alcuni punti della storia Longobardica, als Anhang zu der „Adelhi" betitelten Tragödie.

welcher, nachdem er die einander entgegengeſetzten Anſichten Maffei's und Lupi's widerlegt hatte, ſchließlich den Ausſpruch that, das Bürgerthum und das römiſche Geſetz hätten im longobardiſchen Reiche nie aufgehört. Savigny wurde ſpäter von einem andern Deutſchen, Leo, bekämpft, dem es zu behaupten beliebte, die Römer hätten unter den Longobarden bloß als Tributpflichtige, die jeder Art von Quälereien preisgegeben waren, oder als Sklaven gelebt.

In einer ſo mißlichen, verworrenen und dornigen Frage, von deren Löſung die Begründung wichtiger Thatſachen abhing, nicht bloß im Intereſſe der Geſchichte Italiens, ſondern der ganz Europa's, ſuchte Troya, nachdem er ſo lange Kämpfe mit den unterrichteteſten Männern ausgehalten hatte, vor allem andern auf rein hiſtoriſches Gebiet diejenigen Thatſachen zu ziehen, welche ſich aus den von ihm geſammelten neuen Documenten ergeben, die er durch die bekannteren, bereits von Muratori veröffentlichten verſtärkte, um zu beweiſen, „daß in den von den Longobarden eroberten Provinzen die Freien oder römiſchen Bürger jeden Schatten römiſchen Bürgerrechtes, jede Verwaltung des eigenen Landes, jeden öffentlichen Gebrauch des juſtinianiſchen Codex oder anderer eigenthümlicher Geſetze verloren haben."

Mit ſehr kräftigen Argumenten, mit der vollen Ueberzeugung deſſen, was er erzählt, mit einer unvergleichlichen Klarheit entwickelt Troya ſeine Behauptungen. Sign. Fr. Rezzonico war der Erſte, welcher mit großer Kenntniß und Gelehrſamkeit den Anſichten Troyas widerſprach und deſſen Argumente für größtentheils negativ erklärte [1]). Später ließ Gino Capponi, die Deductionen Troya's theilweiſe annehmend, theilweiſe verwerfend, ſeine Zweifel über den Gegenſtand laut werden [2]). Als Gegner Troya's traten noch hervor Bianchi Giovani, Pezzarosa und Capei, doch nicht minder Achtung gebietend ſind die Namen derer, die ſeine Anſicht theilten und vertheidigten, ſo

[1]) Storia d'Italia dell medio-evo. Nap. 1841.

[2]) Gino Capponi veröffentlichte über die Longobarden im Jahre 1854 abermals ſeine Geſchichte im Archivio stor. Ital. 1858 und 1859.

Cibrario [1]), Balbo [2]), Gregorj [3]), Treviſani [4]) und viele Andere der von jenem Hiſtoriker gebildeten Schule.

Aber abgeſehen von allen Einwendungen, die ſich gegen Troya's Anſichten erheben laſſen und erhoben werden, muß man geſtehen, daß die Arbeitskraft des unſterblichen neapolitaniſchen Geſchichtsſchreibers rieſig war, und groß wie ſeine Kraft ſein Talent. Troya wollte übrigens mit ſeiner Geſchichte des Mittelalters kein Kunſtwerk liefern, ſeine Abſicht war bloß, die Urſachen des Verfalles und der Auflöſung des römiſchen Reiches aufzuzeigen; den Urſprung der Barbaren, welche die bürgerlichen politiſchen und militäriſchen Einrichtungen Roms zerſtörten, und andere Geſetze, andere Sitten, andere Einrichtungen an deren Stelle ſetzten; ferner ihre Regierungsform, die legislativen Beziehungen, welche ſich nach ihrer Anſiedlung geltend machten, und die wechſelſeitigen Einflüſſe, welche Sieger und Beſiegte aufeinander übten, darzulegen. Dabei ſuchte er in den allgemeinſten Thatſachen ſowohl, als auch in den geringfügigſten Dingen die Urſachen der nachmaligen Schickſale Italiens auf. Von vorneherein ſchon ſah es der Geſchichtſchreiber des Mittelalters ein, daß die iſolirten Thatſachen ſeinem Vorhaben nicht genügten, ſondern daß es nöthig ſei, bis zur urſprünglichen Quelle der Dinge, bis zur feinſten Wurzel der Uebel zurückzugehen. Denn die iſolirten Thatſachen ſtellen ſich unter verſchiedenen Geſichtspunkten dar, und laſſen die Kenntniß des Ganzen immer unvollkommen; während man das Schickſal einer Nation nur dann vollkommen kennen kann, wenn es ſowohl in ſich ſelbſt, als auch in ſeinen offenen und geheimen Beziehungen mit dem der Andern betrachtet wird. Würde dieſes außer Acht gelaſſen, ſo verlöre die Geſchichte ihre ganze Wichtigkeit und Großartigkeit und würde aus einer nationalen, erhabenen, eine munizipale, gemeine. Das Leben der Völker und daher auch ihre Geſchichte beruht auf fortwährender und wechſelſeitiger Action und Reaction. Diejenigen, welche dieſen Grund-

---

[1]) Storia di Torino. Torino 1846.

[2]) Della fasione dello schiatto in Italia

[3]) Statuti civili e criminali di Corsica Lione 1843.

[4]) Di alcuni teoremi principali della Storia d'Italia nel medio evo. Nap. 1846.

satz mißkennen, haben mindestens ein kindisches Urtheil über die menschliche Natur, deren Bedürfnisse, Fähigkeiten und Bestimmung. Dieß sah Troya wohl ein, er erkannte früh, daß, um in die Ursachen der Thatsachen, die er aus der tiefsten Finsterniß des Mittelalters hervorziehen sollte, einzudringen, es nöthig sei, nicht bloß die besondere Geschichte seines Volkes, sondern die der ganzen Welt, ja vielmehr zweier Welten, der gesitteten und barbarischen, in welche die bekannte Erde damals getheilt war, zu ergründen. Auf diese Weise setzte Troya, nach dem Vorbilde des Polybius und Machiavelli, nur unter günstigeren Bedingungen als jene beiden, in der Geschichte das rationelle Element an die Stelle des künstlerischen, und lieferte so ein der Zeit, und der größern geschichtlichen und philosophischen Entwickelung würdiges Werk. Das schadete freilich der Popularität des Werkes, weil es bloß in die Hände der Gelehrten kam; das hinderte aber nicht, daß aus den durch Troya's Geschichte angeregten Discussionen der Gelehrten ganze Völker Nutzen zogen.

Die Behauptung, daß unser Geschichtschreiber im Systeme der Geschichte die Wissenschaft an die Stelle der Kunst setzte, ist aber nicht so zu verstehen, als wenn das epische und dramatische Element demselben ganz fehlen würde; denn da die Geschichte eine continuirliche Entwicklung hat, so entbehrt sie nie des Interesses und der Kunst. Der berühmte Schriftsteller konnte nicht anders zu Werke gehen, indem er die schwierige, mühsame und verwickelte Arbeit vollenden wollte; er mußte disputiren und discutiren, Menschen und Dinge, Thatsachen und Ideen, bürgerliche und militärische Einrichtungen, Gesetze und Erinnerungen, Originaldocumente und Geschichten gegeneinander halten, ehe er die Erzählung unternahm, um eine dauernde und glaubwürdige Grundlage zu gewinnen, damit er überzeugen, sich Glauben verschaffen könne. Daher die Nothwendigkeit seines „Apparats“ zur Geschichte, wodurch er vorläufig die verwickeltesten und spitzfindigsten Fragen über den Ursprung und die Natur der barbarischen Völkerschaften, welche nacheinander in unsere Halbinsel einfielen, über ihre Regierung, ihre Sitten und Gesetze vor der Invasion, über die Gewohnheiten, welche später Gesetzeskraft in Italien erlangten, löste, bei welcher Gelegenheit er mit einer bewundernswerthen und gründlichen Kritik die Einrichtungen der Barbaren mit denen der lateinischen Welt verglich, um sodann zu

ſeiner Hauptaufgabe zu ſchreiten, die darin beſtand, den Urſprung des italieniſchen Volkes aufzuſuchen, ob derſelbe von den älteſten Urvätern der Barbaren, die nach dem Falle des römiſchen Reiches eindrangen, abzuleiten ſei, oder von der Vermiſchung ſcytiſcher, gothiſcher und germaniſcher Racen; mit andern Worten: ob ſich die eingeborne italiſche Race durch die Jahrhunderte und die Barbarenherrſchaft hindurch ſtets erhalten, und die neue Civiliſation Europa's bewerkſtelligt habe, oder ob ſie ſich mit den Barbarenvölkern vermiſcht und zu einem neuen Bildungsgang Veranlaſſung gegeben habe, den man nicht anders als den gothiſch-germaniſchen nennen könnte. Das war eine ungeheure Zeichnung, der Licht und Farbe zu geben für einen einzelnen Menſchen unmöglich ſchien; allein zum Ruhme Italiens wurde die Zeichnung ein unnachahmliches Gemälde, nur daß leider das Leben Troya's zu kurz war, um es ganz zu vollenden.

Aus alledem ergibt ſich aber, wie grundfalſch es wäre, Troya als einen einfachen Gelehrten betrachten zu wollen; denn ein Mann, der einen ſo großen Plan für eine ſo ſchwierige Arbeit entwirft, und ihn zudem noch ſo weit entwickelt und großentheils zur Ausführung bringt; ein Genius, der eine neue Schule ſtiftet, und zahlreiche Schüler und Nachfolger hat (von denen ich nun ſprechen werde), verdient den Titel eines großen Philoſophen und Geſchichtſchreibers und nicht den eines einfachen Gelehrten.

IV.

Die hiſtoriſche Schule Italiens wurde allmählig reich an ausgezeichneten Arbeiten, und zeigte ſich, trotz der verſchiedenen Richtungen der Geſchichtſchreiber, im Ganzen genommen dem italieniſchen Fortſchritt förderlich. Die Provinzen Lombardo-Venezien und Piemont hatten bereits folgende Werke aufzuweiſen: „Geſchichte der ital. Municipien" von Morbio, „die berühmten Familien Italiens" vom Grafen Litta; die Univerſalgeſchichte von Cantù; die origini italiche von Mazzoldi; die Geſchichte Italiens von Balbo; das Werk Cicogna's über die Inſchriften Venedig's; das von Besme über die Schickſale der Beſitzungen in Italien; die Geſchichte der Geſetzgebung von Sclopis; die ſchätzbaren Schriften von Sauli, Manno, Pey-

ron, Gazzera, Petitti, Saluzzo, Cibrario, Promis, Provana, Ricotti, Della Marmora und die „historischen Denkmäler Piemonts", welche die Regierung in Turin veröffentlichen ließ.

Mittel-Italien lieferte außer den Arbeiten Pezzana's für die politische und Literatur-Geschichte der Provinz Parma, und der Sammlung der auf die Geschichte des Herzogthums Lucca bezüglichen Documente: die Geschichte der Malerei in Italien von Rosini; das Wörterbuch der toscanischen Geschichte von Repetti; über die Urkunden der ital. Geschichte von Molini und das Archivio storico italiano, welches die Veröffentlichung der schätzenswerthesten Schriften und Documente bezweckt, die über alle Theile der italien. Geschichte das meiste Licht verbreiten.

Schön und rühmlich war dieser Verein von Italienern, welche wetteiferten, den Ursprung, die Schicksale und Bewegungen der Idee eines gemeinschaftlichen Vaterlandes von verschiedenen Standpunkten aus zu erzählen.

Im Allgemeinen muß man gestehen, daß alle den Gedanken an die Fremdherrschaft verabscheuten; hierin kamen Guelfen und Ghibellinen überein und bildeten eine einzige Phalanx. Die Thatsachen, die man untersuchte und prüfte, die Geschichte, die man schrieb, die Lehren, die man daraus zog, wurden sämmtlich von dem einen Gesichtspunkt aus betrachtet, nämlich dem der Eintracht Italiens zur Wiedererlangung der nationalen Selbstständigkeit; für die Guelfen unter der Form einer Conföderation unter dem Vorsitze des Papstes; für die Ghibellinen als absolute Einheit unter der Regierung eines tapfern liberalen italienischen Monarchen. Allein die guelfische Partei war so zusammengeschrumpft und in Italien in Mißkredit gerathen, daß als die Kenntniß des großartigen Werkes ins Publikum gedrungen war, welches Carlo Troya mit so viel Ausdauer zu Stande gebracht hatte, sich seine innigsten Freunde von ihm lossagten, namentlich waren es die beiden Biedermänner Emanuele Repetti und Gabriele Pepe. Auch der Umstand, daß Cäsare Balbo sich zum Guelfenthum bekehrte, was er in der Fortsetzung seiner italienischen Geschichte that (wovon er die ersten beiden in einem andern Sinne gehaltenen Bände bereits im Jahre 1830 in Turin hatte erscheinen lassen), war

nicht im Stande, der Guelfischen Partei zu größerem Ansehen zu verhelfen.

So standen die Dinge, als ein hoher Geist aus dem Exil einige Arbeiten veröffentlichte, die von einem Ende der schönen Halbinsel bis zum andern in den Gemüthern der Italiener die glorreiche Erinnerung an eine vergangene Zeit und das freudigste Vertrauen in das künftige Geschick des Vaterlandes erweckten. Voll Philosophie in Worten und Gedanken zeigte er uns, daß obgleich uns das Mißgeschick tief hinabgestürzt habe, wir dennoch im Stande seien, das verlorene wieder zu gewinnen, und noch einmal bürgerlich und moralisch die Ersten in der Welt zu sein.

Diesen Ausspruch suchte er zu bekräftigen durch eine großartige höchst originelle Darstellung der Kämpfe jener Gewalten, welche das Mittelalter beherrschten, durch die Schilderung der Kirche und des Kaiserthums [1]). Die dialektische Entwicklung und Erzählung, mit einer bei modernen Schriftstellern unerreichbaren Klarheit, mit einer unaussprechlichen, Achtung gebietenden Liebe zum Vaterlande gepaart, weckten auf überraschende und wunderbare Weise die italienischen Gemüther aus dem starren Schlafe, in welchen sie versunken schienen. Vincenzo Gioberti, denn von diesem sprechen wir, schien der Verkündiger der Leiden, des Elends, der Tugenden, des Geistes von Italien; man begreift seine Bedeutung, wenn man bedenkt, in welcher Zeit er seine goldenen Bücher schrieb. Damals brauchte Italien mehr als alles Andere die Eintracht im Wollen, Wünschen und Handeln, die Einheit in den Richtungen und Bestrebungen. Die Befolgung der Lehren Gioberti's, welcher die alte guelfische Idee in eine neuere bessere Form kleidete, schien damals das beste für Italien zu sein, und dies ist unstreitig der Grund der großen Popularität, welche Gioberti's Schriften auf der Halbinsel erlangten. Die Guelfen betrachteten ihn als ihr Oberhaupt, obwohl er als Vermittler der beiden einander gegenüberstehenden Parteien auftrat. Auch schien das guelfische System in der Weise, wie es Gioberti vorgeschlagen, einer viel leichtern Lösung fähig. Die Guelfen suchten

[1]) Wir übergehen hier eine langathmige etwas phrasenhafte Skizzirung des Buches Prolegomini dal Primato civile e morale etc. als unwesentlich. A. B.

auch ihre Ueberzeugungen durch geschichtliche Darstellungen zu erhärten, indem sie die von dem subalpinischen Philosophen angegebenen Gesichtspunkte auf die Geschichte anwandten, und sie kämpften durch diese und mit diesen in ungewohntem Eifer und ungewöhnlicher Glut für die eigene Sache.

An der Spitze der guelfischen Partei in der Geschichtschreibung standen schon früher Balbo und Troya, und um diese Grundsäulen sammelten sich die jungen Köpfe der Halbinsel. Aber hinter der Reihe von Männern entschiedenen und reinen Herzens schleppten sich wie ein Schweif jene politischen Kamäleone nach, welche mit dem jeweiligen Regierungssysteme auch ihre politischen Meinungen zu wechseln pflegen, welche mit eherner Stirne heute öffentlich loben, was sie gestern laut verabscheuten. Solchergestalt wurde die guelfische Partei zahlreich und mächtig.

Unter den Jüngern der geschichtlichen Doctrinen Troya's ist zuerst Gaetano Trevisani anzuführen, der nur zu bald dem Leben und der Wissenschaft entrissen ward. Durch volle zwanzig Jahre und mit seltener Ausdauer kämpfte Trevisani für Troya's historisches System, und während eines so langen Zeitraumes war er mit nichts anderem beschäftigt, als mit der Aufhellung, Erläuterung und Erklärung der vorzüglichsten Grundsätze desselben. In der italienischen Literaturgeschichte nimmt Trevisani ohne Zweifel die Stelle des wärmsten Apologeten des Troya'schen Systems ein, wenn er auch nur das von dem berühmten neapolitanischen Geschichtschreiber Gesagte wiederholt. In der That hat er zu den von Troya selbst verfochtenen Lehren und Kenntnissen keine neuen hinzugefügt; die Richtung seiner Studien hatte ihn dahin geführt, die Ansichten desselben anzunehmen, und er strebte darnach, sie mit Eifer in dem Lande zu verbreiten, welches die Wiege seines Lehrers verherrlichte. Anstatt ihm aus der Zähigkeit seiner Meinungen einen Vorwurf zu machen, muß man ihm dafür dankbar sein, weil er dadurch das Interesse und den Eifer für geschichtliche Discussionen wach erhielt, welche die Geschichte Italiens nicht unerheblich förderten.

Die Geschichte von Monte Cassino hatte in P. Luigi Tosti, ein staunenswerthes Talent entdecken lassen, das es sich zur Aufgabe machte, den Ruhm des abendländischen Mönchthums und des

Caſſineſiſchen Stiftes, dieſes einzigen Leuchtthurmes in der Finſterniß der Barbarei zu erzählen, und Toſti löſte ſeine Aufgabe auf das Lobenswertheſte[1]). Vor ihm waren Mabillon[2]), Armellini[3]), Legipontius[4]), Ziegelbauer[5]) und Garbarini[6]) die vorzüglichſten, welche vieles auf die Geſchichte des Benedictinerordens Bezügliche behandelten, keiner aber dachte daran, eine Geſchichte der Abtei von Montecaſſino zu ſchreiben, mit Ausnahme des Caſſineſers Erasmo Gattola, welcher eine Spezialgeſchichte Montecaſſino's von 529 bis 1725[7]) zu ſchreiben verſuchte. Toſti, dem alle früheren Schriften zu Gebote ſtanden, lieferte ein beſſeres Werk als Gattola. Er entrollt uns ein großes Gemälde der Geſchichte Montecaſſino's bis auf unſere Tage. Und wenn wir uns auch nicht mit Allem einverſtanden erklären können, was der gelehrte Mönch ſchrieb, ſo kann ihm doch keiner das Verdienſt rauben, daß er es verſtand, mit großer Geſchicklichkeit die wichtigſten Lebensfragen der allgemeinen Geſchichte des Mittelalters an eine Specialgeſchichte zu knüpfen, wobei er ſich jedoch nicht von den Geſichtspunkten Troya's entfernte. Wichtig ſind die Noten und Documente, welche auf jedes Buch der Geſchichte folgen, namentlich die von Toſti zuerſt veröffentlichten bisher ungedruckten Papiere. Daher muß man, abgeſehen von den beſonderen Anſichten des Schriftſtellers über die mittelalterlichen Zuſtände, die Geſchichte von Montecaſſino für das Werk eines tüchtigen Talentes halten.

Dieſer Arbeit folgten nach und nach noch andere deſſelben Verfaſſers über Abälard, Bonifacius VIII., das Concil von Conſtanz, das Schisma des Orients, und die Gräfin Mathilde, lauter Gegen-

---

[1]) Storia di Monte cassino Napol. 1842 und 1843.

[2]) Annal. Benedict. edit. Trid. 1724. De studiis monastieis, Venetiis 1730.

[3]) Bibliotheca Benedictino-Cassinensis. Assisiis 1731.

[4]) Historia rei litterariae ordinis S. Benedicti, Augustae 1744.

[5]) Idem, Herbipoli 1754.

[6]) Discorso su i vantaggi recati dall' ordine di S. Benedetto alla Chiesa e alla società Modena 1823.

[7]) Venezia 1734, Vol. in 4. in foglio.

stände, welche für die Geschichte, nicht nur Italiens, sondern ganz Europas höchst wichtig sind. Die Studien Tosti's über die Geschichte Montecassino's, und die Noten und Documente, welche er aus den Archiven des Klosters schöpfte, öffneten ihm den Zugang zu allen diesen wichtigen Arbeiten, und er entledigte sich derselben mit seltenem Fleiße und Ausdauer.

In der Geschichte von Montecassino gibt sich der gelehrte Mönch natürlicher Weise als Guelfen zu erkennen, allein er thut dieß nach dem Systeme Troya's d. h. mit Klugheit und Ruhe, und den Beweis für die angeführten Behauptungen mehr aus den Thatsachen und Urkunden als aus dem eigenen Talente herholend. Allein in seinen letztern Werken offenbart er sich mehr denn irgend ein anderer Guelfe des neunzehnten Jahrhunderts als einen entschiedenen Parteigänger der Päpste, und sieht und beurtheilt alles und jedes mit den Augen und dem Geiste eines Guelfen aus den Zeiten Alexander's III., Innocenz III. und Bonifacius VIII. Es ist für ihn ein Labsal, wenn er die politische Welt vor dem römischen Stuhle gebeugt sieht, wenn er seinen Blick auf die Gräfin Mathilde heftet, welche ihre ganze Macht Hildebrand anbietet, wenn er sieht, wie Heinrich reuig und büssend zu den Füßen Gregor's VII. um Gnade fleht oder wenn er Bonifaz VIII. ausrufen hört: „Das Schwerdt muß dem Schwerdte unterliegen und die zeitliche Macht der geistigen unterwerfen sein, beide Schwerdter hat die Kirche in ihrer Gewalt.“ Da kümmert er sich nicht mehr um die feierliche Ruhe der Geschichte, nicht um ihre unabweislichen Folgerungen, sondern vergißt die Welt um sich her, vertieft sich in's Mittelalter, stellt sich dieses lebendig und redend vor seine Blicke, setzt es an die Spitze aller seiner Gedanken, beweint dessen Verdunklung als den Verlust der schönsten Sache, und im Angesichte der Geschichte schweigen alle übrigen Menschen und es bleiben nur zwei übrig, der Papst und der Schriftsteller, der vor ihm anbetend auf den Knieen liegt. Jetzt ist es nicht mehr der ernste Geschichtschreiber, welcher spricht, sondern der unbeugsame Parteigänger, nicht mehr der Mann des XIX. Jahrh., sondern der feurige Guelfe des Mittelalters, nicht mehr der Richter über menschliche Handlungen, sondern der Lobredner des Papstes. Als solcher wurde er auch von einem noch lebenden Manne aus derselben

Troya'schen Schule bezeichnet, dessen Urtheil lautet: „Fast alle die schönen und beredten Werke, die Tosti bis jetzt veröffentlicht hat, reihen ihn mehr unter die Apologeten als unter die Geschichtschreiber. Als ein glühender und leidenschaftlicher Kämpfer für eine schöne Sache ficht, ringt, argumentirt und vertheidigt er vielmehr als er erzählt. Die geschichtliche Erzählung erfordert eine ganz andere Ruhe des Geistes, eine ganz andere Gelassenheit des Urtheils, eine andere Klarheit des Stiles, als Tosti je besitzen wird. Er versteht es nicht, die Thatsachen von selbst sich abwickeln und reden zu lassen mit der bescheidenen und gewinnenden Evidenz einer schlichten und anstandsvollen Rede. Er schleudert den Speer bei den ersten Worten, und wirft seine Behauptung als eine Herausforderung hin, nimmt das Urtheil gebieterisch gefangen und verfolgt seine Rede mit stets wachsendem Eifer und mit hohen Phrasen, als gälte es eine Zuhörerschaft fortzureißen und nicht einen stillen Leser zu belehren und zu unterrichten" [1]).

Dieses gesunde Urtheil stellt nun zwar die Eigenschaft Tosti's als eines unparteiischen Geschichtschreibers in Abrede, läßt jedoch die wesentlichen Mängel der von dem cassinesischen Schriftsteller vertheidigten Lehren unangefochten. Der Hauptfehler der guelfischen Schriftsteller besteht darin, daß sie die Traditionen des Mittelalters auf unsere modernen Zeiten übertragen wollen, daß sie den Mysticismus predigen in einer Zeit der thatkräftigen Civilisation, das Leben der Trägheit, die ausschließliche Herrschaft eines alten Systems vor einer Generation, die unter den Kämpfen und Erfüllungen der socialen Pflichten zu einem hohen Grade von Bildung und Thätigkeit gelangt ist. Daher die offenbaren Feindseligkeiten gegen die neuen Einrichtungen des XIX. Jahrh., gegen den politischen und bürgerlichen Fortschritt der Gesellschaft, gegen die monarchische Gewalt selbst, wo diese an die unglückliche Geschichte der Stuarts erinnert. „Denn", um mit einem großen gekrönten Haupte zu sprechen, das heute die Geschicke des armen Italien und ganz Europa's in Händen hält, „die Stuart sollten den Katholicismus herstellen, und haben ihn für Jahrhunderte

[1]) Giovanni Manna in der neapolitan. Zeitschrift „il Diorama" Jahrgang III Nro. 17. April 1858.

lang in England vernichtet. Sie wollten das Königthum heben, und haben es auf's Spiel geſetzt. Sie wollten die Ordnung ſichern, und haben nur Verwirrung auf Verwirrung gehäuft. Man kann alſo in der That ſagen, der größte Feind einer Religion ſei derjenige, der ſie aufdrängen will; der größte Feind des Königthums, der es entwürdiget; der größte Feind der Ruhe ſeines Landes, der eine Revolution nöthig macht. Wilhelm III. gelang es, den Abgrund der Revolution zu ſchließen und das Geſchick Englands zu ſichern, bloß dadurch, daß ſein Vorgehen dem der Stuarts gerade entgegengeſetzt war. Denn hätte er dieſelben Fehler begangen, und wäre er in ihre Fußtapfen getreten, ſo hätte er Alles das, was er befeſtigte, wieder auf's Spiel geſetzt. Die Geſellſchaft ſtürzt ſich nicht in ſo große, oft ihre Exiſtenz gefährdende Wirrſale, bloß um ihr Oberhaupt zu wechſeln; ſondern ſie geräth in Aufruhr, um das Syſtem zu wechſeln, um das Heilmittel für ihre Leiden zu finden. Sie fordert gebieteriſch den Preis ihrer Anſtrengungen und beruhigt ſich nicht eher, bis ſie ihn erhalten hat. Wenn ihr daher an der Spitze der Ideen eures Jahrhunderts ſchreitet, ſo folgen euch dieſe Ideen und erhalten Euch; wenn ihr hinter ihnen einherzieht, ſo ſchleppen ſie euch nach; wenn ihr gegen ſie ſchreitet, ſo werfen ſie Euch über den Haufen [1]).

Es geſchieht jedoch öfter, daß gerade für Diejenigen, welche ſelbſt Geſchichte ſchreiben, die Lehren und Folgerungen der Geſchichte fruchtlos ſind, und daß ſie wegen ihrer vorgefaßten Meinungen dieſelben außer Acht laſſen und in Irrthümer verfallen. Hört man ihnen zu, ſo möchte man glauben, die Barbaren ſtehen vor der Thüre der bedrohten Geſellſchaft, und Menſchen und Dinge gehen dem Verfalle entgegen; man müßte glauben, daß die Wiederkehr des Mittelalters der einzige Rettungsanker für die menſchliche Geſellſchaft ſei, und ſo möchten ſie die Welt einen Rückſchritt von mindeſtens 6 Jahrhunderten machen laſſen, eine Sache, die doch unmöglich iſt und jedem logiſchen und providentiellen Gange der Dinge widerſpricht.

Die Herrſchaft der materiellen Macht iſt vorüber und die der Idee hat begonnen; und daher hat weder der Katholicismus noch die Menſchheit einſiedleriſche und unfruchtbare Tugenden nöthig. Uebri-

[1]) L. Napol. Bonap. Opere complte. Frammenti storici.

gens ſollten diejenigen, wie z. B. der deutſche Hiſtoriker Hurter, welche, wenn auch bona fide auf das Aeußerſte für einen erwählten Kaiſer unter dem Titel: „König von Papſtes Gnaden“ kämpfen, wie zu den Zeiten Innocenz III., nicht vergeſſen, daß die zeitliche Macht der Päpſte die ſchwerſten und endleſe Uebel über Italien gebracht, und daß die Reichthümer und die Autokratie des römiſchen Stuhles die Lostrennung Englands und Deutſchlands von der römiſchen Kirche herbeigeführt haben, und daß die politiſche Intoleranz des katholiſchen Klerus der Ruin Spaniens und Portugals geweſen ſei.

Als eingefleiſchter Guelfe und Lobredner des römiſchen Papſtthums, Karl's I. von Anjou und ſeiner Nachkommen zeigt ſich auch Tomacelli in ſeiner Geſchichte der Königreiche Neapel und Sicilien [1]). Nachdem er einige ſeiner Gedanken über die Frage der Longobarden vom Troya'ſchen Geſichtspunkte aus vorangeſchickt hat, beginnt er die Erzählung einer der denkwürdigſten unter den denkwürdigen Unternehmungen, durch welche der Plan eines tüchtigen Monarchen und vieler Päpſte vereitelt wurde, nämlich des durch die ſizilianiſche Vesper heraufbeſchworenen Krieges, welcher Carl von Anjou die Möglichkeit raubte, ganz Italien unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen, und den Päpſten die Ausſicht, ſich zum Beſchützer deſſelben zu machen [2]). Zu dieſem Zwecke ſetzt er die Verhältniſſe auseinander, in welchen ſich die Königreiche Neapel und Sizilien damals befanden und wie durch das plötzliche Schwanken der ghibelliniſchen Partei, und das Uebergewicht der Guelfen Papſt Innocenz IV. auf den Gedanken gerieth, die ſchöne Halbinſel von den Fremden befreit zu ſehen [3]). Und nun erörtert er in einer ſchönen Schreibart und oft mit männlicher Beredſamkeit einerſeits „die tyranniſchen Künſte“ Friedrichs II. und ſeiner Nachkommen, durch welche ſie nach Tomacelli's Anſchauungsweiſe ganz Italien mit Blut überſchwemmten und in's Elend ſtürzten, anderſeits lobt er den Zuſtand der beiden Königreiche unter dem „großen Könige Carl I.

---

[1]) Storia dei Reami di Napoli e Sicilia dal 1250 al 1303, di Domenico Tomacelli, duca di Monasterace, vol. 2. Napol. 1846 e 1847.

[2]) Vol. I. pag. 8.

[3]) Id. pag. 8.

von Anjou, einem edlen und wackern Monarchen, der sie bis an seinen Tod mit Wohlthaten und Gnaden überhäufte". Wohin führen nicht die vorgefaßten Meinungen und der blinde Parteigeist, selbst bis zur Entstellung der Thatsachen, und zur Verdrehung der Wahrheit, welche doch das einzige Fundament der Geschichte sein sollte. Ich behaupte nicht, daß in derselben die Individualität des Geschichtschreibers ganz untergehen müsse, denn dieser ist es ja, welcher urtheilt und über die Thatsachen Gericht hält; allein die Geschichte und ihr Erzähler dürfen nicht das Wesentliche der Thatsachen verdrehen, um sie ihrer eigenen Sache und ihrer individuellen Meinung dienstbar zu machen, besonders wenn die Thatsachen mit dieser im Widerspruche sind.

Die Dynastie der Anjou war ein wahres Unglück, nicht nur für das Land, sondern auch für ganz Italien. Die Grausamkeiten, Mißbräuche, Ungerechtigkeiten, die Frohnden, Beraubungen mit bewaffneter Hand, und das eiserne Joch Carl's von Anjou sind von allen zeitgenössischen Geschichtschreibern hinlänglich beschrieben worden, die Guelfischen selbst nicht ausgenommen.

Tomacelli erwähnt absichtlich einige Fehler der Regierung Carl's I., aber er wirft die Schuld derselben auf die Minister, in der Absicht, den Fürsten zu entschuldigen, der doch in absoluten und despotischen Staaten allein verantwortlich ist für eine schlechte, habsüchtige, ungetreue und sinnlose Verwaltung; und während er den tapfern und ritterlichen Manfred Vatermörder, Brudermörder, Giftmischer, Blutschänder, Ehebrecher und Tyrann nennt, wagt er es hernach, einen Carl von Anjou edel, großherzig und fromm zu nennen! Während er die Richter, welche Konradin verurtheilten, „feig und feil nennt, denkt er heimlich dabei, daß alle Richter für die Lossprechung waren: „der Einzige Roberto di Bari, ein Provençale, Protonotar des Reiches stimmte für den Tod, und das war genug, daß ihn Carl decretirte. Und fast ärgerlich darüber daß er diesen Flecken aus dem Leben Carl's von Anjou nicht wegwischen kann, behauptet Tomacelli, es wäre am besten gewesen „Konradin in lebenslänglicher Haft zu halten, Gift in die Speisen zu mischen, die ihm der König reichen ließ" als wenn die Todesart ob durch das Schwert oder Gift einen niederträchtigen Meuchelmord in eine schöne und ehrenvolle That verwandeln könnte.

Daß der Papst Innocenz IV. die Unabhängigkeit und Einheit

Italiens begünſtigt habe iſt etwas, was von allen modernen Geſchichtſchreibern der Halbinſel Tomacelli allein zu behaupten wagt.

Allein die unparteiiſche Geſchichte lehrt uns im Gegentheil durch ein Jahrtauſend hindurch, daß das römiſche Papſtthum wegen eines mikroſkopiſchen Ländchens oder um mit der nationalen Muſe Giuſeppe Giuſti's zu ſprechen, wegen einer „Kaſtanienſchale" ſtets der Stein des Anſtoßes für die Einheit geweſen iſt; daß das Papſtthum, um den Schimmer einer zeitlichen Gewalt zu bewahren und die Spaltung der Italiener wach zu erhalten, ſtets einen Fremden angerufen hat, um ihn einem andern in den Angelegenheiten unſerer unglücklichen Halbinſel entgegenzuſetzen. Und was die Zeit betrifft, von welcher Tomacelli redet, ſo erinnere man ſich nur, daß, als im Jahre 1267 der Papſt den Carl von Anjou als Friedensſtifter nach Toscana ſandte, dieſer ihm ſchwören mußte, daß er die Autorität nicht länger als 3 Jahre behalten und ſie ſofort wieder abgeben werde, ſobald ein Kaiſer die Anerkennung erhalten haben würde. Kein einziges Factum ſpricht für die Liebe der Italiener zu den Anjous, wie unſer Geſchichtſchreiber erzählt, ſondern gerade das Gegentheil ſteht feſt.

Wer will nach alledem bei Tomacelli Geſchichte lernen? Wer könnte ihn je zu den Geſchichtſchreibern zählen trotz ſeiner wirkſamen Schreibart und der ſchönen Sprache? Allein damals, als Tomacelli ſein Buch ſchrieb, war ganz Italien, gut- oder böswillig, wirklich oder ſcheinbar, auf einmal guelfiſch geworden, und erwartete und verſprach ſich viel von dem neuen Papſte und dem neuen Papſtthume ſowie von denjenigen, welche durch Talent, Einfluß und Schutz daſſelbe begünſtigten. Dieſen Umſchwung, wir wiederholen es, hatte Vincenzo Gioberti wunderbarer Weiſe bewirkt, und auf das Wort des großherzigen Verbannten bauten alle Italiener, mit Ausnahme jener wackern Leute, welche lange gekämpft und gearbeitet hatten, um in Italien eine ſtarke, edle und allgemeine Meinung herzuſtellen, welche der betretenen nationalen Richtung entſpräche, wie ſie von dem Vater der neuen ital. Cultur zuerſt formulirt worden war. Daher kam es, daß ſich die Guelfen bemühten, eine Macht zu kräftigen, von der ſie das Heil des Vaterlandes erwarteten, ſelbſt um den Preis der Verfälſchung der Geſchichte. Trotzdem verſtand es das Papſtthum nicht, oder hatte es den Willen nicht, die Gunſt des öffentlichen Vertrauens zu benützen, wel-

ches ihm das neue guelfiſche ſogenannte vermittelnde Element nach Gioberti verſchaffte, ja deſſen goldne Schriften ſelbſt wurden mit dem Banne belegt und auf den Index libr. prohibit. geſetzt. Dies beſtätigte auf das Feierlichſte den Ausſpruch Dante's und Macchiavelli's, die Thatſachen der alten und neuen Geſchichte und die Anſichten aller Ghibellinen hinſichtlich des künftigen Schickſals der Halbinſel. Das Papſtthum ſelbſt nämlich zerſtörte das Werk der Guelfen durch die Hartnäckigkeit und Zähigkeit, mit der es an den alten Traditionen des römiſchen Stuhles feſthielt und ſich als den unverſöhnlichen Feind der italieniſchen Unabhängigkeit offen erklärte. Indem es die öſterreichiſche Herrſchaft begünſtigte, neue bewaffnete Fremde in's Land rief, beſtätigte es feierlich und auf unläugbare Weiſe die Behauptung der Ghibellinen von Pietro delle Vigne bis auf die neueſte Zeit, daß nämlich der letzte Grund der Knechtſchaft, der Uneinigkeiten, Eiferſüchteleien, des Haſſes, des Zwieſpaltes und der endloſen Uebel, welche die Italiener ſeit Jahrhunderten zu leiden hatten, in der weltlichen Macht des Papſtes liege. Daher hatten die wahren und freiſinnigen Weiſen Recht zu ſagen, daß die letzte Manifeſtation und Umwandlung des Guelfismus in Italien die Schriften Gioberti's waren, gerade ſo wie der größte Sieg der Ghibellinen im Intereſſe der künftigen Unabhängigkeit Italiens in der Encyclica vom 29. April 1848 enthalten ſei.

X.

Zur Würdigung von Ranke's hiſtoriſcher Kritik.

Von

Georg Waitz.

Franzöſiſche Geſchichte vornehmlich im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert von Leopold Ranke. 5. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'ſcher Verlag, 1861. 533 S. 8.

Die großen Arbeiten, mit denen Leopold Ranke fortfährt unſere hiſtoriſche Literatur zu bereichern, finden nur ſelten noch eine ausführliche Beſprechung in unſeren kritiſchen Blättern. Bei dem Publikum des In- und Auslandes, das begierigſt nach jedem neuen Werke und Bande greift, bedürfen ſie keiner Empfehlung: jeder Leſer weiß, eine wie anziehende Darſtellung großer welthiſtoriſcher Epochen, eine wie intereſſante Schilderung hervorragender Perſönlichkeiten er finden wird; der mitforſchende Gelehrte aber freut ſich im voraus der Fülle neuer Aufſchlüſſe, die aus einem eingehenden Studium der Periode, aus der Benutzung eines ausgedehnten urkundlichen und handſchriftlichen Materials gewonnen worden iſt; er erwartet mit einer gewiſſen Span-

nung, wie in der Betrachtung Ranke's die oft verhandelten Fragen in den nach den verschiedensten Seiten hin so inhaltsreichen Jahrhunderten, denen er vorzugsweise seine Forschung zugewandt hat, erscheinen. Dabei bleibt dann freilich dem einen wie dem andern ein Zweifel über die Art der Auffassung und Beurtheilung einzelner Charaktere und Begebenheiten; die ganze Behandlungsweise erfreut sich nicht bei allen gleicher Gunst, oder sie erscheint wenigstens nicht für alle Aufgaben gleichmäßig geeignet: wie auch der größte Maler ja wohl nicht mit gleichem Erfolg seinen Pinsel den verschiedenen Darstellungen des Lebens leiht. Gewiß haben auch andere Betrachtungsweisen ihr Recht, und Ranke selbst hat bei mehreren Gelegenheiten es ausgesprochen, wie er am wenigsten gemeint ist, für seine von einem bestimmten Standpunkt aus unternommene Schilderung nun zuletzt der großen Epochen der Geschichte der beiden in der neuern Zeit vor allen andern in den Vordergrund tretenden europäischen Nationen, eine, daß ich so sage, unbedingte Gültigkeit in Anspruch zu nehmen. Wie sie aber in Frankreich und England reiche Anerkennung gefunden haben, so werden wir in Deutschland in ihnen sicher einen neuen Beweis sehen, wie unsere historische Wissenschaft den Beruf und die Fähigkeit hat, die Geschichte der verschiedensten Nationen zu durchdringen und von einem wahrhaft universalhistorischen Standpunkt aus zu würdigen. Es werden auch wenige anstehen, namentlich der nun vollendet vorliegenden französischen Geschichte unter den Arbeiten Ranke's einen der ersten Plätze anzuweisen: gerade hier war ein Stoff gegeben, wie er wohl ganz eben seiner Natur entspricht, an dem er alle die glänzenden Eigenschaften seines Geistes auf das beste bewähren konnte. Auch hier ist dann, nach allen den Arbeiten, welche die Franzosen selbst der Zeit des Höhepunktes ihres alten Königthums zugewandt haben, nicht bloß in der Auffassung im ganzen, auch in den Einzelheiten viel des Eigenthümlichen und Neuen gegeben: ungedruckte Quellen, wie der Verfasser sie immer schon benutzte, diplomatische Relationen und Correspondenzen, gleichzeitige Aufzeichnungen verschiedener Art haben dazu das Material geboten.

Wenn aber die Ausbeutung solcher Quellen den ersten Werken Ranke's einen besondern Ruhm eintrug, da sie in überraschender Weise zeigten, welche Aufschlüsse über bis dahin wenig oder gar nicht ge-

kannte Seiten der Geſchichte hier zu gewinnen ſeien, ſo hat ihm ſpäter wohl aus der bevorzugten Benutzung derſelben eher ein Vorwurf gemacht werden ſollen. Den Diplomaten, „Leuten, deren Schrift und Wort ſo oft nur zur Verſtellung der Wahrheit dienen müſſe“, werde eine ungebührliche Autorität beigelegt, da doch „ihr Bericht keine größere Bedeutung habe, als die Mittheilung jedes andern fähigen zeitgenöſſiſchen Beobachters, der in dem eigentlich factiſchen Theile der Geſchichte den Täuſchungen leicht weniger als jene ausgeſetzt ſei“; die Dinge bekämen, in dem Spiegel ihrer Auffaſſung geſehen, leicht etwas kleinliches; die große Macht der Ereigniſſe komme ſo in den täglichen Aufzeichnungen nicht zur Geltung. Es nimmt Wunder, einen Gervinus in dieſen Ton einſtimmen zu ſehen (Fr. Chr. Schloſſer S. 26), nachdem er ſelbſt neuerdings in den letzten Bänden ſeiner neueſten Geſchichte gezeigt, wie viel dieſen ihm erſt ſpäter zugänglich gewordenen Papieren entnommen werden könne, und wie auch die Beurtheilung an ſich wohl bekannter Ereigniſſe darnach eine andere werde. Wer näher auf Ranke's Behandlungsweiſe eingegangen war, die eindringende und umfaſſende Forſchung kannte, die er ſeinen Darſtellungen vorangehen ließ, wußte wohl, wie wenig Grund die Meinung habe, daß er anderweitige Quellen vernachläßige oder zurückſetze. Allerdings hat er oft einen Zweifel kundgegeben gegen hergebrachte Erzählungen, und zwar gerade auch ſolche, die ſich auf vielgeleſene, berühmte, in mancher Beziehung ſehr hervorragende Geſchichtsbücher ſtützen. Wie er aber ſchon in der Beilage zu ſeiner erſten Schrift: Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreibung, ein ſolches Mißtrauen rechtfertigte, ſo hat er auch ſpäter wohl, in den Beilagen zur deutſchen Geſchichte, und ſonſt gelegentlich, die Reſultate ſeiner kritiſchen Forſchungen dargelegt. Doch aber vielleicht für manche Leſer nicht genug. Und es iſt daher in jeder Beziehung erfreulich, daß jetzt der ſchon vor einigen Jahren vollendeten franzöſiſchen Geſchichte ein Band mit Belegen und kritiſchen Erörterungen nachfolgt, der gerade in dieſer Beziehung eine beſondere Bedeutung hat: Analecten zur franzöſiſchen Geſchichte im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, wie der Verf. den Inhalt bezeichnet.

Ich verweile nicht bei dem, was hier an neuem urkundlichen Material geboten wird. Für weitere Kreiſe am intereſſanteſten dürften jedenfalls die Briefe der Herzogin von Orleans, Eliſabeth Char-

lotte, an die Kurfürstin Sophie von Hannover, sein, die hier, freilich nicht vollständig, aber in reichen Auszügen, aus dem hannoverschen Archive mitgetheilt werden. Außerdem haben die venetianischen Relationen zu verschiedenen Auszügen Anlaß gegeben, von denen allerdings ein Theil seit dem schon vor einigen Jahren begonnenen Druck des Bandes anderweit publicirt worden ist. Daneben fehlt es nicht an Mittheilungen über andere handschriftliche Aufzeichnungen zur Geschichte der Zeit, unter denen Memoiren des bekannten Pater Joseph jedenfalls den ersten Platz einnehmen. Hier hebe ich aber besonders hervor eine Reihe von Aufsätzen, die sich mit bekannten Darstellungen aus der französischen Geschichte beschäftigen, über Davila's Geschichte der französischen Bürgerkriege, und über einige der bedeutendsten Memoirenwerke dieser Zeit, Richelieu's, des jüngeren Brienne, des Cardinal Retz und des Duc de St. Simon. Sie sind alle Muster feiner und umsichtiger Kritik: die Fragen der Echtheit, der Glaubwürdigkeit, des Werthes einer bestimmten Betrachtungsweise, kommen hier zur Erörterung und werden in einer Weise behandelt, die über des Verfassers eigene Art zu arbeiten den besten Aufschluß gibt und des Anregenden und Belehrenden im allgemeinen gar viel enthält.

Vortrefflich ist gleich anfangs die Auseinandersetzung über die Schwächen Davila's. Ranke deckt die vielen Unrichtigkeiten seiner Erzählung auf, aber er verhehlt nicht die Bewunderung vor seinem Talent; er erklärt den großen Erfolg, den das Buch gehabt, würdigt den Einfluß, den es geübt: wie es dazu beigetragen, alles auf kleine Motive, auch in den religiösen Angelegenheiten auf egoistische Antriebe zurückzuführen, und wie diese Ansicht dann in dem Pragmatismus des 18. Jahrhunderts vorgeherrscht habe. »Das Göttliche oder Gottverwandte in der menschlichen Natur war aus der geschichtlichen Darstellung entschwunden: ohne Enthusiasmus und Willkür, forschend und der Wahrheit die Ehre gebend, suchen wir es wieder zu finden«.

Mit voller Anerkennung spricht Ranke auch von dem Talent des Cardinal Retz. »Seine Bildwerke haben eine Feinheit des Pinsels und Sicherheit der Conturen, welche man nur bei den großen Meistern findet«. Den Memoiren wird ein hohes, in einem oder dem andern Bezug unvergleichliches literarisches Verdienst vindicirt. Aber freilich mit dem historischen Werth steht es anders. »Das Vorgetragene,

heißt es, wird zu dem Beweiſe genügen, daß man bei einer erneuerten Darſtellung der Fronde am beſten thun wird, die Erzählungen des Cardinal Retz fürs Erſte auf ſich beruhen zu laſſen und ſich nur an die zuverläßigen, wiewohl minder draſtiſchen Nachrichten zu halten, die wir anderweit finden«. Aehnlich bei der Betrachtung von Brienne's Aufzeichnungen: »In dieſen leichten Darſtellungen mag ſich auch manches Wahre finden: wer will es aber mit Sicherheit unterſcheiden«?

Anders iſt die Beurtheilung St. Simon's, deſſen eigenthümliche Stellung am Hofe Ludwig XIV. hier eine Würdigung erhält, die viele Einſeitigkeiten, ja Unrichtigkeiten in ſeinen Erzählungen erklärt, aber ihm doch eine nicht geringe Bedeutung läßt, wenn man ihm auch den Ruhm nicht zuſprechen kann, den einige ſeiner Landsleute ihm haben ſichern wollen. »Nicht als unbefangene Anſchauung können wir alſo die Urtheile St. Simon's anſehen: ſie ſind in den Anſichten des Hofes und der Parteiſtellung begründet. Aber das große Talent des Schriftſtellers gibt ihnen doch einen hohen Werth. In ſeiner Geſinnung iſt bei aller Parteibeſchränktheit etwas Aechtes, was über dieſelbe erhebt. Es redet den Bewegungen der menſchlichen Seele, welche ſie adeln, das Wort: Entfernung von gemeinem Intereſſe, Unabhängigkeit der Geſinnungen und Bravheit. Alles entgegengeſetzte Beſtreben verdammt er und verfolgt es mit unbarmherzigem Scharfſinn bis in ſeine geheimſten Schlupfwinkel. Dieſer ſcharfen und ſtrengen Moral verdankt er jene Vergleichung mit Tacitus hauptſächlich, und es iſt etwas werth, daß er ſie in einer verfallenden Zeit behauptete: aber in allen andern Eigenſchaften, die den Hiſtoriker ausmachen, ſteht er tief unter ihm«.

Die Abhandlung über die Memoiren des Cardinals Richelieu im Jahre 1850, in der Berliner Akademie geleſen, nimmt die in einem Aufſatz der hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift gegebene Unterſuchung wieder auf und führt ſie zu einem andern Reſultat. Der Zweifel an der Betheiligung Richelieu's bei der Abfaſſung des Werkes, wie es vorliegt, wird aufgegeben. »Ohne Zweifel hat Richelieu ſelbſt das Werk zur Bekanntmachung beſtimmt: doch war es von der Geſtalt, in der eine ſolche für ihn ausführbar geweſen wäre, noch weit entfernt, als er ſtarb«. „Die Kritik," fügt Ranke hinzu, „iſt wie die Wurfel auf der Tenne, welche den Weizen von der Spreu ſcheidet. Manchmal findet

ſie nichts als Spreu auf dem Boden: hier iſt viel Spreu, aber zugleich viel Weizen«.

Aber auch ein anderes Wort des Verf. mag hervorgehoben werden. „Wer es nicht ſelbſt verſucht hat, kann ſich kaum einen Begriff davon machen, auf welche Schwierigkeiten man ſtößt, wenn man dunkle und zweifelhafte hiſtoriſche Thatſachen erforſchen will«. Hier iſt zunächſt eben von der Forſchung die Rede. Die ganze zugleich ſchöne und große Aufgabe des Geſchichtſchreibers aber hat Ranke an einer andern Stelle dieſes Bandes in treffenden Worten bezeichnet, die wohl als ein Ausſpruch über das, was er erſtrebt, angeſehen werden und an dieſer Stelle eine Wiederholung finden dürfen.

„Gerade bei Werken dieſer Art aber zeigt ſich die unermeßliche Schwierigkeit der Aufgabe des Hiſtorikers.

Wenn ein poetiſches Werk geiſtigen Inhalt und reine Form verbindet, ſo iſt Jedermann befriedigt. Wenn eine gelehrte Arbeit ihren Stoff durchdringt und neu erläutert, ſo verlangt man nichts weiter. Die Aufgabe des Hiſtorikers dagegen iſt zugleich literariſch und gelehrt; die Hiſtorie iſt zugleich Kunſt und Wiſſenſchaft. Sie hat alle Forderungen der Kritik und Gelehrſamkeit ſo gut zu erfüllen, wie etwa eine philologiſche Arbeit; aber zugleich ſoll ſie dem gebildeten Geiſte denſelben Genuß gewähren, wie die gelungenſte literariſche Hervorbringung.

Man könnte ſich zu der Annahme neigen, als ob die Schönheit der Form ſich nur auf Koſten der Wahrheit erreichen laſſe. Wäre dieß der Fall, ſo würde die Idee der Verbindung von Wiſſenſchaft und Kunſt aufgegeben werden müſſen und als falſch zu bezeichnen ſein. Ich halte mich jedoch von dem Gegentheil überzeugt und denke, daß das auf die Form gerichtete Beſtreben ſogar den Eifer der Unterſuchung befördert. Denn worauf könnte die Darſtellung beruhen, als auf lebendiger Kenntniß? Dieſe aber iſt nicht zu erreichen, außer durch tiefe und erſchöpfende Forſchung. Eine freie und große Form kann nur aus dem mit dem Geiſte vollkommen Ergriffenen hervorgehen.

Aber freilich iſt das ein Ideal, das kaum jemals erreicht worden und unendlich ſchwer zu erreichen iſt. Gelungene poetiſche Hervorbringungen ſind unſterblich; hiſtoriſche Werke von großem Ruf und Verdienſt ſehen wir dennoch veralten. Beſonders bei der neuern Ge-

ſchichte iſt dies der Fall, wo der Natur der Sache nach Vieles lange Zeit verborgen bleibt und der Autor die Unvollkommenheit ſeiner Kenntniß zu überwinden oder vielleicht zu verdecken kein Mittel als ſeine Vermuthung zu haben meint und dieſe als erkannte Wahrheit aufſtellt. Später zur Kunde gelangte Thatſachen pflegen die verſuchte Combination als unhaltbar auszuweiſen. Allein die vornehmſte Forderung an ein hiſtoriſches Werk bleibt doch immer, daß es wahr ſei, daß die Dinge ſich ſo begeben haben, wie ſie dargeſtellt werden: das wiſſenſchaftliche Verdienſt iſt das bei weitem überwiegende. Um einer Arbeit zu Grunde zu liegen, die nicht das Siegel der Vergänglichkeit auf der Stirne tragen ſoll, muß die Forſchung auf eine Stufe gediehen ſein, wo ſie der Wahrheit im Ganzen und Großen ſicher iſt".

XI.

Die historische Kritik und das Wunder.

Ein Sendschreiben an den Herausgeber.

Von dem Verfasser der Abhandlung: »Die Tübinger historische Schule.« (Hist. Ztschr. 1860, 3, 90 ff.)

Es war doch nicht ganz ohne Grund, mein verehrter Freund, daß ich anfangs Bedenken trug, für meine Erörterungen über die Geschichte der ältesten christlichen Kirche eine Stelle in Ihrer Zeitschrift in Anspruch zu nehmen. Ich wußte eben nur zu gut, wie leicht auf diesem Gebiete ein Wort das andere hervorruft, und so konnte ich mich der Besorgniß nicht entschlagen, daß ich Ihnen, wenn mir einmal die erste Rede vergönnt sei, auch noch mit einer zweiten und dritten würde zur Last fallen müssen. Diese Besorgniß geht dann nun auch wirklich, wie der Augenschein zeigt, in Erfüllung. Sonst aber hat freilich die Aufnahme und der Erfolg der kleinen Arbeit meine Erwartungen, und daß ich es nur gestehe, meine Befürchtungen übertroffen. Die Historiker, an welche ich mich dießmal wandte, zeigten für die Fragen, um die es sich darin handelt, ein unbefangeneres Verständniß, als die Theologen, an welche wir uns sonst gewendet

hatten. Jenen gegenüber hätte ich wohl auch keinen Anlaß gehabt, meinen Namen, der zuerſt, wie Sie Sich erinnern, unter der Abhandlung nicht fehlte, wieder zu ſtreichen. Aber doch iſt es mir lieb, daß ich mich in der Folge dazu verſtanden habe. Denn ohne dieſen zufälligen und äußerlichen Umſtand wäre uns doch wirklich Manches entgangen. Oder hat es Sie nicht auch erfreut, als der äußerſt wohlwollende Berichterſtatter eines politiſchen Blattes Ihrem Freunde aus Anlaß eines Artikels, dem er ſeinen Namen vorgeſetzt hatte, den ungenannten Verfaſſer der »Tübinger Schule« als Muſter des richtigen Tons für derartige Darſtellungen vorhielt? Was ſagen Sie ferner dazu, daß einer Ihrer Bonner Collegen dem »Nichttheologen«, der ſich in Ihren profanen Blättern über neuteſtamentliche Kritik zu äußern gewagt hat, mit dem vollen Selbſtgefühl des zünftigen Theologen die Belehrung zu Theil werden läßt, derſelbe »habe ſich offenbar keine Rechenſchaft darüber abgelegt, was es mit der Religion auf ſich hat. So wenig nun Jemand zur techniſchen Beurtheilung der Muſik geeignet ſei, der gar keine Einſicht in die mathematiſchen Geſetze der regelmäßigen Verbindungen und Folgen der Töne ſich verſchafft habe, ſo mißlich ſei es, über Religion zu urtheilen, wenn man nicht geordnete Beobachtungen über die Eigenthümlichkeit der Religion und des religiöſen Erkennens angeſtellt habe«? [1]) Haben Sie ſich durch Ritſchl überzeugen laſſen, daß Ihr Mitarbeiter bei dem, was er über Baur ſagt, »der vollſtändigen Kenntniß der Akten entbehrt«? Oder haben Sie umgekehrt mit dem Schreiber dieſer Zeilen gedacht, wer bei einer ſo offen daliegenden Frage ſo weit neben das Ziel ſchießt, wer die deutliche Erklärung des Verf., daß er ein Theolog und ein Schüler Baur's ſei, in ſo unbegreiflicher Weiſe überhört hat, der hätte beſſer gethan, nicht gerade mit dieſer Probe ſeiner eigenen Kritik in der Hand Andere zu meiſtern und über die »eclatanten Fehlgriffe« eines Geſchichtsforſchers, wie Baur, ſich vernehmen zu laſſen? Hier alſo hat uns die Anonymität wirklich einen Dienſt geleiſtet. Und dann, glauben Sie wohl, daß der große Göttinger Prophet ſich ſo freundlich und anerkennend über meinen »langen zahmen Aufſatz" ge-

[1]) Jahrbücher für deutſche Theologie 17, 3, 441.

äußert hätte, wenn mein Name darunter ſtand? Denn freundlich werden Sie doch in Vergleich mit dem ſonſtigen Ton ſeiner Orakel immerhin finden müſſen, was darüber in den Jahrbüchern der bibliſchen Wiſſenſchaft XI, 134 zu leſen iſt. Es wird dort jener Arbeit doch weiter gar nichts nachgeſagt, als daß »kein Aufſatz unwiſſenſchaftlicher ſein könne, als dieſer«, und ihrem Verfaſſer nichts Schlimmeres, als daß er „zu dem großen zerſtreuten Heere heutiger verdorbener Theologen gehöre«, daß »ſeine Sachkenntniß äußerſt gering, ſein Wiſſen um Bibel und Chriſtenthum grauenvoll niedrig ſei«, daß »es ihm an aller wahren Religion und Sittlichkeit, ja ſogar an Logik fehle«. Aber was will das heißen? Daß Jemand, der ſich offen zur Tübinger Schule bekennt, nur ein verdorbener Theologe ſein kann, wird kein Leſer der Ewald'ſchen Schriften bezweifeln, und daß ein ſolcher weder auf Gelehrſamkeit noch auf Logik, weder auf Sittlichkeit noch auf Religion den mindeſten Anſpruch hat, haben wir gleichfalls ſchon oft genug gehört. Hierin befindet ſich alſo Ihr Mitarbeiter mit anderen ſeiner Meinungsgenoſſen nur in derſelben gemeinſamen Verdammniß. Dagegen werden ſich wenige von den letzteren rühmen können, daß ſich Ewald beinahe herabgelaſſen hätte, eine ſo menſchliche Regung gegen ſie zu empfinden, wie gegen den Verfaſſer der „Tübinger hiſtor. Schule«, mit dem der Erhabene »wohl Mitleid haben könnte", da derſelbe, wie beigefügt wird, „eine Menge zerſtreuter gelehrter Dinge weiß und ſich wenigſtens hütet, nicht ſo offen boshaft über die Gegner ſeiner Schule zu reden". Und auch auf Sie ſelbſt, mein verehrter Freund, hat ſich dieſe wohlwollende Geſinnung dort verbreitet. Denn das freilich wird Ihnen mit Recht vorgehalten, daß ſie in Ihrer „Tübing'ſchen Verblendung" einer „durch falſche Philoſophie und und üble Sittlichkeit" ſo gründlich verdorbenen Schule in Ihrer „Münchner Zeitſchrift" Unterſchleif geben. Aber doch dürfen auch Sie, trotz dieſer ſchweren Verſchuldung, und trotz Ihrer ebenſo ſchweren politiſchen Verirrungen, am Heile noch nicht gänzlich verzweifeln: Sie können vielmehr dereinſt noch „auch wiſſenſchaftlich ein ganz anderer Mann werden", wenn Sie „nur erſt Ihren preußiſchen Kopf (der in der letzten Zeit freilich wohl kaum unpreußiſcher geworden ſein wird) „in einen deutſchen verwandelt haben". Iſt das nicht recht beruhigend? Wir beide alſo, das werden Sie zugeben, haben uns über den berühmten Theologen im Geringſten nicht zu beklagen.

Aber laſſen Sie uns zu meinem Bonner Kritiker zurückkehren. Ritſchl hat von meiner Abhandlung Anlaß genommen, a. a. O. S. 429—459 ſich „über geſchichtliche Methode in der Erforſchung des Urchriſtenthums“ in einer Weiſe zu äußern, die eine Entgegnung in dieſen Blättern um ſo mehr verdient, je ausdrücklicher es ihr Verfaſſer darauf abgeſehen hat, in derſelben den Verdacht abzuwehren, „daß die Geſchichtsforſchung der Theologen andere Wege, als die der geſchichtlichen Methode verfolge.“ Die deutſche Geſchichtswiſſenſchaft hat ohne Zweifel ein erhebliches Intereſſe dabei, zu erfahren, wie es hiemit beſtellt iſt. Nur daß wir freilich ſogleich fragen müſſen, wer die Theologen ſind, deren Geſchichtsforſchung dieſes Lob ertheilt wird. Auf Hengſtenberg oder Baumgarten wird es ja wohl Ritſchl nicht ausdehnen wollen; von Baur ſucht er andererſeits zu beweiſen, daß „ſeine Methode der Erforſchung des Urchriſtenthums für rein hiſtoriſch nicht gehalten werden könne.“ Welche aber von den zwiſchen beiden in der Mitte Stehenden es ſind, denen ein rein geſchichtliches Verfahren nachgerühmt wird, darüber hat ſich Ritſchl nicht geäußert. Suchen wir nun dieſe Lücke zu ergänzen, und ſehen wir uns hiefür in Ritſchl's Abhandlung nach den Merkmalen um, welche ſeine „rein hiſtoriſche“ Methode von der unreinen eines Baur ſcheiden, ſo tritt uns kein anderer Zug mit größerer Bedeutung entgegen, als das beiderſeitige Verhalten zum Wunderglauben. Auch ſonſt freilich hat Ritſchl, wie wir dieß ſchon längſt wiſſen, an Baur und natürlich jetzt auch an dem Bericht Ihrer Zeitſchrift über denſelben allerlei auszuſetzen. Aber er iſt dabei, es thut mir leid, dieß ſagen zu müſſen, nicht mit der Gerechtigkeit und der Umſicht verfahren, die er einem Theologen von Baur's Bedeutung gegenüber ſich hätte zur Pflicht machen ſollen. Er klemmt ſich z. B. an die Worte in Baur's Gnoſis (S. 715): „Was der Geiſt iſt und thut, iſt keine Hiſtorie“, aber er verſchweigt, daß dieſe Worte dort nur aus Hegel (Rel. phil. II, 328) referirt werden. Er fragt, „ob mit der Ueberzeugung von der Geiſtloſigkeit der Geſchichte ein richtiger Gebrauch der hiſtoriſchen Methode zuſammen beſtehen könne?“ (S. 438) — worauf ihm natürlich jeder halbwegs Unbefangene und Sachkundige antworten wird, dem Wahn von der Geiſtloſigkeit der Geſchichte habe Niemand nachdrücklicher als gerade Baur widerſprochen, er hätte

aber darum doch jenes Hegel'ſche Wort ſich aneignen können, ſofern der in der Geſchichte waltende Geiſt doch etwas anderes iſt, als die einzelne geſchichtliche Erſcheinung, und nicht erſt durch dieſes einzelne Geſchehen zu dem wird, was er ſeinem Weſen nach iſt; ähnlich, wie man ſagen kann: „Was Gott iſt und thut, iſt nichts Endliches“, ohne damit zu läugnen, daß Gott in allem Endlichen gegenwärtig ſei und wirke. Ritſchl wirft ferner Baur vor, daß er geſagt habe (Gnoſis S. 713), was der Glaube an den Gottmenſchen zur Vorausſetzung hat, ſei nicht Chriſtus als Gottmenſch, ſondern als bloßer Menſch, als menſchlich-ſinnliche Erſcheinung; er überſieht auch hier, daß dieß Baur nur aus Hegel's Religionsphiloſophie (II, 306 f. 317 u. a.) anführt, daß er ſelbſt aber im Folgenden (S. 717) dieſer Hegel'ſchen Darſtellung die Bemerkung entgegenhält: „Wie hätte aber der Glaube an ihn, als den Gottmenſchen, entſtehen können, ohne daß er auf irgend eine Weiſe auch objectiv das war, wofür ihn der Glaube nahm? Die nothwendige Vorausſetzung iſt in jedem Falle, daß die an ſich ſeiende Wahrheit, die Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur, in Chriſtus zuerſt zur concreten Wahrheit, zum ſelbſtbewußten Wiſſen wurde, und von ihm als Wahrheit ausgeſprochen und gelehrt wurde.“ Und an dieſen Verſtoß reihen ſich dann ſofort weitere an. Baur's erſte Aeußerung ſoll der zweiten widerſprechen, was übrigens auch dann nicht der Fall wäre, wenn er beide in eigenem Namen gethan hätte, da die eine durch die andere vielmehr nur ergänzt wird; und die Entdeckung dieſes vermeintlichen Widerſpruchs gibt dem Kritiker ein ſolches Bewußtſein ſeiner Ueberlegenheit, daß er triumphirend fragt, ob der, welcher dieſen Widerſpruch begangen habe, ohne ihn wahrzunehmen, „zur geſchichtlichen Erforſchung und Darſtellung der Perſon Chriſti methodiſch disponirt ſei?“ Nach den obigen Erörterungen wird ſich dieſe Frage eher dahin umkehren: ob der, welcher die Worte eines Andern ſo wenig nach ihrem urſprünglichen Sinn auffaßt, zu einer unbefangenen Beurtheilung deſſelben disponirt ſei. Zeigt ſich doch dieſer Mangel an Unbefangenheit auch darin, daß Ritſchl (S. 437) bei Baur bloß als unwillkührliches Zugeſtändniß die Anerkennung zu finden weiß, daß man über die Religion nur dann mit Erfolg philoſophiren könne, wenn man eine perſönliche Betheiligung an ihr und ihrem Object

feſthält. Wer Baur und ſeine Schriften einigermaſſen kennt, der müßte wiſſen, daß er ſich zu dieſer Wahrheit, wie dieß von einem Schüler der Schleiermacher'ſchen Theologie zum Voraus nicht anders erwartet werden kann, ſowohl in ſeinem perſönlichen Verhalten, als in ſeinen grundſätzlichen Erklärungen ſein Leben lang bekannt hat. Auch davon würde ſich aber ein ſolcher, wenn ihm nicht der Eifer des Streits den Blick getrübt hat, leicht überzeugen, daß Baur zu ſeinem kritiſchen Standpunkt und ſeinen kritiſchen Ergebniſſen auf einem andern Wege gekommen iſt, als Ritſchl es darſtellt. Hört man dieſen (S. 450 ff.), ſo ſollte man meinen, nur der Eindruck, welchen er von den clementiniſchen Homilien empfangen hatte, ſei es geweſen, der ihm ſeine leitenden Gedanken über den Gegenſatz von Judenchriſtenthum und Paulinismus eingab, nur die eigenſinnige Durchführung einer vereinzelten Wahrnehmung ſei es, der ſeine Combinationen über die Geſchichte des älteſten Chriſtenthums entſprungen ſind. Wer dagegen auch nur Baur's erſte Arbeiten über dieſen Gegenſtand ohne Vorurtheil durchlieſt, der kann ſich leicht überzeugen, daß jene von ihm allerdings zuerſt in ihrer vollen Bedeutung erkannte Schrift weder den einzigen noch den erſten Anſtoß zur Entwicklung ſeiner Geſchichtsanſicht gegeben hat, daß vielmehr neben andern Momenten von Anfang an in erſter Linie die in den pauliniſchen Briefen ſich darſtellenden Partheiverhältniſſe es waren, von denen er ausging. Eine Behauptung vollends, wie die (S. 451): Baur habe ſich für genöthigt gehalten, die Aechtheit der meiſten neuteſtamentlichen Schriften fallen zu laſſen, „weil ſeine Anſicht über die Homilien mit derſelben ſich nicht vertrug“ — eine ſolche Behauptung ſchlägt nicht allein der Wahrheit, ſondern auch der Wahrſcheinlichkeit ſo ſtark in's Geſicht, daß ſie mir bei Jemand, der viel beſſer unterrichtet ſein könnte, wirklich unbegreiflich iſt, faſt ebenſo unbegreiflich, wie der Vorwurf, daß Baur in ſeinem „Chriſtenthum der drei erſten Jahrhunderte“ die Schriften der großen Kirchenlehrer am Ende des zweiten und am Anfang des dritten Jahrhunderts für die Beſtimmung der praktiſchen Grundanſchauung des katholiſchen Chriſtenthums zu gebrauchen unterlaſſen haben,“ (S. 459) oder wie die ihm S. 458 ſchuldgegebene Prätention eines abſoluten Wiſſens, die er niemals erhoben hat. Sie werden aber nicht erwarten, daß ich

hier in das Einzelne der Gründe näher eingehe, auf welche ſich Baur's Anſicht vom Urchriſtenthum ſtützt, oder daß ich die Unterſuchungen über die Aechtheit der einzelnen Schriften bis auf den Brief an Philemon herab, wieder aufnehme, um zu beſtimmen, ob Baur wirklich in ſeiner Kritik dieſer Schriften ſo eklatante Fehlgriffe begangen hat, ſo „tumultuariſch und tendenziös verfahren" iſt, wie Ritſchl behauptet. Was hierüber zu ſagen wäre, das läßt ſich nicht auf wenigen Blättern abthun. Dazu iſt das Material, aus welchem ſich der Geſchichtsforſcher ſein Urtheil zu bilden hat, ein viel zu reiches, die Einzelunterſuchungen, auf deren wiſſenſchaftlicher Zuſammenfaſſung es beruht, viel zu verwickelt. Auf ſo beſchränktem Raum laſſen ſich immer nur die Ergebniſſe mittheilen, die weſentlichſten Gründe höchſtens andeuten, keinenfalls aber erſchöpfen oder gegen alle Einwendungen ſicherſtellen. So ging es mir bei meiner Abhandlung über die Tübinger Schule, und Ritſchl ging es bei ſeiner Entgegnung auch nicht anders. Er hat einige von den Gründen, die er für ſeine Anſicht geltend machen kann, angeführt, aber etwas Neues, etwas, worauf nicht ſchon längſt auch wieder geantwortet wäre, konnte er der Natur der Sache nach nicht vorbringen. Um ſo mehr hätte er ſich hüten ſollen, über einen von den erſten Gelehrten und bahnbrechendſten Geiſtern der Gegenwart, unmittelbar nach deſſen Tode, in Ausdrücken abzuſprechen, die wir, offen geſtanden, aus Ewald's Mund weit eher, als aus dem ſeinigen erwartet hätten. Ueber ſo ſchwierige und verwickelte Fragen, wie die der neuteſtamentlichen Kritik, werden auch bei ſolchen, die in ihren allgemeinen kritiſchen Grundſätzen einig ſind, nicht ſelten verſchiedene Anſichten möglich ſein; wie viel mehr da, wo der Gegenſatz theologiſcher Standpunkte und dogmatiſcher Intereſſen in die geſchichtliche Unterſuchung eingreift. Da ſollte man ſich doppelt in Acht nehmen, von eclatanten Mißgriffen, tumultuariſchen Verfahren u. dgl. zu reden, wo man vielleicht nur genauer hätte zuſehen und die Frage nur richtig ſtellen dürfen, um Alles, was wenigſtens das wiſſenſchaftliche Verfahren betrifft, in Ordnung zu finden. Aber gerade an der richtigen Frageſtellung laſſen es unſere Theologen bei der Unterſuchung über die Aechtheit einer bibliſchen Schrift oder die Geſchichtlichkeit einer darin erzählten Thatſache in der Regel viel zu ſehr fehlen. Die eine wie die andere

ſteht ihnen als eine Vorausſetzung feſt, die ſo lange aufrechtgehalten werden müſſe, als nicht die Unmöglichkeit hievon unwiderleglich bewieſen ſei, und da nun ein derartiger mathematiſcher Beweis in hiſtoriſchen Dingen überhaupt nicht zu führen iſt, wenigſtens nicht für ſolche, denen ſelbſt etwas ſo Unglaubliches, wie ein Wunder nicht zum Anſtoß gereicht, ſo bringen ſie es dann mit leichter Mühe fertig, auch das Unwahrſcheinlichſte ſich gefallen zu laſſen, und ſich dabei noch des guten Glaubens zu getröſten, daß ſie auf rein hiſtoriſchem Wege dazu gekommen ſeien. Das Richtige iſt ja aber vielmehr, daß man zuerſt frage, wodurch uns die Geſchichtlichkeit eines Vorgangs oder die Authentie einer Schrift verbürgt iſt; erſcheinen dieſe Bürgſchaften ausreichend, dann allerdings müßte man, um ihnen zu mißtrauen, die zwingendſten Beweiſe für das Gegentheil haben; ſind ſie dagegen an ſich ſelbſt ungenügend und der Beſtätigung durch innere Gründe und umfaſſendere geſchichtliche Combinationen bedürftig, ſo erhalten die Zweifel, welche von dieſer Seite her auftreten, ein ganz anderes Gewicht; es ſtehen nicht Vermuthungen gegen zuverläßige Zeugniſſe, ſondern es ſteht eine Wahrſcheinlichkeit gegen die andere, und auf welche Seite die größere Wahrſcheinlichkeit fällt, dieß wird ſich nur nach dem Werthverhältniß der Gründe und Gegengründe beſtimmen laſſen. Würde man ſich dieſe Regel immer gegenwärtig halten, ſo würde man es wohl mit ſeiner Apologetik etwas weniger leicht nehmen. Die Frage iſt in dieſem Falle nicht die, ob die Unächtheit einer Schrift, die Unwahrheit einer Erzählung unwiderleglich bewieſen ſei, und man kann nicht den einfachen Schluß machen, da ſie nicht mathematiſch bewieſen ſei, müſſe die Erzählung für geſchichtlich, die Schrift für ächt gehalten werden; ſondern die Frage ſtellt ſich ſo: was iſt wahrſcheinlicher, daß die Zeugen ſich irren, oder daß alle die Dinge, welche uns zum Anſtoß gereichen, wirklich vorgekommen ſind. Wer die Frage ſo ſtellen gelernt hat, und wer zugleich den literariſchen und kritiſchen Charakter des Zeitalters, aus dem unſere neuteſtamentlichen Bücher ſtammen, ſich klar gemacht hat, der wird allerdings in vielen Fällen etwas anders urtheilen müſſen, als die Mehrzahl unſerer Theologen: der wird z. B. nicht ſo leicht, wie Ritſchl (S. 458), darüber wegkommen, daß der ſtrengſte unter den Judenapoſteln dem Paulinismus ſolche

Zugeſtändniſſe gemacht und ein ſo reines Griechiſch geſchrieben haben ſoll, wie der Verfaſſer des Jakobusbriefs, oder daß ein Schriftſtück, das von Reminiſcenzen an alle pauliniſchen Briefe, ſelbſt an den Ebräer- und Jakobusbrief, ſo voll iſt, und eine ſo ungeſchichtliche Situation vorausſetzt, wie der erſte Brief Petri, von dieſem Apoſtel herrühren ſoll. Noch viel weniger aber wird ſich ein ſolcher über die bibliſchen Wunder mit Gründen beruhigen können, wie ſie Ritſchl a. a. O. vorbringt.

Erlauben Sie mir, daß ich auf dieſe Frage etwas näher eingehe, da es ſich hier nicht um das eine oder das andere ſpecielle Ereigniß, ſondern ganz allgemein um die Möglichkeit einer geſchichtlichen Betrachtung des Gebiets handelt, mit dem wir es hier zu thun haben. Leider muß ich aber auch hier mit der Klage beginnen, daß mein Kritiker über meine früheren Aeußerungen zu ungenau referirt hat. Zu der wiſſenſchaftlichen Geſchichtſchreibung, ſagt er (S. 438), gehöre meiner Darſtellung zufolge der Grundſatz, daß Wunder unmöglich ſeien. Dieſen Grundſatz lege ich auch Baur bei. Allein Baur erkläre im Paulus S. 96 flg., daß er es in einer hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung für überflüſſig halte, in die allgemeine dogmatiſche Frage, ob Wunder überhaupt möglich ſind, einzugehen, da es ſich bei einer ſolchen Unterſuchung nicht um die Möglichkeit, ſondern nur um die Erkennbarkeit der Wunder handle, und er bezeichne damit die Grenze, innerhalb welcher der Hiſtoriker mit dem Wunder zu thun habe, richtiger, als ſein Apologet in der Hiſtoriſchen Zeitſchrift. Wenn Ritſchl in meiner Abhandlung die Hauptſtelle über dieſen Gegenſtand nicht überſehen oder ignorirt hätte, ſo würde er dort dasſelbe, und faſt auch mit denſelben Worten gefunden haben. Von der dogmatiſchen Frage nach der Möglichkeit des Wunders, ſage ich a. a. O. S. 101, können wir hiebei ganz abſehen: „möchte es der Metaphyſik noch ſo ſehr gelungen ſein, jene Möglichkeit zu beweiſen, wie könnte von dem Hiſtoriker verlangt werden, daß er ſich in irgend einem gegebenen Falle für ſeine Wirklichkeit entſcheide?“ Da nämlich die Wahrſcheinlichkeit einer Thatſache ſich nur nach der Analogie der Erfahrung beurtheilen laſſe, ein Wunder aber ein Vorgang ſei, welcher der Analogie aller ſonſtigen Erfahrung widerſtreite, während von unrichtiger Berichterſtattung zahlloſe Beiſpiele vorliegen, ſo laſſe

ſich kein Fall denken, in welchem es der Hiſtoriker nicht ohne allen Vergleich wahrſcheinlicher finden müßte, daß er es mit einem unrichtigen Bericht, als daß er es mit einer wunderbaren Thatſache zu thun habe. Dieſe Beweisführung betrifft, wie Sie ſehen, nicht die Möglichkeit, ſondern lediglich die Erkennbarkeit des Wunders, ſie iſt nicht der Metaphyſik, ſondern der Erkenntnißtheorie, und näher der Theorie der hiſtoriſchen Kritik entnommen. Auch die metaphyſiſche Möglichkeit des Wunders kann ich natürlich nur verneinen, und ich halte es nicht für denkbar, daß irgend Jemand, dem es um Einheit und Folgerichtigkeit ſeiner Ueberzeugung zu thun iſt, darüber anders urtheile, wenn er ſich einmal von der Unerkennbarkeit und Unerweisbarkeit des Wunders überzeugt hat. Auch über die Möglichkeit und Unmöglichkeit urtheilen wir ja gleichfalls nach der Analogie der Erfahrung: „was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt, ſagt Kant, iſt möglich.“ Dieſen formalen Bedingungen der Erfahrung aber, dem Geſetz des Widerſpruches, dem Geſetz der Cauſalität u. ſ. w., widerſtreitet das Wunder immer und nothwendig; denn was dieſen Geſetzen gemäß iſt, das iſt kein Wunder. Den mancherlei Wendungen aber, durch welche man dieſer einfachen Folgerung zu entgehen verſucht hat, läßt ſich ihre Unhaltbarkeit leicht nachweiſen. So einleuchtend mir aber die Undenkbarkeit des Wunders auch von dieſer Seite her zu ſein ſcheint: um zu beweiſen, daß der Hiſtoriker von demſelben keinen Gebrauch machen kann, daß er die Frage nach der Glaubwürdigkeit eines Wunderberichtes unter allen Umſtänden verneinen muß, daß, wie meine Abhandlung ſich ausdrückt: „das Wunder und die geſchichtliche Betrachtung der Dinge ſich ausſchließen“ — um dieſes zu beweiſen, genügt es an der Erwägung, welche ich dort angeſtellt habe.

Was hält nun mein Kritiker dieſer Beweisführung entgegen? Auf meine Gründe läßt er ſich zunächſt einfach gar nicht ein. Er macht auch nicht den entfernteſten Verſuch, zu zeigen, daß nach geſchichtlichen Grundſätzen das Dilemma: „entweder ein Wunder oder ein unrichtiger Bericht“, jemals zu Gunſten des Wunders entſchieden werden könne. Statt deſſen gibt er uns zu bedenken (S. 439), daß doch nicht bloß die hiſtoriſchen Bücher des Neuen Teſtaments von Wundererzählungen voll ſeien, ſondern auch Paulus (1 Kor. 2, 4.

12, 9 f.) von eigenen und fremden Wundern rede, und er knüpft hieran die Bemerkung: man dürfe nicht ſchließen, daß, weil keine ſolchen Wunder mehr geſchehen, „das Wunder dem Chriſtenthum, alſo auch dem Urchriſtenthum nicht weſentlich ſei. Angeſichts der Aeußerungen des Paulus müſſe der Hiſtoriker dieſes Element in der Urgemeinde als faktiſch zugeſtehen". Aber wie ſollen wir dieß verſtehen? Behauptet Ritſchl, daß wirkliche Wunder dem Urchriſtenthum weſentlich ſeien, oder behauptet er dieß nur von dem Wunderglauben? Iſt ſeine Meinung die, daß im apoſtoliſchen Zeitalter Thatſachen vorgekommen ſeien, welche ſchlechthin und an ſich ſelbſt, keine natürliche Erklärung zulaſſen, oder will er nur ſagen, es ſeien Dinge vorgekommen, welche die erſten Chriſten auf keine natürlichen Urſachen zurückzuführen wußten, welche ſie als Wunder aufzufaſſen ſich berechtigt und genöthigt glaubten? Das Letztere hat bekanntlich weder Baur noch ſonſt Einer von uns jemals bezweifelt; da wir uns ja vielmehr eifrig bemüht haben, mit geſchichtlichen und religionsphiloſophiſchen Gründen zu zeigen, daß der Wunderglaube allen Religionen, auf einer gewiſſen Stufe ihrer Entwicklung, Bedürfniß ſei, und daß gerade bei der älteſten chriſtlichen Kirche alle die Bedingungen zuſammentreffen, welche ihn zu etwas Naturgemäßem und Nothwendigem für ſie machten. Aber folgt daraus nur im Geringſten, daß auch wirklich in dieſer Kirche Wunder, im ſtrengen Sinne des Worts, vorgekommen ſind, und nicht vielmehr das Gegentheil? Wenn Ritſchl dieſes behaupten will, ſo müßte er vor Allem darthun, daß es irgend ein Mittel gibt, uns von der Thatſächlichkeit eines Vorgangs zu überzeugen, der ebenſo den Geſetzen unſers Denkens, wie der Analogie aller Erfahrung widerſtreitet. So lange er dieſes Mittel nicht aufgezeigt hat, werden wir bei jedem Wunderbericht, von wem er auch herrühren mag, nur urtheilen können, daß die Wahrheit deſſelben ohne allen Vergleich unwahrſcheinlicher ſei, als die Annahme eines Irrthums bei dem Berichterſtatter, und wenn dieſer auch ein Augenzeuge oder der Wunderthäter ſelbſt wäre. Denn auch ein ſolcher kann ſich über die faktiſchen Vorgänge, und noch weit mehr über die Urſachen dieſer Vorgänge täuſchen, ſo gut, wie Auguſtin ſich getäuſcht hat, wenn er die auffallendſten Wunder zu Dutzenden in gutem Glauben urkundlich aufnahm, oder wie Sokrates ſich täuſchte, wenn er die Stimme ſeines Innern für eine

Offenbarung der griechiſchen Götter hielt, wie überhaupt Unzählige ſich getäuſcht haben, die Wunder erlebt oder ſelbſt verrichtet haben wollen. Aber dieſen Nachweis hat Ritſchl weder geführt, noch auch nur verſucht: er begnügt ſich mit der Behauptung, „Wundererzählungen ſeien für die wiſſenſchaftliche Geſchichtſchreibung incommenſurabel", weil der Hiſtoriker nicht im Stande ſei, aus den einzelnen Mittheilungen über geſchehene Wunder zu ermitteln, was nach dem Maßſtabe der allgemeinen Regeln über Urſache und Wirkung ſich ereignet habe". Auch hier müſſen wir uns jedoch über die gleiche Zweideutigkeit beklagen, wie vorhin. Was in einem beſtimmten Falle geſchehen iſt, und ob überhaupt etwas dem Berichteten Aehnliches geſchehen iſt, dieß mit Sicherheit zu ermitteln ſind wir freilich nur ſelten im Stande, weil uns eben ſtatt eines geſchichtlichen ein ungeſchichtlicher, ein Wunderbericht, vorliegt. Um ſo entſchiedener können wir aber auch in ſolchen Fällen ſagen, was *nicht geſchehen* iſt; keinenfalls nämlich ein Wunder. Oder wie würde Ritſchl über den Hiſtoriker urtheilen, der etwa bei den Wundererzählungen des Livius oder des Herodot mit beſcheidener Zurückhaltung erklärte: was ſich hier ereignet hat, läßt ſich nicht ausmitteln, alſo wollen wir es dahingeſtellt ſein laſſen, ob nicht doch vielleicht Göttererſcheinungen und Wunder ſtattgefunden haben? Nun, was dem Einen recht iſt, das iſt dem Andern billig. Für einen heutigen Theologen freilich, der zu gebildet iſt, um an Wunder zu glauben, und zu rückſichtsvoll, um ſie zu läugnen, wäre es unbezahlbar, wenn er die Wunder als etwa Incommenſurables zur Seite ſchieben und dabei noch denen, welche weniger Rückſichten, als er ſelbſt, nehmen, ein unhiſtoriſches Verfahren ſchuldgeben dürfte. Aber die Wiſſenſchaft kann eben eine ſolche Halbheit nicht ertragen: wer die bibliſche Geſchichte wiſſenſchaftlich behandeln will, der muß über ſeine Stellung zum Wunderglauben mit ſich im Reinen ſein, er muß wiſſen, ob er ſelbſt dieſen Glauben theilt oder nicht theilt, ob der wunderbare Charakter einer Erzählung für ihn ein Grund iſt, ihre Wahrheit zu bezweifeln, oder ob er dieß nicht iſt. Weder in dem einen noch in dem anderen Fall aber wird er bei der Zurückhaltung des Urtheils ſtehen bleiben können, welches Ritſchl uns anräth. Gereicht ihm das Wunder nicht zum Anſtoß, glaubt er, daß wir nicht das Recht haben, eine Wundererzählung bloß deshalb, weil ſie dieß iſt,

zu bezweifeln, nun dann iſt die Sache einfach: er hat ohne alle Umſtände zu glauben, was geſchrieben ſteht, und mag es ſeinem natürlichen Menſchen noch ſo ſauer eingehen; er hat dann aber freilich auch auf den Anſpruch, daß er an die bibliſchen Erzählungen den gleichen Maßſtab anlege, ſie nach denſelben Grundſätzen der hiſtoriſchen Kritik behandle, wie alle andern, zu verzichten. Glaubt Jemand umgekehrt, daß das Wunder als ſolches mit einer wiſſenſchaftlichen Anſicht der Geſchichte ſich nicht vertrage, ſo ſtellt ſich die Sache wieder ſehr einfach: wo uns ein Wunder entgegentritt, ſteht eben damit zunächſt das verneinende Urtheil für uns feſt: ſowie der Vorgang hier erzählt iſt, kann er ſich nicht zugetragen haben. Wie er ſich aber zugetragen hat und ob er ſich überhaupt zugetragen hat, wo die unhiſtoriſchen Elemente einer Erzählung anfangen und wie weit ſie gehen, in welcher Weiſe und aus welchen Motiven ſie entſtanden ſind, dieß iſt aus der Beſchaffenheit des gegebenen Falles nach den allgemeinen Grundſätzen der hiſtoriſchen Kritik zu beurtheilen. In der Regel wird allerdings bei dieſer Unterſuchung keine Gewißheit, ſondern nur eine höhere oder geringere Wahrſcheinlichkeit, oft nicht einmal dieſe, zu erreichen ſein. Aber in dem gleichen Fall iſt die Geſchichtsforſchung hundert- und tauſendmal, ſo oft eben ihre Quellen zu ſpärlich oder zu trübe fließen, um den wirklichen Hergang feſtzuſtellen. Der Sicherheit unſeres negativen Urtheils über die Wunder thut dieſer Umſtand keinen Eintrag. Mit jener bequemen Unbeſtimmtheit dagegen, welche die Wunder weder anerkennt noch bezweifelt, iſt der Wiſſenſchaft und dem Glauben gleich wenig geholfen.

In der gleichen Unbeſtimmtheit bewegt ſich aber Ritſchel's ganze Erörterung über die Wunder. Vom Wunder, ſagt er, ſei nur zu reden als dem Objekt des eigenthümlichen religiöſen Erkennens. Es ſei nichts im empiriſchen Sinne Objektives, das man unter phyſikaliſche oder metaphyſiſche Geſichtspunkte faſſen könnte, ſondern es ſei immer etwas Objektives nur in Beziehung auf die ſubjektive religiöſe Erkenntniß. Dieſes Merkmal ſei das Weſentliche, das gewöhnliche Merkmal des Wunders dagegen, als eines von den Naturgeſetzen unabhängigen Naturereigniſſes, ſei ſo gewiß der Sache zuwider, als die bibliſchen Berichterſtatter gar keine Vorſtellung von Naturgeſetzen haben. Ebendeßhalb ſei es für die hiſtoriſche Forſchung völlig unmög-

lich, aus den vorliegenden Berichten zu ermitteln, was denn objektiv vorgegangen ſei. Aber andererſeits überſchreite der Geſchichtsforſcher ſeine Befugniß, wenn er der religiöſen Erfahrung von Wundern ſeine Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des Wunders entgegenwerfe. Das Wunder ſoll alſo zwar etwas Objektives ſein, aber nichts empiriſch Objektives, ſondern etwas Objektives nur in Beziehung auf die ſubjektive religiöſe Erkenntniß. Ich weiß nicht, mein verehrter Freund, ob es Ihnen mit dieſer Aufklärung ebenſo ergangen iſt, wie mir; aber mir wurde es, als ich ſie zum erſtenmal las, faſt wie dem Schüler im Fauſt, faſt „als gieng mir ein Mühlrad im Kopf herum". Bisher hatte ich geglaubt, es ſei nur Eines von zweien möglich, entweder die Wunder ſind geſchehen oder ſie ſind nicht geſchehen, das Waſſer iſt in Wein verwandelt, die Tauſende ſind mit fünf Broden geſättigt worden u. ſ. w., oder dieß iſt nicht der Fall geweſen. Ein Drittes hatte ich gemeint, ſei nicht möglich. Weil ich nämlich noch dem alten ariſtoteliſchen Vorurtheil anhing, daß zwiſchen contradictoriſch Entgegengeſetzten nichts in der Mitte liege. Jetzt werden wir belehrt, daß es ein ſolches allerdings gibt, daß etwas zugleich geſchehen und nicht geſchehen ſein kann, nichts empiriſch Objektives ſein, aber doch etwas Objektives, jedoch nur in Beziehung auf das Subjekt. Wir Anderen freilich werden darin, fürchte ich, eher ein ſophiſtiſches Spiel mit Worten, als einen realen Aufſchluß zu ſehen geneigt ſein. Iſt das Wunder wirklich vorgekommen, iſt wirklich aus dem Waſſer Wein geworden, ſo iſt es auch etwas empiriſch Objektives; iſt es dagegen nicht wirklich vorgekommen, oder doch nicht in dieſer Weiſe, als Wunder, iſt das Waſſer in den Krügen geblieben, oder nur auf natürlichem Wege durch Wein erſetzt worden, nun dann iſt das Wunder als ſolches nur in der Vorſtellung, nur als etwas Subjektives vorhanden. Als „religiöſe Erfahrung" braucht man es deßhalb allerdings nicht zu läugnen, wenn man nämlich unter Erfahrung nur das verſteht, was Jemand *erfahren zu haben glaubt*, nur das Innerliche gewiſſer Gemüthszuſtände und die Vorſtellungen, wodurch ſich der Einzelne dieſe inneren Zuſtände erklärt; aber wegen der Unmöglichkeit des Wunders dieſe innere Erfahrung zu beſtreiten, iſt auch noch Niemand eingefallen; uns wenigſtens ſo wenig, daß wir vielmehr gerade nur aus der Eigenthümlichkeit des religiöſen Bewußt-

ſeins, aus der „religiöſen Erfahrung“ den Wunderglauben und die Wundererzählungen herleiten. Verſteht man dagegen unter Erfahrung das, was man allein darunter verſtehen darf, wenn man Mißverſtand und Zweideutigkeiten vermeiden will, die Wahrnehmung realer Vorgänge, nicht die vermeintliche, ſondern die wirkliche Erfahrung, dann wird man allerdings nicht umhin können, zu ſchließen, wenn die Wunder an ſich ſelbſt unmöglich ſind, ſei auch eine Erfahrung derſelben unmöglich; ſo lange wenigſtens, als der logiſche Satz gilt, an dem man freilich in unſern Tagen durch manche Erſcheinungen, auch auf wiſſenſchaftlichem Gebiete, irre werden könnte, daß Alles, was wirklich ſein ſoll, auch möglich ſein müſſe. Haben aber die bibliſchen Männer und Schriftſteller von dieſem Satze nur ein unvollkommenes Bewußtſein gehabt, hatten ſie, wie Ritſchl behauptet, „gar keine Vorſtellung von Naturgeſetzen“, ſo würde daraus allerdings folgen, daß ſie auch nicht die Vorſtellung des Wunders, als eines von den Naturgeſetzen unabhängigen Erfolgs hatten; keineswegs aber, daß wir im Unrecht ſind, wenn wir das Wunder ſo definiren, und die bibliſchen Erzählungen darauf anſehen, ob ſie Wunder in dieſem Sinn berichten. Gerade da, wo die Vorſtellung der Naturgeſetze fehlt, iſt ja dieſes am Eheſten zu erwarten, und man kann nicht etwa ſagen: wer den Gedanken der Naturgeſetze nicht hat, der könne auch nicht denken, es ſei etwas den Naturgeſetzen Widerſprechendes geſchehen. So in abstracto kann er dieß freilich nicht denken; um ſo mehr aber kann er, wie der alltäglichſte Augenſchein zeigt, Dinge erzählen, die den Naturgeſetzen widerſprechen. Ritſchl verwechſelt die Frage nach dem geſchichtlichen Inhalt der Wundererzählungen mit der nach dem dogmatiſchen Begriff des Wunders. Indeſſen iſt auch die Vorausſetzung, als ob den bibliſchen Schriftſtellern die Vorſtellung der Naturgeſetze gänzlich gefehlt hätte, durchaus unrichtig. Was ihnen fehlt, iſt nur die wiſſenſchaftliche Kenntniß dieſer Geſetze, und die Ueberzeugung von ihrer Unverbrüchlichkeit; daß ſie dagegen an ſolche Geſetze überhaupt nicht gedacht haben, daß es für ſie keinen Unterſchied gemacht habe, ob Jemand auf dem Waſſer geht oder im Waſſer unterſinkt, ob er durch eine offene oder durch eine verſchloſſene Thüre in ein Zimmer tritt u. ſ. w., davon wird ſelbſt Ritſchl's Verſicherung wohl ſchwerlich irgend wen überzeugen.

Doch mein Kritiker rückt mir mit noch ſchwererem Geſchütze zu

Leibe. Der religiöſe Begriff des Wunders, ſagt er, ſei nichts anderes, als der einer Erfahrung ſpecieller Vorſehung Gottes. In dieſem Sinne Wunder für unmöglich zu erklären, hieße ſo viel, als daß die poſitive Religion eine Illuſion ſei". Das lautet denn freilich ſehr gefährlich. Glücklicherweiſe zeigt ſich aber die Gefahr doch etwas geringer, wenn wir ihr ſcharf in's Geſicht ſehen. Wie wir uns die göttliche Vorſehung zu denken haben, darüber ſind ja die Theologen keineswegs einig. Die einen denken ſie ſich allerdings ſo, daß ihr Begriff das Wunder mit einſchließt. Kant und Schleiermacher dagegen und unzählige Andere widerſprechen; und doch wird Niemand behaupten wollen, daß alle dieſe Männer die Vorſehung geläugnet und die poſitive Religion für eine Illuſion erklärt hätten. Um ſo weniger wird die hiſtoriſche Kritik darauf warten können, bis dieſer Streit unter den Theologen ausgemacht iſt; ſie wird vielmehr ganz in ihrem Rechte ſein, wenn ſie ſich zunächſt an das hält, was unabhängig von allen dogmatiſchen Annahmen feſtſteht; und dieß iſt, daß die uns bekannten Geſetze des Weltlaufs und die ausnahmsloſe Analogie der Erfahrung uns verbieten, ein Wunder, d. h. ein wirkliches Wunder, nicht ein ſolches, das ſich am Ende doch wieder in ein Erzeugniß des ſubjektiven Bewußtſeins verflüchtigt, in irgend einem Falle für erwieſen oder auch nur für wahrſcheinlich zu halten. Die gleichen Grundſätze gelten aber freilich auch für die Dogmatik. Wollen wir wiſſenſchaftlich verfahren, ſo dürfen wir nicht die Erfahrung nach einer vorgefaßten Meinung über die göttliche Vorſehung uns zurechtlegen, ſondern von den erweisbaren Erfahrungsthatſachen aus haben wir uns die Begriffe über die Urſachen, aus denen ſie hervorgehen, und ſo auch über die höchſte derſelben, die göttliche Cauſalität, zu bilden. Die Thatſächlichkeit der Wunder aus einem Begriff über die göttliche Vorſehung beweiſen, welcher das Wunder unmittelbar enthält, iſt nichts weiter, als eine einfache petitio principii.

Die weitere Beweisführung Ritſchl's (S. 445 ff.), daß „die Hegel'ſche Grundanſchauung die Annahme des Wunderanfangs des Chriſtenthums fordere", will ich Ihnen erlaſſen. Es ſind bekanntlich nicht die ſchlechteſten Kenner der Hegel'ſchen Lehre, welche genau das Gegentheil behaupten. Da aber weder für Sie noch für mich Hegel eine unfehlbare Auktorität iſt, und da er es ebenſo wenig für Baur

war, da der Letztere namentlich in ſeinen ſpäteren Jahren von den Hegel'ſchen Einflüſſen, denen er ſich nie unbedingt hingegeben hatte, ſich immer unabhängiger gemacht hat, ſo ſehe ich nicht ein, welches Gewicht für unſere Frage dieſe Erörterung auch dann hätte, wenn ihr Ergebniß begründeter wäre, als dieß in Wahrheit der Fall iſt. Nur darum möchte ich auch hier bitten, daß es mein Kritiker mit dem Wunderbegriff etwas genauer nehme, als dieß in der Behauptung geſchieht: ſchon der einzelne Menſch, um wie viel mehr alſo Chriſtus müſſe „nicht als Reſultat eines natürlichen Gattungsproceſſes, ſondern, unter der Bedingung eines ſolchen, als wunderbare Schöpfung Gottes verſtanden werden". Sonſt nennt man die natürliche Erzeugung eines Menſchen kein Wunder. Dieſen Begriff hier hereinzubringen, könnte nur dazu dienen, die Grenzen des Natürlichen und des Uebernatürlichen im Nebel figürlicher Ausdrücke zu verwirren. Aber Ritſchl ſagt ja ſelbſt, jenes ſog. Wunder ſolle „unter der Bedingung eines natürlichen Gattungsproceſſes" eintreten. Nun, dieſe Bedingung fehlt bekanntlich in der evangeliſchen Erzählung und der kirchlichen Lehre über die Entſtehung der Perſon Jeſu. Die Analogie, welche Ritſchl für ſich anführt, hört alſo genau da auf, wo das, was ſie ſtützen ſoll, anfängt.

Wenn Ritſchl gegen Baur endlich noch einwendet, ſeine geſchichtliche Erklärung des Chriſtenthums ſei ungenügend, und ſomit ſein Proteſt gegen den Wunderanfang des Chriſtenthums nicht begründet, ſo müſſen wir auch hier die dialektiſche Fertigkeit bewundern, mit der es ihm gelingt, die Darſtellung des Gegners dadurch zu widerlegen, daß er ſie auf den Kopf ſtellt. Nicht deßhalb läugnet Baur die wunderbare Entſtehung des Chriſtenthums, weil er dasſelbe geſchichtlich erſchöpfend erklärt zu haben überzeugt iſt, ſondern deshalb ſieht er ſich nach ſeiner geſchichtlichen Erklärung um, weil er ſich in die herkömmliche Wundervorſtellung nicht zu finden weiß. Je vollſtändiger dieſe Erklärung gelingt, um ſo vollſtändiger wird allerdings gegen die wundergläubige Auffaſſung auch der poſitive Gegenbeweis geführt ſein. Aber die Verwerfung der letzteren kann nicht von dem Gelingen der erſteren abhängig gemacht werden. Daß das Chriſtenthum nicht auf wunderbare Weiſe entſtanden iſt, iſt an und für ſich klar, daß die Erzählungen, welche es behaupten, ungeſchichtlich ſind, läßt ſich

unmittelbar an ihnen ſelbſt nachweiſen; inwieweit es gelingt und gelingen kann, an die Stelle dieſer ungeſchichtlichen Vorſtellung die geſchichtlich richtige zu ſetzen, dieß hängt zunächſt von der Beſchaffenheit der Quellen ab, die uns hiefür zu Gebot ſtehen. Und da uns nun dieſe über die Jugend- und Bildungsgeſchichte Jeſu vollkommen im Dunkeln laſſen, da uns auch die damaligen geiſtigen Zuſtände ſeines Geburtslandes nur ſehr unvollſtändig und mehr nur im Allgemeinen bekannt ſind, ſo muß hier nothwendig, was das Einzelne betrifft, immer eine bedeutende Lücke bleiben. Aber daraus zu ſchließen, daß das Chriſtenthum übernatürlichen Urſprungs ſei, dieß wäre ebenſo bündig, wie wenn Jemand die Geſchichtlichkeit der Wunderberichte über Pythagoras aus unſerer Unbekanntſchaft mit ſeiner wirklichen Lebensgeſchichte folgern wollte.

Doch ich muß ſchließen, wenn ich nicht noch tiefer in die Theologie hineingerathen will, als dieß, trotz der beſten Vorſätze, bisher ſchon geſchehen iſt. Viel Neues werde ich freilich weder Ihnen noch der Mehrzahl Ihrer Leſer geſagt haben. Indeſſen mochte es immerhin gut ſein, an einem Beiſpiel zu zeigen, wie auch die Gebildeten und Wiſſenſchaftlichen unter unſern Theologen ſich in der Regel noch immer zur hiſtoriſchen Kritik ſtellen. Mein Name aber mag auch dießmal ungedruckt bleiben: wäre es doch unrecht, meinem Kritiker das Vergnügen, daß er ihn durch eigenen Scharfſinn findet, zu verderben.

XII

Ueberſicht der hiſtoriſchen Literatur des Jahres 1860.

(Fortſetzung.)

---

23. Frankreich.

Wir ſtellen einige Anzeigen franzöſiſcher Schriften von 1859 und 1860 voran und laſſen die zahlreichen übrigen Titel von 1860 der leichtern Ueberſicht wegen in ununterbrochener Reihe folgen:

Géographie historique de la Gaule.

1) Le Pagus aux differentes époques de notre histoire par M. Alf. Jacobs. Paris, 1859. 32. S. 8.

2) Fleuves et Rivières de la Gaule et de la France au moyen âge par le même. Paris, 1859. 25. S. 8.

3) Examen historique et topographique des lieux proposés pour représenter Uxellodonum par le Général Creuly et Alf. Jacobs 1860. 38. S. u. 2. Karten

Dieſe drei kleinen Schriften erſchienen als Abhandlungen in einer Zeitſchrift und ſind (was indeſſen nicht bemerkt wird) Separatabdrücke der letzteren.

Hr. Alf. Jacobs, ein jüngerer Schüler der Ecole des chartes, docteur

en lettres, archiviste paléographe und 1860 membre de la Commission de la Topographie des Gaules, hat ſich ſeit einigen Jahren durch geſchichtliche Detailforſchungen einen Namen gemacht.

Die vorliegenden Schriften ſind ſchätzenswerthe Arbeiten. In der erſten wird nachgewieſen, daß das Wort Pagus nicht immer einen wirklichen Gau bezeichne, ſondern zuweilen ſo viel als Bezirk oder Gegend überhaupt. In der zweiten werden die Namen der in der (vom Verfaſſer überſetzten und geographiſch commentirten Geſchichte der Franken Gregors von Tours, bei Fredegar, in Urkunden und in Valesius notitia Galliarum genannten Flüße und Flüßchen im alten Gallien oder beginnenden Frankenreiche erklärt, d. h. ihre jetzige Benennung und Lage angegeben. Die Arbeit des Verfaſſers iſt indeß weder erſchöpfend, noch vollſtändig, ſondern nur ein Beitrag zum geographiſchen Studium Frankreichs in jenen Zeiten. Die dritte Abhandlung, welche Herr Alfr. Jacobs in Gemeinſchaft mit einem ſeiner Collegen, Herrn General Creuly von der topographiſchen Commiſſion ſchrieb, unterſucht die Richtigkeit der verſchiedenen Anſichten der Gelehrten über die Lage der alten Celtenſtadt Uxellodonum, der letzten von Cäſar eroberten galliſchen Feſtung. Hirtius, der Fortſetzer von Cäſars Geſchichte des galliſchen Kriegs, gibt eine ſehr eingehende Erzählung dieſer Eroberung, welche daher die Verf. S. 1 ff. nebſt Ueberſetzung und mit einigen andern auf dieſelbe bezüglichen Stellen aus den Klaſſikern abdrucken laſſen. Da aber nirgends die Lage des Orts genau angegeben iſt, ſo ſtritt man ſich von jeher über dieſelbe. Es wird gerathen auf Cahors, Puy l'Evèque, Uzerche, Uſſel, Capdenac, Puy d' Iſſolu, Luzech — alle im Süden der ehemaligen Herrſchaft Quercy oder zunächſt derſelben, gelegen. Die Herren Verf. beſuchten dieſe Localitäten, nahmen Zeichnungen derſelben auf, verglichen ihre Wahrnehmungen mit den Angaben der Alten und kamen zu dem Ergebniß, daß der letzte an dem in die Garonne ſich ergießende Fluß Lot gelegene Ort Luzech das alte Uxellodonum geweſen ſein müſſe. L. A. W.

Histoire des Classes ouvrières en France depuis la conquête de Jules César jusqu' à la révolution: ouvrage couronné par l'académie des sciences morales et politiques par E. Levasseur. Paris, 1859. 2. Vol. 8. XII, 585 u. 560 S.

Die vorliegende Geſchichte der arbeitenden Claſſen, zugleich die des Entwicklungsganges der Induſtrie in Frankreich, von den älteſten Zeiten bis auf die

Revolution von 1789 iſt eine der bedeutendſten Erſcheinungen auf dem hiſtoriſchen Gebiete im Jahre 1859 und füllt eine große Lücke in der Culturgeſchichte aus. Das Werk verdient den von der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften ihm im Jahre 1858 zuerkannten Preis, indem es ſeine höchſt ſchwierige Aufgabe in glücklicher Weiſe gelöſt hat. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob das Buch wichtiger iſt für das Verſtändniß der politiſchen Geſchichte, als für die Geſchichte der Volkswirthſchaft und des Handels; doch wird die genauere Prüfung der Darſtellung und der Anſichten des Verfaſſers dem Nationalökonomen überlaſſen bleiben müſſen. Wir begnügen uns hier mit einer gedrängten Ueberſicht des reichen Inhalts.

Das Werk zerfällt in ſieben Bücher, die eben ſo vielen Perioden entſprechen.

Das erſte Buch mit der Ueberſchrift: La Gaule romaine im Bd. I von S. 1—96, zeigt die Lage der arbeitenden Claſſen unter den Römern und der Induſtrie, welche in Folge der Verachtung aller Brodkünſte den Sclaven anheimfiel, vermittelſt deren indeſſen gegen das Ende der Republik reichere Männer die Gewerbe in ähnlicher Weiſe im Großen trieben, wie noch jetzt die Beſitzer von Zuckerplantagen in Amerika. Unter den Kaiſern leben die früher ſchon im Keime vorhandenen Handwerkerkorporationen wieder auf, und gelangen, von Alex. Severus beſchützt und privilegirt, zu großer Blüthe, welche aber dem Steuerdruck ſpäterer Herrſcher wieder erliegen mußte *).

Das zweite Buch mit der Aufſchrift Invasions beginnt mit einem Blick auf die Urzuſtände der aller Induſtrie baaren Germanen, ſpricht von den Gilden, die der Verf. nicht nach Wilda, ſondern Aug. Thierry (Considérations sur l'histoire de France) ſchildert, und die er als ſociali-

*) Es iſt zu bedauern, daß der Hr Verfaſſer, der für die erſte Periode außer den Claſſikern die Rechtsdenkmale benutzte, die neueren in Deutſchland erſchienenen Ausgaben der letztern nicht kannte, wie z. B. Hänel's Codex Theodosianus, Böcking's Notitia dignitatum, die neueſten kritiſchen Ausgaben des Corpus juris, die Kapitularien von Pertz, ſowie unſere ganze reiche Literatur der römiſchen und deutſchen Rechtsgeſchichte. Wie lange ſoll es dauern, daß auch die beſſern franzöſiſchen Gelehrten die deutſche Wiſſenſchaft ignoriren dürfen?

ſtiſche, ja geheime Geſellſchaften der niedern Claſſen zu gegenſeitigem Schutze (mit Bezugnahme auf ein engliſches Statut aus dem 11. Jahrhundert S. 102) betrachtet; der Verf. beſchreibt dann die Völkerzüge nach Gallien und ſpricht hierauf von der Arbeitsorganiſation in den Gutsherrſchaften der weltlichen Großen, der Städte, der Klöſter, und von der allgemeinen Lage der Induſtrie und des Handels unter den Merovingern und Karolingern. Seine Mittheilungen ſchöpft der Verfaſſer vorzugsweiſe aus dem von Guerard herausgegebenen und ſo meiſterhaft commentirten Polypticum Irminonis verbunden mit anderen kürzeren Documenten dieſer Art, dem Capitulare de villis, aus Holstenius codex regular. Monaster. und anderen (älteren) Urkundenſammlungen. Was die Städte betrifft, ſo hält er ſich an Savigny Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter, Renouard hist. du droit municipal en France, nimmt den freilich ſpärlichen Fortbeſtand der römiſchen Zunftkollegien z. B. der Nautae in Paris an (S. 122) und zeigt, daß manche Gewerbe z. B. das der Gold- und Silberarbeiter in verſchiedenen Städten Galliens berühmt waren. (S. 125 — 128.) In den Klöſtern verpflichteten ſchon die Statuten die Mönche zu Handarbeiten; es gab Müller, Bäcker, Schmiede, Gerber, Schuſter, Tuchwalker, Korbflechter unter ihnen. (S. 131.) Manche Klöſter trieben Handel. (S. 142.) Im 9. Jahrhundert blieben freilich die induſtriellen Beſchäftigungen den Laienbrüdern und Dienern derſelben überlaſſen. (S. 144.)

Buch III. La Féodalité et les Croisades (pp. 161 — 387). Vor dem 13. Jahrhundert waren die arbeitenden Claſſen zwar nicht mehr Sclaven im Sinne des römiſchen Rechts, aber Leibeigene oder Hörige: zur Erleichterung ihrer Lage ſchufen die Grundherren die ſpäter für alle ſo drückenden und der Induſtrie ſo nachtheiligen Bannrechte (der Mühlen, Backöfen), überließen manchen von ihnen bevorzugten niedern Freien oder Halbfreien die Ausübung von Profeſſionen (Monopole) als Dienſtrechte, benachtheiligten aber den durch die Abhaltung von Märkten begünſtigten Handelsverkehr durch Zölle und andere Abgaben, fanden es dann freilich wieder vortheilhaft, in den von freien Bürgern bewohnten Städten den Aufſchwung der Gewerbe zu fördern durch die Organiſation der Handwerksinnungen (Corps des mêtiers), über welche der Verf. (S. 191—284) ſich ausführlich verbreitet. Die Befugniß zu arbeiten wurde für ein privilegiorisches Recht erklärt, und deſſen Ausübung

von oft drückenden Bedingungen abhängig gemacht. Der Geiſt der Zunftſtatuten war der des Monopols. Die Tragweite der Reglements du travail wird vom Verfaſſer durch die Beleuchtung der Statuten vieler Zünfte namentlich in Paris nachgewieſen, beſonders nach den von Depping herausgegebenen Boileau's aus dem 13. Jahrhundert (pp. 241—261). Der Verf. hält es für lehrreich, auf die Zunftverhältniſſe der Bäcker- und der Metzgerinnung in Paris näher einzugehen (S. 275—284 und S. 285—296) und eine kurze Geſchichte der unter dem Namen der Hanse de Paris bekannten uralten Schiffsrhederinnung der Hauptſtadt zu geben. S. 297—318 handelt er von den Laſten der arbeitenden Claſſen, d. h. den ihr auferlegten Steuern, Bannrechten und Frohnden. Hierauf folgt bis 367 ein überſichtliches Gemälde der Blüthe der Künſte der Induſtrie und des Handels im 13. Jahrhundert, S. 369—378 eine Schilderung der rechtlichen Stellung der Arbeiter, deren Verbeſſerung mit der Steigerung der königlichen Gewalt gleichen Schritt hielt.

Buch IV. La guerre de cent ans, 1328—1498, (S. 387—575). Das Zuſammengehen des Königs und des Bürgerthums war von kurzer Dauer. Man ſah bald, daß die Zunftprivilegien mit dem Geſammtwohl nicht vereinbar waren; die erſten Valois machten einen Verſuch, ſie zu vernichten, und näherten ſich deshalb dem Adel. Allein die Kriege mit England und der Verluſt der drei Hauptſchlachten von Crecy, Poitiers, und Azincourt erzeugten nicht nur für die Könige eine durch keines der vielen von ihnen angewandten Mittel zu hebende Geldnoth, ſondern eine allgemeine Verarmung im Reiche und unabſehbares Elend. Daher Aufſtände; der mehrmals ſiegreiche dritte Stand mißbrauchte ſein Uebergewicht zur Beherrſchung des ganzen Staates; die Könige emancipirten ſich mit grauſamer Waffengewalt, das Endreſultat der Kämpfe über 108 Jahre war — ein zum abenteuerlichen geſteigerter Zuſtand der Bettelei. Die mehrmals aufgelöſte, dann unter Modificationen wieder hergeſtellte privilegiariſche Zunftverfaſſung wußte ſich zu erhalten und die Compagnonages (Handwerkervereine), die ſelbſt unter den Schutz der Kirche geſtellten Bruderſchaften der Handwerker, gaben den gewerbetreibenden Claſſen eine unzerſtörbare Einheit und Feſtigkeit. Trotz der Kriege, der Verarmung und des Elends blühten doch mehrere Zweige der Induſtrie. Nach der Herſtellung des Friedens mit England unter Carl VII. begannen beſſere Zeiten; das Regierungsſyſtem dieſes Königs, ſowie ſeines

Nachfolgers, Ludwig's XI., war dem Emporkommen der Industrie und des Handels günstig, so daß man einer neuen Blüthezeit mit der Renaissance entgegenging. Dieß ist, mit wenigen Worten gesagt, der Inhalt der ihres überreichen Details wegen sehr lesenswerthen 9. Kapitel des 4. Buches.

Buch V. Renaissance et la Ligue: siècle de 1498—1598. t. II. pp. 1—130. — Die italienischen Kriege Karl's VIII., Ludwig's XII. und Franz I. machten die Franzosen mit den höchst verfeinerten Culturzuständen und dem Luxus des Südens bekannt und erweckten Gefühle der Nacheiferung. Der Verf. beginnt mit einer Schilderung jener Kultur. Es waren die reichen Blüthen der höhern Künste, der Malerei, der Sculptur, der Baukunst, der Dichtkunst in der Landessprache. Die Könige riefen ausgezeichnete italienische Künstler in's Land, belohnten Entdeckungen und Erfindungen mit einträglichen Privilegien, ließen Paläste aufführen, begünstigten die vor Kurzem eingeführte Buchdruckerkunst. Alle Zweige des Handels und der Gewerbe, darunter verschiedene neue, nahmen einen schnellen Aufschwung, auch das Bankwesen begann unter dem Schutz der vaterländischen Gewerbthätigkeit; bald gelangten die Städte namentlich zu einem von Jahr zu Jahr, selbst noch unter Heinrich II. und Karl IX. steigenden Wohlstand, bis die Sturm- und Drangperiode der Ligue die glücklichen Fortschritte gewaltsam unterbrach.

Ein allgemeines Ereigniß von nachhaltigster Rückwirkung auf die Gewerbthätigkeit und den Handel war die Werthverminderung des Geldes und die Preissteigerung der Waaren. Die Regierung wollte die hieraus folgende Verarmung der niedern Stände aufhalten, ergriff aber hiezu (wie schon Bodin ihr enthüllte) die verkehrtesten Maßregeln der Ausfuhrverbote der Waaren, deren Tarifirung ꝛc., statt die Freiheit des Handels namentlich mit dem Auslande zu begünstigen. Es entwickelte sich auch nach und nach ein regelmäßiges Finanzsystem, dessen leitendes Prinzip die Protection war. Dagegen wurden die Mißbräuche des Zunftwesens und der Handwerkervereine immer schreiender (Ch. IV. pp. 79—103), und das mehr und mehr nach Absolutismus strebende Königthum sah sich genöthigt, dieselben durch Verordnungen zu bekämpfen. Erst unter Heinrich IV. gieng es siegreich aus dem Kampfe hervor und ebnete den Weg zu den großen Reformen Colberts.

Buch VI. Colbert et Louis XIV. de 1598 à 1715 (pp. 131—340). Die Regierung Heinrich's IV. war eine für den Aufſchwung der franzöſiſchen Induſtrie glückliche Zeit; die Zünfte wurden ſtrenger überwacht, neue Gewerbszweige eingeführt, namentlich die im Laufe der Zeit ſo bedeutend gewordene Seidenkultur und Seidenfabrication, welche der König gegen Sully's Anſichten mit größter Energie pflegte; auch begannen Geſellſchaften für den auswärtigen Handel, wenn auch nicht immer mit Erfolg, ſich zu bilden. Der Luxus blieb im Steigen, auch boten königliche Bauten Gelegenheit zum Erwerb, und die Herſtellung eines geregelten Staatshaushaltes wirkte heilſam auf die Lage der arbeitenden Claſſen zurück. Was in Ranke's franz. Geſchichte Bd. II. S. 64—80 und 95—114 in Kürze beſprochen wird, ſchildert unſer Verf. im erſten Kapitel des ſiebenten Buches genauer, verbreitet ſich aber mit größter Ausführlichkeit über das unendlich Viele und Großartige, was Colbert trotz ſeines unhaltbaren Reglementirungsſyſtem für die Hebung der Induſtrie und des Handels bis zu ſeinem Tode, ja bis auf unſere Zeiten, mit nachhaltigem Erfolge geleiſtet hat — Darſtellungen, welchen zu folgen die Grenzen dieſer Anzeigen unmöglich machen.

Das Ende der Periode ſeit Colbert's Tode war unheilbringend für Gewerbe und Handel, wozu beſonders noch der Widerruf des Edicts von Nantes und die unglücklichen Kriege Ludwig's XIV., die fort und fort ſich erneuernde Creirung verkäuflicher Aemter und Stellen und überhaupt die verderbte Finanzverwaltung des Reiches beitrugen. Das ſich ſtets wieder ermannende (in ſeiner Organiſation vom Verf. S. 311 ff. geſchilderte) Zunftweſen war ein allgemeiner Hemmſchuh des Fortſchrittes, der indeſſen die pecuniär günſtigen Zuſtände der Gewerbtreibenden nicht verſchlimmerte.

Buch VII. Le dixhuitième siècle pp. 341—422. Der Verf. beginnt mit Law und endigt mit Turgot und den erſten Decreten der Assemblée constituante.

Die Monarchie Ludwig's XV., gebildet in der Schule Ludwig's XIV., hält während deſſelben am Hergebrachten feſt, ohne einzuſehen, daß die Zeit eine andere war: ſclaviſch dieſelbe nachahmend ließ ſie den Druck der Gewerbereglements noch ſchwerer fühlen und ſteigerte noch Colbert's Irrthümer.

Indeſſen war das Bürgerthum erſtarkt, die Welt gebildet geworden, und

überzeugend proclamirten die Schriftsteller das Princip der Handelsfreiheit und die Vortheile der Concurrenz. Während der Minderjährigkeit hatte ein allzu kühner Neuerer die Bahn des Fortschritts ohne Sachkenntniß betreten und mit Bankerott geendigt. Im Anfang der Regierung Ludwig's XVI. unterlag ein wissenschaftlich gebildeter Reformator (Turgot) dem Widerstande aller Vorurtheile und den Intriguen des Privatinteresses. Die geringen Freiheitsconcessionen konnten nicht befriedigen. Die hereinbrechende Revolution vernichtete im Sturm die Monopole, die Reglements und die Zünfte mit den übrigen Einrichtungen der alten Monarchie.

L. A. W.

Ch. Desmaze, le Parlament de Paris, son Organisation, ses premiers présidents et procureurs généraux, avec une notice sur les autres parlaments de France etc. Paris, 1859. IV. u. 359 S. 8.

A. W. F. von Tippelskirch, K. Ober-Staats-Anwalt in Stettin, Ueber die alten Parlamente Frankreichs und deren Einfluß auf die Staatsformen der Gegenwart. Berlin 1859. 55. S. 8.

Mit Bedauern muß man sagen, daß beide Schriften über die Parlamente Frankreichs ohne wissenschaftliche Bedeutung sind. Die erste ist eine compilatorische Arbeit, in welcher der Verfasser, ein ehemaliger Magistrat, weder den Stoff beherrscht, noch eine tiefere Einsicht in das Wesen dieser berühmten Institute gewinnt und sich darauf beschränkt, längst Bekanntes meistens in oberflächlichster Weise wieder vorzubringen. Von einigem Werth darin sind der Abdruck der wichtigeren, die Organisation des Parlaments von Paris betreffenden königlichen Verordnungen, die Notizen über die Organisation des Parlaments, die Reihenfolge der Präsidenten ꝛc. Eine bibliographische Uebersicht der Literatur über den Gegenstand ist unvollständig und ungenau selbst in den Titelangaben. Man hat in B. I. des Refer. französischer Staats- und Rechtsgeschichte §. 141 und 181—189 vom Jahre 1846 und in Schäffners Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs B. II. vom Jahre 1849 S. 384 eine genauere und wenn kürzere doch ausreichende Geschichte der Parlamente, welche von unserem Brewer schon früher glücklich bearbeitet war. — Die Broschüre des Herrn von Tippelskirch enthält nur die allgemeinsten und bekanntesten historischen Thatsachen über die Administrativjustiz und die Competenzconflicte.

L. A. W.

Le Parlement et la Fronde: la vie de Mathieu de Molé. Notices sur Edouard Molé procureur générale pendant la Ligue et M. le Comte Molé par M. le Baron de Barante. Paris, 1859. XIX. u. 405 S. 8.

Der Hauptgegenſtand dieſes neuen Werkes des berühmten Hiſtorikers iſt die Geſchichte des politiſchen Lebens des Parlamentspräſidenten Mathieu Molé, eines der größten Staatsmänner Frankreichs im 17. Jahrhundert. Da dieſelbe mit der des Parlaments und der Revolutionsperiode der Fronde (1649—1653) innig verwebt iſt, ſo konnte der Verfaſſer ſeinem Geſchichtswerke den obigen Titel geben. Die Einleitung zur Lebensgeſchichte des Parlamentspräſidenten Mathieu Molé enthält eine Skizze des während der Beherrſchung von Paris durch die Ligue (von 1592—1594) zum procureur général des Parlaments ernannten Rechtsgelehrten Edouard Molé († 1616), Vaters des großen Mathieu Molé (S. 3—18). Den Schluß des Buches bildet eine kurze Biographie ſeines Nachkommen Mathieu Molé, des letzten Eintagsminiſters (den 23.—24. Febr.) Königs Louis Philipp, der als Mitglied der conſtituirenden Verſammlung im Jahre 1848 ſtarb.

Das ganze Werk hat die Vorzüge und Mängel der früheren hiſtoriſchen Arbeiten des Verfaſſers. Es iſt eine im correcteſten Style, mit größter Klarheit und Objectivität geſchriebene chronikartige Geſchichte, deren Lectüre und Verſtändniß aber nicht blos deßhalb ſchwierig iſt, weil ſie ohne alle Abtheilungen (von S. 19—397 kein Abſchnitt!) in einem Contexte, ohne Ruhepuncte, fortläuft, ſondern weil ihm auch der pragmatiſche Charakter abgeht. Keine Gemälde der allgemeinen Zuſtände, keine eingehenden Charakterſchilderungen der hervorragenden Perſonen, keine Zeichnungen der politiſchen Stellungen der Hauptperſonen des ſchon an ſich verwirrten Dramas, ſo daß man erſt andere Darſtellungen leſen muß, um dem Verfaſſer folgen zu können. Bekanntlich beſchäftigte ſich in unſeren Tagen ein franzöſiſcher Gelehrter erſten Ranges, Herr Couſin, mit der Geſchichte der Fronde, freilich nur um die Theilnahme hochgeſtellter Perſönlichkeiten an derſelben zu zeichnen oder einzelne Epiſoden derſelben zu ſchildern, ſowohl in der zuerſt der Revue des deux mondes einverleibten wirklich claſſiſch geſchriebenen Lebensgeſchichte der Frauen von Chevreuſe (1858) und von Longueville (Paris 1859) als neueſtens in ſeinen Sciences historiques de la Fronde (Revue des deux mondes von 1859 t. XX. p. 178 und 257, t. XXI. p. 751 t. XXII. p. 109). Den Werken Couſin's kann nun das neue Buch des Herrn von Barante

an die Seite geſtellt werden, weil deſſen Hauptgegenſtand die Betheiligung Mathieu Molé's an jenen Ereigniſſen iſt. Daneben wird aber auch ſeine ganze politiſche Laufbahn ſeit 1622 dargeſtellt.

Mit großem Lob muß man anerkennen, daß der Verf. den wirklich merkwürdigen Mann, deſſen politiſches Leben er im größten Detail ſchildert, redend und handelnd ſo vor uns treten läßt, daß wir ſeine ganze Perſönlichkeit erſchauen, ſeine mit wahrhaft ſtaatsmänniſcher Weisheit verbundene, ſich in den ſchwierigſten Verhältniſſen bewährende Charaktergröße bewundern können. Wir überzeugen uns, daß er in den Kämpfen des Parlaments mit der rückſichtlos nach Abſolutismus ringenden Königsmacht die Hauptrolle ſpielte, und daß, wenn das Parlament in ruhmvoller Weiſe ſich benahm, er, ſein ſtreng rechtlicher zugleich und kluger Vertreter, es war, der ihm die glorreiche Stellung gab und behauptete. Alle ſeine Staatshandlungen, wie ſie vom Verfaſſer uns mitgetheilt werden, beweiſen die Wahrheit von Couſin's Charakterſchilderung des großen Mannes in der Revue des deux mondes von 1859. B. XX. S. 278.

Man kann die Lebensgeſchichte Molé's in drei Perioden theilen: 1) die von 1614—1641, in welcher er Procureur général des Parlaments war, und einerſeits dieſem, andererſeits dem Könige Ludwig XIII. und Richelieu gerecht zu ſein ſich beſtrebte. Die zweite beginnt mit ſeiner, Ende 1641 erfolgten Ernennung zum erſten Präſidenten des Parlaments, d. h. zur erſten Richterſtelle im Königreich, die dritte mit ſeiner Ernennung zum Siegelbewahrer oder Juſtizminiſter (1653). Da Ludwig XIII. den 20. April 1643 ſtarb, ſo fiel jetzt ſeine Thätigkeit in die Zeiten der Regentſchaft der von Mazarin beherrſchten und von den Prinzen deshalb angefeindeten Königin Anna. Er war als entſchiedener Feind des Abſolutismus lange Zeit Mazarin's Gegner, in Gemäßheit ſeiner Stellung, als Haupt der einzigen politiſchen Inſtitution Frankreichs, welcher der Willkürherrſchaft ein legaler Damm ſein konnte und ſollte. So lange Molé dieſen Poſten allein inne hatte, war ſein Benehmen ſtets feſt und unzweideutig. Nachdem er aber zum Siegelbewahrer ernannt worden war, hinderte ihn der natürliche Gegenſatz ſeiner beiden Aemter, dem des Präſidenten unbefangen vorzuſtehen, und ſein Einfluß war (freilich zur Zufriedenheit des Hofes) zu Ende (p. 330); auch war er bald genöthigt, jene Stelle aufzugeben. Herr von Barante hat ſeine Mittheilungen über Molé namentlich aus theils gedruckten theils handſchriftlich

hinterlaſſenen Memoiren deſſelben geſchöpft, aber ſelten auf ſie und dann nur in allgemeinſter Weiſe verwieſen. Zu bedauern iſt es auch, daß man nicht ſelten auf Druckfehler, namentlich in den Jahreszahlen ſtößt. Die Biographie des Grafen M. Molé iſt ein ſchätzbarer Beitrag zur Geſchichte Frankreichs ſeit 1794. L. A. W.

Histoire de la liberté politique en France par Jules de Lasteyrie. Première partie. Paris, 1860. XXIV, 408 S. 8.

Unſer Urtheil über das Werk, deſſen 1. Bd. vorliegt, geht dahin, daß es ein im klaſſiſchen Styl geſchriebenes geiſtreiches und angenehm zu leſendes Buch iſt, in welchem aber Wahrheit und Dichtung bunt durcheinander laufen. Wie der Verf. weder gelehrter Hiſtoriker noch Philoſoph ſein will, ſo befriedigt uns auch ſein geſchichtsphiloſophiſches Werk weder nach der einen noch nach der andern Richtung. Nicht allein, daß Hr. v. Laſteyrie von deutſchen Arbeiten über die fränkiſche Periode, auch von Waitz und Roth, nichts weiß: er iſt nicht einmal in der franzöſiſchen Literatur ganz zu Hauſe; wenigſtens gibt er ſich oft Mühe, zu beweiſen, was auch in Frankreich kein Gelehrter mehr bezweifelt. Was aber die philoſophiſche Seite des Buchs betrifft, ſo vermiſſen wir ein klares conſequentes Denken; ſogar den Begriff der politiſchen Freiheit, über die er doch ſchreiben wollte, hat ſich der Verf. nicht ganz klar gemacht. Schon deshalb gehen ſeine Ausführungen oft in's Unbeſtimmte und Vage. Gleichwohl kann nicht geleugnet werden, daß das Buch manche richtige Bemerkungen und gute Gedanken enthält. Schon eine Stelle des Vorworts, die hier mitgetheilt werden möge, wenn ſie auch mehr der Zukunft als der Vergangenheit Frankreichs gilt, gibt ein ehrendes Zeugniß für den Verf. ab: Quinconque a des principes est condamné de voir ses principes outragés, renversés, proscrits, et doit cacher sa douleur, crainte de fatiguer l'indifférence ou d'importuner la bassesse. Les pères ne savent pas, dans quel pays viveront leurs enfans, si ce sera dans un pays de liberté ou dans un pays de servitude; ils se demendent, si'l faut élever les âmes ou assoupir les coeurs. Jamais un peuple, qu' animent le mouvement de la vie et l'action de la pensée, ne s'est fait à ce point l'esclave des circonstences (p. XVII—XVIII).

Histoire des classes laborieuses en France depuis la conquête de la Gaule par Jules César jusqu' à nos jours par M. F. de

Cellier, agrégé de l'histoire, inspecteur de l'enseignement primaire du département de la Seine. Paris, 1860. VII, 479 S. 8.

Das Buch hat mit dem vorhergehenden die schöne lebendige Darstellungsweise und die klassische Sprache, daneben aber auch die Ungründlichkeit, die Unrichtigkeit mancher Auffassung und den Mangel an Beweisen für manche zu allgemeine und apodictische Behauptungen gemein. Doch treten diese Mängel bei Hrn. de Cellier nicht so scharf als bei de Lasteyrie hervor, und wenn schon im Allgemeinen der Versuch, eine wenn auch kurze doch möglichst vollständige Geschichte der arbeitenden Klassen, nicht blos der Gewerbetreibenden, zuschreiben, alle Anerkennung verdient, indem diese Seite der Geschichte auch bei uns noch immer viel zu wenig berücksichtigt wird: so scheint uns die eine oder andere Partie in Cellier's Buch nicht allein neues, sondern auch treffliches zu bieten. Er hat z. B. das Verdienst, in der innern Geschichte des 18. Jahrh. zum ersten Mal die Wirksamkeit der geheimen Gesellenvereine (le compagnonage) geschildert zu haben; sie sind zum Theil sehr frühen Ursprungs, zum Theil bestehen sie noch heute; die sie betreffenden Documente werden, wie der Verf. S. 460 angibt, theilweise noch geheimgehalten. Ueberzeugend schildert er u. a. auch die Zerstörung des Nationalwohlstandes durch die Gesetzgebung der constituirenden Versammlung, durch das Regiment des Nationalconvents und die Schwäche des Directoriums, bis dann Napoleon durch den Code civil, die neue Gerichtsverfassung und Prozeßordnung einen gesicherten Zustand der individuellen Freiheit und Schutz des Eigenthums und Verkehrs hervorrief; aber erst unter der Restauration konnte sich in dem wirklich frei gewordenen Staate der Wohlstand der arbeitenden Klassen auf der gewonnenen Grundlage kräftiger entwickeln. Der von Jahr zu Jahr steigende Nationalreichthum hinderte aber nicht den Sturz der Juliregierung, den theils sie selbst, theils die parlamentarischen Tribunen und die Presse, theils der von Elementen der neunziger Jahre gebildete Carbonarismus herbeiführten (S. 351—376). Die mit Hilfe der demokratischen Elemente im Schooße der arbeitenden Klassen von der sog. Bourgeoisie, d. h. der Aristokratie des Bürgerthums ausgeführte Revolution von 1830 gab zwar dem letzteren die Herrschaft im Staate, erhob aber jenes Element zu einer von Jahr zu Jahr auch durch die Propaganda der Saintsimonisten und Fourrieristen sich steigernden politischen Macht, die nothwendig im Conflict mit der herrschenden

Klaſſe kommen, und, von den der Juliusmonarchie feindlich geſinnten Legitimiſten unterſtützt, um ſo leichter über jene den Sieg erringen mußte, als die Regierung, die Bedeutung der Demokratie zu gering ſchätzend, nichts that, auch nur um der Bewegung eine der Erhaltung des Conſtitutionalismus günſtige Richtung zu geben. Manche Verſuche wurden indeß für das Wohl der ärmeren Volksklaſſen gemacht, wie 1835 die Errichtung der Sparkaſſen. Im Intereſſe der geſammten Bevölkerung wurde 1833 das Geſetz über den Primärunterricht erlaſſen, auch die Tendenz der chriſtlichen Wohlthätigkeit begünſtigt, Ackerbau und Strafcolonien geſchaffen, die Fabrikarbeit der Kinder (1841) beſchränkt, die Arbeiter zur gegenſeitigen Unterſtützung verpflichtet, das Inſtitut der Prudhommes 1844 in Paris eingeführt. Allein der auch vermittelſt doctrineller, inbeſondere ſozialiſtiſcher Einwirkungen geſteigerte Bruch zwiſchen dem Capital und der Arbeit wurde immer heftiger. Die dennoch unerwartete Kataſtrophe im Februar 1848 — révolution d'ouvriers — brachte freilich nur auf kurze Zeit den ſog. vierten Stand zur Herrſchaft (S. 377—418).

Der Verf. ſchildert in anziehender Weiſe die von der republikaniſchen Regierung begonnenen und von der des 2. Dez. fortgeführten Maßregeln zur Hebung des Wohles der arbeitenden Klaſſen, und ſpricht ſich über das durch das ſuffrage univerſel geſchaffene Gouvernement, den Mangel politiſcher Freiheit günſtig aus. In ſeiner Aufzählung der Reformen, welche die Utopien des Sozialismus und Communismus wie der Vereinsateliers der Handwerker, ihre Anſprüche auf Arbeitgebung durch den Staat u. ſ. w. glücklich umgehen, deſſen gefährlichen Aufſchwung paralyſiren, bekundet er eine die Verhältniſſe richtig beurtheilende Sachkenntniß (S. 419—58).

Bemerkt mag hier noch werden, daß der Herr Verf. zwar kirchlich geſinnt iſt und das zweite Kaiſerreich für eine populäre und die Intereſſen Frankreichs wahrhaft fördernde Regierung hält — aber doch S. 444 ſeine Darſtellung mit den Worten ſchließt: Le clergé, quand la foi renaîtrait dans toutes les âmes, ne saurait gouverner la démocratie de notre temps plus, qu'il n'a pu gouverner la société du X siècle, et notre système administratif, si eminente que soit la volonté qui le fait mouvoir, demeurerait impuissant le jour où la nation abdiquerait toute activité et cesserait délivrer elle même les élemens de ses progrés ulterieurs.

L. A. W.

Etienne Marcel ou le Gouvernement de la Bourgeoisie au quatorzième siècle (1356—1358) par F. S. Perrens. Paris 1860. XI. u. 770 S. 8.

Examen critique de l'ouvrage intitulé Etienne Marcel etc. par M. Siméon Luce, auxiliaire de l'institut impérial de France. Paris, 1860. 43 S. 8. (Beſonders abgedruckt aus der Bibl. de l'École des Chartes, Série V. t. I.).

Die kurze Epiſode des von Et. Marcel prévot des Marchands, d. h. dem Vorſtand der Pariſer Stadtgemeinde geleiteten Aufſtands zwiſchen den Jahren 1356 und 1358 gehört zu den Capiteln der Geſchichte Frankreichs, worüber die älteren und neueren franzöſiſchen Hiſtoriker ſehr verſchiedener Anſicht ſind. Während die erſten in jenem Manne einen ehr- und rachſüchtigen Demagogen und Staatsverbrecher ſehen, erklären die letzteren ihn für einen dem Verrath und dem Despotismus als Opfer gefallenen Verfechter der Ideen der bürgerlichen Freiheit und der conſtitutionellen Regierungsform, deſſen Unglück geweſen ſei, daß er 500 Jahre zu früh für das 1789 vollführte Werk der großen Staatsreformen ſein Leben eingeſetzt habe.

Die erſte auf Quellenſtudium geſtützte Apologie Marcel's findet ſich in Sismondi's [1]) histoire des Français T. X. (v. J. 1828) S. 427—432, 476—497, 510—538, die zweite noch ſtärkere in Michelet's hist. de France t. III. p. 564 ff. (v. J. 1837). Derſelben Richtung folgt Henri Martin im B. V. ſeiner histoire de France. Wichtige Actenſtücke und Aufklärungen über das politiſche Drama von 1356—1358 gaben 1839 Lacabane in B. I. der Bibliothèque de l'École des Chartes, 1841 Douet d'Arcq in derſelben B. II. 350—387: Jules Quicherat im Plutarque français von 1844 (Art. Etienne Marcel), 1846 Lerroux de Lincy in der hist. de la maison de ville de Paris p. 200; 1853 ſprach ſich Aug uſtin Thierry in ſeinem Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du Tiers État p. 24 ff. in günſtigſter Weiſe für den großen Volksführer aus und ermuthigte einen jüngern Gelehrten, Hrn. Perrens, jetzt Prof. am kaiſ. Lyceum Bonaparte, die Geſchichte deſſelben in einer Monographie zu behandeln. Der etwas ſchwärmeriſche junge Mann unternahm das Werk,

[1]) Vor ihm 1815 ſchrieb Naudet ſein Buch: la conspiration d'Etienne Marcel.

ſtellte Nachforſchungen in den Archiven an und übergab das in glänzender Sprache geſchriebene, mit 25 großentheils jedoch ſchon gedruckten Actenſtücken begleitete Buch 1860 der gelehrten Welt.

Die Herren Perrens vorangegangenen Apologeten E. Marcel's von Sismondi an traten nicht ohne Reſerven für ihren Helden in die Schranken. Ihm unbedingt das Lob eines anfangs ehrenvoll und loyal ſich gebahrenden, ein edles Ziel mit ſtaatsmänniſcher Weisheit verfolgenden Vaterlandsfreundes ertheilend, brachen ſie über ihn von dem Augenblick an den Stab, wo er den 11. Febr. 1358 an der Spitze der aufgewiegelten Handwerker zum Reichsverweſer, nachherigen König Karl V., ſtürmte, neben ihm die Marſchälle der Normandie und der Champagne in Stücke hauen ließ und darauf (den 31. Juli) den Plan ausführen wollte, Paris und den Thron Frankreichs dem Schwager und doch Feinde Karl's, König Karl von Navarra, Charles le mauvais genannt, zu überantworten. Zugegeben wird, daß er auf der ſchlüpferigen Bahn, die er einzuſchlagen zuletzt genöthigt war, nur durch dieſe Verbrechen ſein Ziel erreichen zu können glauben mußte. Was die ſchon 1355 begonnenen, die weiteren 1356 ſanctionirten Staatsreformen betrifft, ſo ſind jene Geſchichtsforſcher weit entfernt, ſie Marcel als ausſchließliches Verdienſt zu vindiciren, indem actenmäßig feſtſteht, daß ſie durch das Zuſammenwirken aller drei Stände der Langue d' Oil zu Stande kamen.

Dieſe von Sismondi, Michelet und Aug. Thierry ausgegangene nur bedingte Apologie Marcels ſchien nun Herrn Perrens nicht ausreichend. Er will den durch ihn auf das höchſte geſteigerten Ruhm des Mannes ungetrübt im glänzendſten Lichte der Mit- und Nachwelt erſcheinen laſſen — und ihm unter den Kämpfern von Frankreichs politiſcher Freiheit für immer eine erſte Stelle ſichern.

Leider iſt ihm dieſer Verſuch mißlungen. Der Verf. hatte von einem andern Geſchichtsforſcher Herrn Siméon Luce das zum Druck fertige Manuſcript einer auch 1860 erſchienenen Histoire de la Jaquerie zur Durchſicht mitgetheilt erhalten, aber kaum Zeit gehabt, ihm das ſeinige zur Einſicht zuzuſtellen. Da der in das Jahr 1358 fallende Bauernkrieg der Jaquerie Herrn Luce genöthigt hatte, auch die Geſchichte E. Marcel's genau zu ſtudiren, ſo konnten ihm die Mängel und Uebertreibungen im Buche des Verf. nicht entgehen, und da er dieſe allzu ſchreiend fand, ſo veröffentlichte er in dem rubricirten Examen critique eine, wie auch Re-

ferent zugeſtehen muß, nur zu ſehr verdiente Zurechtweiſung des in ſeiner Begeiſterung für Marcel ſich offenbar überſtürzenden, allzu phantaſiereichen jungen Profeſſors.

Das Endurtheil des Herrn Siméon Luce über das geprüfte Buch geht (S. 41) dahin: daß es des Neuen faſt ganz und gar baar, im Einzelnen voller Irrthümer iſt, und daß die daſſelbe beherrſchenden Grundgedanken jedenfalls paradox ſind. Der durch eine treffliche Darſtellungsgabe ausgezeichnete Verfaſſer, heißt es am Schluſſe, hätte Tüchtiges leiſten können, wenn er die Endreſultate der zerſtreuten Forſchungen ſeiner Vorgänger in populärer Weiſe zuſammengeſtellt wiedergegeben hätte. Mit dieſem Urtheil ſtimmt auch Referent überein. Das Ergebniß einer ſolchen gewiß verdienſtlichen Arbeit wäre etwa Folgendes geweſen:

Frankreich befand ſich bei der Thronbeſteigung Johanns II in der traurigſten Lage. Die für daſſelbe unglücklich geführten Kriege mit England ſeit 1339, die Verſchwendungen des Hofes, die Betrügereien auch der höchſten Beamten hatten die Staatskaſſe ganz und gar erſchöpft, die Münzfußveränderungen und immer wiederkehrende Münzverfälſchungen hatten das Verkehrsleben in Verwirrung gebracht. Der Druck der arbeitenden Klaſſen namentlich auf dem Lande hatte eine unerträgliche Höhe erreicht.

Der König berief die Reichsſtände mehrmals und zuletzt 1355. Dieſe ſuchten vor allem Mittel, der ſchlechten Finanzwirthſchaft Einhalt zu thun, und ſchlugen höchſt wichtige, freilich die königliche Machtomnipotenz beſchränkende Reformen vor, die der König auch ſanctionirte. (Sismondi X, 429.) Ein zweiter Zuſammentritt der Stände ſollte am Ende des folgenden Jahres ſtattfinden. Im April nahm König Johann verrätheriſcherweiſe Karl von Navarra, angeblich als Verſchwörer, bei einem Gaſtmale mit ſeinem Sohne in Rouen gefangen, ließ in ihrer Gegenwart Harcourt und drei Anderen als Mitverſchworenen das Haupt abſchlagen.

Der Krieg mit England entbrannte auf's Neue und führte den 19. Sept. 1356 zur unglücklichen Schlacht von Poitiers, in welcher der König und viele Adeliche gefangen genommen wurden, und der Reſt letzterer in ſchimpflicher Flucht davon eilte. Der Dauphin Karl floh nach Paris, rief auf den 17. Oct. die Stände zuſammen, entließ ſie aber, mit ihrer Haltung unzufrieden, ſchon den 3. November, um bei ſeinem Oheim Kaiſer Karl (in Metz) ſein Heil zu ſuchen. In ſeinen Erwar-

tungen getäuſcht, nahm er auf's Neue zu denſelben ſeine Zuflucht. Sie traten den 5. Februar 1357 zuſammen, trugen in energiſcher Weiſe ihre Beſchwerden vor und redigirten den in der Staatsgeſchichte Frankreichs ſo denkwürdigen Entwurf einer durchgreifenden, alle Mißbräuche rückſichtslos aufdeckenden und bekämpfenden Reform-Verordnung, die den 3. März von der Geiſtlichkeit, dem Adel und dem dritten Stande gutgeheißen, auch von Karl als Lieutenant général du royaume in einer Ordonnance [1]) ſanctionirt wurde.

Der ſie begründende Redner war der Biſchof Le Cocq von Laon, nach ihm ſprachen zuſtimmend für den Adel Johann v. Pequigny und für den dritten Stand Etienne Marcel (Sismondi p 493—496). Dem Regenten mißfiel vor allem die Clauſel, nach welcher die Verwaltung der bewilligten Subſidien in die Hände eines ſtändiſchen Ausſchuſſes gelegt wurde, ſo wie die ihm abgenöthigte Abſetzung von 22 ſeiner ihm liebſten Räthe. Der aus 38 Mitgliedern beſtehende Ausſchuß wurde ernannt. [2])

Wenn Perrens die Abfaſſung dieſer Reformverordnung als das ausſchließliche Werk des dritten Standes und insbeſondere als von E. Marcel ausgegangen wiſſen will, ſo iſt er die Beweiſe dieſer Behauptung ſchuldig geblieben. Zugegeben muß werden, daß für Marcel die Vertretung ihrer Durchführung eine Hauptangelegenheit wurde, namentlich als die Geiſtlichen und Adelichen dem Regenten ſich wieder zuwendend nach und nach ſich zurückzogen, und Karl unzweideutige Beweiſe gab, wieder als Autokrat regieren zu wollen.

Inzwiſchen ward ein Waffenſtillſtand mit England abgeſchloſſen. Der Regent ſuchte ſeine Abhängigkeit vom ſtändiſchen Ausſchuß zu brechen, mußte jedoch den 7. Novbr. 1357 die Stände ſelbſt wieder um Subſidien anſprechen und bei dieſer Gelegenheit den noch in Haft gehaltenen König Karl von Navarra freigeben; er verſuchte auch wieder eine Münzverfälſchung. Jetzt beginnt die eigentliche Aufſtandsbewegung mit E. Marcel an der Spitze, die Mordſcene der beiden Marſchälle hat Statt; Karl belagert Paris; mit Robert de Cocq und dem durchaus zweideutigen Karl von

---

[1]) Den Inhalt derſelben gibt Perrens vollſtändig an S. 129.

[2]) Douet d'Arcq gibt S. 382 deren Namensliſte mit Erläuterung.

Navarra sich verbindend macht der Demagoge den 31. Juli 1358 Anstalten, die Stadt dem letzteren zu überantworten, wird aber selbst verrathen von Jean Maillart, seinem Collegen im städtischen Rath, und mit überlegener Mannschaft im Augenblick überfallen, als er Karl'n die Thore öffnen wollte. Er befand sich in ähnlicher Lage wie Wallenstein, als er Eger den Schweden überliefern wollte, und fiel wie dieser.

Da man Navarra, näher den Capetingern verwandt, als die Valois, und Eduard III. von England, der selbst König von Frankreich werden wollte, das allerschlimmste zutraute, so wandte sich ein Theil seines Anhangs von ihm ab und dem Regenten zu, die Reaction ging mit Riesenschritten vor sich, viele Hinrichtungen fanden statt und von der Reform-Verordnung des Jahres 1357 war nicht mehr die Rede. Die Jacquerie bildete ein nur 3 Monate dauerndes, von Marcel nicht benütztes, den 9. Juni beendigtes, für die arbeitenden Classen auf dem Lande höchst blutiges Intermezzo. Als Haupt der Reformatoren und der Verschworenen vom Jahr 1358 möchten wir eher den Bischof Robert Le Cocq betrachten. Marcel möchte nur der Mann der That (der Ausführung) gewesen sein. Für den Constitutionalismus, d. h. selbst für dessen Anfang, war die Zeit noch lange nicht da. Die königliche Autokratie war nicht blos von Jenen festgehalten, sondern galt auch bei allen Ständen als erstes staatsrechtliches und unantastbares Princip. L. A. W.

Chronique du roy François, premier de ce nom, publiée pour la première fois d'après un manuscrit de la Bibliothèque impériale, avec une introduction et des notes par Georges Guiffrey. Paris, veuve Renouard, 1860. 493 S. 8.

Diese Chronik, auf welche, nach einer Notiz in der bibliothèque de l'école des chartes (1860, 2. Bd. S. 193), zuerst Hr. Lalanne aufmerksam gemacht hat, verbreitet sich über die Jahre 1515 bis 1542. Sie ist eine Chronik im wahrsten Sinn des Worts, in der Ueberschwemmungen und Brand, Pest und Seuchen, Mord und Vergiftung, Prozesse und Hinrichtungen, Turniere und Zweikämpfe, Feste und Maskeraden, königliche Aufzüge und Prozessionen den größten Raum ausfüllen. Für die eigentliche Geschichte bildet sie also nur eine secundäre Quelle; aber sie bietet ein großes Interesse für das Studium der Sitten im Anfang des 16. Jahrh. dar und zeichnet die Regierung Franz I. vollkommen so,

wie ſie einem Zeitgenoſſen, welcher der zweiten Klaſſe der Geſellſchaft angehörte, erſcheinen mußte. Der Autor wird nämlich ein ſchlichter Bürger von Sens geweſen ſein, nach dem Detail zu urtheilen, das er gibt. Er bezieht ſich auch ausdrücklich auf amtliche Actenſtücke jener Stadt. Die endgültige Redaktion der Chronik ſcheint gegen das Ende der Regierung Franz I. erfolgt zu ſein.

Der Herausgeber wird als ſehr ſorgfältig gerühmt; er hat mit ängſtlicher Genauigkeit den Text des Manuſkripts mit allen ſeinen orthographiſchen Wunderlichkeiten wieder gegeben. Unter dem Text finden ſich viele Noten, die theils Manuſkripten der kaiſerlichen Bibliothek, theils den ſehr ſeltenen Flugſchriften, deren ſich der Chroniſt bediente, entlehnt ſind. Dazu kommt ein Anhang von gleichzeitigen unedirten Stücken. Nur die Einleitung findet der Kritiker in der genannten Zeitſchrift mager.

Projets de Gouvernement du duc de Bourgogne Dauphin. Mémoire attribué au Duc de Saint-Simon et publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque impériale par M. P. Mesnard. Paris, 1860. CXIV u. 291 S. 8.

Auf den erſten Blick iſt man geneigt, die Veröffentlichung des rubricirten ſeit faſt 150 Jahren im Staube der Vergeſſenheit befindlichen Memoires für einen literariſchen Luxus zu erklären, zumal ſein Titel eine Unwahrheit enthält. Lieſt man aber die Einleitung des Werkchens ſelbſt und die trefflichen Anmerkungen des Herausgebers dazu, und verbindet damit Ranke's Mittheilungen im vierten Bande ſeiner franzöſiſchen Geſchichte S. 359 und ff., ſo überzeugt man ſich, daß der Wiſſenſchaft der Geſchichtsforſchung durch deſſen Herausgabe ein ſchätzenswerther Dienſt geleiſtet iſt. Es gehört einer Zeit an, in welcher wenige die unheilſchwangeren Zuſtände ihres Vaterlandes richtig erfaſſende, wahrhaft patriotiſch geſinnte franzöſiſche Staatsmänner, den Untergang der Monarchie vorausſehend, ſich mit dem Gedanken beſaßten, durch Reformvorſchläge das drohend herannahende Schickſal abzuwenden. Durch Ludwigs XIV. Verſchwendungsſucht und Eroberungspolitik war die Staatsſchuld auf 2 Milliarden ſechshundert Millionen Livres geſtiegen, der innere Druck unerträglich, und der ganze Verwaltungsorganismus ſo verwerflich, daß nicht blos die Freiheit vernichtet, ſondern auch der Wohlſtand ganz und gar untergraben war. Da lebte in dieſer Unglück weiſſagenden Zeit ein zur Nachfolge auf Ludwig's Thron durch Geburt berufener

hochbegabter, hochherziger Prinz, der von einem weisen und edel gesinnten Staatsmanne erzogen, sich die Nationalreform der gesammten Staatsverhältnisse zu seiner künftigen Regentenaufgabe machte und in der Stille die Vorarbeiten dazu veranstaltete. Dieser Prinz war der (zweite) Dauphin des Königs Enkel, Herzog von Burgund, der Staatsmann — der große Fenelon. Gewöhnlich nannte man von diesem nur seinen, wie Mohl[1]) sagt, die Idealisirung bestehender Staatseinrichtungen bezweckenden Staatsroman des Telemach. Allein diejenigen, welche mit der französischen Geschichte genauer bekannt sind, wissen, daß er als politischer Reformator weit größere Verdienste hat. Diese bestehen nicht blos darin, daß er als Lehrer des Dauphin diesen zu einem überaus gründlich gebildeten, Frankreichs damalige Lage vollständig durchblickenden, mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüsteten und dem festen Willen, baldmöglichst Hand ans Werk zu legen, beseelten Staatsmann machte, sondern auch darin, daß er die Reformideen in überzeugender Weise aufzeichnete, seinem Zögling vorlegte und diesen für ihre Ausführung gewann. Der Herzog von Burgund war 1682 geboren; er sollte von seinem Großvater schon den 25. Oct. 1699 den Eintritt in das Conseil des dêpeches, und im Dec. 1702 dann in das Conseil der Finanzen und den Staatsrath erhalten und somit Gelegenheit bekommen, die gesammten Verhältnisse des Reichs kennen zu lernen. Später machte er die Feldzüge in den Niederlanden, freilich ohne großen Ruhm zu erndten, mit. Seine Lebensbeschäftigung waren staatswirthschaftliche Studien, wobei ihm verschiedene auch durch Schriften ausgezeichnete Staatsmänner durch Rath und That zur Seite standen. Außer dem schon genannten Fenelon, dessen lettre écrite à ** pour être lue au Duc de Bourgogne, und dessen Plan du Gouvernement hier zu nennen sind, befaßten sich noch in verschiedenen Richtungen eine Reihe von Männern, von denen vor allen der Herzog von Saint-Simon welthistorisch geworden ist, mit diesen Studien. Die aus denselben von dem Prinzen selbst gewonnenen Früchte kennt man aus dessen hinterlassenen Papieren, aus welchen Abbé Proyard in seiner 1782 in zwei Bänden veröffentlichten Vie du Dauphin, père de Louis XV., des Prinzen Reformideen zusammengestellt hat.[2])

---

[1]) R. Mohl, Geschichte der Staatswissenschaften B. I. S. 206.

[2]) Eine kurze Charakteristik derselben gibt Ranke Bd. IV. S. 378 folg.

Leider ſtarb der Prinz ſchon den 18. Febr. 1712, ein Jahr nach ſeines Vaters, des erſten Dauphins, Tode — und ſtatt eines ausgezeichneten Königs erhielt Frankreich 1715 einen Wüſtling zum Regenten. Somit blieben die Reformideen papierne Wünſche, haben aber für die Kenntniß der Zuſtände am Ende der Regierung Ludwig's XIV. den unſchätzbaren Werth, daß man aus ihnen erſieht, wie groß die Gebrechen des Staates waren, und wie ſie nach den Urtheilen der tüchtigſten Männer des Zeitalters hätten geheilt werden können und ſollen. Unter den ſolche Reformpläne enthaltenden Schriften erſcheint nun die von Herrn Mesnard zufällig in der kaiſerlichen Bibliothek entdeckte und zum erſten Mal herausgegebene als eine der wichtigſten. Gewiß würde unſer Ranke ſich mit ihr befaßt haben, wäre, was wirklich zu bedauern, dieſelbe ihm nicht unbekannt geblieben. Der Herausgeber ſagt im Eingange ſeiner Vorrede, daß er beſchäftigt mit Studien sur les dessins politiques du duc de Bourgogne, petit fils de Louis XIV. bei Nachforſchungen nach ſchriftlichen Aufzeichnungen des Prinzen durch Zufall (in Nr. 1260 des Supplément français) auf die Titel: Projets de gouvernement résolus par Mgr. le Duc de Bourgogne après avoir mûrement pensé, ſtieß, die er aber offenbar mehrerer Lücken und Unklarheiten wegen als die Copie einer nicht mehr vorhandenen Urſchrift erkannte. Er ſtellte ſofort die gründlichſten Unterſuchungen über das Werk an, namentlich zum Behufe der Beantwortung der Frage: ob die Autorſchaft deſſelben dem Herzog Dauphin zuzuſchreiben ſei, oder wenn nicht, welchem andern Verfaſſer, und in welcher Zeit daſſelbe geſchrieben worden ſein könne?

Aus dem ausführlichen Referat über ſeine Forſchungen ſowie aus den dem Werke beigefügten Anmerkungen ergibt ſich nun 1) daß der Herzog von Burgund daſſelbe nicht verfaßt haben kann, 2) daß der wirkliche Verfaſſer deſſelben kein anderer ſein kann, als der von uns ſchon genannte Herzog von Saint-Simon, und daß 3) die Schrift kurz nach des Dauphin's Tod vollendet worden ſein muß, und den falſchen Titel vielleicht vom Verfaſſer nur deshalb erhalten hat, um den darin niedergelegten Ideen bei dem Saint-Simon befreundeten der Regentſchaft entgegenblickenden Herzog von Orleans[1]) Eingang zu verſchaffen[2]). Die

[1]) Ranke, franz. Geſch. B. V. S. 460.

[2]) Projets p. CVI.

Unterſuchungen des Herrn Herausgebers waren zunächſt darauf gerichtet, die Reformideen, mit welchen der Dauphin ſich herumtrug, genau zu erkennen und anzugeben, mit denſelben die in dem Memoire enthaltenen zu vergleichen und ferner zu conſtatiren, mit welches anderen Staatsmannes Reformplanen dieſelben übereinſtimmten. Das Ergebniß war: daß zwar die des Dauphins zuweilen mit den in der Schrift verzeichneten zuſammenfielen, daß aber bei weitem die meiſten ſich in dem großen Memoirenwerk Saint Simons [1]) und zwar oft wörtlich wieder finden. Wie hier ſo wird in dem Memoir der von den einzuberufenden Reichsſtänden auszuſprechende Staatsbankerott, die Abſchaffung der Intendanten der Gensdarmerie, die Ueberantwortung der geſammten Staatsverwaltung an den Adel, ſowie eine Menge Detailreformen empfohlen, was Alles Herr Mesnard theils im Allgemeinen in der Vorrede, theils im Einzelnen in den Anmerkungen überzeugend nachgewieſen hat.

Außerdem vergleicht er Saint Simon's Reformpläne mit denen Fenelon's und zeigt, daß die des Herzogs mehr mit den letztern als den erſtern verwandt ſind. Wenn indeſſen, wie wir ſagten, der Titel des Werkchens eine Unwahrheit enthält, ſo iſt doch, wie der Herausgeber S. XCIII—XCIV u. XCVII conſtatirt, ſo viel wahr, daß der Dauphin Conferenzen mit Saint Simon hatte [2]) ſeine Mittheilungen — als Deseiguemens — entgegen nahm und verſchiedenen Vorſchlägen deſſelben ſich zuneigte.

Nach einem Blick auf die traurigen Finanzzuſtände empfiehlt der Verfaſſer, um ihnen aufzuhelfen, die Nachahmung Englands und Hollands, und die Einberufung der Reichsſtände von 5 zu 5 Jahren; ferner Verwandlung aller Abgaben in eine einzige Steuer, Aufhebung der elections und der trésoreries de France, der Intendanten, Reorganiſation der Parlamente und der geſammten Juſtiz zum Behufe prompter und wohlfeiler Proceßführung, desgleichen des Conseil ecclésiastique, des conseil d'affaires

---

[1]) S. über daſſelbe und ſeinen Werth als Geſchichtsquelle: Ranke a. a. O. B. V. ſeiner S. 443—469.

[2]) St. Simon ſagt B. XIV S. 350 ſeiner Mémoires: Travaillant sous les yeux de Dauphin aux projets, dont vous avez pris quelques parties etc.

étrangères, de Guerre, de Marine, de finances, de dépêches, d'ordre, d'Etat und der Umgeſtaltung der beſtehenden Einrichtung der Secrétaires d'état, deren es damals für 4 Regionen des Reichs vier gab. Es wird dann gehandelt von den auswärtigen Fürſten, den Cardinälen, dem Hofe, den Mitgliedern der königlichen Familie, den natürlichen Kindern des Königs, dem Hofceremoniel, und zwar im Detail, und zuletzt von dem Orden de St. Esprit, St. Louis und St. Michel — endlich vom Tiers Etat, von dem freilich nichts geſagt, ſondern blos ausgeführt wird, daß die Magiſtratur, d. ſ. g. noblesse de Robe einen eigenen neben den drei verfaſſungsmäſſig beſtehenden Ständen bilden dürfe.

Der Herausgeber beſpricht in der Vorrede die Frage, ob die Projets de réforme de gouvernement zur Klaſſe der utopiſtiſchen Staatsverfaſſungs- und Verwaltungspläne zu zählen ſein, und iſt geneigt, trotz der praktiſchen Tendenz jener Vorſchläge die Frage zu bejahen. Da indeſſen durch die Revolution von 1789 manche dieſer ſowie der von Fenelon und dem Herzog von Burgund ausgeſprochenen Reformgedanken, wenn auch in andrer als der von ihnen gewollten Weiſe ausgeführt wurden: ſo gehört der Verfaſſer doch unter die Vorläufer der ſpäteren Reformatoren.

L. A. W.

J. Quicherat, professeur de l'Ecole impériale des Chartes, Histoire de Sainte-Barbe, Collége, communauté, institution. Paris, 1860. 8. T. 1.

Das Inſtitut von Sainte-Barbe iſt heute eine der blühendſten Unterrichtsanſtalten der franzöſiſchen Hauptſtadt, aber ſeine Geſchichte war bisher wenig bekannt; wußte man doch weder den Gründer der Anſtalt, noch das Jahr der Gründung. Nach den weit ausgedehnten Quellen-Unterſuchungen des gelehrten Quicherat war es der Profeſſor Geoffroy Lenormant unter Karl VII., der die neue Anſtalt am 1. Oktober 1460 eröffnete. Der Verf. handelt ſodann von dem Beginn der Studien zu Sainte-Barbe, von dem Streit der Realiſten und Nominaliſten, von dem Unterricht in der Rhetorik, von dem Beginn des Studiums der franzöſiſchen Sprache zu Paris. Die verſchiedenen Vorſteher der Schule, die daſelbſt um das Jahr 1500 herrſchenden Sitten und Gewohnheiten, die merkwürdigſten Männer Frankreichs und des Auslandes, die dort ſtudirten, werden ausführlich beſprochen. Zu den Zöglingen von Sainte-Barbe gehören u. a. Ignaz

von Loyola, Franz Xavier und mehrere andere Gründer der Geſellſchaft Jeſu, denen Hr. Quicherat ein eigenes Capitel widmet. Die Könige von Portugal hatten ſchon zu Anfang des 16. Jahrh. zu Sainte-Barbe eine große Anzahl von Burſen, was viele Portugieſen dorthin zog. Ueber den weitern Inhalt ſ. d. Bibliothèque de l'école des Chartes 1861 S. 293. Jedenfalls iſt das Werk Quicherat's von mehr als localem Intereſſe, und verdient auch bei uns, wo man längſt der Geſchichte der höhern Lehranſtalten ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt hat, alle Beachtung.

Correspondance de Napoléon I., Publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Tomes I—VII. Paris, Plon et Dumaine 1858—1861. 8.

Schon gegen Ende des Jahres 1854 wurde auf Befehl des jetzigen Kaiſers der Franzoſen eine aus dreizehn Mitgliedern zuſammengeſetzte Commiſſion gebildet, um die „auf die verſchiedenen Zweige des öffentlichen Intereſſes" bezügliche Correſpondenz Napoleons I. zu ſammeln, zu ordnen und zu veröffentlichen. Der damalige Kriegsminiſter Marſchall Vaillant und der Senator Charles Dupin wurden zu Präſidenten dieſer Commiſſion ernannt, unter deren Mitgliedern, außer den Generalen Aupik, Pelet und Flahault, die Herrrn Boulay de la Meurthe, Paul Merimée, Lefevre und Champagny die auch in weitern Kreiſen bekannten Namen waren. Im Januar 1858 erſtattete die Commiſſion einen Bericht an den Kaiſer, in dem, nach vorausgegangener officieller Verzückung über den Oheim, der Neffe wegen ſeiner Weisheit beglückwünſcht und der Plan auseinandergeſetzt wird, nach welchem die Commiſſion bei Herausgabe dieſer Actenſtücke zu verfahren gedenke.

Es iſt ſchon in einem früheren Bande dieſer Zeitſchrift (Jahrgang 1859 III. Heft, S. 220) erwähnt, daß alle Mittel aufgeboten wurden, um alle Briefe Napoleons im In- und Auslande in möglichſter Vollſtändigkeit zuſammenzubringen, aber auch wie weit die Commiſſion die Grenzen ihrer Aufgabe gezogen, und daß ſie zur Correſpondenz des Kaiſers nicht nur die von ihm im Staatsrathe abgegebenen Gutachten, ſondern ſogar ſeine im Moniteur zeitweiſe veröffentlichten Artikel gerechnet hat. Andererſeits wurde Alles, was Napoleon an Mitglieder ſeiner Fa-

milie oder an Vertraute in Bezug auf seine häuslichen Verhältnisse geschrieben, grundsätzlich von der Sammlung ausgeschlossen. So bietet uns diese im günstigsten Falle, d. h. wenn sie auch Alles, was der Kaiser jemals officiell geäußert, enthielte, höchstens nur einen Anhalt zur Beurtheilung desselben als General, Gesetzgeber und Staatsmann; über Napoleon in seiner rein menschlichen Beziehung bringt sie selbstverständlich sehr magere Aufklärungen. Ob aber dieser günstigste Fall angenommen werden darf, ob es möglich ist, alle auf Napoleons Befehl und in seinem Sinne verfaßten Schriftstücke, die während seines reichbewegten, beinahe zwanzigjährigen Wirkens an der Spitze der französischen Nation erwachsen sind, zu sammeln, glauben wir billiger Weise bezweifeln zu sollen. Und noch ein anderer Zweifel darf in Berücksichtigung bereits gemachter Erfahrungen nicht verschwiegen werden, nemlich: ob in dieser „officiellen" Veröffentlichung nicht ein und das andere fatale Document, welches mit der bezweckten Verherrlichung Napoleons I. zu seltsam contrastirt hätte, von der Commission absichtlich unberücksichtigt geblieben oder doch mit nöthig befundenen Correkturen versehen worden sein mag? Denn daß das Streben nach Verherrlichung Napoleons I. und des Napoleonismus, nicht aber das Bedürfniß, das Licht der Wahrheit auf die noch dunklen Stellen einer großen Vergangenheit zu werfen, erste und einzige Ursache der Zusammensetzung dieser Commission gewesen, kann Angesichts des gegenwärtig in Frankreich herrschenden Systems nicht wohl in Abrede gestellt werden. Es ist überflüßig hinzuzufügen, daß überdieß die Mehrzahl der Namen, aus welchem die Commission gebildet ist, keine Bürgschaft bietet, wodurch unser Mißtrauen gehoben werden könnte.

Aber selbst so, wie die Correspondenz uns vorliegt, also trotz ihrer zweifach möglichen Unvollständigkeit und Ungenauigkeit, besitzt sie unbestreitbaren Werth als Quellensammlung. Und wenn man auch aus ihr nicht Alles erfährt, was geschehen, — und wenn vielleicht auch nicht Alles, was man darin erfährt, geschehen ist, so gestattet sie doch genaueren Einblick in manche bisher noch unergründeten Tiefen eines gewaltigen Geistes und gewährt jedenfalls dem Politiker wie dem Militär reiche Belehrung.

Die ersten beiden Bände umfassen den Zeitraum vom Oktober 1793 bis Mitte April 1797, begreifen demnach die Wirksamkeit Napoleon Bonapartes von der Belagerung von Toulon bis zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien von Leoben, in nicht weniger als 1746 Stücken.

Aus den erſten Monaten dieſes Zeitabſchnittes ſind, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Schriftſtücke ziemlich ſparſam und beziehen ſich in der Regel auf artilleriſtiſche Gegenſtände; hin und wieder findet ſich ein Memoire über die von der italieniſchen und Alpenarmee zu vollziehenden Operationen; die bereits in den Mémoires du roi Josephe veröffentlichten Briefe Napoleons an ſeinen Bruder Joſeph ſind hier ebenfalls ſämmtlich wieder aufgenommen. Es ſind dieß die einzigen, in welchen auch von andern Dingen, als von Operationen, Schlachten, politiſchen Parteien und Verfaſſungen die Rede iſt. Mit Ende Juli 1795, dem Zeitpunkte, zu welchem der General Bonaparte bei der Section für das Kriegsweſen im Wohlfahrtsausſchuſſe verwandt wurde, beginnt für ihn die Periode einer umfaſſenderen und einflußreicheren Thätigkeit; die Inſtructionen, welche im Laufe der nächſten Monate an die Volksrepräſentanten und den Commandirenden der italieniſchen Armee abgingen, wurden von ihm verfaßt. Aber erſt mit der Niederwerfung des Aufſtandes der Pariſerſectionen am 13. vendémiaire und Bonaparte's Ernennung zum General en chef der Armee des Innern tritt die beherrſchende Ueberlegenheit ſeines Weſens in den Vordergrund. Der befehlende Ton, den er von da an nicht nur in ſeinen Erlaſſen an die Generale der Armee des Innern, ſondern auch in ſeinen Noten an die Miniſter und an das Direktorium ſelbſt anſchlug, bewies ſchon damals unwiderleglich, daß die papierene Verfaſſung vom Jahre III für ihn kein Hinderniß ſein würde, wenn ihre Beſtimmungen mit ſeinem Willen nicht mehr im Einklange ſtünden. In der Regel iſt zwar die Form äußerlicher Unterwürfigkeit unter die beſtehenden Ordnungen noch immer gewahrt, aber wie jetzt uns, kann es damals den Machthabern in Paris nicht ſchwer geweſen ſein, zwiſchen den Zeilen das trotzige Selbſtgefühl und den widerwilligen, knurrenden Gehorſam des Schreibenden herauszuleſen.

Noch mehr tritt dieß in den Berichten hervor, die der General en chef der italieniſchen Armee über die Kämpfe um den Beſitz von Mantua, vom März 1796 bis Februar 1797, an das Direktorium einſandte. Weſentlich Neues bringt die Correſpondenz über dieſen ganzen, militäriſch ſo intereſſanten Zeitabſchnitt nicht; die wichtigſten von Bonaparte's Relationen und Ordren ſind theils in der, ſchon 1819 bei Panckouke zu Paris erſchienenen correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte geſammelt, theils ſind ſie in den verſchiedenen Geſchichtswerken

über dieſe Periode zerſtreut zu finden. Namentlich wird dem ſchon von Klauſewitz (in ſeiner Darſtellung des Krieges von 1796 Band IV ſeiner hinterlaſſenen Werke pag. 172 u. ff.) bedauerten Mangel eines genauen Aufſchluſſes über die Intentionen und Gefechtsdispoſitionen Bonaparte's in den Tagen vom 15. bis 17. November 1796 bei Arcole durch die vorliegende Sammlung keine Abhilfe. Was wir jetzt darüber erfahren, wußte man auch ſchon vor dreißig Jahren. Ebenſo wenig Neues wird über die Beendigung dieſes Feldzuges durch Bonaparte's ſiegreiches Vordringen bis nahe vor die Mauern Wiens, im März und April 1797, gebracht, mit deſſem Reſultate, dem Präliminarfrieden zu Leoben, der zweite Band ſchließt.

Der dritte Band umfaßt die Periode vom Ende April 1797 bis März 1798, während welcher ſich Napoleon größtentheils in Mailand, in dem nahe bei dieſer Stadt gelegenem Schloſſe Mombello und in Paſſariano aufhielt, von welch' letzterem Orte aus er die Friedensunterhandlungen mit den in Udine befindlichen öſterreichiſchen Bevollmächtigten leitete. Der Kreis der Angelegenheiten, welchem Napoleon ſeine ſpecielle Aufmerkſamkeit zuwendet, erweitert ſich immer mehr. Zuerſt ſind es die Beſitznahme Venedigs und der Sturz ſeines bisherigen Gouvernements, welche ſeine Thätigkeit in Anſpruch nehmen; dann die Vereinigung der kaum erſt errichteten cis- und transpadaniſchen Republiken in die cisalpiniſche; endlich der Abſchluß einer Defenſiv- und Offenſiv-Allianz mit Sardinien und die Regelung der Beziehungen Frankreichs mit den joniſchen Inſeln. Aber über die auswärtigen Angelegenheiten verlor er keineswegs den Parteienkampf in Paris aus den Augen, und getreu ſeinem Grundſatze, das herrſchende Syſtem nur bis zu dem Momente aufrecht zu erhalten, in dem er es zu ſeinem eigenen Vortheile umſtürzen könne, ſchickte er Ende Juli 1797 den General Augereau nach Paris, der, alsbald zum Commandanten der dortigen 17. Militärdiviſion ernannt, am 18. Fruktidor die vom Club Clichy erregten Unruhen mit ſtarker Hand erdrückte. Die Friedensunterhandlungen zu Udine gingen inzwiſchen ihren Gang, wenn auch nicht ohne vielfache Hemmniſſe von Seite der öſterreichiſchen Geſandten und namentlich Cobentzel's, über deren üblen Willen Napoleon wiederholt zürnend an das Direktorium berichtet. Die Ernennung des zu einem Obercommando unfähigen Augereau's zum General en chef der Rheinarmee bewog jedoch Napoleon, den Abſchluß des Friedens von Campo Formio zu beſchleuni-

gen. Durch die Schweiz und über Rastadt eilte er dann nach Hause, den Kopf erfüllt von der Bekämpfung Großbritanniens und der Aufstellung einer Armee von England, als deren einen Flügel er auch die nach Aegypten bestimmten Divisionen in seiner Proklamation vom 10. Mai 1798 anredet.

Die Details dieses phantastischen Unternehmens sind in den beiden folgenden Bänden IV und V der correspondance enthalten, welche somit den Zeitraum von Anfangs März 1798 bis zur Landung Napoleons in Fréjus Anfangs Oktober 1799 umfassen. Gerade diese beiden Bände bringen ungewöhnlich viel Neues, wohl hauptsächlich deßhalb, weil dieser abenteuerliche Kriegszug bisher das Interesse der Militärs wie der Geschichtsforscher verhältnißmäßig weniger angeregt hat, als die übrigen Feldzüge und Staatsactionen des großen Mannes. So verblieben viele Documente über denselben in Privat- und Staatsarchiven, deren nun vorliegende Veröffentlichung nicht verfehlen wird, das theilweise noch immer über diese Expedition gebreitete romantische Halbdunkel zweckmäßig zu erhellen. Eine Anzahl von nahezu 1800 Aktenstücken, die aus der Zeit von Napoleons Verweilen in Malta, Alexandrien, Gizeh, Kairo, El Arisch, Jaffa und Acre stammen, darf wenigstens zu dieser Hoffnung berechtigen.

An der Spitze des sechsten Bandes befindet sich die Rede, welche Napoleon beim Staatsstreiche vom 18. Brumaire im Rathe der Alten gehalten hat; ihr schließen sich Verordnungen und Befehle des verschiedenartigsten Inhalts an, welche Napoleon von diesem Tage, der ihm die unbestrittene Herrschaft in Frankreich überlieferte, bis zu seiner Abreise zur italienischen Armee erließ. Seine Abwesenheit von Paris vom 7. Mai bis 3. Juli, während welcher er den Feldzug von 1800 in Italien beendigte, unterbrach nur für kurze Zeit seine Thätigkeit als Staatsmann, um jene als Feldherr wieder mehr in den Vordergrund treten zu lassen. Das unter Nr. 4910 in der Correspondance abgedruckte Bulletin: Die Relation über die Schlacht von Marengo ist, wie wir vermuthen, der erste und wirkliche Originalbericht Bonapartes; die drei anderen auf seinen Befehl nach mehreren Jahren neu redigirten und später sämmtlich seinem Memorial einverleibten Relationen finden sich in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen.

Schon die Namen derjenigen, an welche die Schreiben Napoleons aus dieser Zeit gerichtet sind, sind höchst bezeichnend für die leitende Stel-

lung, die er damals einnahm; er verkehrt nur mehr mit den Miniſtern Lucian Bonaparte (Inneres), Carnot (Krieg), Talleyrand (Aeußeres), Forfait (Marine), Gaudin (Finanzen), Fouchs (Polizei) ꝛc. ꝛc., den commandirenden Generalen: Brune (Reſerve-Armee), Maſſena (italieniſche Armee), Bernadotte (Weſtarmee), Augerau (Armee in Holland), Moreau (Rheinarmee) u. ſ. f.; hie und da findet ſich auch ein Schreiben an ein oder das andere gekrönte Haupt, an den deutſchen Kaiſer, den Markgrafen von Baden, den Grafen von Provence, den König von Spanien u. ſ. f.; eine Meinungsäußerung gegen einen Verwandten, eine Mittheilung an einen Vertrauten würde man jedoch vergebens ſuchen: der Menſch iſt bereits vollkommen in den Staatsmann aufgegangen.

Aber mehr noch als die Adreſſe dieſer Schreiben beſtätigt ihr Inhalt, daß der erſte Conſul mit unbeſchränkter Souverainetät über Frankreich herrſchte, und daß Sieyès Wort eine Wahrheit geworden: „Wir haben einen Herrn; Bonaparte kann Alles, weiß Alles und will Alles.“ — Und in der That kann man ſagen, daß Nichts, was auf das Wohl und Wehe ſeines Adoptivvaterlandes und ſeiner Mitbürger Einfluß haben konnte, von ihm zu gering erachtet wurde, ſeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen: Hanfvorräthe und Kanonen, der Stand der Curſe und die Gemälde aus der italieniſchen Schule, Pferdeankäufe und Sternwarten, die Schuhe ſeiner Soldaten und die Corſos von Rom — über Alles verfügt er in der gleichen energiſchen und ſtets zutreffenden Weiſe, die gleichzeitig ſeine Inſtructionen an Touſſaint Louverture in Domingo, an ſeinen Bruder Joſeph in Luneville, an Lebrun in Madrid, an Murat in Rom ꝛc. charakteriſiren.

Die Periode des Friedens von Amiens und des Concordates umfaſſend, ſchließt der ſiebente und letzte bisher erſchienene Band mit Mitte Auguſt 1802, alſo mit der Stiftung des Ordens der Ehrenlegion und mit Napoleons Ernennung zum erſten Conſul auf Lebenszeit ab. Die Monarchie war fertig; denn der Beſitz der unumſchränkten Gewalt machte Napoleon zum Herrſcher Frankreichs, nicht die prunkvolle Krönung in der Notre-Dame, durch welche er ſeinen revolutionären Urſprung, gegenüber den Parteigängern für das Herrſcherrecht von Gottes Gnaden, ſeltſamer Weiſe zu legitimiren trachtete.

Zu erwähnen bleibt uns ſchließlich noch, daß ſich die vorliegende Correspondance in ihrer äußeren Ausſtattung, namentlich in Bezug auf

Klarheit und Ueberſichtlichkeit des Index, auf das Vortheilhafteſte auszeichnet. L. H.

Fieffé E., Histoire des troupes étrangères au servico de France, depuis leur origine jusqu'à nos jours. 2. Vol. Paris 1858. 8°. Deutſch unter dem Titel:

Geſchichte der Fremd-Truppen im Dienſte Frankreichs von ihrer Entſtehung bis auf unſere Tage, ſowie aller jener Regimenter, welche in den eroberten Ländern unter der erſten Republik und dem Kaiſerreiche ausgehoben wurden, von Eugene Fieffé, k. franz. Archivs-Oberbeamten im Kriegsminiſterium. Deutſch von F. Symon de Carneville, Major im kgl. bayer. 1. Infant.-Regiment König Ludwig. Autoriſirte Ausgabe in zwei Bänden mit Kupfern. München, J. Deſchler'ſche Buchdruckerei 1860. 8.

Die Geſchichte Frankreichs iſt, wie kaum die einer andern Nation, reich an glänzenden Thaten kriegeriſchen Ruhmes, aber auch wie kein anderes Volk haben die Franzoſen von jeher es verſtanden, die ſtaunende Welt mit der Erzählung ihrer militairiſchen Leiſtungen zu erfüllen. Daß ein gutes Theil derſelben von den in Frankreichs Sold ſtehenden Fremd-Truppen zu Stande gebracht worden iſt, findet ſich in den wenigſten kriegsgeſchichtlichen Werken franzöſiſchen Urſprungs, und da nur ſo nebenbei erwähnt. Um ſo überraſchender muß aber eine geſchichtliche Arbeit wirken, welche, die Theilnahme fremder Staatsangehöriger an den Waffenthaten des franzöſiſchen Nationalheeres ſchildernd, dieſen Zweck auf ſo vorurtheilsloſe und unparteiiſche Weiſe anſtrebt, daß ſie, wie ſie uns vorliegt, ebenſo wohl von einem Engländer oder Deutſchen, Schweizer oder Italiäner u. ſ. w. verfaßt ſein könnte. Es wäre nur zu wünſchen geweſen, daß ähnliche Motive auf Thiers, Marmont, Ségur und andere neuere franzöſiſche Kriegsgeſchichtsſchreiber eingewirkt hätten, ehe ſie ihre Werke der Oeffentlichkeit übergaben.

Die Geſchichte der Fremdtruppen zerfällt in 8 Kapitel, welche man ihrem Umfange nach ebenſogut Bücher heißen könnte. Vom früheſten Erſcheinen der Schotten, Deutſchen, Schweizer ꝛc. als Soldtruppen im Dienſte Frankreichs führt uns das 1. Kapitel (Bd. I. p. 1—176) durch die Kriege Karls VIII., Ludwig XII., Heinrich II. und Franz I. in die Periode der religiöſen Bürgerkriege unter Karl IX., Heinrich III. und Heinrich IV. Die Geſchichte gerade dieſes Zeitraums (1560—1610) iſt ein

ununterbrochenes, rühmliches Zeugniß für die Treue, Tapferkeit und kriegeriſche Tüchtigkeit der germaniſchen Race, zugleich aber auch wieder eine glänzende Beſtätigung deſſen was Tacitus von ihr rühmt: **Nullus mortalium armis aut fide ante Germanos.** — Das zweite Kapitel, die Regierungsjahre Ludwig XIII. und Ludwig XIV. umfaſſend, macht uns erſt mit den Einzelnheiten der Kämpfe bekannt, welche Richelieus Politik mit meiſt deutſchen Truppen gegen die Streitkräfte des deutſchen Reiches größtentheils ſiegreich zu beſtehen wußte, — eine Politik, welche gleichzeitig die ſchwediſchen Generale Baner und Torſtenſohn an der Spitze ihrer Heere im Herzen Deutſchlands mit gutem Erfolge zu verfechten wußten. Sehr charakteriſtiſch in Beziehung auf die Aushebung oder Anwerbung der Fremdtruppen iſt die im Band I. p. 218 u. f. aufgeführte Kapitulation des ſchweizeriſchen (Berner) Infanterie-Regimentes von Erlach, vom Jahre 1672.

Aber auch in den Tagen der Fronde, unter deren Fahne der Haß gegen den übermächtigen Mazarin die beiden großen Heerführer Frankreichs, Turenne und Condé, trieb, ſehen wir die Fremdregimenter in erſter Reihe ſtreiten; ebenſo in den blutigen Eroberungszügen Ludwigs XIV. gegen Holland, in denen auch die Sieger von Nördlingen und Rocroy wieder an der Spitze der königlichen Heere ſtanden. Mit Erzählung der Thaten der Fremdtruppen in Italien, in den Niederlanden, in Spanien, am Rhein und an der Donau während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges ſchließt dieſer Abſchnitt, dem der Ueberſetzer eine überſichtliche Zuſammenſtellung des damaligen franzöſiſchen Heeres und ſeiner Einrichtungen beigefügt hat.

In der dritten Periode (1715 — 1793) tritt ein ſcharfer Unterſchied zwiſchen den Schweizer- und den andern Fremdregimentern im Dienſte der franzöſiſchen Krone dadurch hervor, daß die Schweizer nunmehr allein das Vorrecht eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit beſitzen, und nur unter dem Titel von Verbündeten und ſelbſtändigen Hülfstruppen den Bourbonen ihre Kriegsdienſte leihen, während die übrigen Fremden im Laufe des 18. Jahrhunderts gleich Nationaltruppen betrachtet und behandelt werden. Der ſich ſeines Vaterlandes mit Stolz bewußte Schweizer blieb eben auch im Dienſte Frankreichs Schweizer; die Polen, Iren, Italiäner und vor Allem, ihrem kosmopolitiſchen Charakter getreu, die Deutſchen, welche die Mehrzahl der Fremden bildeten, ließen

ſich, unzufrieden mit den Zuſtänden ihrer Heimath, geduldig zu Franzoſen ummodeln und nahmen, bis auf das Kommandowort, alle Einrichtungen des franzöſiſchen Heeres an. Bezüglich der numeriſchen Stärke der Fremdtruppen, ſo dienten hievon 1741: 51,315 Mann, 1788 noch 44,063; jedoch 1791 nur mehr 23,067 Mann, letztere meiſtens Schweizer, in Frankreich. — Der polniſche Wahlkrieg, der öſterreichiſche Erbfolgekrieg, der ſiebenjährige Krieg, der Kampf mit den Engländern um Kanada, der nordamerikaniſche Unabhängigkeitskampf ꝛc. boten dieſen Schaaren noch Gelegenheit zur Auszeichnung, ehe die Julitage des Jahres 1789 die gänzliche Auflöſung der Fremdtruppen in Frankreich anbahnten. Ein Bericht des in die Baſtille mit ſeinen Leuten zur Verſtärkung der dortigen Beſatzung kommandirten Lieutenants von der Flüe vom Schweizerregiment Salis, über die Tage vom 7. bis 13. Juli iſt höchſt leſenswerth (Bd. I. p. 469 u. folg.). Und nun begannen auch in den Reihen der Fremdregimenter die Empörungs- und Aufſtandsverſuche, unter deren verderblichen Einflüſſen die alte königliche Armee verfiel und allmälig zum brauchbaren Werkzeuge der erbittertſten Parteileidenſchaft wurde. Ein Beiſpiel einer ſolchen Militairrevolte findet ſich Bd. 1 p. 478 u. f. angeführt, nämlich der Aufſtand des Schweizerregimentes Lullin-Chateauvieux am 12. Auguſt 1790 zu Nancy.

Der 10. Auguſt 1792 beſchloß faktiſch die Dienſtleiſtung der alten Schweizerregimenter im Königlichen Frankreich; ein Dekret der Nationalverſammlung vom 20. dankt die Schweizerregimenter auch förmlich ab. Die übrigen Fremdtruppen in franzöſiſchen Dienſten beſtanden zu dieſer Zeit nur mehr aus einer geringen Anzahl von Offizieren und Soldaten; die meiſten von dieſen fanden ſich noch unter den Regimentern: Salm, Royal-Allemand, Royal-Alſace, Royal-Suédois, Royal-Deuxponts, La Marck, Berwik, bei Laffayette's, Kuſtine's und Luckner's Armeen, welch' letzterer, zu Cham in der Bayeriſchen Oberpfalz geboren, ſelbſt einer der hervorragendſten Ausländer im Dienſte Frankreichs iſt. — Die letzte Stunde der Monarchie war jedoch zugleich die der Fremdregimenter, denn jene, welche nach den Auguſt- und Septembertagen des Jahres 1792 noch als ſolche nominell beſtanden, wurden in Folge des Geſetzes vom 21. Februar 1793 entweder der franzöſiſchen Infanterie einverleibt oder aufgelöſt. — Ein am Schluß des I. Bandes gegebenes Verzeichniß der Oberſten ſämmtlicher Fremdregimenter von ihrer Errichtung bis zu ihrer Auflöſung iſt

deßhalb für den Kriegsgeſchichtsforſcher wichtig, weil dieſe Regimenter nur nach den Namen ihrer Oberſten benannt und nicht numerirt waren.

Noch ehe jedoch das republikaniſche Frankreich die Fremdtruppen der alten Monarchie aufgelöſt hatte, forderte es in ſeiner Proklamation an alle Völker vom 20. April 1792 ſchon wieder die Unterthanen fremder Länder zum Eintritte in franzöſiſche Kriegsdienſte auf, alle jene im Voraus als ſeine Söhne adoptirend, welche ihre Kräfte der Vertheidigung der Freiheit und Unabhängigkeit Frankreichs weihen würden. Alsbald zogen aus allen Theilen Europa's, namentlich aus Holland und Belgien, beträchtliche Haufen von Unzufriedenen und Abenteurern nach dem gelobten Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, um ſich unter den hochtrabendſten Namen dem franzöſiſchen Heere einverleiben zu laſſen. Da gab es denn bald bataviſche, germaniſche, nordfränkiſche, lombardiſche, allobrogiſche, ſpaniſche, iriſche, helvetiſche ꝛc. Legionen, auch Malteſer, Griechen, Türken, Kopten ꝛc. fehlten nicht in der bunten Reihe, und ſelbſt Armenier, Aethiopier, Nubier und Mameluken führte der Aufenthalt franzöſiſcher Armeen in den ſüdlichen Küſtenländern des Mittel-Meeres unter die Trikolore, welche jedoch nach Wiedererrichtung der Monarchie dem kaiſerlichen Adler den Platz räumen mußte. Als dann dieſer Adler ſeine Raubzüge begann und ſich mit der Zeit auf den Zinnen faſt aller europäiſchen Hauptſtädte niederließ, genoſſen alle dem franzöſiſchen Kaiſerreiche incorporirten Länder die Ehre, der großen Armee Rekruten ſchicken zu dürfen. Sehr lehrreich iſt in mancher Beziehung die Bd. II. p. 249 u f. aufgenommene Repartition der durch Dekret vom 11. Januar 1813 in den „fremden Departements" anbefohlenen Rekrutenaushebungen aus den Altersklaſſen der Jahre 1809, 10, 11 und 12.

So finden wir fortan die Fremdtruppen des republikaniſchen und kaiſerlichen Frankreichs auf allen Schlachtfeldern, wohin ſie der unruhige Ehrgeiz des erſten Conſuls und des Imperators warf. In Aegypten und Italien, in Syrien und in der Schweiz, in Dominga und Neapel, in Rom und an der Küſte Irlands, in Spanien und Ungarn, Illyrien und Polen, in Moskau, Liſſabon, Wien und Berlin, überall finden wir ſie, ſich mit Muth und Ausdauer ſchlagen und einen großen Theil zur Erringung der Siege beitragen, deren Erfolge dem franzöſiſchen Herrſcher zu gute kamen, und deren Lorbeeren die franzöſiſche Nation als das

ausſchließliche Verdienſt ihrer eigenen Kinder hochfahrend und voll Selbſtgefühl in Anſpruch nahm. Aber nicht nur die Truppen des eigentlichen empire, ſondern auch ſpaniſche, iriſche, polniſche, neapolitaniſche, norditaliäniſche Bataillone und Schwadronen, kurz Truppen aus all' jenen Ländern, die man in Paris ſchlechtweg als zum empire indirect gehörig bezeichnete, wurden von dem „Kaiſerlichen Aare in ſeinem Fluge mitgezogen", bis es endlich den vereinten Kräften des aus mehr hundertjährigem Schlafe erwachten Deutſchlands, dann Rußlands und Englands glückte, dem übermüthigen Adler die Flügel zu ſtutzen. Kurz vor dieſem Zeitpunkte wurde es jedoch dem ſtolzen Soldatenkaiſer ſchon unheimlich, ſo viele Fremde in den Reihen ſeines Heeres zu wiſſen, und die Auflöſung mehrerer Fremdregimenter, ſowie die Verlegung von andern in die Kolonial-Depots, welche er gegen Ende des Jahres 1813 anordnete, ſollten wenigſtens die verdächtigſten unter ihnen auf ſchickliche Weiſe von der aktiven Theilnahme am Kriege zurückhalten. Daß die Entwaffnung bei der Mehrzahl dieſer dem Kaiſer mit Enthuſiasmus ergebenen Regimenter eine unnöthige Maßregel war, läßt ſich bei der faſt zauberhaften Gewalt, welche Napoleons Perſönlichkeit auf ſeine Armeen überall und zu jeder Zeit auszuüben und zu behaupten wußte, mit Sicherheit behaupten. Und die Fakta, welche der Verfaſſer Bd. II. p. 416 anführt, laſſen in dem deutſchen Vaterlandsfreunde nur das Bedauern zurück, daß eine ſolche Summe von Hingebung und Opferfreudigkeit, wie ſie von den damals in Spanien ſtehenden Naſſauiſchen, Frankfurtiſchen, Würzburgiſchen Truppen für die Sache des Franzoſenkaiſers bethätigt wurde, nicht der Heimat und ihren heiligſten Intereſſen erhalten blieb.

Am Schluſſe der Periode des Kaiſerreichs iſt ein Verzeichniß der Fremden angehängt, welche während der Jahre 1792 bis 1814 Marſchälle oder Generale in franzöſiſchen Dienſten geworden ſind; die hervorragendſten unter ihnen möchten wohl ſein: Die Belgier Baillet de la Tour und Dumoncean, die Bayern Luckner und Marulaz (Marola), der Heſſe Eickemayer, der Irländer Kilmaine, der Holländer Chaſſé, die Polen Dombrowsky, Poniatowsky und Joſeph Zajonczek, die Sardinier Curial, Ferier, Maſſena, Pacthod und Rusca, die Schweizer Jomini, Laharpe und Reynier, wozu auch noch der aus Schottland ſtammende Macdonald und Clarke, aus einer iriſchen Familie ſeine Abkunft herleitend, zu rechnen wären.

Mit der Wiederkehr der Bourbonen verſchwanden alle Fremdtruppen aus Frankreich; die Polen wurden dem Kaiſer von Rußland, die Kroaten dem Kaiſer von Oeſterreich, und auf dieſe Weiſe fort die übrigen Reſte der Fremdtruppen den andern einſchlägigen Gouvernements zur „Dispoſition geſtellt". Wer ſich dieſem Machtſpruche über ſeine Perſon nicht fügen wollte, folgte dem verbannten Kaiſer nach Elba, um deſſen Leibwache zu verſtärken; die Bourbons hingegen vertrauten gemäß der erblichen Ueberlieferung ihrer Ahnen die Hut ihrer Perſon und ihrer Krone ausſchließlich wieder den neuerrichteten Schweizerregimentern an, welche nach Napoleons Landung im März 1815 zum Theil dem Könige treu blieben, und nach ihren Kantonen heimkehrten, zum Theil aber bei Formirung der neuen Fremdregimenter verwendet wurden, welche ſich nun wieder mit einem Schlage bildeten. Mit dem Drama der hundert Tage ſchloß jedoch auch die Epoche der Nepoleoniſchen Fremdregimenter zum zweitenmale ab, als deren letztes Gedächtnißzeichen die berüchtigte Helenamedaille zu betrachten iſt. Und wieder trat die Schweizergarde auf den Platz, den ſie ſeit vier Jahrhunderten bei den Söhnen des heiligen Ludwig behauptet hatte. Die am 1. Juli 1816 mit den Schweizerkantonen abgeſchloſſene Kapitulation, die letzte welche Schweizer zum Kriegsdienſte Frankreichs verbindlich machte, ſetzte den Stand der Schweizertruppen auf zwei Garde- und 4 Linienregimenter feſt; das Gewitter der Julitage fegte jedoch dieſe Leibwache unbarmherzig und wohl für immer vom Boden Frankreichs weg. Gleiches Schickſal hatte die Legion Hohenlohe, welche 1816 aus den Reſten der von Napoleon in den 100 Tagen formirten acht Fremdregimenter gebildet worden war.

Aber als ob ein geheimnißvoller Magnet immer und immer wieder die Unterthanen fremder Länder unter die franzöſiſchen Fahnen zöge, ſo finden wir auch unter den Orleans erſt in Morea, dann in Algerien und unter dem zweiten Kaiſerreiche in der Krimm und 1859 in Italien Fremdtruppen in franzöſiſchen Dienſten, von welchen ſich namentlich die, allerdings zum großen Theil aus gebornen Franzoſen beſtehenden, Zouaven und Turcos bereits einen europäiſchen Ruf erworben haben. Doch dieſe Epoche gehört der Gegenwart und noch nicht der Geſchichte an, und kann demnach ihre kritiſche Beurtheilung erſt in Jahrzehnten erwarten.

Warum wir bei Beſprechung gerade dieſes Werkes ſo ausführlich geworden ſind, jedenfalls viel zu ausführlich für den ſo karg zugemeſſenen

Raum? — Weil uns die Betrachtung über den Antheil, den die Söhne des nichtfranzöſiſchen Europas und vor Allem die Deutſchen an den zahlreichen Kriegen Frankreichs zum Nachtheile ihres Vaterlandes nahmen, zu ernſten Gedanken ſtimmte und die verhängnißvolle Frage anregte, ob nicht Mangel an patriotiſcher Geſinnung bei jenen Nationen, welche im Laufe der Jahrhunderte das ſtärkſte Kontingent für die Fremdtruppen Frankreichs lieferten, die Hauptnrſache des Gelingens franzöſiſcher Beherrſchungs- und Eroberungspläne geweſen iſt? Aus dieſem Grunde und weil wir das vorliegende Werk als einen Gewiſſensſpiegel betrachten, in welchem auch das deutſche Volk nicht oft genug blicken kann, haben wir demſelben eine beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden zu müſſen geglaubt, eine größere, als es im Verhältniſſe zu andern wiſſenſchaftlichen Leiſtungen verdient hätte.

L. H.

Les états de Normandie sous la domination anglaise par Ch. de Baurepaire, ancien élevè de l'école de Chartes Paris, 1859. 195 S. 8.

Eine äußerſt gründliche Schrift, die ihrem Verf. und der berühmten Schule, in der er gebildet wurde, große Ehre macht. Als nach der Schlacht von Azincourt (1415) König Heinrich V. von England mit Hilfe der Burgunder die Normandie und bald darauf einen großen Theil des nördlichen Frankreich, ſich als deſſen König gerirend, erobert hatte, organiſirte er noch vor dem ihn zum Könige von Frankreich erklärenden Vertrag von Troyes (i. J. 1422) jenes Stammland ſeines Hauſes mit Einverleibung der nächſten Provinzen und rief zum erſtenmale 1421 die Stände zuſammen, um ſich Subſidien votiren zu laſſen. Die Krone England beſaß das Land bis zum Jahr 1449, und während dieſer langen Periode zeigten ſich die Stände als ihr unterthänig und treu ergeben. Thaten ſie dieß mit Aufrichtigkeit und mit Freiheit? zogen ſie die engliſche Herrſchaft der franzöſiſchen vor? Die Beantwortung dieſer Fragen iſt der Hauptgegenſtand der Unterſuchung, die ſich überall ſtreng an die, freilich dürftigen Quellen hält, und das Ergebniß die Verneinung jener Fragen. In einer Abhandlung (S. 10—102) ſeiner Schrift gibt der Verf. eine aktenmäßige Geſchichte der zahlreichen Ständeverſammlung der Normandie et des pays de conquête von 1421 bis 1449; in der zweiten beſchreibt er ihre Or-

ganiſation (S. 103—136) und das Verfahren in denſelben. Ein Appendix (S. 137—152) enthält die Liſte der engliſchen Trésoriers und Receveurs généraux im Lande, ferner die der Abgeordneten der drei Stände. Auf dieſen Anhang folgt S. 133 der Abdruck von 26 pièces justificatives. Man erlangt durch die gründliche Schrift eine vollſtändige Kenntniß der Zuſtände des Ständeweſens des Landes während der engliſchen Herrſchaft.

L. A. W.

Histoire de Bar sur Aube sous les comtes de Champagne (1077 — 1284) par M. H. d'Arbois de Jubainville avec la collaboration de M. L. Pigeatte. Paris et Troyes 1859. XXVII u. 164 S. 8.

Dieſe Schrift des rühmlich bekannten Paläographen und Geſchichtsforſchers füllt eine Lücke in der vor einigen Jahren in einer Monographie Chevalier's gegebenen Geſchichte der im 11. Jahrhundert mit der Champagne vereinigten Grafſchaft Bar-sur-Aube aus. Sie wurde veranlaßt durch die dem Verf. gemachte Mittheilung eines Domherrn des Stifts St. Marlou in der Stadt Bar, und beſteht vorzugsweiſe in der Zuſammenſtellung und Beleuchtung der in dieſer wichtigen Geſchichtsquelle enthaltenen Aufſchlüſſe über die Schickſale des Landes zwiſchen 1159 bis 1273, eines Zeitabſchnittes, über welchen das Werk Chevalier's ſo gut wie nichts enthält. Da Refer. das letztere nicht zu Gebote ſteht, ſo iſt er außer Stand, vom Verhältniß beider Arbeiten etwas zu ſagen.

In einer Introduction von S. IX—XXVII gibt der Verf. eine kurze kritiſch bearbeitete Chronologie der Landesherren von Bar, die als Ergänzung der Regentengeſchichte der Champagne in dem berühmten Werk l'art de vérifier les dates anzuſehen iſt. Der Hauptinhalt des Buches beſteht 1) in einer geſchichtlich-ſtatiſtiſchen Darſtellung der institutions civiles et ecclésiastiques de Bar, d. h. der bürgerlichen und kirchlichen Organiſation der Grafſchaft (S. 1—88); 2) in einer ausführlichen Topographie der Stadt Bar, welcher eine Karte der Stadt, wie ſie 1769 war, vorangeht.

Was die Anführung der in den Quellen der Localgeſchichte enthaltenen Daten über die Beamten ꝛc. betrifft, ſo können ſie nicht für ausreichend erklärt werden, theils weil ſie nur einzelne, meiſtens iſolirte Thatſachen conſtatiren, theils weil der Verf. den erſt in neueſter Zeit beſonders durch den Refer. und Schäffner (welchen letzteren er übrigens anführt) feſtgeſtellten wahren Charakter jener Beamten nicht kennt. Auch

nahm er keine Rückſicht auf die doch ſchon durch Guizot hervorgehobenen Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Städte mit ſogenannten Communal- d. h. Schutzgilden-Verfaſſungen.*) Bar ſcheint eine ſolche gehabt, aber verloren zu haben. Das Amt des Vicomte ſetzt er ganz und gar dem des Vicarius (Vignier) gleich, während doch in einem großen Theile Frankreichs das Amt des letzteren nichts anderes als das des Centenarius war. Er beſtimmt nicht das Verhältniß der Scabini und der erſt in Folge der Communal-Verſchwörungen eingeführten Jurati, ſowie nicht das des landesherrlichen Prévot zum ſtädtiſchen Mayeur (Major oder Villicus). Eine Communal-Charte von Bar ſetzt er zwar in die Jahre 1230—1231, ſagt aber nicht, ob man deren Text noch hat oder nicht; ſie ſoll die von Meaux geweſen ſein, welche der von Soiſſons und mit dieſer alſo der von Beauvais nachgebildet war.

Gelungener iſt die in der zweiten Abtheilung gegebene Darſtellung der Institutions ecclésiastiques, in welcher er von den Archidiacres den doyens ruraux, dem chapitre de St. Maclou (deſſen Organiſation vollſtändig auseinander geſetzt iſt), den Prieuré de St. Germaine, de St. Pierre, den Hospices St. Nicolas und St. Esprit, der Leproſerie und dem Hoſpital de St. Jean de Jerusalem (S. 43—87) handelt. Von großem Werthe ſind XII theils ſchon gedruckte, theils bisher unbekannte pièces justificatives, meiſtens lateiniſche Urkunden, unter welchen die letzte, welche die Statuten des Stifts von St. Maclou enthält, die wichtigſte iſt. Außer der topographiſchen Karte ſind noch fünf Siegelabdrücke gegeben. Ein genaues alphabetiſches Regiſter erleichtert die Kenntnißnahme des Inhalts des Buches, das jedenfalls ein zu beachtender Beitrag zur Provinzial- und Städte-Geſchichte Frankreichs iſt. L. A. W.

Histoire de Chatelleraud et du Chatelleraudais par M. l'abbé Lalanne. Chatelleraud 1859. 2 Vol. XI. 613 u. 428 S. 8. mit einer Karte und mehreren Steinabdrücken.

Es iſt ein erfreuliches Zeichen der fortſchreitenden hiſtoriſchen Studien in Frankreich, daß mehr und mehr Monographien über die Geſchichte

*) Ausführlich handelt von denſelben und allen anderen mittelalterlichen Städteverfaſſungen Frankreichs Reſer. in ſeiner franz. Staats- und Rechts-Geſchichte Bd. I. S. 252 ff.

einzelner Provinzen, Bezirke, Städte und anderer Oertlichkeiten geſchrieben werden, und zwar nicht mehr in der frühern oberflächlichen Weiſe, ſondern mit Hilfe gründlicher und gewiſſenhafter Forſchungen und in mehr oder weniger allſeitiger Richtung.

Ein durch dieſe Eigenſchaften ausgezeichnetes Werk iſt die rubricirte Geſchichte des früher eine Vicomté in der Provinz Poitou bildenden Diſtriktes Chatelleraud im Departement der Vienne. Der ſonderbare Namen iſt entſtanden durch die Verbindung der lateiniſchen Worte **Castrum** und **Airaudi** — **Castrum Airoldi**, denn der erſte erbliche Beſitzer und Herr der Vicomté hieß, **Airaldus** galliſirt in **Airaudus**.

Die Grafſchaft Poitou, hervorgegangen aus dem **Pagus Pictaviensis**, zerfiel nämlich in drei ſchon im 9. Jahrhundert erblich geweſene Vice-Grafſchaften, wovon die nördlich von Poitiers gelegene eine war. Die mit dem älteſt bekannten Vicomte im Jahre 890 beginnende Geſchichte des Ländchens zerfällt in zwei Perioden, in deren erſter es ſeine eigenen Landesherren, Vaſallen der Krone Frankreichs, hatte, und in deren zweiter, von 1504 an, es unmittelbar dem Könige unterworfen war und als eigene Herrſchaft und eine Zeitlang als Duché-Pairie im Genuſſe einzelner Mitglieder des Königshauſes ſich befand. Vorangeſchickt iſt unter dem Titel **Statistique** (S. 1—148) eine Beſchreibung des Landes mit einem freilich nur kurzen Ueberblick auf deſſen Vorgeſchichte in den celtiſchen, römiſchen und fränkiſchen Zeiten. In derſelben iſt auch von den noch vorhandenen Alterthümern die Rede, unter welchen uralte befeſtigte Souterrains, worin urſprünglich die celtiſchen Bewohner der Gegend ſich gegen feindliche Angriffe und ſpäter die erſten Chriſten zu verbergen pflegten, beſchrieben werden. Die meiſten Illuſtrationen des Buches befinden ſich in dieſer ſtatiſtiſchen ſehr leſenswerthen Einleitung.

Die Landesgeſchichte von Chatelleraud von 890 bis 1503 iſt ganz feudal. Die Vicomté zerfiel in eine Anzahl kleiner Lehensherrſchaften, die alle aufgeführt und, ſo weit es möglich war, nebſt der in ihnen ſtattfindenden Lehenfolge am Ende des Bd. I. von S. 321—506 unter der Aufſchrift: **Hiérarchie féodale de l'ancienne élection de Chatelleraud** beſchrieben werden. Der Verf. geht überall in das kleinſte hiſtoriſche Detail ein und führt, ſo oft er mit beſonderen einzelne Oertlichkeiten namentlich Klöſter und Stifter betreffenden Ereigniſſen ſich zu befaſſen hat, deren Specialgeſchichte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fort, durch welche

Excurſe der allgemeine Gang der Landesgeſchichte oft viele Seiten hindurch unterbrochen wird. Den Leſer entſchädigen die meiſtens ſehr intereſſanten Mittheilungen.

Es iſt ſchwer, dem Verfaſſer zur Feſtſtellung der Erbfolge in der Vice-Grafſchaft Chatelleraud zu folgen: die Herrſchaft kam häufig durch Erbtöchter an andere Häuſer, im 11. Jahrhundert an das der Grafen von Rochefoucauld, im 12. an das der Grafen von Poitiers, darauf an das Haus Luſignan, von dieſen an die Grafen von Harcourt, die ſie 1445 an Karl IV. von Anjou und Maine gegen eine andere Herrſchaft vertauſchten.

Nach dem Tode Karls IV., der Ludwig IX. zum Erben eingeſetzt hatte, zog letzterer das Land an ſich (1482), ſtatt es den legitimen Nachfolgern, d. h. den Kindern des 1476 enthaupteten Grafen von Armagnac, zu überlaſſen, und gab es ſeiner Tochter Anna, Dame von Baujeu (S. 317), welche 1491 daſſelbe den letzteren zurückerſtattete; als aber dieſe es an das Haus Rohan verkauft hatte, brachte ſie es, ein Retractsrecht ausübend, 1504 wieder käuflich an ſich (Bd. II. S. 5) und gab es 1505 ihrer Tochter Suſanne von Bourbon zum Brautſchatz. Dieſe verkaufte die zum Herzogthum erhobene Herrſchaft an Franz von Bourbon, deſſen Sohn der berühmte Connetable Karl von Bourbon ſie erbte, aber in Folge der Intriguen Louiſens von Savoyen, Franz I. Mutter, wieder verlor. Nach Karls Tod vor Rom 1527 wurde Chatelleraud als Staatsdomäne confiscirt, jedoch abermals zurückgegeben, bis es 1545 wieder mit der Krone vereinigt wurde. Heinrich II. gab es darauf zur Belohnung geleiſteter Dienſte dem ſchottiſchen Herzoge von Hamilton (II. 9), unter deſſen Regierung der proteſtantiſche Cultus ſich darin verbreitete, confiscirte es aber ebendeßhalb 1559 wieder. Während der Hugenottenkriege war Chatelleraud häufig der Schauplatz blutiger Kämpfe; 1585 ergab es ſich Heinrich IV., der 1591 dort die Conferenzen der Proteſtanten halten ließ, deren Ergebniß das Edikt von Nantes war. Nach deſſen Widerruf ließ Ludwig XIV. die proteſtantiſche Kirche in der Stadt ſchließen und unterdrückte den Cultus. Die Geſchichte des Ländchens geht vom 17. Jahrhundert an in der von Frankreich auf.

Der zweite Band ſchließt mit einer **Biographie Chatelleraudaise**, d. h. Lebensbeſchreibungen namhafter Perſonen in alphabetiſcher Ordnung (S. 313—397), und einer chronologiſchen Liſte der Vorſteher der Stifte und

Kirchen, ſowie der höchſten Beamten der Stadt und des Landes (S. 398 bis 422). L. A. W.

Histoire de Lorraine au XVIII. Siècle. Le château de Luneville. Par Alex. Joly, Architecte. Paris, 1860. 8.

Ein mit genauer Sachkenntniß in anziehender Weiſe geſchriebener Beitrag zur Lokalgeſchichte der eine Zeitlang die Reſidenz der Herzoge von Lothringen bildenden Stadt Luneville, vorzugsweiſe im vorigen Jahrhundert. Die Schrift zerfällt in eine Einleitung, d. h. in eine Chronik der Oertlichkeit von den älteſten Zeiten bis 1702 (S. 1—22), dann in vier Abtheilungen, deren erſte die Geſchichte des Schloſſes Luneville und ſeiner Bewohner unter Leopold von 1702—1729 (S. 27—67) enthält, die zweite die unter Franz III. und der Regentſchaft zwiſchen 1729 und 1737 (S. 72—88), die dritte die unter Stanislaus von 1737—1766 (S. 89 bis 142), die vierte die Geſchichte der von Jahrzehent zu Jahrzehent immer betrübender werdenden Schickſale des verfallenden und zu verſchiedenen Benützungen umgewandelten Schloſſes — das der Verfaſſer in ein Invalidenhaus für bedürftige Civilperſonen umgewandelt ſehen möchte. — Die Schrift iſt ein würdiger, auf den Leſer einen tiefen Eindruck machender Rückblick auf vergangene Herrlichkeiten, eine Art Grabrede, wie man deren jetzt vielen einſt prachtvollen fürſtlichen Paläſten halten könnte. — L. A. W.

Recueil journalier de ce qui s'est passé de plus mémorable dans la Cité de Metz pays Messin et aux environs de 1656 á 1674, fait par Joseph Ancillon, publié par M. F. M. Chabert Metz et Paris 1860. XI. u. 117. S. 12.

Dieſes von einem der Ahnen unſeres berühmten Ancillon geſchriebene Tagebuch, worin in kürzeſter Verbindung eine Menge Localereigniſſe der verſchiedenſten Art von Jahr zu Jahr aufgezeichnet ſind, gleicht den in früheren Jahrhunderten verfaßten Kloſteranualen, hat aber nicht das Verdienſt, Thatſachen von allgemeiner geſchichtlicher Erheblichkeit aufzuführen. Der vom Herausgeber gerühmte Verfaſſer der Notizen hatte ſie gewiß nicht zur Veröffentlichung beſtimmt. Sie können nur Bewohnern von Metz oder der Umgegend von Intereſſe ſein, ſind aber ſelbſt für dieſe ohne ein in's Einzelne gehendes Studium über die Stadtgeſchichte von Metz unverſtändlich. L. A. W.

Histoire de la ville de Saint-Mihiel par Dnmont jugé à St. Mihiel. Nancy et Paris, 1860 u. 1861. 2 Vol. 357 u. 403 S. 8.

Die mit großem Luxus gedruckte Geſchichte der Stadt St. Mihiel in dem ehemaligen Herzogthume Bar iſt ein mißlungenes Werk. Es mangelt dem mit den hiſtoriſchen Einzelheiten ſeiner Vaterſtadt freilich vertrauten Verf. ſonſt an allen einem Hiſtoriker nöthigen Kenntniſſen, an aller Methode und dem Verſtändniß der Aufgabe eines Hiſtorikers. Das Buch iſt eine Chronik, in welcher alle möglichen Thatſachen und Localereigniſſe der Zeitfolge nach erzählt werden, untermiſcht mit ſtatiſtiſchen Angaben der verſchiedenſten Art, einigen Anecdoten u. ſ. w. Nur hie und da begegnet man werthvolleren Mittheilungen, namentlich über die Abtei, ſo Band I, S. 111–143 einem Verzeichniß ſämmtlicher ſehr beträchtlicher Beſitzungen und Gerechtſame derſelben im 14. Jahrhundert. Sie hatte damals 23 Grundherrſchaften (Seigneuries), 3 Bezirke mit hoher und 18 mit niederer Gerichtsbarkeit, 28 Höfe in ebenſo vielen Dörfern, 12 Prioreien mit bedeutenden Einkünften, 50 Pfarreien, den ganzen Zehnten in der Gemarkung von 8 Gemeinden, Antheil am großen Zehenten in 52 Dörfern und am kleinen in 43, das Frohnrecht in 12 Dörfern, 500 Morgen Aecker und 400 Wieſen in 17 Gemeinden, 18 Mühlen, Jagd und Fiſcherei in 5 Gemeinden, 35 Morgen Weinberge, 9 Keller, 4 Fiſchteiche, 5000 Morgen Wald, außerdem Einnahmen von Steuern, Gilten, Naturalabgaben u. ſ. w.

In Deutſchland wäre die Abtei ein Hochſtift geweſen. Schon Kaiſer Ludwig der Fromme führt ſie auf in ſeiner Constitutio de Servitio monasteriorum v. 817 und zwar in der Claſſe derjenigen quae tantum dona dare debent sine militia (bei Pertz Monum. Germ. hist. leg. t. I. p. 323; ſie heißt dort: Monasterium Sancti Michaelis Maresci primi, was, wie ſchon Pertz bemerkt, ein unrichtiger Text iſt und heißen muß M. S. Marsu'pii,.*) — Kulturhiſtoriſch bemerkenswerth iſt auch die 1659 vorgenommene Excommunication und Exorcirung der Feldmäuſe, die man durch dieſen Akt, ſowie durch Bittgänge und Betſtunden vertilgen zu können glaubte. (Bd. II. S. 96.)

*) Marsupium war ein Bächlein, an welchem das Kloſter zur Ehre des Erzengels Michael anfangs errichtet wurde.

Von Werth ſind insbeſondere des Verf. Notizen über die Sitzungen der Landſtände vom Jahre 1787 und die von ihnen gefertigten Beſchwerden und Geſuche (Bd. II. S. 210 – 224). Ein trauriges Gemälde iſt das der 1791 erfolgten Aufhebung der Abtei und der anderen Klöſter der Stadt, der Verkauf ihrer Beſitzungen und das Verbrennen aller Meubel, Gemälde, Statuen u. ſ. w. in der Kirche, welches unter Triumphgeſchrei auf dem Marktplatze der Stadt vorgenommen wurde (II. S. 234). Es gab natürlich zwei Parteien, und mit Freuden ſah die evangeliſche 1792 das Einrücken der Armee des Herzogs von Braunſchweig, deren baldiger Rückzug die Anklage von 31 Verdächtigten in der Stadt, ſowie viele Hinrichtungen zur Folge hatte. Der Verf. theilt ausführlich die Geſchichte der Verfolgten, ihrer Vermögensconfiscationen u. ſ. w. bis 1797 mit (II. S. 238—272).

Der Reſt der Geſchichte der Stadt, der die Alliirten i. J. 1814 eine enorme Kriegscontribution auflegten, iſt kurz erzählt S. 275 ff.

Ein 1861 erſchienener dritter Band bringt das Werk zum Abſchluß.

L. A. W.

Recueil de documents inédits concernant la Picardie, publiés, d'après les titres originaux conservés dans son cabinet par Victor de Beauvillé, de la société imperiale des antiquaires de France. — Paris, imprimé par autorisation de M. le garde des sceaux à l'imprimerie imperiale. MDCCCLX. 4.

Eine Sammlung von 162 Stücken, wovon 6 dem zwölften, 22 dem dreizehnten, 41 dem vierzehnten, 60 dem fünfzehnten, 31 dem ſechzehnten, 8 dem ſiebzehnten und 3 dem achtzehnten Jahrh. angehören. Es ſind Documente ſehr verſchiedener Art und von verſchiedenem Werth: Urkunden, Ordonnanzen, Patente, Rechnungen u. ſ. w., in denen faſt alle Städte der Picardie vertreten ſind. Eine eingehende Analyſe gibt Hr. Douet d'Arcq in der bibliothèque de l'école des chartes t. 12 p. 281—293. Darnach iſt die Sammlung nach vielen Seiten von hervorragendem Intereſſe, und verdient der Herausgeber alles Lob. Er hat durch Inhalts-Ueberſichten und Namen- und Sachregiſter die Benützung ſeines Buches ſo bequem als möglich gemacht. An der Einleitung rühmt man Gewiſſenhaftigkeit, Freimuth und Lebhaftigkeit des Geiſtes — dieſelben Vorzüge, welche des Verfaſſers Geſchichte von Montdidier charakteriſiren.

Aus Zeitschriften.

L'investigateur, Journal de l'Institut historique. T. X, III. série. Paris, 1860. 384 S. 8.

Enthält u. a.: Une année du règne de François I. (1525) von Joret Desclosières, p. 205. — Esquisse historique de la politique de l'Espagne pendant la dynastie autrichienne. Discours lu en séance publique à l'académie royale d'histoire de Madrid, le 22 avril 1856, par Martinez de la Rosa; traduit de l'espagnol par M. Smith.

Bibliothèque de l'école des chartes. V. Série. T. 1 u. 2. Paris, 1860. 8.

In Bd. I folgende Abhandlungen: E. Boutaric, Les premiers Etats généraux (1302 1314). p. 1 – 37. — De Mas-Latrie, Essai de classification des continuateurs de l'histoire des croisades de Guillaume de Tyr, p. 38, 140. — Léopold Delisle, Lettre de l'abbé Haimon sur la construction de l'église de Saint-Pierre-sur-Dive, en 1145, p. 113. — Lefèvre, Les baillis de la Brie au XIII, siècle, p. 179. — Douet d'Arcq, Un petit traité de cuisine écrit en français au commencement du XIV. siècle, p. 209. — Marion, Les actes de Saint Benigne, p. 228. — Siméon Luce, Examen critique de l'ouvrage in titulé Étienne Marcel et le gouvernement de la bourgeoisie au XIV. siècle, par Perrens, p. 241. — Lacabane, Observations sur la géographie et l'histoire du Queroy et du Limousin, à propos de la publication du cartulaire de Beaulieu, p. 305. — De Mas-Latrie, Fragment d'histoire de Chypre, Premiers temps d'Amauri de Lusignan, p. 339. — D'Arbois de Jubainville, Nouvelle hypothèse sur la situation du Campus Mauriacus, p. 370. — Delisle, Recherches sur l'ancienne bibliothèque de Corbie, p. 393—498. — Quicherat, De l'enregistrement des contrats à la curie, p. 440. — Raymond, Pièces sur l'hôtel de Clisson, aujourd'hui palais des archives et école des Chartes, p. 447. — Vallet de Viriville, Mandement adressé, 67 mars 1492, par le roi Charles VIII aux élus pour connaître le nombre des feux du royaume, p. 455. — Meyer, Anciennes poésies religieuses en Languedoc, p. 481. — Blancard, Documents inédits sur l'histoire politique de Marseille au XIII. siècle, p. 516. —

In Bd. II; Boutaric, Organisation militaire de la France, sous la troisième race, avant l'établissement des armées permanentes, p. 1. — Paul Meyer, Etudes sur le Chanson de Gérard de Roussillon, p. 31. — Celestin Port, Documents sur l'histoire du théâtre à Angers et sur le

véritable auteur du Mystère de la passion, p. 69. — Th. Sickel, Lettre de Jeanne d'Arc aux Hussites, p. 81. — Lacabane, Observations sur la géographie et l'histoire du Quercy et du Limousin à propos de la publication du cartulaire de Beaulieu (2. Artikel), p. 97. — Anatole de Barthélemy, Recherches sur la noblesse maternelle, p. 123. — Le Roux de Lingy, Discours des Cérémonies du Mariage d'Anne de Foix, de la maison de France, avec Ladislas VI roi de Bohême, de Pologne et de Hongrie, précédé du discours du voyage de cette reine dans la seigneurie de Venise; tout mis en écrit par Pierre Choque, dit Bretagne, roi d'armes de la reine Anne de Bretagne, p. 156.

Séances et travaux de l'Académie de sciences morales et politiques en 1859 et 1860. Paris, Durand, 1860. 8. T. 47 u. folg.

Von den hier veröffentlichten hiſtoriſchen Arbeiten erſcheinen erwähnenswerth: Étude sur la Bretagne et l'évêché de Cornouaille, par M. Du Châtelier, in t. 47 der Serie p. 267 u. 439 (1859), fortgeſetzt im J. 1860 in t. 3 des Jahrganges p. 5 u. 193. — L'empire d'Allemagne et l'Italie au moyen âge, par M. Eugène Rendu, t. 47 p. 321, fortgeſetzt t. 28 p. 161 ff. — L'Extinction de la dîme et du régime féodal en Angleterre, par Henri Douniol, t. 47 p. 295; fortgeſetzt t. 48 p. 243.

Mit dem Jahre 1860 beginnt eine neue, die vierte Serie der Séances et travaux. — Der 2. Bd., der 52. der ganzen Sammlung (jeder Jahrgang hat 4 Bde.) enthält eine neue Arbeit des berühmten Mignet: Le Connétable de Bourbon; sa conjuration avec Charles-Quint et Henri VIII contre Francois I.; invasion de la France en 1523 p. 7 u. 325. — Étude sur l'histoire et l'organisation comparée des États provinceaux avec diverses époques de la monarchie française jusqu' en 1789, par M. Laferrière, p. 99 u. 335 des 3. Bdes. u. p. 321 des 4. Bdes. — Le Grand dessein de Henri IV, par M. Wolowski, t. 4. p. 9.

Revue des deux mondes. Paris, 1800. Tom. 25—30. 8.

In Bd. 25 und 26: Mignet, Rivalité de Charles-Quint et de François I. Le Connétable de Bourbon. Drei Artikel. — Victor Cousin, La jeunesse de Mazarin, Band 26 p. 81 u. 275 ff. — Michelet, Decadence morale du XVII. siècle, p. 538. — In Bd. 27: L. de Carné, la Chute du grand empire. — L. Binaut, une revolution au XIV. siècle (Etienne Marcel etc.) p. 1009. — Bd. 28: Charles de

Mazade, La Monarchie absolu en Espagne. Les Trois Charles, les Habsbourg et les Bourbons dans la Péninsule, p. 704. — Bd. 29: Ginguené, une mission en Suisse pendant les Cent-Jours, Papiers inédits, p. 497. — Bd. 30: Amedée Thierry, trois ministres de l'empire Romain sous les fils de Théodose. I. Rufin. p. 5. — Charles de Mazade, Le Cardinal Albéroni et une expedition en Sicile au 18. siècle, p. 185.

A. Allgemeine französische Geschichte.

Pierrot, abbé, Histoire de France depuis les premiers âges jusqu' en 1848. Tomes 14. 15. Angers, (Paris, Vivès) 1860. 548 u. 678 S. 8.

Anquetil, Histoire de France, depuis les temps les plus reculés jusqu' à la révolution de 1789, suivie de la continuation de Norvins, comprenant l'histoire de la révolution etc., jusqu' à la révolution de 1830. Nouvelle édition. Tome 5. Paris, Furne et Ce. 1860. 755 S. 8.

— —, Histoire de France, depuis les temps les plus reculés jusqu' à la révolution de 1789; continuée depuis l'ouverture des états généraux jusqu' à la fin de l'empire, d'après Dulaure; depuis la restauration de 1814 jusqu' au 10 décembre 1848, par Paul Lacroix; depuis l'élection du président de la république jusqu' à la fin de la guerre d'Italie, par E. F. D. T. 1. 2. et 1re partie du T. 3. Paris, Dufour, Mulat u. Boulanger, 1860. 1445 S. 8.

Martin, Henri, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu' en 1789. 4. édition. Paris, Furne, 1860. Tome XVI. 684 S. Table analytique. 608 S. 8.

Gabourd, Amédée, Histoire de France, depuis les origines gauloises jusqu' à nos jours. Paris, Gaume fr. et Duprey, 1860. Tome XV u. XVI (1686—1763), 644 u. 557 S. 8.

Lavallée, Théophile, Histoire des Français, depuis le temps des Gaulois jusqu' en 1830. 13. édition. 4 vols. Paris, Charpentier, 1860. 2315 S. 18.

Crowe, E. E., The history of France. 5 vols. Vol. 2. London, Longmann, 1860. 658 S. 8.

Godwin, Parke, The history of France. Vol. I. Ancient Gaul. New York, 1860. 495 S. 8.

Mury, P., abbé, Précis de l'histoire politique et religieuse de la France. Tom. 1. u. 2. Paris, Bray, 1860. VIII u. 370 S. u. 676 S. 12.

White, James, History of France, from the earliest times to 1848. 2de edit. London, Blackwood, 1860. 660 S. 8.

Raffy, C., Lectures d'histoire de France et d'histoire du moyen âge. Paris, Durand, 1860. 428 S. 12.

— —, Lectures d'histoire de France et d'histoire des temps modernes. Paris, Durand, 1860. 844 S. 12.

Lasteyrie, Jules de, Histoire de la liberté politique en France. 1. partie. Paris, Lévy fr., 1860. XXVIII u. 408 S. 8. S. o. S. 384.

M. F. du Cellier, Histoire des Classes labourieuses en France. Paris, 1860. S. oben S. 385.

R. de Larcy, Des vicissitudes politiques de la France. Etudes historiques. 1re partie: des institutions depuis les origines de la monarchie jusqu' à Louis XIV. 2e partie: le duc de Bourgogne et Fénélon. Paris, Amyot, 1860. XVI. u. 535 S. 8. L'ouvrage se composera de 3 parties.

Negociations de la France dans le Levant, ou correspondances, mémoires et actes diplomatiques des ambassadeurs de France à Constantinople et des ambassadeurs, envoyés ou résidents à divers titres à Venise, Raguse, Rome, Malte et Jerusalem, en Turquie, Perse, Géorgie, Crimée, Syrie, Egypte etc. et dans les états de Tunis, d'Algier et de Maroc.; publiés pour la première fois par E. Charrière, T. 4. Paris, 1860. 4. (Collection de documents inédits sur l'histoire de France.)

Aimé Champollion-Figeac, Les archives departementales de France. Manuel de l'archiviste de préfectures des mairies et des hospices, contenant les lois, décrets, ordonnances, réglements, circulaires et instructions relatifs au service des archives, des renseignements pratiques pour leur exécution et pour la rédaction des inventaires; et précédé d'une

introduction historique sur les archives publiques, anciennes et modernes. Paris, imprimerie et librairie administrative de Paul Dupont; librairie archéologique de J. B. Dumoulin, 1860. 400 S. 8.

Creuly, général, et Alfred Jacobs, Géographie historique de la Gaule. Examen critique et topographique des lieux, proposés pour représenter Uxelodunum. Paris, Durand, 1860. 38 S. 8. m. Kpfrn. S. o. 8. 374.

Desmaze, Charles, Le Parlement de Paris, son organisation, ses premiers presidents et procureurs généraux, avec une notice sur les autres parlements de France et le tableau des premiers présidents et procureurs généraux de la cour de Paris et des bâtonniers de l'ordre des avocats (1334 — 1860). 2. édition, revue et augmentée Paris, Cosse et Marchal, 1860. IX, 538 S. 8. Vergl. o. S. 381.

Hatin, Eugène, Histoire politique et littéraire de la presse en France, avec une introduction historique sur les origines du journal et la bibliographie générale des journaux depuis leur origine. T. 4 u 5. Paris, Poulet-Malassis et de Broise, 1860. 466 u. 483 S. 8.

Maxas, Alex. et Théodore Anne, Histoire de l'ordre royalet militaire de Saint-Louis depuis son institution en 1693 jusqu' en 1830. 2. édition, revue, corrigée et considérablement augmentée. Tomes 1. 2. Paris, Didot, 1860. 1198 S. 8.

Champion, Maurice, Les inondations en France depuis le sixième siècle jusqu' à nos jours. Recherches et documents contenant les relations contemporaines, les actes administratifs, etc. Tom. 2. Paris Dalmont et Dunod. 1859. 8.

Armorial national de France. Recueil complet des armes des villes et provinces du territoire français, réuni pour la première fois, dessiné et gravé par H Taversier, avec des notices descriptives et historiques par Léon Vaisse. Précédée d'un aperçu de l'histoire, d'un traité de l'art et d'un dictionnaire des termes du Blason. Paris, Traversier, 1860. 104 S. 4.

Armorial de la noblesse de France, pubhé par une société de généalogiques paléographes, sous la direction de MM. d'Auriac et Acquier. Registre 7e. Paris, bureaux héraldiques, 1860. 262 S. 4.

Gourdon de Genouillac, H., Recueil d'armoiries des maisons nobles de France. Paris, Dentu, 1860. III, 454 S. 8.

Pocy d'Avant, Faustin, Monnaies féodales de France 2 vol. Paris, Rollin, 1860. 422 S. 4.

Supplément à la généalogie de la maison de Cornulier, imprimée en 1847. Nantes, Guéraud et Ce 1860. VII u. 335 S. 8.

B. Zur Geſchichte einzelner Zeiträume. Biographien und Memoiren.

Mémoires de Jean, sire de Joinville, ou Histoire et chronologie du très-chrétien roi saint Louis, publiés par Fr. Michel, précédés de dissertations par Ambroise-Firmin Didot, et d'une notice sur les manuscrits du sire de Joinville par Paulin Pâris. Paris, Didot, 1860. 554 S. 18.

Documenti inediti riguardanti le due crociate di San Ludovico, re di Francia, racolti ed illustrati da L. T. Belgrano. Genova, 1859. Disp. 1—6. 8.

Perrens, Etienne Marcel, und Siméon Luce, Examen critique de l'ouvrage intitulé Etienne Marcel etc. Paris, 1860. S. oben S. 387 ff.

Haſe, Dr. Karl, Die Jungfrau v. Orleans. 2. verbeſſ. Aufl. (Neue Proph. 1. Hft.) Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1861. 184 S. 8.

Dr. Eyſell, Das Leben der Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. 4. Theil. Gymn.-Progr. Minteln, 1860. 39 S. 8.

Lacombe, Ferdinando, Le siège et la bataille de Nancy (1476—77). Episodes de l'histoire de Lorraine. Nancy, Maubon, 1860. 163 S. 8.

Le Roux de Lincy, Vie de la reine Anne de Bretagne, femme des rois de France Charles VIII. et Louis XII.; suivie de lettres inédites et de documents originaux. Tome 1. Paris, Curmer, 1860. XVI und 228 S. 8.

Chronique du roy François, publiée par G. Guiffroy Paris, 1860. S. oben S. 391.

Gachard, La captivité de François I. et le traité de Madrid. Bruxelles, 1860. 94 S. 8.

Ebeling, Frhr. W., Sieben Bücher franzöſiſcher Geſchichte. Nach gedruckten und handſchriftl., theilweiſe unbenutzten Quellen. 2. Bd. 1. Abth. Tübingen, L. F. Fues, 1860. 8.

Inhalt: Geſchichte der religiös-politiſchen Unruhen in Frankreich vom Tode Franz II. bis zum Frieden von Amboiſe. 234 S.

Polenz, Glob. v., Geſchichte d. franzöſiſchen Calvinismus bis zur Nationalverſammlung i. J. 1789. Zum Theil aus handſchriftl. Quellen. 3. Bd. A. u. d. T.: Geſchichte d. politiſchen franzöſiſchen Calvinismus vom Aufſtand v. Amboiſe i. J. 1560 bis zum Gnadenedict von Nimes i. J. 1629. 2. Thl., der polit. franzöſ. Calvinismus im Begriff u. ſeine Literatur. Gotha, F. A. Perthes, 1860. XVI u. 480 S. 8.

Freer, Martha Walker, History of the reign of Henry IV, king of France and Navarre, from numerous unpublished sources, including Ms. documents in the Bibliothèque impériale, and the archives du Royaume de France, etc. Part. 1, Henry IV and the League. 2 vols. London, Hurst et B., 1860. 8.

Lettres inédites de Henri IV., recueillies par le Prince August Galitzin. Paris, Techener, 1860. IX u. 449 S. 8.

Mémoires de Marguerite de Valois, première femme de Henri IV, avec notes biographiques et littéraires par Charles Caboche. Paris, Charpentier, 1860. CXIX u. 311 S. 18.

Caillet, J., L'administration en France sous le ministère du cardinal de Richelieu. 2e édition, refondue. 2 vols. Paris, Didier, 1860. XXIII u. 892 S. 18.

Memoiren des Herzogs von Richelieu. Aus dem Franzöſ. 2. Aufl. Berlin, Schlingmann, 1860. VI u. 189 S. 16. A. u. d. T.: Sittenbilder der Nationen und Jahrhunderte dargeſtellt in Memoiren und Selbſtbiographien. I.

Sainte-Aulaire, Histoire de la Fronde. 2 vols. Paris, Ducrocq, 1860. 701 S. 8.

Challamel, Augustin, Histoire anecdotique de la Fronde, 1643 à 1653. Paris, libr. nouvelle, 1860. 264 S. 18.

Journal d'Olivier Lefèvre d'Ormesson et extrait des mé-

moires d'André Lefèvre d'Ormesson, publié par M. Chéruel Tome 1er. 1643—1650. Paris, impr. impériale, 1860. CXV u. 868 S. 4. Collection de documents inédits sur l'hist. de France, publiés par les soins du ministre de l'instruction publique. 3e série. Hist. politique.

Michelet, J, Histoire de France au dix-septième siècle. Louis XIV et la révocation de l'édit de Nantes. Paris, Chamerot, 1860. XVI u. 480 S. 8.

Marne, H. de, Du gouvernement de Louis XIV. dans ses rapports avec la religion. Paris, Dentu, 1860. 186 S. 12.

Houssaye, Arsène, Mademoiselle de la Valliére et madame de Montespan. Etudes historiques sur la cour de Louis XIV. 3e édition, revue et augmentée. Paris, Plon, 1860. 428 S. 8.

Mémoires complets et authentiques du duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV et la Régence, collationnés sur le manuscrit original par Chéruel, et précédés d'une notice par Sainte-Beuve. Tome Ier. Paris. Hachette et Ce., 1860. XXXVI, 456 S. 12.

Projets de Gouvernement du duc de Borgogne Dauphin. Mémoire attribué au Duc de Saint-Simon etc. Paris, 1860. 8. oben S. 392.

Lescure, de, Les maîtresses du Régent. Etudes d'histoire et de moeurs sur le commencement du dix-huitième siècle, Paris, Dentu, 1860. XXX u. 489 S. 18.

Crusenstolpe, Magn. Jak. v., Der Versailer Hof vom Anfange des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Deutsche Orig.-Ausgabe. 7. Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1860. III und 346 S. 8.

Filon, L'alliance anglaise au 18e siècle, depuis la paix d'Utrecht jusqu' à la guerre de la succession d'Autriche. Paris, Durand, 1860. 69 S. 8.

Souvenirs du marquis de Valfons, vicomte de Sebourg, comte de Blandèques, baron d'Helesmes etc. 1710 — 1786. Publiés par son petit-neveu, le marquis de Valfons. Paris, Dentu, 1860. LIII u. 432 S. 18.

Journal du marquis de Dangeau, publié en entier, pour la

première fois, par MM. E. Soulié et D. Dussieux, avec les additions inédites du duc de Saint-Simon, publiées par M. Feuillet de Conches. Paris, F. Didot, 1860. Tome XVIII. (1719—1720). 494 S. 8.

Journal et mémoires du marquis d'Argenson, publiés pour la première fois d'après les manuscrits autographes de la bibliothèque du Louvre, pour la Société de l'histoire de France, par E. J. B. Rathery. Tome 2. Paris, Renouard, 1860. 460 S. 8. Suppléments et errata au 2e vol. 76 S. 8.

Mémoires du duc de Luynes sur la cour de Louis XV. (1735—58), publiés sous le patronage de M. le duc de Luynes par L. Dussieux et E. Soulié. Tome 1—4. Paris, Didot, 1860. 2059 S. 8.

Goncourt, Edmond et Jules de, Les maitresses de Louis XV. (Lettres et documents inédits). Tomes 1 et 2. Paris, Didot, 1860. XVI u. 634 S. 8.

Mémoires du marquis de Pomponne, ministre et secrétaire d'état au département des affaires étrangères, publiés d'après un manuscrit de la bibliothèque du cours législatif, précédés d'une introduction de la vie du marquis de Pomponne; par J. Mavidal. Paris, Duprat, 1860. XI u. 560 S. 8.

Falloux, comte de, Louis XVI. 4e édition. Paris, Bray, 1860. XII u. 419 S. 18.

Hue, François, Dernières années du règne et de la vie de Louis XVI. 3e édition, revue sur les papiers laissés par l'auteur, précédée d'une notice sur Hue, par Réné du Menil de Maricourt, et d'un avant-propos par H. de l'Epinois. Paris, Plon, 507 S. 8.

Boiteau, Paul, Etat de la France en 1789. Paris, Perrotin, 1861. 539 S. 8.

Gastineau, Benj, Les amours de Mirabeau et de la marquise de Monnier, suivis des lettres choisies de Mirabeau à la marquise. Leipzig, A. Dürr, 1860. 359 S. 12.

A. Thiers, Histoire de la révolution française. 15e édition, ornée de 40 grav. d'après Ruffet et Scheffer. T. 1er. Paris, Turne, 1860. XIV, 576 S. 8.

— —, The history of the French revolution. Trsns-

lated, with notes and illustrations from the most authentic sources, by Frederik Shoberl. New edit. 5 vols, Vol. VI. London, Bentley, 1860. 480, 580 u. 670 N 8.

Gabourd, Amédée, Histoire de la révolution et de l'empire. 2e éditiou. Tome 5. Directoire. Ebd. 543 S. 8.

Poujoulat, Histoire de la révolution française. 2e édit. Tours, Manu et Ce., 1860. VII, 663 S. S. m. 10 Kpfrn.

Michelet, J., History of the French revolution, from its earliest indications the flight of the king in 1791. Translated by C. Cocks. New edit. with general index. London, Bohn, 1860. 646 S. 8.

F. A. Mignet, Geschichte der französischen Revolution 1789—1814. Deutsch von Frdr. Köhler. Mit 16 Illustr. Leipsig, Ph. Reclam jun. 1860. 510 S. 12.

Rémusat, Charles de, Politique libérale, ou Fragments pour servir à la défense de la révolution française. Paris, Lévy fr. 1860. XIII u. 456 S, 8.

Castille, Hippolyte, Histoire de soixante ans. La Révolution (1789—1860). Tome 3. Paris. Poulet-Malassis et de Broise. 1860. 345 S. 8. m. 4 Kpfrn. L'ouvrage aura 10 volumes.

Girardot, baron de, Les ministres de la république française: I. Roland et Mme. Roland. Paris, Guillaumin, 1860. 267 S. 8. mit Facsim.

Lamartine, A. de, Histoire des Girondins. 7e édit. Paris, Furne et Ce, 1860. 2514 S. 8.

Granier de Cassagnac, A., Histoire des Girondins et des massacres de septembre, d'après les documents officiels et inédits, accompagnée de plusieurs facsimiles. 2 vols. Paris, Dentu, 1860. VIII, 1094 S. 8. m. 2 Facs.

Cordier, Alphonse, Martyrs et bourreaux de 1793. 3 vols. Paris, Vivès, 1860. XI u. 1082 S. 18.

Thénard, P. J., Quelques souvenirs du régne de la Terreur à Cambrai, appuyes sur des pièces authentiques et recueilles de la bouche de témoins oculaires. Cambrai, Carion, 1860. 532 S. 8.

A. B. C. de Saint-Albin, Championnet, général des armées de la république française, ou les Campagne des Hollande, de Rome et de Naples. Paris, 1860. 284 S. 12.

Nagel, Dr. Frdr., Die Napoleoniden. Ein genealogisch-historisches Tableaux. Leipzig, Grunow, 1860. 1 Bg. in Imp.-Fol. 2. viel verm. Aufl.

D. L. Ambrosini, et Adolphe Huard, La famille impériale. Histoire de la famille Bonaparte depuis son origine jusqu' en 1860. 2e édition. Paris, Lebigre-Duquesne frères, 1860. VIII u. 691 S. 8.

Correspondance de Napoléon 1er, publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. T. 4 u. 5. Paris, impr. impériale, 1860. 793 S. 8. Vergl. oben S. 397.

Nodier, Charles, Souvenirs de la révolution et de l'empire. 7e édition, avec notes et augmentations considérables. 2 vols. Paris, Charpentier, 1860. XII u. 772 S. 18.

E. Jurien de la Gravière, Guerres maritimes sous la république et l'empire, avec des plans des batailles navales du cap Saint-Vincent, d'Aboukir, de Copenhague, de Trafalgar et une carte du Sund. 3e édition, revue, corrigée et augmentée. 2 vols. Paris, Charpentier, 1860. XVI, 712 S. 18.

Loudun, Eugène, Les victoires de l'empire. Campagnes d'Italie, d'Egypte, d'Autriche, de Prusse, de Russie, de France et de Crimée. 2e et 3e édit. Paris, Dupont, 1860. VIII u. 296 S. 8.

Marco de Saint-Hilaire, Emile, Souvenirs intimes du temps de l'empire. Paris, Gennequin, 1860. 6 vols. 1964 S. 8.

Tisseron, L., Le sénat de l'empire français, documents historiques sur les membres du premier grand corps de l'état, avec table alphabétique T. 1er. Paris, Dentu, 1860. 364 S. 8.

Thiers, A., Histoire du consulat et de l'empire. Tome 17, contenant l'invasion, Brienne et Montmirail, première abdication. T. 18, Restauration des Bourbons, Gouvernement de Louis XVIII. Congrès de Vienne. Paris, Paulin, L'heureux et Ce., 1860. 915, 660 S. 8.

Atlas de l'histoire du consulat et de l'empire. 12e et dernière livraison. Ebd.

Thiers, A., La même Nouvelle édition. Tome 7. Paris, Paulin, Le heureux et Ce. 999 S. 8. m. 8 Kpfrn.

— —, La même. Tome XVII. Bruxelles, Meline, Cans et Ce., 1860. 770 S. 8.

— —, Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerthums. A. d. Franz. 17. Bd. Ebd. 796 S. 8.

— —, Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs. 51—53. Thl. Leipzig, O. Wigand, 1860. 936 S. 8.

— —, Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs. Aus dem Franz. von Dr. Ed. Burckhardt und Dr. Fr. Steger, 142 — 155 Lfg. Leipzig, Lorck, 1860. 4. Bd: Der Sturz des Kaiſerreichs. XII, 634—897 S. mit eingedr. Holzſchn. Lex. 8.

— —, Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs. Aus dem Franz. überſetzt von Dr. Chr. Fr. Grieb. 19. Bd. Mannheim, Bensheimer, 1860. 349 S. 8. (Atlas zur Geſchichte des Conſulats ꝛc. 20. u. 21. Lfg. Ebdſ. 4 lith. Karten in qu. Fol.)

— —, History of the Consulate and the Empire of France under Napoleon. Vol. 17. London, Willis, 1860. 470 S. 8.

— —, Napoleon. Konsulatets och kejsardömets historia. Oefwersatt af Gustaf Thomée. Tjonde bandet. 1. 2. Stockholm, Bonnier, 1859. 211 S. 8.

— —, Consulatets og kaiserdömmets historie. Efter det Franke ved J. C. Magnus. 187—99e levering. Kjöbenhavn, Eibe, 1860. 48 S. 8.

— —, Storia del consolato e dell' imperio di Napoleone. T. XVIII, XIX. Torino, 1860 18.

— —, Daſſelbe. Disp. 88 e 89. Firenze, 1860. 8.

Mémoires et correspondance politique et militaire du prince Eugène, publiés, annotés et mis en ordre par A. Du Casse. T. 8—10. Paris, Lévy fr., 1860. 483, 519 u. 438 S. 8.

F. Ladimire et E. Moreau, Histoire des guerres de la

republique et de l'empire, campagnes de la grande armée, d'après les bulletins des armées etc. Paris, Renault et Ce. 1860. 324 S. 8.

F. Ladimire et E. Moreau, Histoire de la guerre de Russie et de la campagne de 1813 en Allemagne, en Italie, et en Espagne, d'après les bulletins des armées, le Moniteur, des documents, notes, mémoires. et rapports officiels. Ouvrage enrichi de cartes et de portraits. Paris, Renault et Ce. 1860 324 S. 8.

— —, Histoire des campagnes de France et de l'Italie en 1814 et en 1815, d'après les bulletins des armées, le Moniteur, des documents, notes, mémoires et rapports officiels. Ouvrage enrichi de cartes et de portraits etc. Paris, Renault et Ce., 1860. 307 S. 8. m. Kpfrn.

Sybel, Heinr. v., Die Erhebung Europas gegen Napoleon I. Drei Vorlesungen, gehalten zu München am 24., 27., u. 30. März 1860. München, literarisch-artist. Anstalt, 1860. VI u. 146 S. 8.

Sybel, Heinri von, De verheffing van Europa tegen Napoleon I. Drie voorlezingen, gehouden te Munchen op den 24, 27 en 30 maart 1860. Uit het Duitsch vertaald door Dr. D. Brugger. Met eene inleiding van G. W. Vreede. Zutphen, Thione 1860. VI, 87 S. 8.

Maistre, Jos. de, Correspondance diplomatique, 1811—17, recueillie et publiée par Albert Blanc. 2 vols. Paris, Lévy fr. 1860. VIII, 806 S. 8.

Memoires du prince de Ligne, suivis de pensées et precédés d'une introduction par Alb. Lacroix. Leipzig, A. Dürr. 1860. 12.

L'Etang, S. A. de, Souvenirs et enseignements, France et Russie. 1787—1859. Paris, Franck, 1860. 2. édition. 160. S. 8.

Nettement, Alfred, Histoire de la restauration. Tomes 1—3. Restauration de 1814 Cent jours. Paris, Lecoffre et Ce., 1860. IV u. 1710 S. 8.

O'Méara, Napoléon à Sainte Hélène. 1re livraison. Paris, chez l'éditeur, 1860. 8 S. 8

Viel-Castel, Louis de, Histoire de la restauration. Tomes 1 et 2. Paris, Lévy fr., 1860. VIII. u. 1025 S. 8.

Duvergier de Hauranne, Histoire du gouvernement parlementaire en France, 1814—1848, précédée d'une introduction T. 4. Paris, Lévy fr., 1860. 544 S. 8.

Mémoires de M. Dupin. Tome II. Carrière politique. — Souvenirs parlamentaires. — M. Dupin président de la Chambre des députés pendant huit sessions (du 23 novembre 1832 au 26 mars 1836). Paris, Plon, 1860. 583 S. 8.

Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Tome 3. Leipzig, Brockhaus Sort, 1860 507 S. 8.

— —, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. 2e édition. Tome 3. Paris, Levy fr. 1860. 511 S. 8.

— —, Denkwürdigkeiten. Beiträge zur Geschichte der neuesten Zeit. Deutsch von Dr. L. Wachler. 1. Bd. 4 Lfgn. Sondershausen, Neuse, 1860. 8.

Regnault, Elias, Histoire de huit ans, 1840—1848, complétant le régne de Louis-Philippe. 2e édition. Tome 1. 3. Paris, Pagnerre, 1860. 8. m 8 Kpfrn.

(Harcourt, Me. de) The Duchess of Orleans, a memoir. Translated from the French by Mrs. Austin, with a preface by the translator. 2d edit. with additions. London, Jeffs, 1860. 270 S. 8.

Schubert, Dr. Ghilf. Heinr. v., Erinnerungen aus dem Leben Ihrer Königl. Hoh Helene Louise, Herzogin v. Orleans, geb. Prinzessin v. Mecklenburg-Schwerin. Nach ihren eigenen Briefen zusammengestellt. Mit 1 Portr. in Stahlst. 5 unveränd. Abdr. u. 6. verm. u. verb. Aufl. mit 1 photogr. Porträt. Mit einem Anh. München, lit.-art. Anstalt, 1860. XIV u. 282 S. (6. Aufl. XVI, 252 S. 8.)

— —, Lettres originales de Mme. la duchesse d'Orléans, Hélène de Mecklenbourg-Schwerin, et souvenirs biographiques recueillis. Seule édition française autorisée par l'auteur. 2e et 3e tirages. Paris, Magnin, Blanchard et Ce., 1860 (Bâle, Georg). XVI u. 280 S. 8.

— —, Herinneringen uit het leven van Helena Louisa, Hertogin van Orleans, geboren Prinçes van Mecklenburg-Schwerin. Volgens hare eigene brieven. Naar den 5en Hoogd. druk. Met een aanbevel. woord van P. Hofstede de Groot, Hoogezand, Borgesius, 1860. XII u. 256 S. 8.

Etude politique. Mr. le comte de Chambord, correspondance (1841—59). Bruxelles, 1859. CX u. 190 S. 12.

Kretzschmar, A., Geschichte Ludwig Napoleons des Dritten, Kaisers der Franzosen. Dem deutschen Volke erzählt. (In 5 Bdn.) 1. Bd. [1808—1848.] Salzkotten, v. Sobbe, 1860. VIII u. 208, VII u. 213 S. 16.

Mirecourt, Eugène de (Jaquot), Napoléon III. Uit het Fransch. Amsterdam, Bührmann, 1860. VI u. 73 S. 8.

— —, Napoleon III. Nach dem Leben gezeichnet. Berlin, J. Abelsdorff, 1860. 72 S. 8.

Gottschall, R., Napoleon III., zijn leven en lotwisselingen tot op den tegenwoordigen tijd. Uit het Hoogd. 2e druk. Rotterdam, Nijgh. 1860. 160 S. 8.

Mansfeld, Albert, Napoleon III. Traduit de l'Allemand. Ouvrage orné de gravures. Tome 1. Paris 1860. 356 S. 8.

3. Geschichte einzelner Orte und Distrikte.

I. Isle de France und Orleannais.

La Gournerie, Eugène de, Histoire de Paris et de ses monuments. 3e édition. Paris, Mame et Ce. 1860. 472 S. 8. Mit 8 Kpfrn.

Descauriet, Auguste, Histoire des agrandissements de Paris. Paris, Sartorius, 1860. 392 S. 8.

Springer, A., Paris au treizième siècle. Traduit librement de l'allemand, avec introduction et notes, par un membre de l'édilité de Paris (Foucher). Paris. Aubry. 1860. XXIV u. 17. 8.

Roy, Raoul, Histoire de la basilique et de l'abbaye de Saint-Denis et des principaux événements qui s'y rattachent 3e édit. Lille, Lefort, 1860. 106 S. 18.

II. Die nordwestlichen Provinzen.

Mémoires de la commission historique d'émulation de Cambrai. T. 26. 1re partie. Cambrai 1860. 247 S. 8.

Lebeau, Isidore, Pont-sur-Sambre. Notice historique sur cette commune et sur la célèbre bataille de César contre les Nerviens. Valenciennes, Michaud, 1859. 51 S. 8

Bulletin de la Commission historique du département du Nord. Tome V. Lille, 1860. 330 S. 8.

Lebeau, Isidore, Recueil de notices et articles divers sur l'histoire de la contrée formant l'arrondissement d'Avesnes, avec de nombreuses additions par Michaux ainé. Avesnes, Michaux ainé 1860. XVI u. 728 S. 8.

Desmasures, Alfred, Histoire des communes du canton de Trèlon, et notes historiques sur les environs. Avesnes, Dubois-Viroux, 1860. 160 S. 8.

Auguste d'Hautefeuille et Louis Bénard, Histoire de Boulogne-sur-Mer. Tome 1. Boulogne, 1860. VII, 455 S. 18.

Tailliar, Recherches pour servir à l'histoire de l'abbaye de Saint-Vaast d'Arras, jusq'à la fin du 12e siècle. Arras 1859. 332 S. 8. Mém. de l'Acad d'Arras. Tome 31, 2e partie, p. 173—501.

Mémoires de la Commission historiques de Picardie. Tome 17e, 7e de la 2e série. Amiens (Paris, Dumoulin) 1860. 860 S. 8. m. Vign u. 1 Pl.

Trésor généalogique de la Picardie, ou Recueil de documents inédits sur la noblesse de cette province; par un gentilhomme picard. Tome 2. Montres et quittances. Amiens, 1860. IX. 201 S. 8.

Manuscrits de Pagès, marchand d'Amiens, écrits à la fin du 17e et au commencement du 18e siècle, sur Amiens et la Picardie; mis en ordre et publiés par L. Douchet. Tome 4. Amiens 1860. 509 S. 12.

Guerard, François, Histoire de l'église Saint-Germain d'Amiens. Amiens 1860. 346 S. 8 Extr. des Mém. de la Soc. des antiq. de Picardie, tome 17.

Darsy, F. J., Picquigny et ses seigneurs vidames d'Amiens. Abbeville 1860. 196 S. 8. m. 1 Kpfr.

Lefils, Fl., Histoire civile, politique et religieuse de la ville

de Rue et du pays de Marquenterre Avec des annotations par H. Dusevel Abbeville, Housse 1860. VIII u 422 S. 18.

Lefils, Histoire de la ville du Crotoy et de son château; avec des annotations par H. Dusevel. Abbeville, Housse 1860. X'X, 320 S. 12

III Die westlichen Provinzen.

Mémoires de la commission historique de Normandie. 3e série. 4e vol. 24e vol. de la collection. 2e livr. Caen (Paris, Derache) 1860. S. XXXIX—LXXVIII u. 153–290. 4. m. 12 Kpfrn.

Guislain Lemale, A., Le Havre sous le gouvernement du duc H. de Saint-Aignan (1719—1776). Etude historique, d'après les documents conservés dans les archives de l'hôtel de ville du Havre, dans celles de l'ancienne intendance à Rouen, et aux archives de l'empire, à Paris. Le Havre, 1860. 472 S. 8.

Lérue, J. A de. Histoire de la ville de Blanggsur-Bresle département de Seine-Inferieure Rouen, 1860. 197 S. 18.

Busserolle, E. de, Recherches historiques sur Fécamp et sur quelquesuns des anciens châteaux et seigneurs du pays de Caux. Fécamp, Hue 1859. 184 S. 16

Supplément à la généalogie de la maison de Cornulier, imprimée en 1847. Nantes, Guéraud et Ce. 1860. VII u. 335 S. 8

Gautier, Toussaint, Cathédrale de Dol. Histoire de sa fondation; son état ancien et son état actuel. Rennes, Ganche 1860. 136 S. 8.

Godbert, H., Documents relatifs à l'histoire du comté de Laval, contenant: Description du comté de Laval, par Le Clerc du Flecheray. — Titres du comté de Laval et de ses priviléges. — Extrait sommaire des Mémoires de M. de Mirométil-Pancarte concernant les statuts et ordonnances de la prévôté de Laval. — Lettres de commission données par le roy Charles IX à Lancelot de Brée. Laval, Godbert, 1860. 207 S. 8.

Cauvin, Thomas, Documents relatifs à l'histoire des corporations d'arts et métiers du diocèse du Mans, publiés par l'abbé Lochet. Le Mans, Monnoyer 1860. VIII u. 504 S. 12.

Cougny, G. de, Notice archéologique et historique sur le château de Chinon. Chinon 1860. 120 S. 8. m. 2 Kpfrn.

Bulletins de la Société des antiquaires de l'Ouest. Années 1859—60. 9e série. 4 cahiers. Poitiers 1859. 143 S. 8.

IV. Südprovinzen.

O'Reilly, abbé Patrice-John, Histoire complète de Bordeaux. 1re partie. Tome 3. 1re édition. Paris, Furne, 1860. XVIII, 693 S. 8.

Samazeuilh, J. F, Monographie de la ville de Castelja-loux. 1re et 2e livr. Nérac 1860. 251 S 8.

Cabrol, Etienne, Annales de Villefranche de Rouergue, publiées sous les auspices du conseil municipal de Villefranche. Tome 1. Villefranche 1860 659 S. 8.

Du Mège de Lahaye, Alexandre, Archéologie pyrénéenne; antiquités religieuses, historiques, militaires, artistiques, domestiques et sépulcrales d'une portion de la Narbonnaise et de l'Aquitaine, nommée plus tard Novempopulanie, ou Monuments authentiques de l'histoire du sud-ouest de la France depuis les plus anciennes époques jusqu'au XIIIe siècle. Tome Ier. 3e partie. Tome 2, Toulouse, Delboy 1860. XLII, 703 S. 8.

Crouzat, Alfred, Histoire de la ville de Roujan et du prieuré de Cassan; suivie d'une notice sur les diverses communes du canton. Béziers 1859. 285 S. 8.

Brieu, J., Histoire du département de l'Hérault, depuis les temps les plus reculés jusqu' à nos jours, avec de notes particulières pour chaque ville du département, suivies de la géographie physique et administrative et de notices biographiques des grands hommes. Lodève, Brieu 1861. III u. 258 S. 8. m. 1 K.

Recherches historiques sur la ville d'Alais. Alais, Malignon-Martin, 1860. 672 S. 8.

— —, sur la ville d'Alais. Alais, Malignon-Martin 1860. 672 S. 8. m. 1 Pl.

Emigration protestante de la principauté d'Orange en 1703, arrivée sous le régne de Louis XIV, et racontée par un historien contemporain. Orange, Clauzel, 1859. 108 S. 12.

Toselli, Jean Baptiste, Biographie niçoise ancienne et moderne, ou dictionnaire historique de tous les hommes qui se sont fait remarquer etc. dans la ville et la comté de Nice, Tome I, Nice; Visconti (Paris, Dentu), 1860. 384 S. 8

Sauret, abbé, A., Essai historique sur la ville d'Embrun. Gap. De la place, 1860. 576 S. 8.

Mémoires et documents publiés par la Société Savoisienne d'histoire et d'archéologie Tome 4. Chambery, 1860. LXVIII, 340 S. 8.

v. Der Osten und Nordosten.

Armorial général du Lyonnais, Forez et Beaujolais, comprenant les armoiries des villes, des corporations, des familles, nobles et bourgeoises actuellement existantes ou éteintes, des archevêques etc. Le tout composé de 2,080 blasons dessinés et d'environ 3000 notices heraldiques et généalogiques. Lyon, Brem, 1860. XV, 96 S. 4. m. Bildern.

Monfalcon, J. B., Origines et bases de l'histoire de Lyon, ou diplômes, chartes, bulles, lois, arrêts, etc. Parties 2 et 3. Lyon, Brun (Paris, Durand), XIX u. 452 S. 8. m. Kpfrn.

La Marc, Jean-Marie de, Histoire des ducs de Bourbon et des comtes de Forez, en forme d'annales sur preuves authentiques, servant d'augmentation à l'histoire du pays de Forez et d'illustration à celle des pays de Lyonnais Beaujolais, Bourbonnais, Dauphiné et Auvergne, et aux généalogies tout de la maison royale que des plus illustres maisons du royaume. Publiée d'après un manuscrit de la bibliothèque de Montbrison portant la date de 1675. Revue, corrigée et augmentée de nouveaux documents et de notes nombreuses, et ornée de vues, portraits, sceaux monnaies etc. T. Ier. Lyon, Brun (Paris, Potier), 1860. LXXVIII, 540 S. 4.

Chazaud, Fragments du cartulaire à la Chapelle-Aude, recueillis et publiés. Moulins, 1860. XCIV u. 204 S. 8. Publication de la Soc. d'émulation de l'Allier.

Mémoires de la commission historique du Cher. 1er vol. 2e partie. Bourges, Vermeil (Paris, Dumoulin), 1860. IV u. 288 S. 8. m. 4 Kpfrn.

Develay, Victor, La Bourgogne pendant les cent jours, d'après les documents originaux et les traditions contemporaines. Paris, Corréard, 1860. 268 S. 8. m. 1 Kpfr.

Cartulaire, général, de l'Yonne. Recueil de documents authentiques pour servir à l'histoire des pays qui forment ce département, publié par la société des sciences historiques et naturelles de l'Yonne, sous la direction de Maximilien Quantin. 2e volume. Auxerre, 1860. CII u. 592 S. 4.

Gastan, Auguste, Origines de la commune de Besançon. Besançon, Balle, 1858 VII u 192 S. 8. Extr. des Mém. de la Soc. d'émulation du départ du Doubs.

Briffaut, abbé, Histoire de la ville de Fayl-Billot et notices sur les villages du canton. Besançon, 1860. VII u. 398 S. 8. m. 1 Pl. u. 6 Kpfrn.

Pillot et Neyremand, Histoire du conseil souverain de l'Alsace Paris, Durand, 1860 568 S. 8.

Schmidt, Charles, Histoire du Chapitre de Saint-Thomas de Strasbourg pendant le moyen âge, suivie d'un recueil de chartes. Strasbourg, Schmidt, 1860. VIII u. 480 S. 4. m. 2 Kpfrn.

Recueil de documents sur l'histoire de Lorraine. Tome 5. Nancy, Wiener, 1859. XV u. 368 S. 8. Publication de la Soc. d'archéol. de Lorraine

Mémoires de la Commission d'archéologie lorraine. Seconde série 1er volume. 9e de la collection. Nancy, 1860 438 S. 8. m. Kpfrn.

Lepage, Henri, Commentaires sur la Chronique de Lorraine au sujet de la guerre entre René II. et Charles le Téméraire Nancy, Wiener, 1860. 124 S. 8.

Haussonville, comte d', Histoire de la réunion de la Lorraine à la France, avec des notes, pièces justificatives et documents

historiques, entièrement inédits. 2e édition. 4 vols Paris, Lévy fr., 1860. XV u. 1798 S. 18.

Notice historique et militaire sur la ville de Montmèdy. Montmédy, Petré, 1860. 154 S. 8. m. 2 Kpfrn.

Dumont, Histoire de la ville de Saint-Mihiel. Tome 1er. Paris, Derache, 1860. 355 S. 8.

Correspondance du duc de Mayenne, publiée sur le manuscrit de la bibliothèque de Reims, par E Henry et Ch. Loriquet. Tome 1er. Paris, Didron, 1860. 446 S. 8. Publication de l'Acad. impér. de Reims.

Mémoires de la Société des antiquaires de la Morinie T. 10. 1858. 2e partie. Saint-Omer, (Paris, Derache), 1860 429 S. 8.

Barbat, L., Histoire de la ville de Châlons-sur-Marne et de ses monuments depuis son origine jusqu' à l'époque actuelle. Edition, ornée de dessins, de plans etc. 30e livr. Châlons, Martin. Paris, Didron, 1860. S. 657—786. 8. Ouvrage terminé.

Lépine, J. B., Histoire de la ville de Rocroi depuis son origine jusqu' en 1850, avec une notice historique et statistique des hommes célèbres ou dignes de souvenirs qui l'ont habité. Mézières. Reims, Brissart-Rischet, 1860. 468 S. 8.

---

24. England.

Knight, Charles, The popular history of England: an illustrated history of society and government from the earliest period to our own times. Vol. VI. (1714 – 1783). London, Bradbury and E. 1860. 470 S. 8.

Lingard, John, Histoire d'Angleterre depuis la première invasion des Romains jusqu' à nos jours; traduite de l'anglais sur la 3e édition, par le Baron de Roujoux, revue et corrigée par Camille Baxton. 6e édition, revue, corrigée et publiée sous la direction de l'auteur. Tome 1. Paris, Parent-Desbarres, 1860. 701 S. 8.

Buckle, Heinr. Thom., Geschichte der Civilisation in

England. Mit Bewilligung des Verf. übers v. Arn. Ruge. 1. Bd. 1. u. 2. Abth. Leipzig, C. F. Winter. VII u. 384: XII u. 486 S. 8.

Philp, Robert Kemp, The history of progress in Great Britain. London, Houlston, 1860. 390 S. 8.

Creasy, Sir Edward, The rise and progress of the English constitution. 5. edit. revised, and with additions. London, Bentley, 1860. 400 S. 8

Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores, or Chronicles and Memorials of Great Britain and Ireland during the Middle Ages.

Die von der Regierung unter dem Master of the Rolls eingeführte Commiſſion fährt fort, worauf in dieſen Blättern ſchon wiederholt aufmerkſam gemacht worden (vgl. I. S. 548 ff., IV. S. 459 ff.), ohne viel Plan und Auswahl bisher noch gar nicht gedruckte oder ſeltene Hiſtorien, Urkunden und politiſche Dichtungen des britiſchen Mittelalters herauszugeben. Unter den jüngſt erſchienenen Bänden, für deren Güte wieder ein jeder Herausgeber einzeln zu haften hat, dürfte vor allen auch in Deutſchland von allgemeinerem Intereſſe ſein:

The Anglo-Saxon Chronicle according to the several original authorities, edited by Benjamin Thorpe Esq London 1860, Longman. 2 Vol. 8.

Das altehrwürdige Geſchichtswerk, das älteſte Denkmal hiſtoriſcher Proſa in einem germaniſchen Dialecte, iſt zwar ſchon viermal im Druck erſchienen, aber die Editionen von A. Wheloc, Cambridge 1644, und E. Gibſon, Oxford 1692, ſtützten ſich nur auf einige der Handſchriften, J. Ingram, London 1823, der ſie zuerſt alle benutzte, ſucht in unkritiſcher Weiſe aus verſchiedenen Redactionen und Arbeiten einen Text zu conſtruiren, und die Ausgabe in Monumenta Historica Britanica fol. 1848 bricht wie die meiſten in jenem Bande enthaltenen Chroniken mit dem Jahre 1066 ab. Es läßt ſich alſo rechtfertigen, daß für die neue Sammlung dem als erſten lebenden angelſächſiſchen Gelehrten rühmlichſt bekannten Hrn. B. Thorpe eine neue vollſtändige Ausgabe übertragen wurde.

Er hat denn auch, wie dies nicht anders zu erwarten war, eine treffliche, vor allen den kritiſchen Anforderungen des Texts entſprechende

Arbeit geliefert, der ſämmtliche ſieben Manuſcripte zu Grunde gelegt ſind, darunter auch, ſo weit möglich, das in dem Brande vom Jahre 1732 zerſtörte Ms. Cotton. Otho B. XI, 2. Es ergibt ſich nämlich aus drei wieder hergeſtellten Blättern deſſelben, daß Wheloc eben darnach gewiſſenhaft abgedruckt hatte. Für Referenten, der vor mehreren Jahren einmal die Abſicht gehabt, die geſammte Chronik zu ediren, und der daher dem gegenwärtigen Herausgeber ſeine Abſchriften und Collationen hat zur Verfügung ſtellen können, iſt es beſonders erfreulich, den damals gefaßten Plan, nämlich ſämmtliche Handſchriften parallel neben einander abzudrucken, endlich zur Ausführung gebracht zu ſehen. Die früheren Verſuche ſind doch alle mehr oder weniger ungenügend geblieben, gerade weil man beliebig ein Manuſcript zu Grunde legte und die abweichenden Stücke entweder in Parentheſe oder unter dem Texte beigab. Die Handſchriften ſind aber nach Raum und Zeit ſo verſchiedenen Urſprungs wie Inhalts, und der politiſche Standpunkt ihrer Verfaſſer zumal zu den Ereigniſſen des eilften Jahrhunderts iſt oft geradezu ſo entgegengeſetzt, daß kein anderer Ausweg bleibt als der angewandte, ganz abgeſehen von den zahlloſen dialektiſchen und orthographiſchen Abweichungen, die dem Philologen den Beſitz des ganzen Materials unentbehrlich machen. Sieben treffliche Schriftproben und ein Verzeichniß der geographiſchen und ethnographiſchen Namen ſind dem Texte beigegeben. Der zweite Band enthält eine engliſche Ueberſetzung, einen chronologiſchen Index und ein kurzes Gloſſar einiger wichtigen angelſächſiſchen Appellative.

Was nun die großen kritiſchen Fragen betrifft, ſo iſt es bei dem Mangel der Nachrichten auch leider der neuen Ausgabe nicht gelungen mehrere Räthſel in Bezug auf den Urſprung und das gegenſeitige Verhältniß ſo wichtiger Schriftſtücke zu löſen. Sie ſind zu ungleich, als daß das eine dem anderen vorgelegen haben könnte, höchſtens darf man eine gemeinſame, uns unbekannte Quelle annehmen, die von den Schreibern der einzelnen Klöſter benutzt wurde und die an die in allen ſo ziemlich gleichen Oſtertafeln anknüpfte. Auf die vermeintlichen Autoren fällt auch nirgends ein neuer Lichtſtrahl. Nur in der jüngſten, in der Abtei Peterborough entſtandenen Handſchrift ſpricht zu dem Jahre 1087 der namenloſe Verf. einmal in eigener Perſon und erwähnt ſeine perſönliche Bekanntſchaft mit dem Eroberer. Daß im neunten Jahrhunderte König Alfred und ſein Freundes- und Gelehrtenkreis zu den Autoren gehört, findet ſich zwar

nirgends beglaubigt, wird aber aus dem Alter der älteſten Handſchrift in Cambridge, den größeren, auch in Aſſer's biographiſche Fragmente übergegangenen Details über die Regierung des Königs, der Gleichmäßigkeit dieſes Abſchnitts in den übrigen Manuſcripten und den bekannten Verſen bei Geffrei Gaimar gefolgert:

'Il fait escrivere un livre Engleis
Des aventures e des leis etc.

An mehreren Handſchriften haben nachweislich eine Reihe von Verfaſſern gearbeitet, wie Schrift, Zeitalter, Standpunkt und ſogar Abweichungen nach weſtſächſiſchem oder merciſchem Dialecte kund thun. Zwei reichen bis ins zwölfte Jahrhundert hinab, darunter die von Peterborough (jetzt in Oxford) die merkwürdigſte, die mit Heinrich's II. Thronbeſteigung abbricht und in den letzten Abſchnitten das unter fremden, ungelehrten Einflüßen verkommende angelſächſiſche Idiom erkennen läßt. Auch dem Autor der ſchönen poetiſchen Epiſode über die Schlacht bei Brunnanburh unter dem Jahre 937 hat man noch nicht beikommen können.

In derſelben Sammlung ſind kürzlich erſchienen, aber noch nicht eingetroffen:

The Works of Giraldus Cambrensis Vol. I. Ed. by the Rev. J. S. Brewer, M. A.

Letters and Papers illustrative of the Wars of the English in France during the Reign of Henry the Sixth King of England. Vol. I. Ed by the Rev. J. Stevenson, M A.

Letters and Papers of the Reigns of Richard III. and Henry VII. Ed. by James Gairdner Esq.

Letters and Treatises of Bishop Grosseteste, illustrative of the social condition of his time. Ed. by the Rev. H. R. Luard, M. A.

Von den unter derſelben Leitung erſcheinenden Calendarien verſchiedener Partieen der Staatsurkunden ſind neuerdings ausgegeben:

Calendar of State Papers, Domestic Series, of the Reign of Charles II. Ed. by Mary Anne Everett. Green 1860, Vol. I. 1660—1661.

Calendar of State Papers relating to Ireland 1509—1573. Ed. by H. C, Hamilton Esq. 1860.

Calendar of State Papers, Colonial Series. Ed. by W Noël Sainsbury Esq. 1860.

Calendar of State Papers, Foreign Series, of the Reign of Eduard VI. Ed by W. B. Turnbull, Esq.

Im Druck vorgeſchritten, aber durch weitere Forſchungen unterbrochen iſt:

Calendar of State Papers of the Reign of Henry VIII. Ed. by the Rev. J. S. Brewer M. A.

Für dieſes Werk werden gegenwärtig die weiteſten Vorbereitungen im ſpaniſchen Staatsarchive zu Simancas getroffen, nachdem ſich ergeben, daß dort eine Fülle urkundlichen Materials für die ganze Zeit der Tudor-Könige vorhanden, das, wie es heißt, auf manche Perſönlichkeiten und Ereigniſſe ein ungeahntes, grelles Licht werfen wird.

Crimes et Délits de l'Angleterre contre la France ou l'Angleterre jugée par elle-même par C. Chatelet, Chevalier de l'ordre de Saint-Grégoire-le-Grand, Lyon. Girard et Fosserand, 1860. 8°. VIII. 444.

Der Titel reicht hin um den Inhalt des Buchs zu errathen, die Leidensgeſchichte des Lamms, das faſt zwei Jahrtauſende lang mit dem Wolfe ringt. Unvergleichlich iſt die Charakteriſtik der beiden Nationen. Die eine, tapfer und unerſchrocken bis zur Tollkühnheit, ſucht auf dem Schlachtfelde nur den Ruhm; ihr Geſchmack für die ſchönen Künſte gilt als Muſter allen Völkern; ihre leichten und ſanften Sitten verlocken die Fremden; die Unabhängigkeit und Treue ihres Charakters treiben ſie überall dem Unglück und der Schwäche beizuſtehn. Dieſe Nation würde Athen ſein, beſäſſe ſie nicht mehr Kraft und mehr Ruhm.

Die andere Nation ſchätzt den Reichthum über Alles und die Mittel, die ihn erwerben; ihre Tugenden und Laſter ſind unzertrennlich von der Begierde nach Schätzen; ihre Kriege ſind Speculationen. Der göttliche Funke, der allein große Künſte erweckt, ſcheint in ihrer Mitte erloſchen; Sittenverderbniß hüllt ſich in den dichten Mantel einer ſtrengen Bigoterie. Alle Welt lacht über die Treue, deren ſie ſich bei jeder Gelegenheit rühmt; aus Gewohnheit oder Politik ſpricht ſie von Humanität; doch ſäet ſie Haß und Zwietracht da, wo ihre Hand zu ſchwach iſt um Blut zu ver-

gießen. Dieſe Nation würde Carthago ſein, wenn ſie bei mehr Macht nicht noch treuloſer wäre.

Und nun folgt eine Ueberſicht der Beziehungen zwiſchen Frankreich und England von Wilhelm dem Eroberer, „dem Baſtarde eines Herzogs und der Tochter eines Gerbers von Falaiſe", bis auf unſere Tage, die jedem Kronenträger Englands Lüge, Verrath und Grauſamkeit, als von ihm an Frankreich begangen, ſiegreich nachweiſt. Merkwürdig aber, wie von der Nation dabei kaum die Rede iſt; bis in die neuere Zeit ſündigt der Fürſt an der Spitze des Volks, Heinrich III wie Eduard III., Jakob II. wie Wilhelm III., erſt ſpäter ſtehen ihnen Henkersknechte bei wie die beiden Pitt und Sir Hudſon Lowe. Mit welcher hiſtoriſchen Treue dabei auf jeder Seite die angeborene Treuloſigkeit des perfiden Albions erhärtet wird, mag der Leſer beiſpielsweiſe aus folgender Stelle über Napoleons Tod abnehmen: „Ehe er die Erde verließ, vermachte er dem regierenden Hauſe Englands den Schandfleck ſeines Todes. Fox (!) übernahm es im Parlamente den Fluch des Dulders zu wiederholen: „Die Welt, ſagte er, trägt Trauer um den Helden, und die, welche zu dieſer großen Frevelthat beigetragen, ſind der Verachtung der gegenwärtigen und zukünftigen Geſchlechter Preis gegeben."

The Greatest of all the Plantagenets, An historical sketch. London. Bentley. 1860. 8. XIII. 457.

Der anonyme, dem Anſcheine nach ariſtokratiſche Verfaſſer[1]), ſchickt ſeinem Buche auf dem erſten Blatte eine Liſte von Zeugniſſen voraus, die von den gangbarſten engliſchen Hiſtorikern Eduard I. als dem größten Könige aus dem Hauſe Plantagenet ausgeſtellt worden ſind. Niemand hat gegen eine ſolche Auffaſſung etwas einzuwenden, auch nicht dagegen, daß der Verfaſſer dieſes Thema noch einmal in einer Monographie des Weiteren ausführt. Der Verfaſſer iſt denn auch voll von ſeinem Helden und zürnt nur den Schatten, welche die Härte des kraftvollen Eroberers, des Scotorum malleus, wie er auf ſeinem Grabſteine heißt, immer noch nicht ganz verwunden haben. Die Darſtellung ergeht ſich mit großer Breite durch die ganze Geſchichte der Zeit und macht ſich offenbar am liebſten mit den ſchottiſchen Kriegen und der

[1]) Auguſtus Clifford, Esq.

Entwicklung der parlamentariſchen Verhältniſſe zu ſchaffen. Aber das Buch, ſo gut es gemeint iſt, lieſt ſich trocken und bietet namentlich für die Verfaſſungsgeſchichte weder neue Geſichtspunkte, noch iſt irgend ein Verſuch gemacht, was für engliſche Geſchichte des 13. und 14. Jahrhunderts noch immer nicht fruchtlos iſt, neues, urkundliches Material herbeizuſchaffen. Zwar heißt es in der Vorrede, man behandle jetzt die früheren Zeitalter mit ganz anderem Verſtändniß als das frühere Schriftſteller gethan; nur jener Wendepunkt, der wahre Anfang engliſcher Geſchichte, ſei von dem neuen hiſtoriſchen Geiſte noch nicht erfaßt worden. Aber der Verfaſſer ſtützt ſich doch nur auf die allbekannten, gedruckten Quellen und citirt auf jeder Seite faſt das Urtheil einiger Vorgänger, welche denſelben Abſchnitt behandelt. Niemals iſt es ihm eingefallen, die handſchriftlichen Schätze des Muſeums und des Archivs ſelbſt anzuſehen. Gerade für die Regierung Eduard I. bieten doch die Staatsrollen eine unerſchöpfliche Fundgrube und finden ſich viele Hunderte von Originalbriefen, aus denen manches Urtheil zu entnehmen wäre. Von den Haushaltbüchern, die ſo viel wirthſchaftliches Material bieten, iſt nur ein längſt gedrucktes benützt worden, während Referent ſeiner Zeit ein halbes Dutzend im Original hat zu Rathe ziehen können. Es ſcheint, als ob den Engländern erſt Alles umſtändlich abgedruckt werden müſſe, bis ſie daran gehen, die unvergleichlichen Quellen ihrer Nationalgeſchichte wirklich zu verwerthen. Allein ſchon jetzt wird faſt zu viel gedruckt, und es gibt keine einſichtsvolle Autorität, welche Maß und Ziel geböte.

R. P.

Rheinhold, Pauli, Bilder aus Altengland. Gotha, F. A. Perthes, 1860. VIII, 395 S. 8.

Pictures of Old England by Dr. Reinhold Pauli, translated with the authors sanction by E. C Otté. Macmillan. Cambridge and London, 1861. XII, 457 S. 8.

Eine Zuſammenſtellung kleinerer Arbeiten und Aufſätze des bekannten Geſchichtſchreibers, die zu ſeinem größeren Werk eine ſehr willkommene Zugabe bilden, indem ſie Einzelnes aus demſelben weiter erläutern und ausführen. Die friſche und lebendige Darſtellung mit ihrer ſauberen Zeichnung der einzelnen Charakter, ihrer ſtets originellen, aber wahren Färbung des Ganzen — jene allbekannten Vorzüge aller Arbeiten Pau-

li's — verleihen gerade ſeinen Eſſays einen eigenthümlichen Reiz. Und dieß bewährt ſich auch hier in glänzender Weiſe. Ohne auf das Einzelne näher einzugehen, heben wir doch als beſonders anziehend hervor die Beziehungen zwiſchen Kaiſer Ludwig IV. und König Eduard III. (S. 118 ff.) Hier iſt auf Grund der von Pauli ſelbſt früher bekannt gegebenen Quellen die ſo intereſſante Reiſe Eduards durch Deutſchland im Spätſommer 1338 klar und anſchaulich geſchildert.

Ein wahres Meiſterſtück einer literarhiſtoriſchen Skizze, die nach allen Seiten hin über politiſche und ſociale Zuſtände ihrer Zeit Licht verbreitet, finden wir in dem 7. Stück der Sammlung „Zwei Dichter, Gower und Chaucer" (S. 74 ff.) Auf Grundlage der neuerdings vollſtändig edirten Werke jener Autoren des 14. Jahrhunderts erörtert Pauli, welchen Einfluß ſie auf Bildung der engliſchen Sprache und Literatur, überhaupt auf die Entwicklung des nationalen Lebens geübt haben.

Gibt ſich nun ſchon in allen Stücken die vollendet'ſte Kenntniß engliſcher Geſchichte kund, ſo tritt doch gegen einen Aufſatz alles Andere bedeutend zurück. Wir meinen hier: „London im Mittelalter." (S. 353 ff.) Topographiſche Erläuterungen, baugeſchichtliche Bemerkungen, verbunden mit allgemein hiſtoriſchen Entwicklungen rollen uns das Bild der alten Stadt auf. Das ſociale und politiſche Leben, das Wogen und Treiben der großen Handelsſtadt, die ſchon im 14. und 15. Jahrhdrt. zu großer Bedeutung gelangte, iſt hier aus den Urkunden der Zeit ſelbſt, dem liber albus, geſchöpft und in lebendigſter Weiſe unſerm Auge vorgeführt.

Solche „Bilder," deren unſere Literatur leider nur wenige aufweiſen kann, begrüßt ebenſowohl der Fachgenoſſe, als auch das ganze gebildete Publikum mit dem höchſten Intereſſe und zollt ihnen gerne reichlichen Beifall und lobende Bewunderung. — Die engliſche Ueberſetzung des Buches wird gelobt. M.

Eckerdt, Herm, De origine urbium Angliae. Diss. inaugur. Königsberg, 1859. 31 S. 8.

J. A. Froude, History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth. Vols. V. VI. London, 1860.

Je ein Band für die Geſchichte Eduard's VI. und der blutigen

Maria. Der Verf. bleibt darin auch nachträglich der von uns als Mißgriff bezeichneten und jedenfalls überspannten Auffassung Heinrich's VIII. getreu, daß nämlich die von diesem rücksichtslosen Fürsten befolgte Regierungsweise und die enge Form, in welche er die kirchliche Reformation gezwungen, den wahren Bedürfnissen England's entsprochen habe; die entschieden protestantischen Richtungen unter Eduard VI. werden daher eben so gut verdammt wie die katholische Reaction Maria's, freilich mit einer gelinden Hinneigung zu letzterer. Dieselbe mag zunächst in den etwas versteckten hochkirchlichen Tendenzen des Verf. ihren Grund haben, hängt aber noch mehr mit seiner jungenglischen, carlylistischen Vorliebe für eine kräftige Persönlichkeit zusammen, die mehr Geschmack an Heinrich's legitimer, entschlossener Tochter findet, als an dem warmen, weitherzigen Volksfreunde, dem Protector Somerset, die aber seltsam genug, so oft sich nur die Gelegenheit bietet, ebenso gut dem lutherisch gesinnten Bischofe Latimer oder dem schroffen John Knox Bewunderung zollt. Noch mehr als in den vorhergehenden Bänden wird eine anglikanische Katholicität, nur gelöst vom päpstlichen Primat, als das Ideal des Tudorregiments hingestellt, was dann eine vornehme, eisigkalte, mitunter sogar spöttische Haltung gegenüber den echt reformatorischen, vom Auslande beeinflußten Bestrebungen zur Folge hat. Das Protectorat des edlen Somerset wird verurtheilt, weil es von den testamentarischen Bestimmungen Heinrich's VIII. willkürlich abgewichen, und fast auf dieselbe Stufe mit der Verwaltung des nichtswürdigen Herzogs von Northumberland gestellt. Der ganzen minorennen Regierung wird systematische Beeinflussung der Parlamentswahlen, Corruption der Gerichtshöfe, die ärgste Zerrüttung der Finanzen nachgesagt, Anklagen, die Heinrich VIII. bei allen seinen Gewaltthaten, wie man sich erinnert, nicht zur Last fallen sollen. Als ob letzterer beim Wechsel seiner Laune, seines Systemes und seiner Alliancen sich stets mit der Nation im Einklange befunden; als ob die Verschleuderung des von ihm confiscirten gewaltigen Kirchenguts nichts mit der Verschlechterung der Münze und dem Sinken des Kredits zu schaffen gehabt, obwohl diese Uebelstände schon ein Jahr nach seinem Tode eingetreten. Die anglikanische Liturgie, heißt es, sei die einzige nennenswerthe Frucht jener unglückseligen Regierung (which the unhappy reign produced V, 394).

Es fragt sich jedenfalls, ob die spätere Geschichte Englands es rechtfertigt, wenn das echt protestantische Verlangen, das sich in allen Kreisen

kund gab, wegen der ihm unterlaufenden unreinen weltlichen und perſönlichen Tendenzen zugleich mit dieſen verurtheilt wird. Soll der Rückfall der rohen Bevölkerung zur Meſſe, zumal in den ländlichen Diſtricten, mehr Begründung haben als die in den Städten und in einem Theile des Adels verbreitete evangeliſche Geſinnung, als der Zuſammenhang mit der deutſchen Reformation? Müſſen die ausländiſchen Theologen auf den Univerſitäten, die 15,000 fremden Proteſtanten in London von einem proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber in Uebereinſtimmung mit Renard, dem Geſandten Karl's V., verdächtigt werden?

Die Lage bei Maria's Thronbeſteigung erſcheint dem Verf. durchaus günſtig, die Haltung des Biſchofs Gardiner namentlich bis dahin entſchieden correct und ſogar bewundernswürdig. Mit ſichtlichem Behagen fällt er das craſſe Urtheil: „Die Wirkungen der Reformation in England hatten ſich bis dahin hauptſächlich in der äußeren Herrſchaft von Spitzbuben (in the outward dominion of scoundrels) kund gethan und in dem Erlöſchen der erblichen Tugenden des Nationalcharakters“ (VI, 6). Seit Jahren (for many years, alſo vermuthlich auch unter Heinrich VIII. S. VI, 106) ſeien die Wahlen nicht ſo unabhängig geweſen; ein proteſtantiſches Parlament im beſten Sinne des Worts habe Maria's Titel anerkannt. Erſt als mit dem ſpaniſchen Gemahle Maria's und Gardiner's Gelüſte zum Durchbruche kommen, als die päpſtliche Gewalt wieder an die Stelle des Supremats tritt, die blutige Verfolgung anhebt, das ſequeſtrirte Kirchengut zurückgefordert wird, verfällt Maria dem verdienten Verhängniß und dem Tadel des Verfaſſers, der den Standpunkt ihres großen, für ihn untadelhaften Vaters fixirt zu haben glaubt.

Dies mag genügen, um die Conſequenz hervorzuheben, mit welcher Froude bei ſeiner paradoxen Geſchichtſchreibung beharrt. Der Leſer iſt ihm aber demungeachtet wie bei den vorhergehenden Theilen zu großem Danke verpflichtet für das überaus reiche Material, das er wiederum aus den Archiven flüſſig gemacht hat, und für mehrere großartig geſchriebene Partien des Buchs, namentlich im ſechſten Bande, als welche wir die Abſolution von Parlament und Volk durch Cardinal Pole (S. 287 ff.) und das Martyrium der proteſtantiſchen Biſchöfe und ihrer Genoſſen (S. 333 ff.) hervorheben möchten. Daß die urkundlichen Schätze und die bereits vorhandenen Ergebniſſe hiſtoriſcher Forſchung indeß noch in anderem Sinne zu verwerthen ſind, erhellt abermals aus der ſehr man-

gelhaften Behandlung der auswärtigen Beziehungen. Man lese was von der Schlacht bei Mühlberg, von Karl's V. Niedergang in Deutschland fast ausschließlich nach Pallavicino erzählt, wie Papst Paul III. charakterisirt wird, und man wird sich füglich wundern, daß Ranke's Arbeiten dem Verf. völlig unbekannt geblieben zu sein schienen. Band VI, 344 unter dem Jahre 1555 wird Franz I. gar noch unter den Lebenden gezählt! Wie wesentlich anders aber werden Personen und Hergänge auch auf dem Festlande gerade von dem Lichte getroffen werden, das von den englischen Archiven ausstrahlt. R. P.

The Pilgrim, a Dialogue on the life and actions of king Henry the eighth, by William Thomas, clerk of the council to Edward VI., ed. by J. A. Froude, London 1861. Parker. 8

Es wird hier eine Vertheidigungsschrift zu Gunsten Heinrich VIII. die bald nach dessen Tode geschrieben und schon einige Mal gedruckt worden, wieder aufgelegt. Der Verfasser, Waliser von Geburt, studierte zu Oxford, wurde Protestant und vor der zu Ende der Regierung Heinrich's VIII. eintretenden Reaction flüchtig nach Italien. Dort, zu Bologna, etwa zwei Monate nach des Königs Tod findet das fingirte Zwiegespräch mit einem katholischen Italiener statt. Der Engländer vertritt darin patriotisch sein Vaterland, dessen Fürsten und dessen Gesetze und theilt durchweg die populäre Auffassung des königlichen Charakters. Von den allgemeinen Dingen und den Institutionen Englands zeigt er sich unterrichtet, aber über die eigentliche Politik Heinrich's urtheilt er weder als Sachverständiger, noch erscheint er irgend wie in den Geheimnissen des Hofes unterrichtet. Seine Anstellung unter dem Nachfolger spricht geradezu dagegen. Nirgends stößt man auf eine Bestätigung der paradoxen Vergötterung, welche H. Froude mit dem Könige getrieben. Allein Froude ist unberechenbar. In der Beilage zu dem Dialoge veröffentlicht er nachträglich eine Anzahl Documente aus den Archiven zu Paris und Brüssel, leider nur in Auswahl und in englischer Uebersetzung, von denen einige den wesentlichen Behauptungen seiner Geschichte auffallend widersprechen. Er suchte bekanntlich Heinrich nach Kräften von dem Verdachte des sinnlichen Impulses zu seinen Gewaltthaten zu reinigen; jetzt erfahren wir aus einem französischen Gesandtschaftsberichte vom October 1534, also über anderthalb Jahre vor

Anna Boleyn's Sturz: Il a des nouvels amours! und Aehnliches wird im November nach Brüſſel geſchrieben. Auch nach der Scheidung von Anna von Cleve zeigt der König ſofort Dispoſition, ein anderes Weib zu nehmen; aber der Ausbruch einer Seuche und Heinrichs Angſt vor derſelben halten ihn einige Wochen zurück, bis es ſchon am 21. Juli 1540 heißt, daß er von der Schönheit der Catharina Howard geblendet ſei. Auch deren raſche Kataſtrophe hat ihn keineswegs mit Weltſchmerzgedanken erfüllt, die Froude in ſeinem Werke ſo beredt geſchildert, denn ſechs Tage vor der Hinrichtung Catharinas gibt der König ein Damenfeſt, auf welchem ihn Lady Cobham und die junge hübſche, aber geſchiedene Frau Wyatt's beſonders angezogen haben. Die mitgetheilten Depeſchen Marillac's über Empfang, Hochzeit, Scheidung der Anna von Cleve, über Cromwell's Sturz, über das Project, die Prinzeſſin Maria mit Philipp von Bayern zu verheirathen u. ſ. w., ſind ſchon von Ranke im Original benutzt. Vgl. beſonders Engliſche Geſchichte I, 218. Zu der Correſpondenz Carl's V. mit den iriſchen Magnaten finden ſich entſprechende Berichte im Staatsarchive zu London. Der Herausgeber verdient gewiß Anerkennung, wenn er ſo freimüthig mittheilt, was eine ganze Kette in ſeiner Darſtellung jener Zeit zerreißt.

Aber wohin dieſen unkritiſchen Schriftſteller eine neue Lectüre und die Sucht nach romantiſchen Paradoxen zu haſchen verführen kann, iſt uns neuerdings recht entgegengetreten beim Leſen von:

Queen Elizabeth, Lord Robert Dudley and Amy Robsart, a Story from the Archives of Simancas by J. A. Froude, in Fraser's Magazine, for June 1861.

Während er früher (vgl. History II, 142) im Gegenſatze zu Anna Boleyn, die er zur Ehebrecherin gemacht, von der großen Tochter nicht erhaben genug reden konnte, — ſie, die beſtimmt die Welt umzugeſtalten, zu deren Verläſterung nur die ſchmutzigſten Cloaken aufgewühlt würden — erſcheint er jetzt in einer Vorſtudie zur Fortſetzung ſeines Geſchichtswerkes auf der andern Seite und erklärt mit dürren Worten, ſie habe Leiceſter zum master of her government and of her person gemacht, nachdem ſie dieſem ſein Weib habe ermorden helfen. Und woher ſtammt dieſe Entdeckung? Zunächſt ſcheint ſie eingegeben von J. Lothrop Motley, dem gegenwärtigen amerikaniſchen Geſandten in Wien, der in der History of the United Netherlands Alles aufgeboten, um Eliſabeth's Tu-

gend und Politik in den Koth zu zerren und Fremden den Weg zu den Berichten der Gesandten Philipp's II. gewiesen hat als der reinsten Quelle über diese Fragen. Ein kurzer Ausflug nach Simancas und das Studium der Depeschen des Bischofs von Aquila, Alvarez de Quadra, haben Froude sofort von der Richtigkeit so monströser Dinge überzeugt, mit denen er seine Landsleute zu überraschen und nicht zu empören hofft. Aus verbrecherischer Leidenschaft soll eine Elisabeth ihr Vaterland und die Reformation an Spanien haben verrathen wollen, nur Cecil sei der Retter gewesen, schon habe der Staatsrath mit Absetzung gedroht. Und das wird einem spanischen Bischofe nachgeschrieben, dessen jesuitische Umtriebe in England bekannt genug sind, dessen Abberufung Elisabeth schon im Jahre 1563 von Philipp verlangt hat. Protestanten, Republicaner wagen es, mit solcher Hilfe die Gegensätze der Geschichte umzustülpen; oder muß Elisabeth nun durchaus zur Metze werden, nachdem die Mutter als solche hingestellt wird und die Tugend des Vaters sich nicht halten läßt? Wahrlich, das Geschichte liebende und lesende Publicum in England müßte doch verkommen sein, wenn es dergleichen sich ruhig wollte bieten lassen. R. P.

Personal History of Lord Bacon, from unpublished letters, by William Hepworth Dixon. London, Murray, 1861. 302. (Auch in Tauchnitz, Collection of British Authors. Vol. 549.) 8.

Dieß Buch hat die Beachtung, die es gefunden, unstreitig dem Zusammenhang zu verdanken, in welchem der Verfasser mit einem hervorragenden literarischen Journal steht. Auch war man nach einigen früheren Leistungen wohl berechtigt, eine wirklich historische Arbeit zu erwarten. Dagegen zeigt sich hier das eitel gewordene Literatenthum in seiner ganzen Selbstüberschätzung, das sich einen Heroen wählt, um ihn zu apotheosiren und sich zu diesem Zwecke einer Sprache bedient, die jeder ehrliche Angelsachse gewiß nicht als der Königin Englisch wieder erkennt. Um den großen Francis Bacon, der, wie männiglich bekannt, sich als Jurist und Staatsmann, als Philosoph und Essayist unverwelkliche Lorbeeren erworben, auch von den nicht minder bekannten Makeln und Flecken, die an seinem Charakter und seinem Gedächtniß haften, völlig zu reinigen, greift der Verfasser ohne alles historische Gewissen und ohne sich ernstlich und eingehend mit dem Zeitalter und sei-

nen gewaltigen Gegenſätzen zu befaſſen, zu ganz erbärmlichen Advokatenkunſtſtücken. Es wird einfach überſehen oder verſtellt, was nicht in dieſe Auffaſſung paßt, um mit oft ganz albernen Pinſelſtrichen ein Gemälde zu entwerfen, das ohne tief zu forſchen ein Jeder gar bald als unähnlich und unwahr erklären wird. Wenn Carlyle's Manier noch mehr ſolche Nachahmer zieht, dann ſollte man in der That um hiſtoriſche Gewiſſenhaftigkeit in England bange werden.

Trotz der Ankündigung auf dem Titel findet der Leſer nur äußerſt wenig Neues in dem Buche, denn die zuerſt benützten, oder ausgezogenen Briefe der Mutter Bacon's ſind ſo geringfügigen und ſelbſt kleinlichen Inhaltes, daß ſie auf die eigentliche Entwicklung des Jünglings und des Mannes kaum irgend ein Licht werfen. Dagegen ſind eine große Anzahl wichtiger Briefe ganz bei Seite gelaſſen, aus denen hervorgeht, wie Bacon noch ehe er zwanzig Jahre alt in unwürdig kriechender Weiſe ſich an hoher Stelle um Beförderung beworben. In ſeinen eigenen Worten, aber nicht bei Herrn Dixon kann man leſen, wie er im Jahre 1593 den Inhalt einer liberalen Rede widerruft, wie er nach dem tragiſchen Ende ſeines Gönners des Grafen Eſſex in einer beſonderen Flugſchrift denſelben erſt im Tode zu verleumden wagt. Der mächtige ſtaatsrechtliche Gegenſatz zwiſchen Bacon und Coke, über den die Revolution und die Nachwelt zu Gunſten des Letzteren entſchieden, wird ſogar benutzt, um vor der falſchen Glorie des Helden ſeinen Gegner und deſſen Partei (a parliament of fanatics, four hundred of the most violent men, who were met in the great Council) in den Schmutz zu ziehen. Und zu welcher Caricatur wird dann erſt die Kataſtrophe, in welche den großen Mann die Schlacken hineingeriſſen, von denen ſein unvergleichlicher Geiſt ſich nicht zu läutern vermochte. Die Gerechtigkeit des Verfahrens wider ihn wird ſelbſtverſtändlich geleugnet. Bacon bekennt ſich zufolge Dixon keiner Beſtechung ſchuldig; nur ſorglos ſei er geweſen, alſo liebenswürdig wie immer. Kein Wort von den Schreiben, die in ſeinem Namen Buckingham und der Prinz von Wales beim Hauſe der Lords einreichten. Und die Geſchichte lehrt doch längſt, wie Bacon keine Rechtfertigung verſucht hat, denn ſeine eigenen Worte lauten: „Ich bekenne einfach und aus freien Stücken, daß ich der Beſtechung ſchuldig bin, verzichte auf jede Vertheidigung und werfe mich auf die Gnade und Barmherzigkeit Eurer Lordſchaften. Habt Mitleid mit einem geknickten Rohr!“

Die wenigen Beispiele mögen für die ganze Behandlungsweise dienen, die uns durchweg als eine verwerfliche erscheint. Aber wem die Triumphe eines höchst dilettantischen Journalismus zu Kopfe gestiegen, der befindet sich leicht in der Lage zu vermeinen, er habe eine historische Aufgabe hinreichend erforscht um mit der Ueberzeugung aufzutreten, er wisse nun Alles und Jedes, und kenne nicht nur jede Handlung, sondern selbst die innersten Gedanken der Personen, die er schildert. Die Sucht der Imagination unter denen, welche jetzt in England Geschichte schreiben, führt nur zu häufig zur Erfindung von Motiven, die sich in keiner Weise nachweisen lassen. Hätte Herr Dixon wie in seiner Biographie des Admiral Blake sich unbefangen und ehrlich seinem Gegenstande gegenübergestellt, er würde nicht durch eine Arbeit wie die vorliegende von seinem guten, literarischen Namen eingebüßt haben. Wer aus dem Buche von der wahren Lage der Dinge unter Elisabeth und Jacob, von Bacon dem Philosophen und Historiker, von seinem Plane das englische Recht zu codificiren, etwas erfahren zu können meint, der braucht sich nicht die Mühe des Nachschlagens zu geben und warte lieber, bis die von Spedding, dem Herausgeber von Bacon's Werken, verheißene Biographie erschienen ist. R. P.

Wahner, Dr., Zur Geschichte Jakob I., Königs von Grossbritannien u. Ireland. 2. Theil. Gymn.-Pr. Oppeln, 1859. 14 S. 4.

Memoirs, letters and speeches of Anthony Ashley Cooper, first earl of Shaftesbury, Lord Chancellor; with others papers illustrating his life from his birth to the restoration. Edited by W. Dougal Christie. London, Murray, 1860. 248 S. 8.

J. Forster, The Debates on the grand Remonstrance November and December 1641, London 1860. Murray. 8.

Diese Arbeit ist zuerst in desselben Verfassers Historical and Biographical Essays Vol. I, London 1858 erschienenen und nunmehr noch einmal abgedruckt. Sie schöpft vor Allem aus einer noch immer nicht völlig zugänglich gemachten Fundgrube, dem im britischen Museum bewahrten, aber äußerst unleserlichen handschriftlichen Tagebuche des Sir Simonds D'Ewes, der unter der puritanischen Majorität im langen Parlament gesessen. Man hat jene wichtigen, die Revolution unvermeidlich machenden Verhandlungen in den einzelnen Stadien und dem Wortlaute nach

bisher noch nicht gekannt, denn ſelbſt Rushworth hat ſie nur im Auszuge benutzt und wieder gegeben. Der Wortlaut aber läßt es zweifellos, daß das große Aktenſtück ein Meiſterwerk John Pym's iſt, des gewaltigen Leiters in der erſten Epoche der Bewegung; Form und Sprache erinnern unmittelbar an ſeine Reden. Aber ſo großartig und überwältigend er in den erſten Partien erſcheint, ſo weit die hiſtoriſche Recapitulation aller Beſchwerden wider die Krone reicht, ſo ſchwach und revolutionär unſicher ſind ſpäterhin die Mittel, die zur Abhilfe vorgeſchlagen werden. H. Forſter aber verläugnet auf keiner Seite den Parteimann, denn er gehört zu der heute noch in England ſehr zahlreichen Claſſe ehrlicher puritaniſcher Geiſter, die ſich vollſtändig in die Seele ihrer geſinnungsvollen Vorfahren zu verſetzen vermögen und gegen die Mißgriffe und den habituellen Wortbruch des Königs die Schritte des Parlaments vertheidigen. R. P.

J. Forster, Arrest of the Five Members by Charles the First. A Chapter of English History rewritten. London, Murray, 1860. 8.

Dieſes Buch bildet ſo ziemlich eine Fortſetznng des vorhergehenden, indem es die detaillirte Schildernng des unglückſeligen Streiches bietet, zu dem Karl I. aus Zorn über jene Debatten ſich hinreißen ließ. Man weiß, wieviel er ſich und der königlichen Würde dadurch vergeben, wie er dadurch den Bruch mit der Hauptſtadt und den Ausbruch des Bürgerkriegs beſchleunigt hat. Clarendon verſichert zwar ausdrücklich, er und ſeine politiſchen Freunde, die damals ſchon in den Rath des Königs gezogen worden, hätten nichts um den Gewaltſchritt gewußt, und gibt ſich nachträglich Mühe, ſeine Mißbilligung recht ſtark auszuſprechen. H. Forſter ſucht das Gegentheil nachzuweiſen, indem er ſich wiederum auf die urkundlichen Aufzeichnungen des Augenzeugen D'Ewes ſtützt ſowie auf Berichte, die über den Hergang an den Admiral Pennington gerichtet worden ſind. Allein der Verfaſſer malt abermals zu grell in ſeinen Farben; es handelte ſich keineswegs um einen tief angelegten Staatsſtreich; die Agitation der Königin und ihrer ausländiſch papiſtiſchen Umgebung vielmehr riß den König in einer verhängnißvollen Aufwallung des Momentes fort. Man wird gut thun, bei Darſtellung dieſer Zeiten Maaß nnd Vorſicht inne zu halten wie Ranke, der im zweiten Bande der Engliſchen Geſchichte J. Forſter's Schriften mehrfach zu Rathe gezogen.

R. P.

Memoirs, Biographical and Historical of Bulstrode Whitelocke, Lord Commissioner of the great Seal, and Ambassador at the Court of Sweden, at the period of the Commonwealth, by R. H. Whitelocke. London, Routledge. 1860. XVI, 415. 8.

Ranke, Engliſche Geſchichte III, S. 316 ſagt kurz und bündig von dem Gegenſtande dieſer Lebensbeſchreibung: „Er hatte eine unwiderſtehliche Neigung ſich den herrſchenden Gewalten anzuſchließen und perſönliche Förderung von ihnen anzunehmen, wenn ſie nur dabei das Syſtem der engliſchen Geſetze, wie es einmal eingeführt war, im Ganzen beſtehen ließen.“ Es liegt darin die Schwäche und die Bedeutung des Mannes, den ſein wechſelvoller Lebenslauf als Theilnehmer an allen Phaſen durch die große Bewegung des ſiebenzehnten Jahrhunderts hindurchgeführt. Nach Urſprung und Erziehung den altconſervativen Elementen ſeiner Heimath geiſtesverwandt, widmet Whitelocke ſich dem Studium und der Praxis des Rechts; im Anfange Karls I. ſteht er geſellſchaftlich noch den Vertheidigern von Kirche und Staat nahe, während er im Parlamente mit der Oppoſition geht und ſich bald von ſeinem Freunde Edward Hyde abwendet. In den Jahren des Bürgerkriegs wird er vorwärts geſchoben, wie ſtark auch ſein religiöſes oder juriſtiſches Gewiſſen gegen die revolutionären Maßregeln und ihre Vertreter ſpricht. Unter Cromwell rettete er, vielfach im Gegenſatze gegen den Gewaltigen, die ſtaatsrechtliche Continuität, deren Daſein auch trotz der Revolutionsperiode in der Verfaſſungsgeſchichte Englands ſich nicht wird ableugnen laſſen. Aus ſolchen Geſichtspunkten hat er Cromwell zum König erhoben haben wollen. Später hilft er den Staat vom Protectorate zum legitimen Königthume zurückführen und rettet ſich dabei Leben und Eigenthum, indem er einſt weislich der Theilnahme am Königsmorde ausgewichen.

Seine Memoiren gehören zu den merkwürdigſten gleichzeitigen Aufzeichnungen, aus denen der gewiſſenhafte Hiſtoriker eine Fülle echter Ueberlieferung ſchöpfen kann; ſein Journal of the Swedish Ambassy betrifft wichtige europäiſche Verhältniſſe in den Jahren 1653 und 1654, als die Macht des Protectors faſt zur leitenden in der Welt wurde. Aus dieſen Schriften, aus Briefen und Fragmenten ähnlicher Papiere, welche Whitelocke zur Zeit der Reſtauration zu zerſtören geſucht, ſchöpft ſein gleichnamiger Biograph, der — wir wiſſen nicht woher — ſich Professor Royal of Wurtemberg nennt. Er ſcheint auch eine Art von Puritaner

des neunzehnten Jahrhunderts zu ſein, aber ſeine Leiſtung ſteht weit unter denen des Herrn Forſter. Jedenfalls gelingt es ihm nicht, was er unternommen und was wohl der Mühe werth wäre auszuführen, Whitelocke, den Staatsman der Republik und des Protectorats, als einen der Begründer des gegenwärtigen conſtitutionellen Syſtems zu ſchildern.

R. P.

Ranke, Leop., Engliſche Geſchichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 2. u 3. Bd. Berlin, Dunker u. Humblot, 1860—61. 8.

Guizot, Fr., Life of Olifer Cromwell. New edit. London, Bentley, 1860. 450 S. 8.

— —, Etudes sur la révolution d'Angleterre. — Monk, chute de la république et rétablissement de la monarchie en Angleterre, en 1660. Etude historique. 5e édition. Paris, Didièr et Ce., XIV u. 404 S. 12,

Macaulay, T. B., Die Geschichte von England seit dem Regierungsantritt Jacobs II. Uebersetzt v. weil. Prof. Friedr. Bülau. 2. Aufl. Mit d. Portrait des Verf. in Stahlst. 3—9. Lfg. Leipzig, T. O. Weigel, 1860. 2. Bd. XII u. 612 S. 3. Bd. XIV u. 702 S. 4. Bd. XII u. 928 S. 8.

— —, Geschichte von England seit dem Regierungsantritte Jacob des Zweiten. Uebersetzt v. L. G. Lemcke. 2. Aufl. (In 7 Bdn.) 1. Bd. 1. Lfg. Mit Macaulay's Portr. in Stahlst. Braunschweig, Leibrock, 1860. VIII u. 96 S. 8.

— —, Storia d'Inghilterra. Tradotta da P. Emiliani-Giudici. Vol. I, II. 2 edis Firenze, 1859, 60. 18.

— —, Histoire du règne de Guillaume III, pour faire suite à l'Histoire de la révolution de 1688. Traduit de l'Anglais par Amédeé Pichot. Edition complète 3 Bde. Paris, 1860. 8.

Massey, William, A history of England during the reign of George the Third. Vol. 3. London, Parker, 1860. 500 S. 8.

On certain Statements respecting the Church of England. Correspondence between the Bishop of Exeter and the R. H. T. B. Macaulay. London, 1861. 60 S. 8.

Hier werden durch den bekannten Bischof Philpotts, das strenge Haupt der Puseyiten, der Oeffentlichkeit einige Briefe übergeben, die er mit dem großen Historiker zu Anfang des Jahres 1849 unmittelbar nach dem Erscheinen der beiden ersten Bände gewechselt hat. Bezeichnet er es auch als ein unsterbliches Werk, das ihn, den strengen Tory, so gut wie alle seine Landsleute gefesselt hat, so hält er es doch für seine Pflicht, den Verf. auf arge kirchliche Verstöße aufmerksam zu machen, damit er sein Kunstwerk von solchen Flecken reinige. Es handelt sich besonders von Macaulay's Auffassung der Reformation unter Heinrich VIII., den er in Bezug auf die Verleihung des geistlichen Charakters an den Klerus in England durchaus an die Stelle des Papstes treten läßt. Dagegen empört sich des Bischofs hohe Meinung von der göttlichen Einsetzung der apostolischen Succession: nur die Macht des Schwertes, nicht die der Schlüssel habe Heinrich in seinen Artikeln und Statuten beansprucht. Macaulay's Ansicht, daß die anglikanische Kirche zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts calvinistischen Einflüßen nicht habe widerstehen können, seine Beweise, daß die Succession und die durch sie erwirkte regelrechte Ordination eben durch jene Einflüße häufig durchbrochen worden, will er um keinen Preis gelten lassen. Lesenswerth im Gegensatze zu dem scholastisch stark gerüsteten Eifer ist vor allen der erste Brief des großen Geschichtschreibers, worin er mit der Feinheit des echten Gentleman und dem ganzen Zauber seines Styls auf die Beschuldigungen der Parteilichkeit und der Flüchtigkeit in der Forschung antwortet und zur Begründung seiner Ueberzeugung aus dem reichen Schatze seines kirchenhistorischen Wissens Nichts schuldig bleibt. Dagegen muß er dann den Vorwurf vernehmen, traditionelle Whigfehler zu begehen, ohne freilich seinen Gleichmuth zu verlieren; noch einmal dankt er dem Prälaten für so mannigfache Belehrung und verheißt seine Sätze, besonders auch was er über die Prädestination gesagt, nochmals zu prüfen ohne wesentliche Abänderungen verheißen zu können, wobei es dann auch geblieben ist. Bezeichnend ist der Charakter, den der Bischof dem Könige Jakob I. ertheilt: „Er, der eitelste und lenksamste aller königlichen Pedanten, so lange er sich in den Händen von James Montagu, des Bischofs von Bath und Wells befand, ein bigoter Calvinist. Als Montagu starb, fiel Jakob in *gute* Hände und wurde ein so feuriger Remonstrant, als er zuvor das Gegentheil gewesen." Auch erkennt der Bischof von Exeter keine schottisch-presbyterianische *Kirche*

an. S. 52 heißt es: „Alle, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Schottland dem Episcopalismus anhingen, waren damals die Kirche von Schottland, wie die, welche es in jenem Lande noch thun, jetzt die Kirche bilden“. R. P.

Smucker, Samuel M., A history of the four Georges, kings of England; containing personal incidents of their lives, public events of their reigns, and biographical notices of their chief ministers, courtiers, and favourites. New-York, 1860. 454 S. 8.

William Pitt, Atterbury by Lord Macaulay. Leipzig. B. Tauchnitz. 1860. 8.

Dieſe beiden für die Biographia Britannica geſchriebenen Eſſays müſſen vor anderen, und beſonders denen, die nach dem Tode des berühmten Verfaſſers aus früheren Zeiten wieder hervorgezogen, die er ſelber einſt nicht für werth gehalten, in die bekannte Sammlung aufgenommen zu werden, als beſonders bemerkenswerth erſcheinen, da ſie die letzten Erzeugniſſe dieſer von ihm zu ſo unvergleichlicher Blüthe entwickelten Stilart ſein ſollten. Ihre Publication fiel mit dem unerwarteten Tode des Verfaſſers zuſammen. Beide Aufſätze offenbaren eine Reife des Urtheils und eine Vollendung der Diction, die als Vorboten des ſo bald eintretenden Endes gelten können. Der Umſtand, daß ſie für eine große biographiſche Encyklopädie beſtimmt waren, mag zwar eine gewiſſe Verſchiedenheit von den urſprünglich in der Edinburgh Review erſchienenen Essays rechtfertigen; man darf ſie aber dennoch wie mehrere von jenen als Studien zu dem großen Geſchichtswerke betrachten, das nach ſeinem Grundplane bis „in die Zeiten unmittelbarer Erinnerung“, herabgeführt werden ſollte. Sie leſen ſich eben ſo bezaubernd, wie einige verwandte Partien der Geſchichte und gehören ſtiliſtiſch jedenfalls zu dem köſtlichſten Nachlaſſe der herrlichen Muſe Macaulay's.

Man wird die biographiſche Skizze des William Pitt, zumal in Vergleich mit den beiden älteren Aufſätzen über das Leben des Vaters, aber auch ſachlich mit Spannung leſen, da ſie „dem größten Meiſter der Geſammtkunſt parlamentariſcher Regierung, den es je gegeben“, gleichſam ein Denkmal errichtet. Die Bemerkungen über die Redekunſt, über die innige Verbindung zwiſchen Stil und Charakter, an dem Gegenſatze zwiſchen Pitt und Fox entwickelt, beruhen auf dem Urtheile des vollgültigſten Kri-

tikers. Hiſtoriker und Politiker wird die Kunſt anziehen, mit welcher die beiden ſcharf durch das Jahr 1792 geſchiedenen Abſchnitte in Pitt's Leben auseinander gehalten ſind, der jugendliche, von beiſpielloſem Glücke getragene, dem Frieden und der Ordnung dienende Staatsmann von dem mit den Mächten der Revolution ringenden, den neuen Anforderungen nicht gewachſenen, im Kriege ſchonungslos alle nationalen Kräfte über die Gebühr anſpannenden Miniſter. Als ſolcher hat er aus Schwäche und Gewaltthätigkeit oft gefehlt, aber trotzdem den Widerſtand Englands gegen Napoleon eingeleitet, die Union mit Irland geſchaffen, die Emancipation der Katholiken und die Parlamentsreform angebahnt.

Der kurze Abriß über Francis Atterbury hält ſich im Maaße des gegebenen Stoffs, iſt aber nicht minder ein kleines Meiſterwerk, in welchem der ehemalige Zögling von Cambridge, der Whig und Geſchichtſchreiber Wilhelms mit ſeinem bekannten Behagen den aus Oxford hervorgegangenen Tory und jakobitiſchen Biſchof charakteriſirt. Unvergleichlich iſt die Schilderung des damaligen literariſchen und eccleſiaſtiſchen Treibens an der Univerſität, der Theilnahme Atterbury's an der von Bentley ſo glänzend enthüllten mit den Phalaris Briefen getriebenen Myſtification, der zänkiſchen gewaltſamen Thätigkeit des Mannes in Kirche und Staat, ſeines verrätheriſchen Zuſammenhangs mit dem Pretender, nachdem er in jungen Jahren für König Wilhelm geſchrieben und als Biſchof bei der Krönung Georg's I. aſſiſtirt, ſeiner Verbannung und ſeines wehmüthigen Endes im Exil. R. P.

William Pitt's Ministère och Englands yttre förhållanden under denna tid. Akademisk afhandling af Fredrik G. Rung Stockholm, 1860. 24. 8.

Eine Promotionsſchrift, die nach einer kurzen Einleitung ſchlicht und wohlmeinend die Geſchichte des berühmten Miniſteriums des älteren Pitt von 1757 bis 1761 erzählt und die großen Siege ſchildert, welche England, in Europa im Bunde mit Friedrich dem Großen, in drei Welttheilen errungen hat. Die Darſtellung ſtützt ſich völlig auf Macaulay's bekannten kritiſchen Aufſatz über Lord Chatham und Lord Mahon's Geſchichtswerk. R. P.

Memorials, personal and historical, of Admiral Lord Gambier, with original letters from William Pitt, first Lord Catham, Lord

Nelson, Lord Castlereagh, Lord Mulgrave, Henry Fox, first Lord Holland, Hon. George Canning. Edited from family papers by Georgiana Lady Chatterton. 2 vols. London, Hurst et B., 1860. 780 S. 8.

Lord John Russell, Memorials and Correspondence of Charles James Fox. Vol. 3, 4. London Bentley. 8.

Die letzten beiden Jahre ſind in England beſonders ergiebig geweſen in Veröffentlichung von Lebensbeſchreibungen, Memoiren und Briefen großer und geringerer Zeitgenoſſen der Revolutions- und Reformperiode. Immer mehr ſchwindet die Zeit hin, wo noch auf Angehörige, Parteigänger oder Gegner Rückſicht zu nehmen wäre, und viele Documente kommen an den Tag, durch welche manche empfindliche Lücke in Feſtſtellung der Ereigniſſe ausgefüllt, manche Frage in Betreff eines Charakters beantwortet wird. Den eigentlichen Reihen ſo vieler neueren Publicationen hatte ſchon vor einiger Zeit Graf Ruſſell nicht uneben mit den Memoiren von Fox eröffnet, und ein Leben dazu geſchrieben, das ſeiner Zeit auch in der Zeitſchrift Berückſichtigung gefunden (I, S. 571 IV, 482). Seitdem ſind noch zwei weitere Bände Memoiren erſchienen, welche das Werk abſchließen.

Das bedauernde Urtheil des Londoner Athenäums, daß in den Büchern zwar viel von den allgemeinen europäiſchen Verhältniſſen, aber wenig von Fox ſelber zu leſen ſtehe, erweiſt ſich nunmehr keineswegs als ſtichhaltig. Zwar iſt er ſeines Parteiſtandpunktes wegen auf lange Jahre von jeder officiellen Thätigkeit ausgeſchloſſen geblieben, er erſcheint aber nichtsdeſtoweniger als Staatsmann in der Oppoſition, wie viele ſeiner Briefe bezeugen. Sein intimes und, was die perſönliche Moral betrifft, nicht eben rühmliches Verhältniß zum Prinzen von Wales erhält aus dieſen Bänden manch dankenswerthen Aufſchluß. Auf Gegner und Parteigenoſſen fallen oft Streiflichter, die dem eingehenden Studium der Geſchichte jener bewegten Zeit zu Statten kommen. Einmal bei Verhandlungen im Hauſe der Gemeinen, wo im Jahre 1792 von Seiten echter Vaterlandsfreunde eine Coalition mit Pitt betrieben wurde, äußert ſelbſt Fox: die Sache war ſo verdammt richtig (so damned right a thing), daß ſie geſchehen müßte, III, 17. Von Freunden, wie dem jungen Grey, dem ſpäteren Reformminiſter, heißt es ſchon um 1795: wäre das Land in der Lage ſich retten zu laſſen, er wäre der Mann. Von Canning will er ſchon 1794 lieber ſchweigen, da er ehrlicher Weiſe nicht ſagen

könnte, was ein Freund hören möchte. Ueber ſeine eigene kurze, vom Tode unterbrochene Thätigkeit als Miniſter des Aeußeren finden ſich ſelbſtverſtändlich nur wenig Belege. Dagegen wird mancher Blick eröffnet in das innere geiſtige Leben des überaus warm fühlenden, ſich eifrigſt fortbildenden, vorwärts ſtrebenden Mannes. In ſpäteren Tagen hat ſich ſein Weſen doch bedeutend abgeklärt und beginnen die Makel, die den jugendlichen, ſchwungvollen Charakter verunziert, zu erbleichen. Seine Partei, deren mächtiges Haupt er iſt, geht ihm freilich ſtets über Alles. Wohl auf einen Augenblick, mitten im heißen parlamentariſchen Kampfe kann er irre werden, ob nicht Verſöhnung für beide Seiten und das Vaterland vor allen das Beſte ſei. Aber ſofort erklärt er wieder: Parteiregierung iſt das beſte, wenn nicht das einzige Syſtem, um in dieſem Lande die Sache der Freiheit hoch zu halten. Mit ſittlicher Entrüſtung erklärt er ſich gegen einen Ausſpruch Hume's, der im Falle der Alleinherrſchaft des Hauſes der Gemeinen die abſolute Monarchie prophezeit hat, die überhaupt der leichteſte Tod, die wahre Euthanaſia der engliſchen Verfaſſung ſein würde III, 88. Fox hat bekanntlich ſeine Grundſätze theoretiſch in ſeiner Geſchichte der Revolution von 1688 zu verarbeiten geſucht, es iſt daher ſehr intereſſant, dieſer Arbeit hie und da folgen zu können. Aeußerſt ſtreng urtheilt er natürlich über Hume's Geſchichte der Stuarts, indem er ſie das verderblichſte Buch nennt, das je geſchrieben ſei. „Es iſt mit unendlich mehr Kunſt abgefaßt, als irgend ein anderes ſeiner Werke, und dadurch, wie ich meine, ein Meiſterſtück." Charakteriſtiſch für Fox im Gegenſatz wider ſeinen großen Gegner iſt ſeine Geringſchätzung aller Nationalökonomie; dennoch entſchließt er ſich in ſeiner Arbeit von der Errichtung der engliſchen Bank zu handeln, doch without going into your cursed science, III, 416. In weiteren Kreiſen wird man die eigenen Mittheilungen über ſeine literariſchen Studien mit Vergnügen leſen. In den Sprachſchätzen der romaniſchen Völker iſt er von jungen Jahren wie ein Meiſter zu Hauſe, und nicht minder zugänglich der Größe ſeiner Landsleute, Chaucer's und Shakſpere's. Die meiſten Mußeſtunden aber ſind den Griechen gewidmet; mit Philologen von Fach correſpondirt er über Emendationen in den Tragikern, ſeine Bemerkungen zur Odyſſee können ſich Fachleute gerne gefallen laſſen.

Von der Arbeit Graf Ruſſel's, die ſich mehr auf die letzten Bände

bezieht, läßt ſich eben nicht viel rühmen; die Ausgabe trägt die Spuren flüchtiger und haſtiger Compilation. Von Bedeutung iſt nur, wie der Parteichef ſich an den Vorgänger anzulehnen und die Principien deſſelben als zum Siege durchgedrungen darzuſtellen ſucht. Der vierte Band ſchließt daher mit einer Art Whig Katechismus, nach dem ſie beide gehandelt: 1) Der König muß ſich ſtets vom parlamentariſchen Rathe lenken laſſen und nicht ohne alle Rückſicht auf Parteiſtellung regieren wollen. 2) Fox war für völlige Glaubensfreiheit, obwohl durch ihn weder Katholiken noch Diſſidenten zum Wahlrechte gelangt ſind. 3) Pitt ſprach nur gegen den Sclavenhandel, Fox verſetzte ihm den Todesſtoß. 4) Auch die Reformbill wäre zunächſt die Folge von Fox's Bemühungen geweſen. 5) Selbſt in der finanziellen Reform ſei er nicht ohne Verdienſt geweſen, da er ſchon das corrupte Syſtem des Lord North habe bekämpfen helfen. 6) Darf natürlich die gerühmte Friedenspolitik des großen Führers nicht übergangen werden. R. P.

Life of the Right Honourable William Pitt by Earl Stanhope, London. Murray 1861. XII. 403. XXIII. — VIII. 405 XXXII. 8°.

Seitdem Pitt's Erzieher Tomline, den er zum Biſchof von Lincoln gemacht, ihm nach ſeinem Tode dadurch gedankt, daß er, wie Macaulay ſagt, die ſchlechteſte Biographie von ſolchem Umfange geſchrieben, blieb die Aufgabe lange ungelöſt, bis nunmehr Graf Stanhope (Lord Mahon) durch ſeine Engliſche Geſchichte im achtzehnten Jahrhundert rühmlichſt bekannt, Hand anlegt. Verwandtſchaft mit dem großen Staatsmanne hat es ihm möglich gemacht, viele unter verſchiedenen Familienmitgliedern und Nachkommen von Parteigenoſſen zerſtreute Papiere zu ſammeln, wobei ſich dann freilich ergibt, daß derſelbe Biſchof, der ſich an ſeinem Schüler ſo verſündigt, auch dafür Sorge getragen die meiſten von Angehörigen und Freunden an Pitt gerichteten Briefe zu vernichten. Ganze Convolute von Briefen an ſeine Mutter und ſeinen Bruder Lord Chatham ſo wie verſchiedene Correſpondenzen in anderen ariſtokratiſchen Archiven ſind glücklicherweiſe ſolchem Vandalismus entgangen. Mit dieſen Hülfsmitteln nun hat der Herausgeber die beiden erſten Bände eines Lebens erſcheinen laſſen können, das in der That mehr vom Manne, ſeiner Entwicklung, ſeinem Charakter und ſeinen Thaten handelt als von den Zeit-

ereigniſſen, worüber in Bezug auf Lord Ruſſell's Leben von Fox geklagt worden iſt. Auch verſteht Graf Stanhope ſicherlich beſſer am Faden der Biographie ein lesbares Buch zu ſchreiben. Aber nichtsdeſtoweniger will uns bedünken, als ob die vielen Briefe und Aktenſtücke, die vollſtändig oder im Auszuge in den Text eingereiht werden, und die mit den ſich daran knüpfenden Urtheilen nur zu häufig die Erzählung unterbrechen, den Biographen zu allzu raſcher Abfaſſung und keineswegs gleichmäßiger Stiliſirung verlockt haben. Allein das große Verlangen des engliſchen Publikums gerade nach Büchern dieſer Art mit zahlreich eingeſtreuten Documenten kann unmöglich Muſterwerke der Gattung fördern. Deſto mehr muß der Geſchichtsforſcher dankbar ſein, dem in der That der Fleiß und die bewährte Gewiſſenhaftigkeit Lord Stanhope's im Einzelnen viel Neues bieten.

Es iſt dieß nicht der Ort um an ſeiner Hand den wunderbaren Bildungsgang des vor allen und faſt in allen Stücken frühreifen Staatsmannes zu überblicken; aber Eines dürfte wohl hervorgehoben werden. Geſchloſſen und fertig wie in ſeinen Reden offenbart ſich auch der junge Pitt ſehr bald in ſeinen brieflichen Mittheilungen, doch hat er die Weiſe derſelben nicht wie ſeine Reden dem großen Vater ablauſchen können, dem die Gedanken und das geflügelte Wort viel zu raſch vorausſtürmten um ſich feſſeln zu laſſen. Seine Briefe, ſo wohl geſetzt ſie ſind, haben die Pedanterie ſeiner Studien nicht völlig abgeſtreift und nehmen, wenn ſie, wie meiſtens, an die auf ihn ſo ſtolze Mutter gerichtet ſind, nur zu bald etwas von dem Tone des Bureaus, der Treaſury an. Wie oft, wie immer wieder in neuen Phraſen entſchuldigt er ſein Ausbleiben oder Schweigen; wie geheimnißvoll deutet er dabei auf die großen Staatsactionen hin, die ihn ganz und gar gefangen halten.

Das Buch bietet noch manche Fingerzeige, wie Pitt in der Schule ſeines Vaters und durch eigene Entwicklung ſo recht zum leitenden Staatsmann gediehen war, der kühn und entſchloſſen mit freiſinnigen Reformen das Staatsſchiff in neue Bahnen überführt. Was er einſt während des einzigen Ausflugs, den er nach Frankreich unternommen, auf die verfängliche Frage, worin zuerſt die Engliſche Verfaſſung Verfall zeigen werde, geäußert hat: in der Prärogative des Königs und dem Haus der Lords, das kann er auch ſpäter im Leben nicht geleugnet haben, das ſtimmt ſo gar ſchlecht zu dem Torythum der Liverpool und Caſtlereagh, zu deſſen

Vorkämpfer man ihn hat machen wollen. Der Verfaſſer iſt bekanntlich viel zu gemäßigt in ſeiner politiſchen Ueberzeugung, als daß er, wo es ſich um Pitt handelt, ſich allen Extravaganzen der Partei überlaſſen ſollte. Er meint vielmehr in Pitt's Verſtändniß von der Lage der Dinge in Frankreich vor dem großen Ausbruch bemerkenswerthe Uebereinſtimmung mit der Darſtellung zu entdecken, wie ſie Alexis de Tocqueville entworfen. Mit beſonderer Hingebung behandelt er die inländiſchen Dinge und erkennt in Pitt den erſten Miniſter, der zum Beſten der unglücklichen Nachbarinſel nach den verſchiedenſten Seiten hin die größten Pläne in's Werk zu ſetzen trachtet. Er hat für Pitt, als dieſer aus dem großen Wahlkampfe gegen die Coalition von North und Fox zu Ende 1783 faſt allein in ſeiner Größe ſiegreich hervorgeht, als ehrenvollſten Vergleich nur den Sir Robert Peel's bei ähnlichen Hergängen in den Jahren 1834 und 1835. Allein gerade die Inauguration der langen, für die nächſten zehn Jahre wenigſtens beiſpiellos glanzvollen Regierung Pitt's iſt doch nicht ſo makellos, wie Lord Stanhope zu denken ſcheint. Der Sturz ſeiner Vorgänger durch den König perſönlich mit Hülfe einer Intrige im Oberhauſe kommt doch einem Verfaſſungsbruche ganz nah; hat auch der junge deſignirte Premierminiſter nicht ſelber Hand angelegt, ſo hat er doch die Handlungsweiſe des Königs bei den Gemeinen, und man weiß, welcher Oppoſition gegenüber, verfechten müſſen. Ueberhaupt iſt der Verfaſſer wie ſo mancher Biograph wohl etwas zu blind gegen ſeinen Heroen, bei dem nun einmal auch jede Schwäche beſeitigt werden ſoll. Oder war dieſer wirklich ganz frei von Rachſucht gegen Fox bei Gelegenheit des Wahlhandels zu Weſtminſter? War es eines Pitt's würdig, einem bigotten, wiederholt geiſtig geſtörten Fürſten wie Georg III. gegenüber das, was ihm aus innerſter Ueberzeugung kam, die Emancipation der Katholiken, noch einmal fahren zu laſſen?

In den beiden vorliegenden Bänden folgen wir der Erzählung bis zum Jahre 1796, als die Zeit, wo Pitt als Reformer und Finanzmann ſo Unvergeßliches geleiſtet, in der er den Grund gelegt zu den weſentlichſten Reformen unſerer Tag, bereits abgelaufen. Mit dem Anfange des franzöſiſchen Kriegs beginnt die zweite Periode, die Macaulay nicht mit Unrecht in grellen Contraſt zu der glänzenden Friedensadminiſtration geſtellt hat. Wie ſein Vater verwegen und unter unabſehbaren Gefahren einen glücklichen Krieg zu führen, dazu war die ganze für das ſtaatsmänniſche

und nationalökonomiſche Geſchäft angelegte Natur des Sohns nicht geſchaffen. Am wenigſten vermochte er furchtlos dem republikaniſchen Frankreich entgegenzutreten, in dem er wie die höheren Kreiſe ſeiner Landsleute eine Ausgeburt der Hölle erblickte. Hier alſo reichte ſeine Größe nicht aus; und ſo viel Mühe der Biograph ſich gibt ſie gegen die Ausfälle Macaulay's zu vertheidigen, Pitt's Maßregeln in den erſten Jahren des Kampfes hatten jedenfalls das Unglück ſehr wenig genügenden Händen zur Ausführung übertragen zu werden.

Auf die zahlreichen meiſt in den Beilagen mitgetheilten Briefe Georg's III. verdient noch beſonders aufmerkſam gemacht zu werden, nicht nur weil ſie manche Züge aus dem perſönlichen Verhältniſſe zwiſchen dem Fürſten und ſeinem Miniſter bieten, ſondern erſteren in ſeiner ganzen kleinlich genauen, eiferſüchtig nach Macht haſchenden, ja, ſogar mitunter eben aus phyſiſchem Blödſinn aufwachenden Regententhätigkeit offenbaren. Mehrere ſind ſelbſt für die Verfaſſungsgeſchichte nicht ohne Bedeutung. R. P.

The Journal and Correspondence of William, Lord Auckland, with a preface and introduction by the Right Hon. and Right Rev. the Bishop of Bath and Wells, London. Bentley 1861. 2 Vols. XX, 533. VIII, 520. 8°.

William Eden, der dritte Sohn eines Baronets, deſſen fünfter ebenfalls einen Namen als Diplomat erworben, wurde im Jahre 1772 Unterſtaatsſecretär und gieng 1778 als Friedenscommiſſär nach Amerika. 1780 finden wir ihn als Regierungsſecretär in Irland, wo er zwei Jahre thätig blieb bis zum Sturz der Adminiſtration des Lord North. Auch an dem dann folgenden Coalitionsminiſterium zwiſchen North und Fox betheiligte er ſich und gehörte, als dasſelbe gefallen, längere Zeit zu den heftigſten Gegnern William Pitt's, bis dieſer Ende 1785 den ehrgeizigen Mann geſchickt zu ſich herüberzuziehn wußte, indem er ihn zum außerordentlichen Geſandten am Hofe von Verſailles ernannte um den Handels-Vertrag zwiſchen Frankreich und Großbritannien abzuſchließen, der damals nicht geringeres Aufſehen machte als der vom Jahre 1860. Eden bewährte ſich nicht nur in dieſer delicaten Aufgabe, ſondern trug auch weſentlich zur Erhaltung des Friedens bei, als derſelbe im Jahre 1787 durch die holländiſche Frage bedroht erſchien. Er wurde dafür mit dem Geſandtſchaftspoſten in Madrid und einer iriſchen Pairie belohnt. Aber ſchon 1789 geht er als Geſandter nach dem Haag, wo er während der

vier erſten Jahre der franzöſiſchen Revolution bis zum Congreß von Antwerpen thätig geweſen. Dann tritt er als Lord Auckland in's Oberhaus und hält feſt zu Pitt, der ihn 1798 zum Generalpoſtmeiſter macht. Er verbleibt in dieſer Stelle unter dem Miniſterium Addington, tritt aber natürlich zurück, als Pitt wieder die Leitung übernimmt. 1806 überträgt ihm Lord Grenville das Präſidium des Handelsamts, das er jedoch ſchon im folgenden Jahre niederlegt um bis zu ſeinem Tode im Jahre 1814 zu privatiſiren. Sein Abfall von Pitt, deſſen Größe ihm vielfach im Wege geſtanden zu haben ſcheint, iſt ihm auch von deſſen Anhängern nicht verziehen worden, wie denn namentlich Lord Malmesbury und George Roſe in ihren Memoiren ſich heftig über ihn auslaſſen. Es ſteht feſt, daß Auckland und ſein Vetter, der Lord Kanzler Loughborough, der wie er aus North's Schule kam, es geweſen ſind, die dem Könige Georg III. frühzeitig Pitt's Abſicht beigebracht haben, zugleich mit der iriſchen Union die Emancipation der Katholiken durchzuführen. Ihnen fällt es nächſt der bornirten Hartnäckigkeit des Fürſten zur Laſt, wenn dieſe ſo dringend nothwendige Maßregel noch auf faſt dreißig Jahre hinausgeſchoben worden iſt.

Der Biſchof von Bath und Wells, der Sohn Auckland's und Erbe ſeines Titels, ſucht nunmehr durch Veröffentlichung eines Theils ſeines ſchriftlichen Nachlaſſes, das ſtrenge Urtheil der Partei über den Vater zu berichtigen, der demnach in der That nicht nur liebenswürdig als Menſch, ſondern auch in einer Reihe bedeutender Leiſtungen tüchtig als Staatsmann erſcheint. Man wird ihn gewiß nicht als den geringſten der vielen geſchäftskundigen Gehülfen betrachten dürfen, die den großen Miniſter umſtanden; Genie freilich beſaß er nicht, und ſein Ehrgeiz erſetzte dieſen Mangel am wenigſten.

Die beiden vorliegenden Bände enthalten eine Fülle von Correſpondenzen mit den namhafteſten Staatsmännern der Zeit und den Spitzen der damaligen engliſchen Geſellſchaft. Im erſten Bande ſind von weſentlicher Bedeutung die mit Lord Loughborough gewechſelten Briefe ſo wie die Papiere aus Eden's Pariſer Miſſion, vor allen die Correſpondenz mit Pitt. Der zweite Band bietet zuerſt ein Tagebuch über den Aufenthalt in Spanien, in Briefen an die Mutter, Lady Eden, gerichtet. Es befaßt ſich faſt gar nicht mit Politik, iſt aber doch von Intereſſe wegen der eingehenden Schilderungen über die ſocialen Verhältniſſe am Hofe Carls III.

und Carls IV., denn gerade den Regierungswechſel hat Eden in Madrid erlebt. Die folgende Partie umfaßt die Briefe der Freunde und Parteigenoſſen während der Abweſenheit in Spanien und enthält Manches über die Krankheit Georg's III. und Pitt's Abwehr der Regentſchaft des Prinzen von Wales. Dann folgt bis zum Schluß des Bandes die Miſſion nach Holland, aus der weniger officielle Aktenſtücke als Correſpondenzen von verſchiedenen Seiten über die großen Ereigniſſe der Zeit mitgetheilt werden. Mehrere Briefe aus Paris vom Sommer 1789 aus Necker's Kreiſe erſcheinen wegen ihrer Details beſonders leſenswerth. Auch über den Feldzug der erſten Coalition findet ſich Einiges; auf ein Schreiben über den Hof und die Staatsleute von Berlin vom November 1791 dürfte beſonders aufmerkſam gemacht werden, Vol. II, 393. Mit dem Ende 1793 ſchließt die gegenwärtige Sammlung, der dem Anſcheine nach eine Fortſetzung folgen wird. R. P.

The Diary and Correspondence of Charles Abbot, Lord Colchester, Speaker of the House of Commons 1802—1817, edited by his son, Charles Lord Colchester, 3 Vols. London. Murray 1861. 8°. XXVIII. 559. XI. 620. XII. 643.

Charles Abbot widmet ſich, nachdem er ſeine Bildung in Oxford erhalten, der Advocatur, bis er 1795 in das Parlament tritt. Obwohl aus den Kreiſen der Whigpartei nominirt, geht er doch bald zu Pitt über und bleibt fernerhin ein Tory vom reinſten Waſſer. Da dieſe Partei ſich faſt ununterbrochen am Ruder hielt, konnte auch er leicht dem Grundſatze treu bleiben, mit dem er ſeine parlamentariſche Laufbahn begonnen, nämlich upon all general occasions to vote in support of the minister of the day, be he Pitt or Fox, for to me they are as indifferent as Pompey or Caesar. Nachdem er im Jahre 1801 kurze Zeit Regierungsſecretär von Irland geweſen, wird er 1802 unter dem Miniſterium Addington Sprecher der Gemeinen, als welcher er bis 1817 ehrenvoll thätig iſt und eine auch im Unterhauſe merkwürdig bewegte Zeit durchlebt hat. Eine Krankheit nöthigt ihn alsdann das Amt niederzulegen, für welches damals die Verfaſſung noch keinen Stellvertreter kannte. Seine Verdienſte indeß wurden mit einer Pairie belohnt, die ihm bis an ſein Lebensende die Gelegenheit bot ſich eifrig an der Politik des Vaterlands zu betheiligen. Nur die Jahre 1819 bis 1822 verbrachte er im Auslande, hauptſächlich in Italien.

Ein Leben in ſo hervorragender Stellung und den großartigſten Zeitläuften hat Lord Colcheſter nun von vorn herein benutzt um nicht nur jede Correſpondenz von Bedeutung ſorgfältig zu bewahren, ſondern auch mit großer Gewiſſenhaftigkeit und Präciſion ein Tagebuch zu führen, das vom Jahre 1795 bis zum Todestage 8. Mai 1829 reicht und, ſoweit es mittheilbar iſt, jetzt in drei ſtarken Bänden vorliegt. Wir lernen daraus den Mann ſelber und durch ſeine Gläſer wenigſtens ſehr genau Land und Leute ſeiner Zeit kennen. Mit gutem praktiſchen, legalen Verſtande ausgerüſtet, hat er raſtlos Hand angelegt an die Förderung zahlreicher, öffentlicher Maßregeln, bei deren formaler Behandlung gerade zuverläſſige Geſchäftskunde und tadelloſe Pflichttreue in erſter Linie ſtehen. Der Ehrgeiz hat ihn nie verlockt ſeine Kräfte zu überſchätzen; als ihn Spencer Perceval einmal zum Miniſter des Innern beſtimmt hat, zieht er den aufreibenden Vorſitz im Unterhauſe vor, für den er ſich recht eigentlich geſchaffen fühlt. Es verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß er im Jahre 1801 gegen den Widerſtand der Biſchöfe die erſte Volkszählung eingeführt hat, daß er als Sprecher die laufende Veröffentlichung der Statute des Reichs, die urkundliche Neuausgabe der alten Statute und die Ausgabe jährlicher Finanzberichte einführt. Für die Geſchichts- und Rechtsforſchung hat er ſich durch Einſetzung der Record Commiſſion, durch die erſte Reorganiſation der Archive und des britiſchen Muſeums dauernde Verdienſte erworben. Seinem gerade in den Sphären minutiöſer Beſſerung ſchwelgenden Ordnungsſinn hat der Geſchäftsgang nach allen Seiten hin viel zu verdanken. Ein Mann der Etiquette freilich legt er ſofort die Sporen ab, die er als Neuling unter den Gemeinen an den Stiefeln behalten, nachdem er erfahren, daß dieſer Schmuck von Alters her nur den Grafſchaftsmitgliedern (den Knights und nicht den Burgeſſes) als Privileg zuſtehe. Aber er bemerkt doch auch bald nach ſeinem Eintritt, wie der Stil der Reden und Debatten durch Pitt und Fox geradezu unerträglich weitſchweifig geworden, und vermißt namentlich die Abweſenheit jeder Controlle deſſen, was geſprochen. Statt der geſetzlich nicht geduldeten und nur unregelmäßig nachgeſehenen Aufzeichnung durch Berichterſtatter beſchäftigt ihn frühzeitig die Organiſation einer möglichſt vollſtändigen, autoriſirten Wiedergabe der Verhandlungen.

Ueberhaupt ſind dieſe Tagebücher ſehr lehrreich um den ganzen Zuſchnitt des Parlaments zu erkennen, wie er vor der Reform Bill doch ein

ſo durchaus verſchiedener von dem gegenwärtigen war. Von dem Miniſterium Shelburne bis zum Regierungsantritt Wilhelms IV. iſt keine einzige der zahlreichen Adminiſtrationen durch die Gemeinen geſtürzt worden; das gieng von einem der beiden anderen Kreiſe der Verfaſſung, der Krone oder dem Oberhauſe aus. Die legislative Thätigkeit des Unterhauſes war nichts weniger als populär, denn oft genug gerieth es mit einflußreichen Wahlkreiſen, zumal dem von Weſtminſter, in Conflict. Eine ſcharfe Sprache bei den Verhandlungen, Herausforderungen, Verhaftungen und andere gewaltſame Auftritte gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Jetzt gilt meiſtens das Gegentheil; und wenn die Gemeinen in ihrer politiſchen Bedeutung weit über die Lords emporgeſtiegen ſind, ſo haben ſie ſich an ihrem Theile weit mehr unter der Wucht der öffentlichen Meinung beugen müſſen. Auch der Sprecher, der uns heute als der vollendete Ausdruck inpaſſiver Unparteilichkeit erſcheint, ſtellt ſich damals noch gelegentlich entſchieden auf eine Seite. Zwar handelte Abbot nach beſter Ueberzeugung, als er in der Sache Lord Melville's wegen Mißbrauch öffentlicher Gelder als Schatzmeiſter der Flotte bei Stimmengleichheit ſeine Stimme für die Anklage abgab; aber er hätte gegen den heutigen Brauch ſchwer gefehlt, als er im Jahre 1813 von ſeinem Sitze aus die dritte Leſung einer Bill zu Gunſten der Emancipation der Katholiken niederkämpfte.

In dieſer Frage eben war er bald über Pitt's Torythum hinausgeſchoſſen und neben ſeinen übrigen Eigenſchaften ſo recht ein Staatsmann nach dem Herzen Georg's III. geworden. Nach der Stellung zu dieſer Frage mißt er alle folgenden Miniſterien und behandelt er namentlich auch die iriſchen Angelegenheiten, die ihm im Uebrigen keineswegs fern liegen. Im Jahre 1822 opponirt er erfolgreich der verſuchten Einführung katholiſcher Pairs in's Oberhaus, und noch ſeine letzte Rede kurz vor ſeinem Tode, kurz vor dem Siege der ſo lange zurückgedrängten Maßregel iſt gegen dieſelbe gerichtet geweſen. Seiner unerſchütterlichen Treue für Kirche und Staat ſuchte er ſogar mit täglichen Excerpten und Anlegung einer Concordanz aus der Bibel zu Hülfe zu kommen, ein Geſchäft, das mit derſelben regelmäßigen Pedanterie betrieben wurde wie die Aufzeichnungen in dem Tagebuche.

Allein bei aller Engherzigkeit und Geiſtloſigkeit hat der Mann wie ſeine literariſche Hinterlaſſenſchaft jedenfalls ſehr reſpectable Seiten. Letz-

tere bietet neben völlig unnützen Details über alle möglichen Zeitgenoſſen, mit denen der Sprecher und der Lord in Berührung kam, Documente, Urtheile, kleine und große Züge, die für geſchichtliche Zwecke ungemein ſchätzbar ſind. Auf Canning namentlich, ſeine Zankſucht und ſeinen maßloſen Ehrgeiz ſcheint der Verfaſſer ſchon früh ein ſcharfes Auge gerichtet zu haben. Auch die italieniſche Reiſe enthält Manches, über den Einmarſch der Oeſterreicher, über die Geſellſchaft in Rom, in welcher auch der Freiherr vom Stein und Niebuhr begegnen, letzterer beſonders anziehend für Colcheſter, weil er ihm klar machen kann, wie der König von Preußen es anfängt ſich mit ſeinen katholiſchen Unterthanen und deren Kirchenregiment auseinander zu ſetzen. Dem wackeren Diener des Staats endlich wollen wir es ſchon gönnen, daß man ſeine Leiche zu Weſtminſter in demſelben Gewölbe mit Pitt und Fox beigeſetzt hat. R. P.

Some account of the Life and Opinions of Charles, Second Earl Grey, by Lieutenant-General Hon. C. Grey. London, Bentley. 1861. 8.

Der Sohn ſchildert hier ein Stück des Lebens ſeines Vaters, des berühmten Urhebers der Reformbill. Sein Buch läßt freilich den Leſer unbefriedigt, da es nur bis zum Jahre 1815 reicht und die eigentliche ſtaatsmänniſche Thätigkeit Grey's gar nicht berührt, ſtatt deſſen aber von Zeiten handelt, welche durch Grenville's und Fox's Memoiren jüngſt ſo hell beleuchtet worden ſind. Nichts deſto weniger iſt es verdienſtlich, einen Charakter wie den Grey's im Proceß der Bildung und Reiſe vorzuführen. Seitdem er, kaum volljährig, im Jahre 1786 ins Haus der Gemeinen trat, war er durch ſeine Sittenſtrenge von antiker Reinheit und durch die Conſequenz ſeiner Handlungsweiſe faſt ſofort zum Führer ſeiner Partei beſtimmt. Mit voller Ueberzeugung ſchließt er ſich Fox an, dem er ſich geiſtesverwandt fühlt, denn beide haben die Anziehungspunkte von Standesintereſſen und feiner Bildung. Beide als Whigs fühlen ſich zu Vorkämpfern der Fortſchrittspartei berufen, beide hegen einen Abſcheu gegen das öffentliche Leben, in das ſie ſich geſtürzt, ihr Geſchmack zieht ſie zu den Studien, an den heimiſchen Herd. In der Heftigkeit der Rede und in revolutionärem Schwunge hat Grey den älteren Freund bekanntlich weit überboten; als Fox ſich mehr zurückzog, und gar nachdem er geſtorben, war niemand ſo geſchaffen wie er, unter den trüben Ausſichten der Partei drinnen und draußen das Haupt der getreuen Whigs zu wer-

den. Neun Jahre lang theilte er dieſe Stellung im Unterhauſe mit Lord Grenville, der, an der Spitze der von Pitt abgefallenen Tories ſtehend, mit dieſen ebenfalls in die Oppoſition gedrängt worden war. Selten wohl haben zwei Politiker, die lange einander gegenüber geſtanden, ſo einträchtig und ehrenwerth Hand in Hand mit einander gehandelt. Dennoch kam die alte Differenz wieder zu Tage. Als Napoleon von Elba wieder erſchien, wollte Lord Grey, der mit ungeſtümer Hartnäckigkeit ſchon die ſpaniſchen Kriege und Wellington perſönlich bekämpft hatte, der alten Whigdoctrin gemäß von einer Wiederaufnahme des Kriegs nichts wiſſen; Grenville trat ihm außer dieſer Frage auch in Bezug auf die Emancipation der Katholiken entgegen, in der er ebenfalls bereit war, den Tories Conceſſionen zu machen. Das Parlament und die öffentliche Meinung der Tage haben ihm Recht gegeben. Noch faſt auf weitere fünfzehn Jahre hin blieb Grey der Mann des Proteſtes, der Mann des Volkes, wie einſt in den Tagen der franzöſiſchen Revolution. Dann erſt war ſeine Zeit gekommen, als er, 66 Jahre alt, nachdem er kaum jemals in öffentlichem Amte geſtanden, ſofort Premierminiſter wurde, um mit Anwendung ſeiner Parteigrundſätze den Staat zu retten.

Aus Fox's Briefen iſt ſchon Allerlei über das ſchöne Familienleben Lord Grey's bekannt; man weiß, wie der Freund ihn aufforderte, doch bei Eröffnung der Parlamentsſeſſion ja nicht ohne die Frau zur Stadt zu kommen, da er ohne dieſelbe keinen Augenblick zufrieden und politiſch nicht viel werth ſein werde. Der vorliegende Band erzählt noch viele ſchöne Züge häuslicher Anhänglichkeit, die Grey vor allen andern engliſchen Ariſtokraten vortrefflich ſtehen. Es iſt aber ſehr zu wünſchen, daß die Andeutung des Verf. ſich bewahrheite, der gegenwärtige Graf Grey beabſichtige, die zweite Partie des Lebens ſeines Vaters nach deſſen Papieren zu behandeln, denn ſo anziehend auch die gegenwärtige Schilderung des reinen, ſtrengen Charakters erſcheint, der Geſchichte dient er erſt, ſobald er unbehindert ſeinen Beruf erfüllen kann. R. P.

Maley, A. J., Historical recollections of the reign of William IV. 2 vols. London, Hope, 1860. 690 S. 8.

Memoirs of the Courts and Cabinets of William IV. and Victoria, from original family documents, by the Duke of Buckingham and Chandos, K. G. In two volumns. London, Hurst and Blackett, 1861. VIII, 401, VIII, 429 S. 8.

Der in ſeinen finanziellen und politiſchen Verhältniſſen völlig derangierte Herzog iſt kürzlich geſtorben, nachdem er, wie früher, über die Zeiten Georg's III. und Georg's IV., noch über die Jahre 1830 bis 1840 geſchrieben hatte. Die Bände haben wie die vorausgegangenen einen ſehr geringen literariſchen Werth, indem der Verf., was er aus ſeiner vornehmen Correſpondenz als geeignet für die Oeffentlichkeit betrachtet, durch ein loſes Raiſonnement in leichtfertiger Tory-Faſſung an einander reiht. Als Lord Steward im Miniſterium des Herzogs von Wellington hatte er nicht nur gute Gelegenheit vom Hofe Wilhelms IV. zu berichten, ſondern ſeine Ueberzeugungen und Connexionen führten ihm manches Papier zu, das von der Stimmung und dem Urtheile der hoch ariſtokratiſchen Kreiſe in den Tagen der Reformbewegung, die in England Hof, Regierung und parlamentariſches Regiment völlig umſchaffen ſollte, eigenthümliche Kunde gibt. Dieſer Schriftſtücke wegen iſt das Buch immerhin von Bedeutung. Die beſonnene vorſichtige Haltung Wellington's gegenüber den Heißſpornen ſeiner Partei wird mit ſeinen eigenen Worten documentirt. Auch die Urtheile des alten Lord Grenville haben ein eigenthümliches Intereſſe; der Zeitgenoſſe Pitt's kann ſich in die zur Thatſache gewordene Reform nicht finden. Pikanter ſchreiben der Marquis von Londonderry und der Herzog von Cumberland. Ein Brief des letzteren vom 13. November 1837 nach der Beſitzergreifung und dem Staatsſtreiche in Hannover (II, 294) darf in einer Würdigung dieſes Fürſten nicht fehlen. Was ſonſt über die verſchiedenen Miniſterwechſel und die erſten Jahre der Königin Victoria mitgetheilt wird, erſcheint überaus oberflächlich, da ſelbſt in Hof und Cabinet die Blicke des mit ſeiner Zeit zerfallenen Ariſtokraten nicht mehr zu bringen vermögen. Wo er nicht aus ſeiner Correſpondenz ſchöpft, muß er wie jeder gewöhnliche Menſch zum Annual Regiſter, zu Hanſard und den Zeitungen ſeine Zuflucht nehmen. Da gibt es auch von Gegnern der Reform eine Anzahl weit beſſerer Abriſſe, welche das für die innere und äußere Politik Großbritanniens ſo ſehr merkwürdige Jahrzehnt ſchildern. R. P.

Peel, Sir Lawrence, A sketch of the life and career of Sir Robert Peel. London, Longmann, 1860. 320 S. 8.

The Constitutional History of England since the accession of George the third 1760—1860 by Thomas Erskine May, C. B. in two volumes. Vol. I London, Longman, 1861. XVI, 512 S. 8.

Herr May, durch ſein Buch Law and Proceedings of Parliament überall rühmlichſt bekannt, wo gegenwärtig ein verfaſſungsmäßiges Staatsleben beſteht, hat ſich der ſehr dankenswerthen Aufgabe unterzogen, dem Meiſterwerke Hallam's eine Fortſetzung bis auf die Gegenwart zu verſchaffen. Es dürfte ſchwerlich jemand hiezu geeigneter ſein. Und doch wie verſchieden erſcheinen auf den erſten Blick Plan und Ausführung; faſt laſſen ſich Vorgang und Nachfolge nicht mehr mit einander vergleichen. Ein Grund freilich, weshalb Hallam mit dem Tode Georg's II. ſchließt, weshalb hier ein Abſchnitt in der Behandlung der Verfaſſungsgeſchichte Englands gemacht werden ſollte, iſt nicht nachzuweiſen. Und dennoch hat die neugewählte, entgegengeſetzte Form viel für ſich. Wer kennt nicht Hallam's geduldige, am chronologiſchen Faden gewiſſenhaft aufbauende Art, die in den Noten und Excurſen offen gelegte, überaus gründliche Beleſenheit, das Trachten mit allen Mitteln der Forſchung und des Arguments in den großen Controverſen zu einem abſchließenden Urtheil zu gelangen. Wen hat die trockene, ſchwerfällige Darſtellung nicht ermüdet, das Suchen in der Maſſe des Stoffs nicht auch unwillig gemacht. Der Fortſetzer zerreißt ohne Weiteres den chronologiſch-hiſtoriſchen Faden und trägt ſtatt deſſen ſein Gewebe in ein ſyſtematiſch entworfenes Netz ein. Die einzelnen Beſtandtheile der gemiſchten Verfaſſungsform bieten eine natürliche Eintheilung, bei der nur Wiederholungen zu vermeiden ſind, die aber jedenfalls einem praktiſchen Studium des Gegenſtandes viel mehr zu Hülfe kommt, als die gemeſſen vorwärts ſchreitende, nothwendig die verſchiedenartigſten Fäden durch einander ſpinnende Geſchichtserzählung. Der Verf. iſt Juriſt genug um kurz und ſcharf faſſen zu können; auch abgeſehen von der Wahl ſeiner Eintheilung, hat ihn natürliche Anlage oder Uebung zum gewandteren Stiliſten gemacht, als ſein Vorgänger geweſen. Bei oberflächlicher Lektüre des Buchs freilich könnte man zweifeln, ob er auch den Schatz der Kenntniſſe und die Fülle hiſtoriſchen Wiſſens beſitze, wie dieſer. Allein wer ſich einen Ueberblick verſchafft hat über die Literatur der verſchiedenen Epochen der Verfaſſungsgeſchichte, weiß auch, wie ſehr im Laufe der Zeit der literariſche und urkundliche Stoff ſich umgeſtaltet, wie ganz andere und welche Schriften und Aufzeichnungen als Quellen der modernen noch flüſſigen Verfaſſungsgeſchichte betrachtet werden müſſen. May iſt viel ſpärlicher mit Auszügen als Hallam, aber ſeine Citate aus der ganzen Maſſe der Biographien, Memoiren und Cor-

reſpondenzen der engliſchen Staatsleute während des letzten Jahrhunderts, aus den Parlamentsgeſchichten, Journalen, Debatten, aus den einſchlagenden Blue-Books offenbaren einem Jeden, der einmal in dieſe Quellen hineingeblickt hat, einen nicht minder koloſſalen Unterbau. In einem, und zwar dem wichtigſten Punkte aber folgt der Verf. bereitwillig dem bewährten Beiſpiele, das ihm Hallam gegeben. Wie dieſer glaubt er feſt an den politiſchen Fortſchritt der Menſchheit und ſeines Volks im Beſonderen. „Hätte ich Mißtrauen oder Verzagtheit empfunden, dies Buch wäre nicht geſchrieben". Wie Hallam geht er aber eben deshalb der Verſuchung aus dem Wege, von einem Parteiſtandpunkte aus die ſchwierigen, viel umſtrittenen Fragen zu erledigen. Zählte Hallam ſeiner Zeit zu den gemäßigten Whigs, ſo gehört May offenbar zu der Partei, für die man heute in England keinen andern Namen hat, als den der einſichtsvollen Liberalen.

Der erſte Band handelt in ſieben Capiteln von den Prärogativen, dem Einfluße und Einkommen der Krone ſowie von der Verfaſſung, der Gewalt, den Functionen und dem politiſchen Verhältniſſe des Ober- und des Unterhauſes. Vor allem erhält der beharrliche Verſuch Georg's III. ſein Königthum wieder zu einer Macht von perſönlicher Geltung zu erheben aus der reichen Memoirenliteratur die hellſte Beleuchtung. Ausgehend von einem geheimen Cabinet, das, außerhalb der Parteien ſtehend, des „Königs Freunde" umſchließt, das ſchon die Eröffnungsrede beim erſten Parlamente der Kenntnißnahme des verantwortlichen Miniſteriums zu entziehen gewußt, zieht ſich der Kampf über ein halbes Jahrhundert fort. Während die talentvollſten und geiſtreichſten Männer als Gegner von den Aemtern ausgeſchloſſen bleiben, werden William Pitt und die Nation mit ihm zu Tories, König und Miniſter können es wagen, „die Freiheit des Gedanken zurückzudrängen und Krieg gegen die öffentliche Meinung zu führen". Der Fürſt, der urſprünglich trotz des beſten Whipper-in über Perſonen und Parteien bis in das Kleinſte unterrichtet iſt, der auf eigene Hand als Kriegsherr ſchaltet, Regimenter marſchieren und halten läßt, verfällt dann wiederholt in Wahnſinn und endet gleich Lear:

A poor old man,
As full of grief as age, wretched in both.

Es folgt der Sohn, verkommen an Leib und Seele, einſt der Buſenfreund

von Fox und der größte Verſchwender in allen Stücken, als König ein furchtſamer Geizhals in ſeinen Finanzen wie in ſeinen Prärogativen. Und doch muß er noch die Emancipation der Katholiken, den erſten bahnbrechenden Schritt zu den großen Reformen unterzeichnen, welche ſtets als größte That der Regierung Wilhelm's IV. genannt ſein werden. Unter Victoria hat die Krone, weiſe berathen durch den ſo eben durch jähen Tod ſo früh entriſſenen deutſchen Prinzen, die ſeltene Erkenntniß walten laſſen, daß im durchgebildeten Verfaſſungsſtaate die directe Macht keineswegs das Object der Staatsgewalt, ſondern nur eines ihrer Mittel iſt.

Nicht minder lehrreich ſind die Abſchnitte, welche von den großen Wandlungen handeln, die ſeit einem Jahrhunderte mit den beiden Häuſern des Parlaments vor ſich gegangen. Ein Gleichgewicht der drei Staatsgewalten beſtand factiſch nicht, das repräſentative Princip bei den Gemeinen war eine große Lüge. Aber hatten auch die franzöſiſche Revolution und die ihr folgenden Kriege die Freiheit Englands auf zwei Generationen zurückgedrängt, die Vertreter derſelben bei Lords und Gemeinen wachten ſorgſam über das ihnen befohlene Vermächtniß, ſie ſammelten den Stoff für die große politiſche Arbeit, die im Intereſſe aller vorgenommen werden mußte, ſobald die Waffen des Krieges ruhten. Die alten Anſätze zur Reform ſeit Lord Chatham's Tagen ſowie die endliche Durchführung derſelben, Alles findet ſich nach beſtimmter Eintheilung ſorgfältig, anſchaulich und ſyſtematiſch dargeſtellt. Auch das Techniſche im parlamentariſchen Verfahren der Gegenwart, die lange, ſchwere Auseinanderſetzung mit der Preſſe, der gegenwärtige Brauch bei Zulaſſung des Publikums und der Berichterſtatter im Unterhauſe, das Abgeben und Verzeichnen der Stimmen, das moderne Petitionsſyſtem und vieles Aehnliche wird lichtvoll und praktiſch zugleich abgehandelt. Beſonders aber erſcheinen der Niedergang des ariſtokratiſchen, der Aufgang des demokratiſchen Elements im ſcharfen Gegenſatz zu einander. Darüber iſt denn auch die Stellung des Miniſteriums durchaus eine andere geworden: heutzutage kann es nicht mehr vom Oberhauſe allein geſetzt oder geſtürzt werden, auch iſt es weit weniger von der Krone abhängig, als ehedem, dagegen aber dem Unterhauſe mehr verantwortlich geworden. R. P.

Despatches supplementary, and memoranda of Field Marshal Arthur Duke of Wellington. Edited by his son. Vol, V. VI. 1805—1810. London, Murray, 1860. 8.

The Life of Field-Marshal Arthur, Duke of Wellington, by Charles Duke Yonge In two volumes. London. Chapman & Hall. 1860. XIV. 670. IX. 657. 8.

Dieſes trockene und ſchwerfällige Werk iſt die Arbeit eines gewöhnlichen Bücherfabrikanten, der, wenn er auch zu den gewöhnlichen Quellen noch einige beſondere Nachrichten von dem gegenwärtigen Herzoge eingezogen haben mag, doch keinen Begriff davon hat, ſeinen Stoff kritiſch zu durchdringen und lesbar zu verarbeiten. Der erſte Band umfaßt die militäriſche Laufbahn des Helden und ſchöpft neben Sir A. Aliſon's jämmerlichen Machwerken aus der bekannten Wellington Sammlung von Gurwood. Bei Waterloo ſpielen ſelbſtverſtändlich die Preußen die völlig untergeordnete Rolle, zu welcher des Herzogs Kritik der Schlachtbeſchreibung von Clauſewitz und die hiſtoriſche Orthodoxie der Briten ſie verdammten. Im zweiten Bande folgt das politiſche Leben ſeit dem Jahre 1815, zwar mit Hilfe der Memoiren und Briefſammlungen zahlreicher Zeitgenoſſen, aber auch hier, wo doch Wien und Paris und vor Allen das Miniſterium Wellington's ſo viel zu wünſchen übrig laſſen, im pflichtſchuldigen Stil urtheilsloſer Apotheoſe. R. P.

Memoirs of Major-General Sir Henry Havelock, K. C. B. by John Clark Marshman. London Longmans 1860. X 462. 8.

Nach den vielen Artikeln und Broſchüren, wie ſie das Bedürfniß des erſten Augenblicks in England an den Tag zu fördern pflegt, erwirbt ſich hier ein naher Verwandter Havelock's das Verdienſt ſchlicht und einfach und nach guten Materialien deſſen Leben zu erzählen. Die Auffaſſung iſt religiös-baptiſtiſch wie das Bekenntniß des tapferen Kriegers; ſie drängt ſich aber weder über die Gebühr in den Vordergrund, noch verleitet ſie den Biographen zum Heroendienſte. Sie harmonirt vielmehr mit der merkwürdigen Erſcheinung, die eher den Stempel des 17. als des 19. Jahrhunderts an ſich trägt, und die mit ihrem ſtreng chriſtlichen Heldenthume in der großen Militärmeuterei der muhamedaniſchen Sipoys im Jahre 1857 doch recht eigentlich am Platze war. Nicht nur wer die hiſtoriſche Berechtigung dieſes Elements zu faſſen vermag oder wer den Rache- und Siegeszug von Havelock's Colonne militäriſch verfolgen will, wird das Buch mit Vergnügen leſen; ſondern der Rückblick auf das frühere Leben, auf die harte Soldatenlaufbahn des protectionsloſen Mannes

und ſeinem reinen, ſtets ſich bildenden Geiſt iſt geeignet, in weiteren Kreiſen als Sporn zur Nachahmung zu dienen. R. P.

Histoire de Nelson, après les dépêches officielles et ses correspondances privées par E D. Forgues. Paris, Charpentier, 1860. 3688. 8.

Dieſe geſchickte Lebensbeſchreibung Nelſon's ſtützt ſich auf die Nelson Papers und die von Sir Harris Nicolas herausgegebenen Letters and Dispatches. Der Verf., ein Neffe des Admirals Barbier de Tinan, iſt höchſt wahrſcheinlich ſelber Flottenofficier; er zeigt ſich völlig zu Hauſe im techniſchen Idiom und hat eben darum auch die engliſche Sprache völlig bemeiſtert. Allein er verſteht auch zu ſchreiben, wie ſeine Landsleute es lieben, und führt ihnen mit allen dieſen Hülfsmitteln nun in ſcharfen Umriſſen ein Bild des größten Seehelden vor, im Allgemeinen richtig und ſelbſt gerecht. Man muß es als Pflicht des Biographen betrachten, daß er die Makel und Flecken des Helden ſchonungslos aufdeckt, die ehebrecheriſche Liebe zu Lady Hamilton, die wollüſtig grauſame Betheiligung an der Reaction in Neapel; man darf es dem Franzoſen nicht verargen, wenn er bei dem großen Manne, den er, wenn auch als Feind, aufrichtig bewundert, überall auf angebornen Franzoſenhaß ſtößt, der ſich in der roh geſunden Weiſe des britiſchen Seemanns Luft macht. Er läßt ſich darüber nie hinreißen, ein Zerrbild zu malen, und kommt nur gelegentlich der verletzten Nationaleitelkeit durch Apoſtrophen in der bekannten modern franzöſiſchen Manier zu Hülfe. Nur ſtillſchweigend wird die geringere Tüchtigkeit des Matroſen zugeſtanden, ein verhaltener Neid kann in dem brutalen und bornirten Jack Tar Großbritanniens nicht das nationale „Eichenherz", das Muſter aller maritimen Tapferkeit erkennen. Schon auf der zweiten Seite bricht der leitende Gedanke unverhohlen hindurch: der Dampf, der Eiſenbau, die neue Taktik haben dem Ruhme Nelſon's für alle Zeiten das ſchließende Siegel aufgedrückt, niemals kann ihm ein identiſcher Rival erſtehen. Wir möchten glauben, daß das ſehr lesbare Buch hauptſächlich zu dem Zwecke geſchrieben worden, um die Officiere der kaiſerlichen Marine an dem großen Vorbilde zu belehren, ihnen zugleich aber die Ueberzeugung beizubringen, daß John Bull nicht mehr der alte ſei. R. P.

The Autobiography of a Seaman, by Thomas, Tenth

Earl of Dundonald, G. C. B. Admiral of the Red; Rear-Admiral of the Fleet, &c. &c. London, Bentley, 1860. 2 vols. XXIII, 428, XIV, 488 S. 8.

Auch in einem Bande: London, Bentley, 1861. XVII. 517.

Lord Cochrane, der Sproße einer alten ſchottiſchen Grafenfamilie, der auch Zeit Lebens das heiße Blut ſeiner Ahnen nicht hat verleugnen können, hat noch im 85. Jahre, kurz vor ſeinem Tode, wenigſtens ein Stück der Autobiographie, das die bis zum Jahre 1814 dem Vaterlande geleiſteten Dienſte umfaßt, herausgegeben, voll Feuer, voll materiellen Werthes. Man weiß, wie er durch ſeine kühnen Thaten, vor allen im biscajiſchen Meere ſich an die Seite der größten britiſchen Seehelden emporzuſchwingen im Begriffe war, als ihn der kriegsrechtliche Proceß des Admirals Lord Gambier zunächſt mit der Admiralität, und die eigene heftige Betheiligung an der parlamentariſchen Oppoſition zur Herbeiführung politiſcher und adminiſtrativer Reform mit der Regierung überwarf. Seine verdächtige Beziehung zu einem häßlichen Actienſchwindel brachte im Jahre 1814 ihm ſelber einen Proceß auf den Hals, der, gegen ihn entſchieden, ſeine Ausſtoſſung aus dem Unterhauſe, Caſſirung und Abnahme der Orden zur Folge hatte. Tief erbittert verließ er die Heimath und lieh ſein tapferes Seemannsſchwert den Chileños zur Befreiung vom ſpaniſchen, den Hellenen vom türkiſchen Joche, überall glücklicher auf ſeinem Element, dem Meere, als in den Tiefen und Untiefen radicaler Politik. Erſt unter Wilhelm IV. erhielt er als Graf Dundonald Rang und Titel, unter Victoria das Großkreuz des Bathordens zurück. Iſt ihm auch durch das einſt von Lord Ellenborough gefällte Urtheil Unrecht geſchehen, tritt auch heute noch wie damals Lord Brougham als Advocat und Parteigenoſſe für ihn auf, ſo iſt es trotz aller Bemühungen, die der alte Mann am Abende ſeines Lebens aufgeboten, ihm doch nicht völlig gelungen einen jeden Verdacht in dem unangenehmen Handel hinwegzuräumen. Eines aber iſt unzweifelhaft, England hat dadurch die Dienſte eines Kriegers verloren, der es in verwegener Kühnheit mit Nelſon aufnahm, und deſſen Buch wegen lebhafter Schilderungen und praktiſcher Vorſchläge eines Greiſes ebenfalls ſeines Gleichen ſucht. Perſönlichkeit und Stoff haben noch einmal verdientes Aufſehen erregt. R. P.

Memorials of Thomas Hood, collected, arranged and edited by

his daughter, and a preface and notes by his son. 2 vols. London, Moxon, 1860. 680 S. 8.

Doran, Dr., The book of the princes of Wales, heirs to the crown of England. London, Bentley, 1860. 530 S. 8.

Hook, Walter Farquhar, Lives of the archbishops of Canterbury. Vol 1. Anglo-Saxon period. London, Bentley, 1860. 550 S. 8.

Johns and Nicolas, Naval and military heroes of Great Britain; or, calendar of victory: being a record of British valour and conquest by sea and land, etc. Illustrated with 24 portraits engraved on steel. London, Bohn, 1860. 8.

Military (the) heroes of England, from the invasion of Julius Caesar to the suppression of the Indian mutiny. London, Blackwood, 1860. 326 S. 12.

Blunt, Humphry, Perils and panics of invasion in 1796 — 7 — 8, 1804 — 5, and at the present time. London, Newby, 1860. 436 S. 8.

Moorsom, W. S., Historical record of the 52. regiment (Oxford light infantry), from the year 1755 to 1858. London, Bentley, 1860. 8.

Irving, Joseph, The history of Dumbartonshire, civil, ecclesiastical and territorial; with genealogical notices of the families in the country: the whole based on authentic records, public and private. London, Simpkin, 1860. 613 S. 4.

Chronica Regum Manniae et Insularum. The Chronicle of Man and the Sudreys edited from the Manuscript Codex in the British Museum and with historical Notes by P. A. Munch Christiania 1860. XXXIV 191. 8.

Die kleine, nur 31 Seiten umfassende Chronik verdiente trotz der Ausgaben von Camden, Johnstone und Langebeck noch einmal bequem

und getreu abgedruckt zu werden. Sie bildet für die Jahre 1017 bis 1374 eine wichtige Quelle nicht nur für die Herrſchaft der Nordmannen in Schottland, ſondern vorzüglich für die keltiſchen Inſeln an der Weſtküſte von Britannien. Man muß nur bedauern, daß die dem Manuſcr. beigefügten Limites Manniae nicht ebenfalls der neuen Ausgaben beigefügt ſind. Aber Herr Munch iſt ganz der Mann, um als Hiſtoriker, Alterthums- und Sprachforſcher in der Einleitung und ſehr ausführlichen Noten die früheren ſcandinaviſch-britiſchen Beziehungen zu beleuchten mit ganz anderer, ſtrengerer Wiſſenſchaft, als dieß von bekannter däniſcher Eitelkeit zu geſchehen pflegt Mit ſeiner gründlichen Kenntniß der geſammten Sagaliteratur, mit philologiſcher und diplomatiſcher Gewiſſenhaftigkeit gelingt es ihm, eine Menge jenes ſo frühe Zeitalter in ſo abgelegenem Himmelsſtriche betreffender Local- und Perſonalfragen zu erörtern. Die nordiſchen Niederlaſſungen auf den Hebriden und Man fallen zuſammen mit der Entdeckung von Island; die kleinen Inſeln erſchienen den kühnen Seefahrern als eine natürliche, bequeme Zwiſchenſtation. Hier ließen ſie ſich unter den Gaelen nieder und machten dieſe zu Unterthanen der Krone von Norwegen, ein Verhältniß, das in Bezug auf Man bis zum Jahre 1286 andauert. Die Beziehungen der beiden Racen zu einander erſcheinen heute noch in den Orts- und Geſchlechtsnamen, wie ſie ſich auf Runenſteinen, in Urkunden und in der Chronik vorfinden. Auf ſchottiſche, iriſche, engliſche Geſchichte der Zeit fällt manches Schlaglicht. Das von den Norwegern geſtiftete Bisthum der Sudreyjar (der Südinſeln), Episcopatus Sodorensis, auch Manensis, gehörte bis zum Uebergange der Souveränität an Schottland und dann an einen Vaſallen der engliſchen Krone, zur Provinz von Nidros; es iſt nicht ſowohl dem Umfange, als dem nun ſinnlos gewordenen Namen nach in dem heute noch beſtehenden, zur Provinz York gehörenden Sprengel Sodor and Man vorhanden. Der Appendix enthält eine Reihe dem Vaticaniſchen Archive entnommener Urkunden zur Geſchichte dieſes Bisthums. Munch hat ſeine für den Index Scholarum der Univerſität Chriſtiania im Jahre 1857 verfaßte Schrift dem Inhalte gemäß in engliſcher Sprache publicirt, im Ganzen ſehr correct, wenn auch hie und da ungewöhnlich und überaus breit. R. P.

Scotland in the Middle Ages. Sketches of early Scotch history

and social progress, by Cosmo Innes, Professor of History in the University of Edinburgh. Edinburgh, Edmonston and Douglas, 1860. XLIII, 368 8°.

In einer Reihe an der Universität zu Edinburgh gehaltener Vorlesungen werden zunächst die wichtigsten Punkte altschottischer Geschichte behandelt, von denen sich die einheimischen Gelehrten seit den Tagen von Pinkerton und Chalmers so gut wie abgewendet zu haben schienen. Tytler's Werk, das bekannteste Buch über schottische Geschichte im Mittelalter, hebt erst mit Alexander III., mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts an; das Zeitalter der Freiheitskämpfe gegen England, die Schilderung der feudalen Gestaltung des Königreichs galt bisher als viel anziehender für den Forscher wie für den Leser. Es ist daher ein wesentliches Bedürfniß, dem der Professor abzuhelfen sucht, indem er wieder auf die ältere Zeit zurückgreift und, was seine zu sehr vernachlässigten Vorgänger nur unvollkommen verstanden, man kann nicht anders sagen, als mit Glück, die läuternde Hand moderner Kritik anlegt. Leider nur bekennt er wie so mancher seiner Landsleute sich niemals mit keltischen Studien befaßt zu haben und kein Wort gaelisch zu verstehen, so daß, was sehr zu wünschen gewesen wäre, so manche wichtige Frage über die Zustände der alten Bevölkerung, die hier so wenig wie in Irland für ihre eigene Geschichte jemals Sinn gehabt, unerledigt bleibt. Im Uebrigen forscht und arbeitet der Verfasser nach gesunden Principien und weiß seinen Schülern die Ergebnisse leicht und gefällig vorzulegen.

Wirklich historische Aufzeichnung beginnt in Schottland doch überaus spät. Die erste, noch nicht ganz zweifellose Urkunde ist vom Jahre 1095, das erste Fragment einer Chronik, ein Blatt in der bekannten dem Kloster Melrose angehörenden aus dem dreizehnten Jahrhundert, vom Jahre 1165. Die erste Handschrift, welche Gesetze verzeichnet, ist kaum älter als 1270, und parlamentarische Aufzeichnungen beginnen einzeln erst seit Robert Bruce. Ueber die Anfänge der Picten und Scoten läßt sich nur aus späteren Angaben und Vermuthungen im Allgemeinen so viel aussagen, daß jene ohne Frage die rothhaarigen Caledonier des Tacitus, aber schwerlich Germanen oder gar eine vorkeltische Bevölkerung waren, die einst den ganzen Osten des Landes, den Südwesten (Galloway) aber nachweislich bis in das dreizehnte Jahrhundert bewohnten, daß die Scoten wahrscheinlich im vierten Jahrhunderte den übrigen Westen mit seinen Bergen be-

ſetzten. Im neunten werden beide unter Kenneth Mac Alpine vereinigt; von ſeinem Stamme geht der Geſammtname Schotten aus, vermuthlich alſo eine ähnliche Verbindung wie die der Angeln und Sachſen. Sehr früh, wenigſtens ſeit dem ſechſten Jahrhundert erſcheinen dünne germaniſche Niederlaſſungen längs der Oſtküſte, dann dringen die Angeln vom Humber und Tweed her bis zum Forth vor; mit dem Ende des achten warfen die Seezüge der Vikinger ihren ſcandinaviſchen Niederſchlag auf Nordſchottland, auf die Inſeln im Norden und Weſten. Mit Malcolm Canmore († 1093), der eine angelſächſiſche Königstochter zur Gemahlin genommen, gewinnt das teutoniſche Element die Oberhand; Angeln, Dänen, bald auch Normannen bilden den Hofadel; der Zerfall des angelſächſiſchen Reichs bringt Niederſchottland und ſelbſt Northumberland herbei, wodurch ſich die Geſchichte der beiden Reiche und ihrer Völker auf Generationen verhängnißvoll verſchlingen.

Nach den älteſten Daten der Kirchengeſchichte hat St. Ninian bereits im vierten Jahrhunderte wenigſtens einem Theile der Picten von Rom her das Chriſtenthum gebracht; im folgenden erſcheint St. Columba mit ſeinen Iren auf der Inſel Hy (Iona). Die Culdäer predigen zuerſt den ſtammverwandten Clans des Hochlands, dann ziehen ſie weiter gen Oſten zu den Picten, die von ihnen die älteſte Diöceſaneintheilung empfangen. Ihre Inſtitute und ihre Lehre beherrſchten bald ganz Schottland mit ſeinen Inſeln. Viele der alten Pfarreien des Landes laſſen ſich bis auf die Columbiten zurückführen; die älteſte Kirche auf Island war nachweislich St. Columba dedicirt. Die Culdäer weichen erſt den Ciſtercienſern, die um dieſelbe Zeit geiſtlich auch Irland erobern helfen; nur in einzelnen Kapiteln werden noch bis in's dreizehnte Jahrhundert Culdäer geduldet. Dieſe geiſtliche Umwälzung geht Hand in Hand mit den Fortſchritten antikeltiſcher, feudaler Politik. Der Verfaſſer hat ſehr richtig der vielſeitigen Thätigkeit David's I. (1124 — 1153) beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt; er iſt nicht nur der Begründer der eccleſiaſtiſchen Eintheilung des ſpäteren Mittelalters mit ihren Sprengeln, Parochien und Zehnten, ſondern ebenſowohl der erſte feudale König, der die Clans des Hochlands und die Barone des Niederlands beherrſcht. Unter ihm ſchon erſcheinen die Häuſer Stewart und Bruce.

Sehr lehrreich und ſyſtematiſch geordnet ſind die Mittheilungen über die ſtändiſchen Verhältniſſe. Sklaven und Leibeigene, manchmal noch mit

keltiſchen Namen, nur einzeln als Picten bezeichnet, haben ſo ziemlich dieſelbe Geſchichte wie in England, bis herab zu dem letzten Documente, das den Fang eines Sklaven fordert, aus dem Jahre 1364. Schon unter David erſcheint eine Anzahl ſchottiſcher Städte zu einer beſonderen mercantilen Genoſſenſchaft verbündet, die in einer Urkunde Wilhelms des Löwen ſich ganz germaniſch als Anse (Hanſe) bezeichnet. Im Süden des Landes haben vier Flecken eine gemeinſame Tagfahrt, der Urſprung des beſonderen ſtädtiſchen Parlaments, das ſich neben den Hoftagen des Königs längere Zeit behauptet, bis ſeit 1326 wirkliche Gemeine nachweislich werden. Die frühe Geſchichte des ſchottiſchen Parlaments mit ſeinem Ausſchuſſe (Committee of Articles, ſeit 1367), ſo wie des im fünfzehnten Jahrhunderte entſtehenden oberſten Gerichtshofes, aus den drei Ständen gebildet, erſcheint namentlich im Vergleich mit deutſcher Verfaſſungsgeſchichte von Wichtigkeit. Im Erbrechte ſtreiten das Majorat und das altkeltiſche Tanistry noch lange miteinander, wie ſich ſogar noch in dem Kronproceſſe zwiſchen Baliol und Bruce nachweiſen läßt.

Die letzten Abſchnitte über die ſocialen, materiellen und geiſtigen Zuſtände des ſchottiſchen Mittelalters zeugen nicht minder von ſicherer Behandlung und werden auch von dem Laien mit Vergnügen geleſen werden. Für ein eingehenderes Studium ſind der Einleitung drei Karten beigegeben, Schottland im zehnten und im dreizehnten Jahrhunderte, vom letzteren zwei, eine politiſche und eine eccleſiaſtiſche, mit Angabe und Liſten der urkundlich zu beſtimmenden Namen. R. P.

Tytler, William, Recherches historiques et critiques sur les principales preuves de l'accusation intentée contre Marie Stuart. Ouvrage traduit de l'anglais en 1772. Paris, Amyot, 1860. XI u 202 S. 8.

Haverty, Martin, The history of Ireland, ancient and modern. London, Lew, 1860. 8.

Irish History and Irish Character, by G S. Goldwin Smith Oxford and London 1861. 107 S. 8.

Ein kleines, aber ſehr leſenswerthes Buch, zu welchem der gegenwärtige Profeſſor der neueren Geſchichte in Oxford eine Gelegenheitsvorleſung weiter ausgeführt hat. In meiſterhaften Strichen, die von umfaſſender hiſtoriſcher Beleſenheit, von unmittelbarer Anſchauung und von bei dieſem

Gegenſtande ſo unerläßlichem national-ökonomiſchem Intereſſe zeugen, wird einmal von einem gebildeten Engländer Barmherzigkeit geübt an der Schweſterinſel und ihren Bewohnern, denen herkömmlich alle Greuel ihrer Landesgeſchichte als Verbrechen angerechnet zu werden pflegten. Nicht Verbrechen fordern Sühne, ſondern ein unheilvoller Gegenſatz ſucht Jahrhunderte hindurch Löſung und Abſchluß. Ihm liegt nicht die Verſchiedenheit des Glaubens, nicht der Streit um das Eigenthum des Bodens, ſondern der unvermittelte Haß der Racen zu Grunde, wie ſie in individuellem Charakter, in Sitte, Recht, Sprache auseinander gehen. Ein vortrefflicher Ueberblick über die ganze Geſchichte Irlands liefert den fortlaufenden Commentar zu den Vorderſätzen, und bis auf die Gegenwart wird mit einer Objectivität, die erſt ganz neuerdings in England zu erſcheinen wagt, der Schaden aufgedeckt, den ſich die beiden feindſeligen Nationalitäten einander zugefügt. Erſt William Pitt hat die erfolgreichen Mittel zur Heilung anzulegen begonnen. Erſt ſeit Hungersnoth, Seuche und Auswanderung das Maß der Leiden voll zu machen ſchienen, die Hand des engliſchen Bedrängers ſich aber von allem Druck zurückgezogen, ſcheinen Land und Leute froheren Zeiten entgegen zu gehen, wie ſie nie gekannt. Vielleicht, daß nunmehr die Prophezeiung Sir Robert Peel's ihrer Erfüllung nahe iſt, daß, ſobald einmal der letzte Nachklang des Bürgerkriegs, der Ruf nach Repeal, völlig verſtummt, Irland ſo raſch aufblühen werde, wie kein anderes Land. Uns will freilich ſcheinen, daß ſo ſehr der Verf. auch den Racenunterſchied betont, er doch weder die von der Natur gebotene Nebenſtellung Irlands noch die Beſtimmung des germaniſchen Stammes gehörig hervorhebt, der wie im Oſten gegen die Slaven, im Weſten gegen die Ueberreſte der alten Kelten einmal Elbogenraum gefordert und behauptet hat, neben dem die letzteren unſtreitig ganz verſchwinden müſſen. Es liegt in den panegyriſchen Aeußerungen, die über das gegenwärtige Wohlbefinden Irlands ſo häufig in der engliſchen Preſſe laut werden, doch ein Stück von einheimiſchem cant, wenn man die Aufnahme des Landes rühmt, ohne eigentlich das unvermeidliche Ausſterben einer Nationalität zu erwähnen oder gar zu betrauern, die ſo heldenmüthig bis zur Erſchöpfung ausgehalten. R. P.

O'Donoghue, John, Historical memoir of the O'Briens: with notes, appendix, and a genealogical table of their several branches, compiled from the Irish annalists. Dublin, Simpkin, 1860. 580 S. 8.

Marmion, Anthony, The ancient and modern history of the maritime ports of Ireland. 4. edit. London, Simpkin, 1860. 666 S. 8.

25. Spanien und Portugal.

Schäfer, Heinr., Dr. Prof., Geschichte von Spanien. 3. Bd.: Geschichte des südöstlichen Spaniens, insbesondere seiner innern Zustände im Mittelalter. XIV, 507. Gotha, F. A. Perthes, 1860. 8. (33. Lfg. aus der Geschichte der europäischen Staaten von A. H. L. Heeren u. F. A. Uckert.)

Aldama, Dionisio S. de, y Manuel Garcia Gonzalez, Historia general de España desde los tiempos primitivos hasta fines del ano 1860, inclusa la gloriosa guerra de Africa. 2. edicion. Madrid, 1860. Trillo. Tomo 1. 344 p con 10 lam. litogr 4 Constará de cinco Tomos.

Cabanilles, Antonio, Historia de España. Madrid, 1860. T. 1. Sanchez. VI—470 p. 4.

Tárrega, Juan Carmelo, Pequeño compendio dè la historia de España 3 edic. Toledo, 1860. 174 pag. 8.

Rico y Amat, Juan, Historia politica y parlamentaria de España (desde los tiempos primitivos hasta nuestros dias). Madrid, Bailly-Baillière, 1860. T. I. LVI—520 p con el retrato del autor

Del Villar, Petro Fernandez, Compendio de historia de España, que comprende desde la entrada de los Cartagineses hasta el año presente. Málaga 1860. 112 p. 8.

Lafuente, Modesto, Historia general de España. Tomo XXII. Madrid, Mellado, 1860. 584 S 8.

Memorial histórico español: colleccion de documentos, opúsculos y antigüedades, que publica la Real Academia de la historia. Tomos X y XI. Madrid, 1857—59. 654 u. 496 S. 8.

Colleccion de documentos inéditos para la historia de España, por marques de Pidal y de Miraflores y D. Miguel Salva. Madrid, Sanchez, 1860 Tomes 33—35. 4.

Coleccion de documentos inéditos del archivo general de la corona de Aragon, publicada de real órden por el archivero mayor D. Prospéro de Bofarull y Mascaro. Tomos XIV y XV. Barcelona, 1858. VIII, 496 u. 504 S. 4.

Dozy, R., Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne pendant le moyen âge. Seconde édition augmentée et entièrement refondue. 2 vols. Leyden, Brill, 1860. LXXVII, 16 u. 360; XCIX u. 390 S. 8.

Aschbach, Dr. Joh., Prof., Geſchichte der Ommaijiden in Spanien nebſt einer Darſtellung des Entſtehens der ſpaniſchen chriſtlichen Reiche. 2 Thle Neue Ausg. (Titelauflage). Wien, Braumüller, 1860. XXVIII u. 752 S. 8.

Memorias de D. Fernando IV de Castilla. Madrid, Sanchez, 1860. Dos tomos en 4. mayor, CXXII — 700 p. con tres láminas el primero, VI — 914 el segundo.

Hefele, Ch. J., Le cardinal Ximenes et l'église d'Espagne à la fin du 15e et au commencement du 16e siècle, pour servir à l'histoire critique de l'inquisition. Traduit sur la 2e édition avec l'approbation de l'auteur, par l'abbé A. Sisson et l'abbé A. Crampon. 2e édition. Lyon et Paris, 1860. XXXII, 458 S. 8.

Prescott, W. H., Histoire du règne de Philippe II. Traduite de l'anglais par G. Renson et P. Ithier. Tomes 1 et 2. Leipzig, A. Dürr, 1860. 717 S. 8.

— —, Philip den Anden, konge af Spanien. Oversat fra Engelsk af L. Moltke. 7—12e hefte. Kjöbnhavn, Eibe, 1860. 96 S. 8.

— —, Spaniens historia under Ferdinand och Isabella. Oefwersättning 4—5. häftet. Stockholm, Fonnier, 1860. 256 S. 8. (Historiskt bibliothek. Europeiska staternas och folkens historia. Tredje serien).

— —, Geschiedenis der regering van Philips II., koning van Spanje. Uit het Engelsch vertaald door W. J. A. Huberts 1e en 2e afl. Zutphen en Doesborgh, Willemsen en Schattenkerk. 8. 1—160. 8.

— —, Geschiedenis der regering van Philips den

tweede, koning van Spanje Uit het Engelsch vertaald door Dr. W. J. A. Huberts, met eene Voorrede van den Hoogleeraar W. G. Brill en eene levensschets van den schrijver. 1e deel. Zutphen, J. A. Willemsen, 1860. 8 en 399 bl. met uitsl. tabel. 8.

Thierry, Jules, L'Espagne et l'Angleterre en 1588. Campagne de l'Armada; documents nouveaux Paris, Aubry, 1860. 24 S. 12.

Napier, General Sir W. F., History of the Peninsular war. New edit, revised by the author London, Boone, 1860 6 vols. 8.

Der Kampf um Badajoz im Frühjahr 1812. Nach den ursprünglichen Quellen und nach Mittheilungen von Augenzeugen. Grundzüge und Beispiele für kritische Behandlung kriegsgeschichtlicher Stoffe. Von K. Brodrück, Major im Großh. Hessischen Generalquartiermeisterstab, Lehrer der Kriegsgeschichte an der Gr. Hessischen Militärschule. Mit einer Planskizze. Leipzig, 1861. Dyk'sche Buchhandlung. XII u. 150 S. 8.

Der Name des Verfassers wurde zuerst 1858 in der Literatur bekannt. Die Schrift über den „Feldzug der Reichsarmee von 1757", die als Erstlingsarbeit damals von ihm erschien, wurde überall von der Kritik (in unserer Zeitschrift im 1. Heft von 1859) mit verdienter Anerkennung beurtheilt. Die neuere Schrift, deren Titel oben genannt ist, reiht sich würdig an diese frühere Arbeit; auch sie ist die Frucht ernster Studien und reifer Kritik.

Die nächste Aufgabe, welche die Schrift sich gesetzt hat, ist die Widerlegung der Verlästerungen, die sich in den Geschichtswerken, zuletzt in starken Farben bei Thiers, gegen das deutsche Regiment finden, das 1812 in Badajoz mitkämpfte. Der Verf. weist schlagend nach, daß von einer Verschuldung des deutschen Regiments, von dem eine Abtheilung von nur 80 Mann mit Vertheidigung der weitläufigen Citadelle beauftragt war, gar keine Rede sein kann, und daß selbst in Frankreich eine Reihe von Jahren hindurch niemand an eine solche Anklage auch nur dachte, bis endlich die dortige Literatur zu Gunsten des französischen Generals Philippon, der in der Festung befehligte, die Verschuldung der deutschen Truppen geradezu erfand. Der französische General hatte längst seine Flucht aus dem Hauptplatz vorbereitet, und mitten im Kampf führte er sie aus, so daß von dem ganzen Verhängniß, das die Besatzung traf, alle Schuld allein auf den Befehlshaber der Festung fällt. Das ist der

Kern der ganzen Vorgänge und zugleich das nahe liegende Motiv, das die franzöſiſchen „Geſchichtsverbeſſerungen« hervorrief.

Die kritiſche Unterſuchung der Geſchichtsquellen, auf welcher dieſes Reſultat beruht, bietet ſo vielfache Anhaltspunkte für kritiſche Betrachtungen allgemeiner Art, daß der Verf. nicht mit Unrecht ſeinen Stoff als ein Paradigma für Uebung der hiſtoriſchen Kritik bezeichnet. Der Nebentitel der Schrift und die ihm entſprechende Behandlung des Stoffes entſpricht dieſer Eigenthümlichkeit deſſelben, und eben dadurch wird das Buch zugleich zu einer Lehrſchrift, die ſchon darum beſondere Beachtung verdient, weil die theoretiſche Seite der hiſtoriſchen Arbeit in ſo gedrängter ſchlagender Kürze noch eigentlich gar nicht behandelt iſt. Hlm.

Relazioni sulla Corte di Spagna, dell' abate Doria del Maro e del conte Lascaris di Castellar, pubblicate per cura di Domenico Carutti. Torino, stamperia Reale, 1860.

Kayserling, Dr M., **Geschichte der Juden in Spanien u. Portugal.** 1. Tbl.: Die Juden in Navarra, den Baskenländern und auf den Balearen. Berlin, Springer, 1861. XII u. 224 S. 8

Amador de los Rios, Don José, Etudes historiques, politiques et littéraires sur les juifs d'Espagne; traduites pour la première fois en français, par J. G. Magnabal. Paris, 1860. XV u. S. 417—608. 8.

Burgos, D. Augusto de, Blason de España. Libro de oro de su nobleza. Reseña genealógica y descriptiva de la casa real, la grandeza de España y los titulos de Castilla. Parte primera Casa real y grandeza de España. Madrid, Bailly-Baillière 1859 Tomo IV. Fol.

Vilar y Pascual, D. Luis, Diccionario histórico, genealógico y heráldico de las familias ilustres de la monarquia española. Madrid, Bailly-Baillière Tomo 1°, entregas 1 y 2 (Estra obra constará de ocho tomos). 1860. 4.

Piferrer, Franc., Nobiliario de los reinos y señoríos de España. Contiene las armas y blasones de los reinos, provincias, ciudades, villas y principales pueblos de España, con todos los apellidos que se encuentran en los tratados de heráldica y nobilarios mas autorizados, como son el libro-becerro de Castilla, Gracia-Dei, Mejía, Barcelos, Mendoza, Argote de Molina, Vitales etc. etc. Revisado por D. Antonio Rujula

y Bussel, ilustrado con un diccionario de heráldica. Adornado con mas de dos mil escudos de armas por acreditados artistas, heraldos y profesores de bellas artes. Madrid, impr. de Minuesa 1860. T. 1 à VI. y ultimo. 260 4 mayor.

Vilar y Pascual, D. Luis, Diccionario histórico, genealógico y heráldico de las familias ilustres de la monarquia española Madrid, Bailly-Baillière. Entregas 3 — 16. Tomo II — IV. 1860. (Esta obra constará de ocho tomos).

Aben-Adharó de Marruecos, Historias de Al-Andalus, traducidas directamente del arábigo y publicadas con notas y un estúdio historicocritico, por Francisco Fernandez Gonzalez. Granada. (Madrid, Bailly-Ballière), 1860. Entreg. 1a. 8

Simonet, Francisco Javier, Descripcion del reino de Granada bajo la dominacion de los Naseritas, sacada de los autores árabes, y seguida del testo inédito de Mohammen-Ebn-Aljathib. Madrid 1860. Bailly-Baillière. 224 — 32 pág. Con un cadro cronológico de las cinco dinastias que bajo lo dominacion árabe gobernaron en las diferentes comarcas de que andando el tiempo llegó á formarse el reino de Granada, con señorio propio é indipendiente de los emires que reinaban en otras regiones del Andalus. 1860. 4 m. (Las 32 ultimas pág. están en árabe).

Capmany y de Montpalau, Historia de la muy noble, muy leal, muy heróica, imperial y coronada villa de Madrid. Madrid, 1860. Entr. 1a. 8 S. Fol. m. 2 Kpfrn.

Lopez y Ramajo, Manuel del viajero en el real monasterio de San Lorenzo. 3a edicion, corregida y aumentada Madrid, Bailly-Baillière. 1860. 86 S. gr. 8.

Tomeo y Benedicto, Zaragoza, su historia, descripcion, glorias y tradiciones, desde los tiempos mas remotos hasta nuestros dias. Zaragoza, Andrés (Madrid, Cuesta). 1860. Entreg. 1 à 8.

Salomon, Remigio, Guia de Santander. Santander, Hernandez 1860. 266 S. 8. m. 1 Kpfr.

Rebello de Silva, Luiz Augusto, Historia de Portugal nos seculos XVII e XVIII. T. 1. Lisboa 1860. 8.

Collecçao de monumentos ineditos para a historia das conquis-

¡as dos Portuguezes, em Africa, Asia e America, publicada de ordem da classe de sciencias moraes, politicas e bellas lettras da Academia Real das sciencias de Lisboa e sob a direcçao de Rodr. José de Lima Felner Obra subsidiada pelo governo de Portugal. Tome II parte I. Historia da Asia (Lendas di India por Caspao Correa. Livro segundo em que se recontao os famosos feitos d'Alfenso Alboquerque, Lopo Soares, Diogo Lopes de Sequeira, D. Duarte de Menezes, D. Vasco da Gama Visorey, D. Anrique de Menezes. Lenda de 17 annos, acabados no anno de 1510). Lisboa, typographia da academia. 1860 S. 1—482. 4.

26. Italien.

A. Literatur der italieniſchen Geſchichte v. J. 1859.

F. Gregorovius. Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom fünften bis zum ſechſten Jahrhundert. 8. Stuttgart. J. G. Cotta, Bd. 1. (X, 484 S.) 1859. Bd. 2. (X, 548 S., 1859. Bd. 3. (XII, 584 S.) 1860.

Wer eine Monographie über Rom im Mittelalter ſchreiben will, kann hierunter zwei ganz verſchiedene Aufgaben verſtehen; entweder faßt er vorzugsweiſe die Geſchichte der Stadt Rom ins Auge oder er geht der Entwicklung des Papſtthums durch die Reihe der Jahrhunderte nach. Letzteres iſt faſt gleichbedeutend mit einer Univerſalgeſchichte von Europa, und dann iſt nur der Titel für dieſe Arbeit ein ſchlecht gewählter. Wer aber ſich auf die Stadt Rom beſchränkt, hat die wegen der Dürftigkeit des Materiales äußerſt ſchwierige Aufgabe, nachzuweiſen, wie aus dem Rom der Kaiſerzeit ſich das ſo eigenthümliche Leben der chriſtlichen Welthauptſtadt entwickelt hat, wie dann die ſtädtiſchen Dinge ſtets in Wechſelbeziehung zu den großen kirchlichen und politiſchen Bewegungen des Mittelalters geſtanden haben, wie zuletzt die ehemalige Weltſtadt in die Ordnung des kleinen Kirchenſtaates eingefügt worden iſt. Und dieſe Aufgabe zu löſen ſind ſchon verſchiedene Anſätze gemacht, bisher aber ſtets ohne genügenden Abſchluß der Arbeit. F. Papencordt, der, ſoweit wir aus dem von Höfler edirten Nachlaß ſehen können, dazu der geeignete Mann geweſen wäre, iſt leider der Vollendung ſeines Werkes durch frühen Tod entriſſen. Faſt gleichzeitig mit ihm, aber unabhängig von ſeinem Plane, faßte der in Rom lebende deutſche Schriftſteller F. Gregorovius die Idee, ſich

einer ähnlichen Arbeit zu unterziehen. Von seinem Werke liegen uns bis jetzt 3 Bände vor, die von 410 bis 1002 reichen. —

Gregorovius versucht nun jene beiden an sich verschiedenen Aufgaben in Ein Werk verschmelzend, beide gleichzeitig zu lösen; nach unserem Dafürhalten ein mißlicher Versuch, dessen Lösung auch ihm keineswegs geglückt ist.

Wenn man sich über die Aufgabe einer Geschichte der Stadt Rom klar geworden ist, die doch als Geschichte einer Stadt*) immer eine Spezialgeschichte bleibt, so wird man freilich nicht alle Erörterungen über allgemeinere Verhältnisse ausschließen, man wird aber doch, diese kurz berührend, das Hauptgewicht auf die innere Geschichte der Stadt (d. h. auf Darlegung der Verfassungsentwicklung, Schilderung socialer und Culturzustände) legen. Gregorovius will aber, Rom als das Centrum der Weltgeschichte auffassend, in seiner Geschichte die Geschicke der Menschheit erzählen. Indem er dabei die Stadt Rom mit dem römischen Bisthum und der päpstlichen Curie identificirt, wird der Unterschied zwischen einer Stadtgeschichte und einer Geschichte der päpstlichen Macht verwischt. Letztere geradezu zu übernehmen, lehnt Gregorovius zuweilen ab, kann aber der Versuchung nicht immer widerstehen, Fragmente einer solchen Geschichte zu liefern. So fehlt ihm die Selbstbeschränkung auf ein festgezeichnetes, festzuhaltendes Thema; das ganze Buch fällt oft fast in geistreiche Journal-Artikel auseinander. Dieser Mangel findet wohl seine Erklärung in einer dem Verfasser von früheren Arbeiten noch anklebenden journalistischen Arbeitsweise. Damit wollen wir keineswegs dem Verfasser zu nahe treten, wir erkennen seine Bedeutung in diesem Fache gern an, — aber, eine historische Arbeit ist ein ganz anderes Ding, als eine Reihe von guten Journalartikeln oder eine geistreiche Reisebeschreibung. Trotzdem aber — und obwohl wir auch von so mancher einzelnen Ausdrucksweise, die offenbar nicht hierhin paßt, von der häufigen Schaustellung der eigenen Persönlichkeit des Autors, besonders aber von einer ganz unpassenden Bezugnahme auf die Tagesereignisse, wie sie leider dem 3. Bd. besonders eigen ist, sehr oft unangenehm

*) Daß schon im Titel eine derartige Einschränkung enthalten sein müsse, erkennt auch der im Uebrigen reichliches Lob spendende Referent in den Preuß. Jahrb. (Märzheft 1861) an.

berührt worden ſind — trotz alledem glauben wir in dem Verfaſſer Begabung zu hiſtoriſchen Arbeiten zu erkennen, und das hat uns veranlaßt, den Hauptmangel des Buches ſo ausführlich darzulegen. Durch alle jene gerügten Eigenſchaften, beſonders durch jene Unklarheit über die Grenzen ſeiner Aufgabe, ſchadet ſich der Verfaſſer bei der wiſſenſchaftlichen Welt, an die er ſich doch vorzugsweiſe richten muß. Die knappe Form, welche die Anlage Papencordt's erkennen läßt, könnte da als Muſter dienen! —

Wenn wir nun auf Einzelnes eingehen, ſo wollen wir vorab geſtehen, daß zu einem Urtheil über die kunſthiſtoriſchen und topographiſchen Abſchnitte uns ebenſowohl das Material als die Befähigung fehlt. Die kulturhiſtoriſchen Schilderungen dagegen finden wir größtentheils wahr, meiſtens auch lebendig und anſchaulich. Als beſonders gelungen heben wir hervor: die Charakteriſtik der heidniſchen und chriſtlichen Geſellſchaft (I. 134—146) die Schilderung der Entſtehung des Mönchthums (II. 6—13) die Darſtellung der wachſenden ſtädtiſchen Ariſtokratie (II. passim, beſ. III 277 ff.) — An einzelne Behauptungen ſei es uns nun noch geſtattet, Bemerkungen anzuknüpfen und indem wir unſere abweichende Anſchauung ihnen an dieſem Orte gegenüberſtellen, dadurch die Aufmerkſamkeit der Kenner zugleich mehr auf das vorliegende Buch hinzulenken.

Im I. Bd. möchten wir gegen das über Theodorichs Verhalten gegen Boethius ausgeſprochene Urtheil (I. S. 309 ff.) Proteſt einlegen. Auch wir wollen keineswegs jenen Act tumultuariſchen Juſtiz beſchönigen, allein Gregorovius ſelbſt zeigt doch die auf eine Conſpiration der Senatoren mit Oſtrom hindeutenden Spuren an. Iſt dem aber ſo, dann finden wir in Theodorich's Strenge einen Akt der Nothwehr, und ob dann der Verräther ein Handwerker war oder „ein Mann wie Boethius das goldne Troſtbuch der Philoſophie in der Hand": das durfte Nichts an dem Urtheil Theodorichs ändern. Durch die Vorliebe für „einen Philoſophen" läßt ſich Gregorovius hier zu einer Ungerechtigkeit gegen den vortrefflichen König der Gothen verleiten. — Daß die Stadt Rom von Theodorich das verfaſſungsmäſſige Recht erhalten habe, von fremden oder gothiſchen Truppen nicht beſetzt zu werden (I. 340), ſcheint uns keineswegs nachgewieſen. Die dafür angeführten Schreiben Theodats beweiſen es wenigſtens nicht; und die Exiſtenz des comes Romae, des gothiſchen Militärbefehlshabers, zeigt deutlich das Gegentheil. Denn auch in Betreff

dieſer Würde können wir keineswegs Gregorovius Erklärung (I. 279) für richtig halten, wir bleiben bei der Hegel's ſtehen (G. d. i. St. I.11 7). Für immer, glauben wir, hat Gregorovius die Behauptung widerlegt, daß die Gothen unter Alarich oder die Vandalen der Vorwurf trifft, Roms Kunſtdenkmale zerſtört zu haben. (I. 156 161, 214—216). Die Römer ſelbſt haben jenen „Vandalismus“ begangen (I. 221 f. 451 ff.). — Ironiſcher Weiſe will Gregorovius ἰδιώτας als „Ehrentitel“ faſſen; (I. 374) ſolche der Sprache jener Zeit ganz fern liegenden Beziehungen können wir nur als unpaſſend und das Gefühl des Leſers verletzend bezeichnen. Aehnlich müſſen wir uns entſchieden gegen Ausdrücke wie „rationelle Schafe“ „mitengliſcher Vater“ (II. 33 f.) erklären. Will man Briefe jener Zeit überſetzen, ſo ſoll man doch die Ausdrucksweiſe der Schreibenden nicht lächerlich machen wollen. Einen Ueberſetzungsfehler ſogar haben wir bemerkt (II. 277) „des in Chriſti Leib geliebten Heeres“ „in corpore Christo dilecti exercitus.“ — Aehnliche Wendungen, deren wir noch manche anführen könnten, ſchreiben wir auf Rechnung des nach geiſtreichen oder geiſtreich ſein ſollenden Pointen haſchenden Journaliſten: möge der Verfaſſer ſolche Mittel fliehen! —

In dem 2. Bd. ſind die beiden für die Auffaſſung des Ganzen entſcheidenden Fragen behandelt: wir meinen die Natur der ſtädtiſchen Regierung, die Berechtigung der Optimatengeſchlechter, kurz, die Controverſe über den senatus und das, was damit in Zuſammenhang ſteht: und dann die Entſtehung und Natur der päpſtlichen Herrſchaft. Was die erſte Frage betrifft, ſo erklärt ſich Gregorovius wiederholt mit dem „negativen“ Reſultat der Forſchungen Hegel's einverſtanden, (vgl. beſ. II. 55 ff.) und will nur den poſitiven Gang der Entwicklung noch genauer nachweiſen. Es iſt hier nicht der Ort, meine von beiden Schriftſtellern etwas abweichende Anſicht genauer darzulegen; nur darauf möchte ich doch hinweiſen: daß die von beiden Autoren vorgeführten Zeugniſſe für das Erlöſchen des senatus am Ende des 6. Jahrhunderts mir keineswegs durchgreifender Art zu ſein ſcheinen (vgl. Hegel, I. S. 273 f. u. Gregorovius II. 45 ff. 57 f.). Die Stelle aus der 18. Homilie Gregor's beweiſt zu viel, mithin gar Nichts. Oder war Rom wirklich ganz ohne Bevölkerung? — Meiner Meinung nach tritt der alte senatus freilich zurück oder richtiger, geht auf in dem neu emporkommenden Amtsadel der militäriſchen und geiſtlichen Ariſtokratie; —

es tritt alſo im Verlauf des 7. Jahrhunderts allerdings eine Adelsherrſchaft immer deutlicher hervor, die aber, um ihre politiſchen Rechte auszuüben (beſ. bei der Papſtwahl) doch nicht ohne eine politiſche Form gedacht werden kann. Eben dieſe Form glaube ich in dem von der Mitte des 8. Jahrhunderts an ſo häufig genannten senatus zu ſehen. Alle von Hegel (I. 279 — 283) angeführten Stellen zeigen dies ganz deutlich. Auch Gregorovius ſcheint ſich zuweilen dieſer Anſicht zu nähern, er redet wohl von einem »ſtädtiſchen Gemeinderath« (II. 476 ff.) oder für das 10. Jahrhundert ſogar von einem »römiſchen Parlament" (als Ueberſetzung von senatus III. 186). Aber dieſen Gedanken drückt er nirgendwo beſtimmt aus, polemiſirt ſogar auch in ſpäterer Zeit oft unnöthiger Weiſe gegen die Exiſtenz des senatus.

Demnach weiche ich von dem hochverehrten Verfaſſer der italieniſchen Städteverfaſſung nicht darin ab, daß ich in der Materie zwiſchen Adel und Senat einen Gegenſatz ſähe — dieſe Anſchauungen hat er vollſtändig vernichtet — ſondern nur darin, daß ich den Senat als die Form betrachte, in welcher der Adel politiſch auftritt. Senat wäre darnach wirklich eine Art von Vertretung des Adels. Gregorovius gegenüber glaube ich in der That nur ſeiner Anſchauung eine präciſere Faſſung gegeben zu haben. Meine Auffaſſung hoffe ich an gelegenerem Orte, ausführlicher darlegen und beweiſen zu können. —

Was die andere Frage betrifft, die nach der Entſtehung der weltlichen Herrſchaft des Papſtes, ſo können wir im Ganzen nur unſere volle Zuſtimmung ausſprechen. Wäre dieſe Partie des Buches in knapperer Form und ſchärferer Beleuchtung zuſammengefaßt, ſo würden wir ſagen, Gregorovius habe dieſe Frage als Ganzes erledigt: im Einzelnen freilich müſſen wir auch hier mannichfachen Widerſpruch erheben. Da vermiſſen wir zuerſt für die Zeit Gregors II. einen Nachweis, wie man von griechiſcher Seite ſich dem fait accompli gegenüber verhalten habe; über einzelne Gunſtbezeugungen der Kaiſer muß ſich Gregorovius (II 271, 341) daher wundern, weil er es überſehen hat, daß eine ſtillſchweigende Anerkennung von Byzanz anzunehmen iſt, ja daß dieſe wohl ſchon in dem S. 267 erwähnten Friedensſchluß erfolgte. —

Wenn wir ferner ſeiner Anſicht vollſtändig beipflichten, daß Papſt Gregor III. dem Franken Carl Martell die Schutzherrſchaft über Rom

nicht angeboten habe, wie man es noch in allen neueren Darſtellungen lieſt (vergl. II. 284 f.); ſo erſtreckt ſich dieſe Zuſtimmung nicht auf die von ihm vorgebrachten Gründe. Er motivirt ſeine Ablehnung der üblichen Annahme nur damit, „daß ein ſo großer Antrag weder mit der Politik Gregors noch mit der Anſicht der Zeit zu vereinen ſei.“ Wir glauben, daß auch in den Quellen nur ein „Hülfegeſuch,“ nicht aber ein Antrag auf fränkiſche Schutzherrſchaft über Rom vorliegt, finden aber auch die Lesart in dem päpſtlichen Briefe „ad rogum“ ſtatt „ad regnum“ nicht gar ſo „abgeſchmackt“ wie unſer Verfaſſer. —

Daß das Patriciat Pippin's nur den Schutz der Kirche und der päpſtlichen Macht bedeutet habe, hat Gregorovius richtig erkannt (II. 309—313). Aber ſeine weitere Behauptung, daß Karl 774 ſich die Souveränetät über den Kirchenſtaat vorbehalten habe (II. 398 ff.), finden wir ungegründet. Nach unſerer Meinung iſt Karl damals einfach in dieſelbe Stellung eingetreten, wie ſie Pippin gehabt hatte. Beweiſe dafür, daß Karl wirklich Akte der Souveränetät ausgeübt habe, ſehen wir nirgendwo beigebracht, und das, was Gregorovius S. 405 ff. dafür anführt, iſt leicht zu widerlegen. Die Briefe des Papſtes, in denen er Auslieferung der zu Karl geflüchteten Verbrecher fordert, zeigen doch deutlich, daß er ſich als Souverän fühlte; auch alle übrigen Aeußerungen des Papſtes in ſeinen Briefen zeigen ihn als Herrn von Ravenna und Rom, wenn ihm auch in Ravenna die Ausübung ſeiner Herrſchaft durchzuſetzen oft recht ſchwer wurde. Ausgedehntere Rechte erhielt Karl erſt 795 durch Papſt Leo III.; es würde ſich dies auch bei Gregorovius gezeigt haben, wenn er hier etwas tiefer in die außerrömiſchen Geſchichtsquellen eingegangen wäre, und die ſtets weiter um ſich greifenden Forderungen Karls an den Papſt dargelegt hätte. Dieſe Entwicklungsreihe ſchließt ab mit der Kaiſerkrönung Karls; und hier iſt es uns intereſſant geweſen, die Beweiſe unſeres Verfaſſers zu ſehen, daß Leo III. ſchon ſeit 795 die Idee des Kaiſerthumes gefaßt hatte (vgl. II. 514 ff.) Dieſer Beweisführung ſtimmen wir vollſtändig zu, ebenſo dem S. 520 ff. geführten Nachweis, daß Karl von 795 ab als Herrſcher von Rom zu betrachten ſei.

Der 3. Band ſchildert dann die Kämpfe der Päpſte theils mit den Kaiſern und den äußern Feinden, theils im Innern der Stadt ſelbſt durch das 9. und 10. Jahrhundert hindurch. Wir wollen uns hier nicht auf Einzelnes einlaſſen, ſondern nur bemerken, daß wir manchen Theil der Darſtellung

hier als völlig überflüſſig entfernt ſehen möchten, daß wir aber auch manchen Theilen der Geſchichtsdarſtellung vollſtändig zuſtimmen müſſen (beſ. III. 277 ff.) Nur das bemerken wir noch, daß wir jene überſchwänglichen Redensarten, mit denen der Verfaſſer dieſe Periode einzuleiten für gut befindet, nicht nur als überflüſſig und nichtsſagend, ſondern auch als vollſtändig unbegründet bezeichnen müſſen. Wer in aller Welt hat von einem „Begriff ewiger Neutralität Roms, als des moraliſchen Centrums der Welt“ (S. 5) gehört oder geleſen? Eine moderne Theorie dieſer Art iſt wohl einmal aufgeſtellt: wer aber wollte das auf das 9. Jahrhundert übertragen? Zeigt die Geſchichte des Mittelalters uns denn etwa Ruhe und Frieden in Rom? Jedes Blatt ſeines eignen Buches widerlegt dieſe Phraſen des Verfaſſers; wir bitten ihn, in Zukunft ſich auch ſolche pomphaft klingenden Einleitungen (auch die des I. Bds. leidet an dieſem Fehler) zu ſparen oder beſſer zu überlegen, was er darin ſagen will. —

Wir bemerken noch, daß wir den von ihm angenommenen Gegenſatz zwiſchen Papſt Nicolaus I. und Johann VIII. (S. 224 ff.) nicht ſehen; in ihren Mitteln unterſcheiden ſie ſich, ihr Ziel iſt daſſelbe.

In dem Kaiſerthum Guido's und anderer italieniſchen Fürſten ſehen wir einen nationalitalieniſchen Verſuch, nicht den Anſpruch auf die Hoheit über die Welt, wie Greg. meint. (S. 234.)

Auch die Darſtellung der inneren römiſchen Verhältniſſe im 10. Jahrh., beſonders unter Alberichs Tyrannis (im griech. Sinn des Wortes), die wir eben als die richtige bezeichnet haben, möchten wir noch von einigen in den ſchon an und für ſich ſo verwirrten Stoff hineingemiſchten Hypotheſen des Verf. befreit ſehen. Iſt die Darſtellung als Ganzes auch hier die richtige, ſo wird die Erkenntniß des Einzelnen doch erſt dann zum Abſchluß gelangen, wenn man jede auch noch ſo wahrſcheinliche Notiz, ſo lange ſie nicht urkundlich feſtſteht, als Grundlage zu nehmen verſchmäht.

Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß der Verf. zu weitern hiſtor. Arbeiten fortſchreiten, aber dabei, alles Ueberflüſſige in Inhalt und Form vermeidend, ſich einer präciſeren Darſtellung befleißigen möge. W. M.

Sickel, Dr. Th., Das Vikariat der Visconti. (Aus dem Jännerhefte des Jahrganges 1859 der Sitzungsberichte der hiſt. phil. Cl. der k. Akademie der Wiſſenſchaften Bd. 30 S. 3 beſonders abgedruckt.) Wien, 1859. 8.

Eine sehr tüchtige scharfsinnige Arbeit. Die Herrschaft der Visconti beruhte auf doppelter Grundlage. Einerseits auf Uebertragung von Rechten durch die reichsfreie Stadt, die sich auf den Costnitzer Frieden stützten und in deren Besitz das Geschlecht der Viskonti allmälig kam. Auf der andern Seite stützten sich diese auf das Reichsvicariat, welches Matteo Visconti zuerst vom König Adolf 1294 erhielt und später von Albrecht sich bestätigen ließ. Auf welche Weise sich die Viskontische Herrschaft bis zur Verwandlung des Viskariats in ein Ducat, erst von Mailand, dann der Lombardei entwickelte, wie diese auf die verwickelten italienischen Verhältnisse einwirkte, setzt der Verfasser in der ersten Hälfte seiner Schrift, deren Gründlichkeit ungetheiltes Lob verdient, auseinander. In dem zweiten Theile der Abhandlung erhalten wir eine Untersuchung über das Wesen des Vicariats in Mailand, über die mit ihm verbundenen Rechte und Pflichten. Außer den schon gedruckten Vicariatsurkunden war der Verf. so glücklich, zwei neue herbeiziehen zu können, ein Diplom K. Heinrich's für Matteo Visconti vom 13. Juli 1311, dessen Original sich in Paris befindet, und ein Diplom K. Wenzel's für Jost von Mähren vom 5. Juli 1383 aus dem mährischen ständischen Landesarchive zu Brünn, deren genauer Abdruck im Anhange eine wesentliche Bereicherung der Schrift bildet. Die Sorgfalt und Klarheit der Beweisführung, die treffliche Methode werden gewiß von allen anerkannt werden, die zu beurtheilen im Stande sind, welche umfassende Quellenstudien der Verf. anstellen mußte, um die sich gestellte Aufgabe befriedigend lösen zu können. A. B.

Heyd, W., Prof., Die italienischen Handelscolonien in Griechenland zur Zeit des lateinischen Kaiserthums (in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, Tübingen, 1859, 15. Band, S. 40 ff.).

Die italienischen Handelscolonien in Palästina, Syrien u. Kleinarmenien zur Zeit der Kreuzzüge (in derselben Zeitschrift 1860 16. Bd. S. 3—71 u. 411—460).

Die erste Abhandlung schließt sich an die im J. 1858 in derselben Zeitschrift erschienene über die Anfänge der italienischen Handelscolonien im byzantinischen Reiche an. Sie verdient jedenfalls als eine Bereicherung der historischen Forschung das aufmerksame Studium aller derer, die sich mit der Geschichte des Mittelalters beschäftigen, da man hier über manche dunkle Partien Aufklärung findet. Nachdem der gelehrte

Verfaſſer die Veranlaſſung zum ſogenannten vierten Kreuzzuge kurz und bündig auseinandergeſetzt, beſpricht er ausführlich die Theilungsverträge, welche die Führer unter einander abſchloſſen, und erzählt die Schickſale der neuen, auf griechiſchem Boden erſtandenen Reiche und Colonien. Obwohl Tafel und Thomas im venetianiſchen Urkundenbuch und Tafel in den „Symbolae criticae geographiam byzantinam spectantes“ (Abhandlungen der 3. Claſſe der Münchner Akademie Bd. 5 Abth. 3 S. 1—136) weſentlich vorgearbeitet und ſich um die oft ſehr ſchwierigen Ortsbeſtimmungen Verdienſte erworben haben, blieb Hrn. Heyd noch manche werthvolle Nachleſe übrig. Namentlich die Unterſuchung, wie viel von den Provinzen des byzantiniſchen Reichs, auf welche die Venetianer in Folge des Theilungsvertrages von 1204 ein Anrecht gewonnen, in ihren Beſitz überging, war ſehr ſchwierig. Sodann behandelt der Verf. auch jene Handelsniederlaſſungen, welche die Venetianer in Kleinaſien und dem heutigen ſüdlichen Rußland zu jener Zeit theils gründeten, theils vorbereiteten. Außer den Venetianern ließen ſich überdies auch die andern Handelsnationen des Mittelalters im byzantiniſchen Reiche nieder, ſelbſt Dänen und Engländer ſind vertreten.

In der zweiten Abhandlung erörtert der Verf. die italieniſchen Handelskolonien in Paläſtina, Syrien und Kleinarmenien zur Zeit der Kreuzzüge. Die Niederlaſſungen in Syrien reichen in die Periode vor Beginn der Kreuzfahrten; die Amalfitaner waren die erſten, welche als Handelsleute die ſyriſchen Gegenden durchzogen und etwa ſeit den ſechziger Jahren des 11. Jahrh. beſtand eine Station für amalfitaniſche Kaufleute in Jeruſalem, noch früher finden wir ſolche in den Seeſtädten Syriens. Entſcheidend für Coloniſation, ja das eigentlich befruchtende Element waren die Kreuzzüge, an denen die italieniſchen Handelsnationen anfangs ſich nicht ſehr rege betheiligten, indem venetianiſche und genueſiſche Schiffe blos Proviant oder andere Waaren den Kreuzfahrern zuführten, aber bei dem weitern Ausbau der neugegründeten chriſtlichen Staaten wirkten ſie weſentlich mit. Gegenſeitiges Intereſſe verband die Fürſten und Italiener, jene erkannten die Nothwendigkeit einer Seemacht zur Eroberung der ſyriſchen Seeſtädte, dieſe bedangen ſich gewiſſe Vortheile für ihre Dienſte aus. Früh hatten die handelskundigen Italiener die Vortheile erſpäht, welche ihnen die Küſte bieten könne. Die europäiſche Induſtrie hat dem Verkehr mit Syrien ungemein viel zu danken, ſo die Zuckerfabrikation, welche

man daſelbſt erſt kennen lernte, die Färberei, Glasfabrikation u. dgl. m. Außer Italienern ließen ſich Provencalen, Engländer, Catalanen hier nieder, doch überwogen die Italiener und unter dieſen die Venetianer und Genueſen. Der Verf. ſetzt einſichtig und klar die inneren Verhältniſſe der italieniſchen Colonien auseinander und ſchildert beſonders ausführlich den zwiſchen Venetianern und Genueſen ausgebrochenen Colonialkrieg, welcher im J. 1255 begann und 1270 durch einen Waffenſtillſtand auf längere Zeit beendet ward. Syrien wurde bei allen Kämpfen in Mitbruderſchaft gezogen. Die Fehden und Kriege durch Handelsneid hervorgerufen erleichterten den Feinden den Sieg und vergebens bemühten ſich oft die Päpſte, zwiſchen den rivaliſirenden italieniſchen Staaten Frieden zu ſtiften. Nach dem Falle der chriſtlichen Staaten im Oriente verloren die Italiener an Hab und Gut ungemein viel, aber die Handelsverbindungen, die ſie zur Zeit der Kreuzfahrten mit Damascus und Aleppo angeknüpft hatten, trugen auch noch ſpäter Früchte, und beſonders Beyrut ward das Hauptziel für ihre Handelsflotten.

Sodann wendet ſich der Hr. Verf. zu Tripolis, deſſen Gebiet Graf Raimund von Toulouſe zu erobern begann. Heyd beſtimmt mit Recht die Eroberung Kleingibellums (Dſchubeil, Gibelet) als in das Jahr 1104, und die Gründe, welche gegen v. Sybel's Zeitbeſtimmung (Zeitſchrift für Geſchichtswiſſ. herausg. von Schmidt Bd. III. S. 62), der das Faktum in's Jahr 1102 ſetzt, beigebracht werden, können als vollkommen ſtichhaltig angeſehen werden. Der Hauptinduſtriezweig in den Städten der Grafſchaft Tripolis war die Seidenmanufaktur, den bedeutendſten Handelsverkehr beſaß Tripolis. Von den italieniſchen Handelsnationen ließen ſich die Genueſen zuerſt hier nieder, da ſie auch bei der Eroberung von Tripolis weſentlich mitwirkten. Auch die Piſaner beſaſſen hier eine förmliche Colonie mit eigener Gerichtsbarkeit. Obwohl die Venetianer ſich an der Vertheidigung der Stadt gegen Sultan Kelaun 1289 betheiligten, ſcheint es dennoch nicht, daß ſie eine bedeutende Niederlaſſung daſelbſt inne hatten. — Wichtiger als Tripolis iſt das Fürſtenthum Antiochien, wo die Karavanenſtraßen aus dem mittern Aſien mündeten. Schon Ritter hat in ſeiner Erdkunde hierauf ausführlich aufmerkſam gemacht, XVII 1, p. 904 u. 2 p. 1606 ff. 1636 ff. Der Verf. beſpricht ſodann die dortigen italieniſchen Handelskolonien, die mit der Entſtehungsgeſchichte des Staats auf das Innigſte verflochten ſind und erzählt die Schickſale derſelben.

Der Verf. hat hiebei auch arabiſche Quellen in ergiebiger Weiſe benützt. Wichtig für die italieniſchen Handelsſtaaten war die Bildung des Königreichs Kleinarmenien, welches ſeit 1200 in die Reihe der orientaliſchen Staaten eintrat. Nicht die einheimiſchen Produkte machten das Land den Italienern werthvoll, aber hieher kamen die Waaren aus den aſiatiſchen Gegenden zuſammen, welche zu einem großen Theile hier den Landtransport mit dem Seetransport vertauſchten. Die Blüthezeit des armeniſchen Handels dauerte nur kurze Zeit, das Land litt durch die verheerenden Einfälle der ägyptiſchen Herrſcher ungemein. Lajazzo, der Hauptſitz des armeniſchen Handels, war 1320 vom Sultan Naſir erobert, und obwohl die Armenier ſich ſpäter wieder in den Beſitz desſelben ſetzten, ſo drang die muſelmänniſche Occupation ſeit 1360 immer weiter vor; das Land wurde ſeit 1375 eine ägyptiſche Provinz. — Indem wir dem Hrn. Verf. für die reiche und manigfaltige Belehrung unſern aufrichtigen Dank ſagen, fügen wir den Wunſch bei, die verſprochenen Fortſetzungen über die Kolonien in Kaffa und Tana, welche nun die Vermittlung zwiſchen Orient und Occident übernahmen, bald veröffentlicht zu ſehen. A. B.

Relazioni degli Ambasciatori Veneti, ed. Eugenio Albèri. Ser. II. Vol. 5 (Bd. II der Sammlung) 1858 I. Ser. Vol. 4 (Bd. XII d. S.). 1860.

Mit dem erſteren dieſer zwei Bände iſt die zweite Serie der bekannten Albèriſchen Sammlung, die der Relationen über die italieniſchen Staaten geſchloſſen; die dritte Serie, die der Berichte über das osmaniſche Reich, iſt ſchon früher beendet worden; der erſten, welche die übrigen europäiſchen Länder umfaßt, gehört der zweite der hier angezeigten Bände an; ihm ſoll noch ein fünfter, Spanien betreffender, und ein ſechſter, der die noch nicht publicirten Relationen über Deutſchland, ſowie über Polen und die übrigen in Betracht kommenden nordiſchen Länder enthalten wird, folgen; mit dieſen wird dann dieſe Serie und zugleich das ganze Albèriſche Unternehmen ſeinen Abſchluß erreichen.

Beide hier anzuzeigenden Bände enthalten auch diesmal höchſt werthvolle Beiträge; in dem erſteren bemerken wir, neben vier Relationen über Mailand (die erſte von 1520) und mehreren über Neapel, Sicilien und verſchiedene der kleineren italieniſchen Staaten, beſonders die von Suriano über Florenz vom Jahre 1529, welche nun zuſammen mit den anderen früher publicirten Berichten von 1527 und 1530 (Bd. II. Fol. I.)

das venetianiſche Material über dieſe letzten Jahre der florentiniſchen Freiheit ergänzt. Den Hauptinhalt des Bandes machen aber die Relationen über Savoyen aus; auch über dieſes ſind einige ſchon in früheren Bänden enthalten; hier erhalten wir nun noch eine ſtattliche Reihe hiezu, die von 1566 bis 1601 reicht. Man braucht dieſe Periode nur zu nennen, um anzudeuten, von wie großer Wichtigkeit dieſelben ſind; es iſt das Zeitalter Emanuel Filiberts, des großen Neugründers des ſavoyiſch-piemonteſiſchen Staates, und ſeines Sohnes Karl Emanuels I., der in unabläßigen Kämpfen und Projekten nach allen Seiten hin als großer Krieger, als gewandter Diplomat die neugewonnene Poſition und Macht ſeines Landes erprobte und auszubeuten ſuchte. Die enge Verbindung der Intereſſen, worin Venedig mit dieſem Herzogthum in der entgegengeſetzten Ecke Italiens ſtand, ließ die Oratoren der Republik mit beſonderer Ausführlichkeit die Natur dieſes Staates, ſeiner Fürſten, ſeines Volkes, ſeiner Hilfsmittel, ſeiner Verbindungen ſtudiren und ſchildern, und man wird den piemonteſiſchen Geſchichtsſchreibern kaum zu nahe treten, wenn man dieſe Relationen als das weitaus bedeutendſte Material für die Geſchichte jener beiden großen Fürſten bezeichnet, welches bis jetzt vorliegt. Wir wollen bemerken, daß mehrere derſelben bereits im Anfang dieſes Jahrhunderts handſchriftlich benützt worden ſind in dem trefflichen Werke von Saluces, histoire militaire du Piémont. Turin 1818.

Der zweite dieſer Bände enthält dreizehn Relationen über Frankreich, von denen nur vier bisher durch die Ausgabe von Tommaſeo bekannt waren. Bemerkenswerth iſt hier namentlich die erſte von Zaccaria Contarini aus dem Jahre 1492 als die älteſte aller überhaupt bis jetzt bekannt gewordenen venetianiſchen Relationen, älter auch als die früheſten von denjenigen, welche nur auszugsweiſe in dem großen handſchriftlichen Tagebuch des Maria Sanudo enthalten ſind. Contarini begab ſich nach Frankreich, um Karl VIII. zu ſeiner Vermählung mit Anna von Bretagne, der einſtigen Verlobten Maximilians I., zu beglückwünſchen; ſeine Schilderungen des Königs und der Königin, ſein Bericht von der Lage des Landes, von dem Stand der k. Finanzen, von der Einrichtung der Steuern, Alles in einer alterthümlich naiven Sprache, die noch ringt, ſich aus den Banden des lateiniſchen Geſchäftsſtiles loszuwinden, iſt im hohen Grade anziehend; zwei Jahre nach dieſer Relation unternahm Karl VIII. jenen bekannten Zug nach Italien, der eine neue verhängnißvolle Epoche in der

Geſchichte dieſes Landes bezeichnet. Leider iſt die Relation nur ein Fragment; ſie bricht ab, wo Contarini begann über den Hof Karl VIII. und über die Parteien an denſelben zu ſprechen. Die übrigen Stücke dieſes Bandes gehören der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts an (1542 bis 1600); die oben erwähnten ſavoyiſchen Relationen aus der gleichen Zeit ſind auch für die Geſchichte Frankreichs reich an manichfaltigen Notizen und bieten eine willkommene Ergänzung für manche Lücken, welche dieſe franzöſiſchen Relationen doch laſſen. B. E.

Luigi Cibrario, Brevi Notizie stricte e genealogiche dei Reali di Savoia, colla serie cronologica dei loro acquisti. Torino 1859. 4. Reti. 92 S.

Dieſes Werkchen iſt eigentlich eine Gelegenheitsſchrift, die der bekannte piemonteſiſche Hiſtoriker bald nach dem Kriege von 1859 verfaßte, in der Abſicht, dem größeren Publikum einen raſchen und leichten Ueberblick über die Geſchichte der Monarchie zu ermöglichen, der ſich eben in dieſen Tagen ganz Italien zuwandte. Dieſem Zweck zu Folge hält ſich die Darſtellung natürlich in den engſten Grenzen; nur in den beigefügten Noten erörtert der Verfaſſer einige Fragen genealogiſcher, chronologiſcher und heraldiſcher Art. Von Intereſſe iſt die beigefügte tabellariſche und chronologiſche Ueberſicht über die jeweiligen territorialen Erwerbungen und Verluſte des Hauſes Savoyen von dem Gründer deſſelben, Humbert Weißhand, an bis zur Gegenwart. Wir knüpfen an die Erwähnung dieſes Schriftchens den Wunſch, daß der Verfaſſer ſein größeres Werk über die Geſchichte ſeines Vaterlandes, welches bis jetzt nach dem dritten Bande, der bis zum Tod des „grünen Grafen“ (1383) reicht, längere Zeit zu pauſiren ſcheint, recht bald fortſetzen und namentlich ſeine Darſtellung des ſo wichtigen Zeitalters Amedeus VIII. den Freunden italieniſcher Geſchichte nicht vorenthalten möchte. B. E.

Relazioni degli Stati Europei lette al Senato dagli Ambasciatori Veneti nel secolo decimo settimo, raccolte ed annotate da Niccolò Barozzi e Guglielmo Berchet. Serie I, Spagna Vol. I. 1856 Ser. II. Francia Vol. I. II. 1857. 1859. Venezia, Naratovich.

Die von Albèri herausgegebene Florentiner Sammlung von venezianiſchen Relazionen beſchränkt ſich ihrem Plane nach auf das ſechzehnte Jahrhundert; die hier vorliegende venezianiſche Ausgabe von Barozzi und Berchet iſt für das ſiebzehnte beſtimmt und bildet die Fortſetzung jener. Man ſollte meinen, daß für dieſes Jahrhundert, welches an aller Art

von geſchichtlichem Material und namentlich auch an ſpeciell diplomatiſchem nicht eben Mangel leidet, dieſe Geſandtſchaftsberichte wohl Etwas von dem eigenthümlichen Werth einbüßen müßten, den ſie für die früheren Zeiten anerkannter Maßen beſitzen, zumal ja überdies die Politik der Republik jetzt bekanntlich ſchon faſt völlig ſich auf dem Wege der Neutralität quand même befeſtigt hatte und allein nach dem Orient hin noch eine Activität zeigte. Indeß iſt dies durchaus nicht der Fall. Dieſe Relazionen behalten doch nach wie vor ihren ſpezifiſchen Charakter, der ſie für jede Zeit werthvoll macht und der von andern Aktenſtücken verwandter Art doch niemals erreicht worden iſt; Romanin hat noch jüngſt in dem letzterſchienenen Bande ſeiner venezianiſchen Geſchichte eine Relazion über die Anfänge der franzöſiſchen Revolution herausgegeben, und noch dieſe, wahrſcheinlich die letzte, welche geſchrieben worden iſt, wird man nicht ohne Genuß und Belehrung leſen. So hat auch im ſiebenzehnten Jahrhundert Venedig von der hohen Warte ſeiner europäiſchen Friedenspolitik aus unabläſſig ſcharfen Auges Wacht gehalten über all' die großen geſchichtlichen Vorgänge dieſes Zeitalters, an denen es ſich ſelbſt ſo wenig als möglich, am liebſten als friedenſtiftende und vermittelnde Macht betheiligte; es will uns faſt ſcheinen, als habe, ſei es gerade dieſe Weiſe einer fortwährend ſcharf beobachtenden Politik, ſei es die fortgeſetzte Praxis und Tradition dieſer Art diplomatiſcher Schriftſtellerei, oder endlich die überhaupt dem ſiebenzehnten Jahrhundert unzweifelhaft eigene Steigerung der publiciſtiſchen Thätigkeit und Fähigkeit, auch dem Geiſte dieſer venezianiſchen Oratoren noch etwas von Schärfe der Beobachtung und Klarheit des Urtheils hinzugefügt, als ſeien dieſe Relazionen des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſachlich und formell im Allgemeinen den früheren noch überlegen. Man darf es vielleicht als ein Symptom dieſer potenzirten Auffaſſungsweiſe hervorheben, wenn hier einmal in einer Relazion aus Spanien zur Charakteriſtik des Landes auch des blühenden Standes der Literatur gedacht wird (Simeone Contarini Relaz. di Spagna Vol. I pag. 335); es kommt ſonſt, wenn wir nicht irren, eine ſolche Rückſichtnahme auf das geiſtige Leben einer Nation in dieſen diplomatiſchen Aktenſtücken wohl kaum vor.

Mit den Relazionen aus Spanien wurde im Jahre 1856 die Sammlung eröffnet; der einzige bis jetzt erſchienene Band dieſer Serie reicht bis 1632. Die innerſte Art der ungeheuren ſpaniſchen Monarchie, die

unter Philipp III. und IV. und der Günſtlingswirthſchaft ſchon unverkennbar hervortretende Fäulniß des Koloſſes werden hier in den ſtärkſten und charakteriſtiſchſten Zügen mit reichem Detail und mit erſtaunlich klarem Bewußtſein aller Zuſammenhänge geſchildert. Wollten wir Einzelnes hervorheben, ſo würden wir namentlich auf eine Relazion von Alviſe Mocenigo 1626—1631 (Vol. I. p. 592—697) hinweiſen, ſachlich und formell wohl eine der vorzüglichſten, welche überhaupt bis jetzt bekannt geworden ſind.

Die beiden folgenden 1857 und 1859 erſchienenen Bände enthalten die Berichte aus Frankreich vom Beginne des Jahrhunderts bis 1655; hin und wieder, wo einzelne Relazionen fehlten, hat man dafür Auszüge aus den Depeſchen der betreffenden Geſandten eingeſchaltet. So reich die Geſchichte Frankreichs unter Heinrich IV., Richelieu, Mazarin durch die eigene franzöſiſche hiſtoriſche Literatur illuſtrirt iſt, immer werden zeitgenöſſiſche Zuſammenfaſſungen dieſer Art noch bemerkenswerthe Einzelheiten und Geſichtspunkte hinzufügen. Von bedeutendem Intereſſe ſind unter anderm die Depeſchen des durch ſein tragiſches Ende bekannten Antonio Foscarini, der von 1608 bis 1611 Geſandter in Frankreich war und die letzten Zeiten Heinrich's IV, ſeinen Tod und die Anfänge der Regentin Maria von Medici auf's eingehendſte ſchildert (Vol. I. p. 303—382). Vor allen wird die dieſen Relazionen eigene Rückſichtnahme auf Finanzen und Verwaltung hier wie anderwärts die gewöhnlichen Lücken der meiſten übrigen Quellen oft in willkommener Weiſe ausfüllen können.

Dieſe Sammlung iſt auf ſechs Serien, je eine für Spanien, Frankreich, Deutſchland, Rom und die Türkei, die ſechſte für England und die kleineren in Betracht kommenden Staaten angelegt. Der Arbeit der Herausgeber bei den vorliegenden drei Bänden iſt das Lob des Fleißes und der Sorgfalt zuzuerkennen, welche man bei den Florentiner Editoren bisweilen vermißt; ſo ſind namentlich die den einzelnen Relationen vorausgeſchickten biographiſchen Skizzen über ihre Verfaſſer ſehr dankenswerth und bringen mancherlei intereſſante hiſtoriſche und literariſche Notizen; die Erläuterung einzelner Stellen in den Relationen durch Bruchſtücke aus den Depeſchen deſſelben Geſandten empfiehlt ſich gleichfalls ſehr, und dürfte man vielleicht dieſem Verfahren eine noch ausgedehntere Anwendung wünſchen. Wir hoffen, daß das Unternehmen recht bald ſeinen ſeit 1859 unterbrochenen Fortgang gewinnen möge. B. E.

Francesco Storza Benvenuti Storia di Crema. Milano 1859. 2 Vol. 8.

Zu den mannigfaltigen Monographien über die Geſchichte einzelner oberitalieniſcher Städte geſellt ſich hier eine neue über Crema. Das iſt das Eigenthümliche vor allen der lombardiſchen Städte, daß ſie gleichſam Individuen ſind, die zur Biographie reizen; denn wenn es die Haupterforderniſſe einer ſolchen ſind, daß man einmal ein Individuum vor ſich habe, das durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Art und ſeiner Schickſale ſich kenntlich und merkwürdig macht, und welches zugleich in Mitten größerer allgemeiner Bezüge gelebt und gewirkt hat, ſo trifft dies, wenn man den Vergleich von einem Einzelweſen zu einer ſtädtiſchen Gemeinſchaft machen darf, in vorzüglicher Weiſe bei dieſen Städten zu, deren jede eine Reihe wichtiger, ihr eigenen Entwickelungen nnd Begebenheiten aufweiſt, während doch jede auch wieder in den größten weltgeſchichtlichen Zuſammenhängen mit größerer oder geringerer Bedeutſamkeit eine Stelle hat.

Die eigentliche Geſchichte von Crema beginnt nicht vor dem elften Jahrhundert; denn wir werden gern den fabulöſen „Grafen" Crema's, unter welchem, wie es heißt, die Stadt bald nach dem Einfall Alboins in Italien gegründet ward, dem Cremaſcher Localpatriotismus zu ausſchließlicher Benutzung überlaſſen; aber in der Zeit der Erhebung der Communen gehörte Crema zu den erſten Städten, die durch Waffengewalt ihre municipale Freiheit errangen; zugleich mit dieſem Schritt beginnt auch die mehr als hundertjährige erbitterte Fehde, die es mit dem benachbarten Cremona zu führen hatte, weil dieſes nach einer Schenkung der Markgräfin Mathilde Anſpruch auf das Cremaſcher Gebiet erhob. Dieſe Feindſchaft trieb Crema in das engſte Bündniß mit Mailand und mit dieſem Vorort der lombardiſchen Städte bleibt es in der längſten Zeit ſeiner Selbſtändigkeit in nächſter Verbindung. Im Jahre 1159 lag Barbaroſſa, verbündet mit Cremona, Lodi, Pavia, vor der Stadt; eine denkwürdige Belagerung von mehr als ſechs Monaten; zuletzt ward die Stadt erobert und zerſtört; lange Zeit hindurch verhinderte die Erbfeindin Cremona, der das Territorium von Barbaroſſa zugewieſen war, den Wiederaufbau; an der großartigen Erhebung des lombardiſchen Bundes, an dem Conſtanzer Frieden hat Crema, wenigſtens als Stadt, keinen Antheil nehmen können; erſt zwei Jahre nach dem letzteren 1185 erlangten die Mailänder von Barbaroſſa, den Cremoneſen zum Trotz, die Erlaub-

niß, die Stadt wieder aus ihren Trümern zu erheben. Nun folgten allenthalben die wilden ſtädtiſchen Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen; wie in Mailand überwog in Crema die guelfiſche Partei unter Führung des Hauſes Benzoni, die Ghibellinen ſtanden ihnen entgegen unter den Comiſani; wie überall endloſes aufreibendes Ringen und Schwanken zwiſchen beiden; nachdem in Mailand die Visconti über die guelfiſchen Torre geſiegt, kommt es wohl in Crema einmal im Anfange des 15. Jahrhunderts zu einer kleinen Localtyrannis der Familie Benzoni, aber es währt kurz, ſo kehrt die Stadt wieder unter die directe Herrſchaft des viskontiſchen Mailand zurück. Und ſo blieb es bis zum Ende der Visconti; nach ihrem Ausſterben gehörte Crema zu den Städten, die Francesco Sforza, der neue Herr von Mailand, an Venedig abtrat, und bis zum Ende dieſer Republik iſt es dann eine der venetianiſchen Unterthanenſtädte geblieben.

Dies iſt die Geſchichte, die uns hier von einem Abkömmling einer der älteſten Cremaſcher Familien geſchildert wird. Auf erſchöpfende Gründlichkeit und auf ſtrenge Kritik, namentlich in den älteren Parthien, dürfte das Werk keinen Anſpruch erheben; für die ſpäteren bringt es zum Theil aus Handſchriften und Familienarchiven manche nicht unintereſſanten Beiträge (Fol. I, S. 297, ein intereſſantes, ungedrucktes Fragment von einer Predigt des Bernardino da Feltre, 1493 in Crema gehalten, culturhiſtoriſch merkwürdig); von Werth iſt u. a. auch das Kapitel, worin er unbefangen und unpartheiſch in dem Beiſpiel von Crema das Verfahren der Venetianer gegen ihre Unterthanenſtädte auf der Terraferma exemplificirt. In zwei letzten Kapiteln erzählt der Verf. noch die Geſchichte ſeiner Vaterſtadt von der franzöſiſchen Revolution an; die Publikation des Buches wurde im Februar 1859 von der öſterreichiſchen Polizei verboten; nach dem Kriege erſchien es dann bis auf die neueſte Zeit fortgeführt. B. E.

Nuova istoria della republica di Genova del suo commercio e della sua letteratura dalle origini all' anno 1797 narrata ed illustrata con note ed inediti documenti da Michel Giuseppe Canale. Vol. I. p. 472. Vol. II. p. 688. 1859.

Der Verfaſſer hat ſich durch ſeine Arbeit unſtreitig ein großes Verdienſt um die Geſchichtſchreibung erworben, indem er durch dieſe ausführliche Geſchichte ſeiner Vaterſtadt einem wahrhaften Bedürfniß entſprach. Die Vorarbeiten, welche er dazu angeſtellt hatte, befähigten ihn in jeder Hinſicht dazu. Abgeſehen von den reichhaltigen genueſiſchen und piemon-

teſiſchen Archiven, die ihm zu Gebote ſtanden, hat er es auch in Venedig, Florenz und Wien an Nachforſchungen nicht fehlen laſſen und auf dieſe Weiſe ein reichhaltiges Material zuſammengebracht. In den vorangeſchickten discorso storico gibt der Verf. eine überſichtliche Geſchichte Genua's von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1100. So richtig im Ganzen das Bild iſt, welches mit geübter Hand hier entworfen iſt, ſo läßt ſich anderſeits nicht in Abrede ſtellen, daß einzelne Irrthümer mitunterlaufen, die bei kritiſcher Würdigung der vorhandenen Quellen hätten vermieden werden können. Der Verf. kann ſich von einzelnen Vorurtheilen und Hypotheſen, die von gründlichen deutſchen Hiſtorikern längſt beſeitigt wurden, nicht losmachen. Deſto mehr befriedigen die folgenden Abſchnitte. Die erſte Periode vom Jahre 1100—1190 behandelt in ſechs Büchern die innern und äußern politiſchen, ſocialen und commerciellen Verhältniſſe Genua's. Der die politiſche Geſchichte behandelnde Abſchnitt, mit den Kreuzzügen beginnend und mit dem Tode Friedrich I. endend, bietet nichts weſentlich Neues, wohl aber die Parthien über die Verfaſſung Genua's. Unbedingtes Lob verdienen die Abſchnitte über den Stand und Verkehr Genua's bis an's Ende des 12. Jahrhunderts. Der Verf. gibt erſt eine Ueberſicht des Handels in den letzten Jahrhunderten vor Chriſti Geburt, und ſchildert ſodann den genueſiſchen Handel im Bosporus und Pontus Euxinus, auf den Balearen und Spanien, Frankreich und im übrigen Italien. Iſt auch nicht Alles neu, ſo verdient doch die klare und faßliche Zuſammenſtellung alle Anerkennung. Wichtig ſind die beiden Kapitel delle leggi commerciali und dei Consolati (S. 371—379), weil der Verf. hier ein Gebiet betritt, welches leider noch ſehr wenig aufgehellt iſt und der Bearbeitung ſo ſehr bedarf. S. 382 ff. werden zwei Preistafeln aus dem 12. Jahrhundert veröffentlicht. Das fünfte Buch beſchäftigt ſich mit Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur der Genueſen, wofür die storia letteraria della Liguria vorgearbeitet hat. Noch mehr Ausbeute liefert der zweite Band, der bis zum Jahre 1270 reicht. Unter den ſehr intereſſanten Kapiteln dieſes Theiles heben wir wieder beſonders die materiell-commercielle und induſtrielle Verhältniſſe behandelnden hervor. So S. 112 della moneta d'oro e della Zecca genovese und das ſiebente, achte, neunte, zehnte und elfte Buch. Manches findet ſich ſchon in dem vor einigen Jahren veröffentlichten Werke des Verfaſſers über die genueſiſchen Colonien in der Krim. Einige unweſentliche Punkte bedürfen hier der Berichtigung. So

z. B. was über die Geſchichte des Wechſels beigebracht wird; die Arbeiten von Ahrens und Biener ſind dem Verfaſſer unbekannt und er begnügt ſich Pardeſſus abzuſchreiben. Der im heurigen Jahre erſchienene dritte Band iſt uns noch nicht zu Geſichte gekommen. A. B.

Negociations diplomatiques de la France avec la Toscane. Documents recueillies par Giuseppe Canestrini et publiés par Abel Desjardins. T. I. 4. LXVII. S. 714. Paris, 1859. 8.

Herr Desjardins hat ſich die Aufgabe geſtellt, alle jene Documente zu ſammeln, welche auf die diplomatiſchen Verhandlungen zwiſchen Frankreich und Toscana Bezug haben und er wird von den in Italien allbekannten Hiſtorikern Caneſtrini und Bonaini unterſtützt. Die Sammlung, deren erſter Band hier veröffentlicht wird und einen Theil der Documents inédits bildet, wird aus mehreren Bänden beſtehen. Bis jetzt liegen die direkten Verhandlungen zwiſchen Frankreich und Toscana unter den Valois und zwar von Philipp von Valois bis zum Tode Karls VIII. vor. Der Herausgeber hat ſich durch ſeine Einleitungen, welche er jeder Epoche vorherſchickt, durch die biographiſchen Notizen über jeden Geſandten ein beſonderes Verdienſt erworben. Jede Verhandlung wird überdies durch eine kleine Skizze eingeleitet, die uns ermöglicht, das Weſentliche und Bedeutende herauszufinden. Die politiſchen Beziehungen zwiſchen Frankreich und Toscana, die in der Folge immer bedeutender wurden, datiren ſeit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Von großem Intereſſe ſind die Handelsverbindungen, die zwiſchen Florenz und Frankreich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ſtatthatten. Jede Zunft war im Auslande durch Konſuln vertreten. Am bedeutendſten war die arte di Calimala, welche ſich mit dem Appretiren der franzöſiſchen Tuche beſchäftigte, beſonders das Färben war ein einträgliches Gewerbe. Die vorzüglichſten Zwiſchenorte des Handels waren Narbonne, Montpellier und Marſeille; die Fabriken von Paris, Saint-Denis, Bourges, Rouen, Caen, Montivilliers, Troyes, Lagny, Provins, Avignon, Arles, Toulon, Marſeille, Nimes, Montpellier u. m. a. lieferten die meiſten Tuche. Die Luxustuche wurden größtentheils aus Italien nach Frankreich geführt, welches die rohen Tuche den Italienern lieferte. Nicht minder wichtig war die Wollenweberei, wozu der Rohſtoff aus Portugal, England, Frankreich, der Berberei, den Balearen bezogen wurde; im J. 1338 wurden etwa 80,000 Stück im Werthe von 1,200,000 Goldgulden gefertigt, und be-

hauptete ſich bis ins 15. Jahrh. Die Seidenwebereien von Florenz machten ſchon ſeit dem 13. Jahrh. den andern italieniſchen, beſonders den in Lucca gefertigten Concurrenz; die franzöſiſchen Märkte wurden mit florentiniſchen Arbeiten förmlich überſchwemmt.

Die Angaben, welche wir über das florentiniſche Wechſelgeſchäft erhalten, ſind nur theilweiſe von Belang. Das Meiſte iſt längſt bekannt, ebenſo was wir über die Innung der mediei e speciali erfahren. Die Auseinanderſetzungen der Herausgeber über die politiſchen Verhältniſſe von Florenz bieten ebenfalls nichts Neues. Deſto intereſſanter ſind die Aktenſtücke, welche uns in das Getriebe der franzöſiſchen Politik einweihen, nnd für die Geſchichte des 15. Jahrh. manches Beachtenswerthe enthalten; namentlich die zweite Abtheilung, welche die Periode Karl's VIII. umfaßt, iſt berückſichtigenswerth. A. B.

Carte comparée de la Sicile moderne avec la Sicile au XII Siècle d'après Edrisi et d'autres géographes arabes publiée sous les auspices de M. le Duc de Luynes par B H Dufour géographe, et M Amari. Notice par M. Amari Paris, 1859, p. 51. 4.

Der berühmte Verfaſſer der Geſchichte der Araber in Sicilien hat ſich durch die Bemerkungen, welche er dieſer Karte hinzugefügt, ein neues Verdienſt um die Geſchichte und Geographie der Inſel unter arabiſcher Herrſchaft erworben. Die Hauptquelle, aus der er ſchöpfte, um das topographiſche Detail ſicher zu ſtellen, iſt der bekannte arabiſche Geograph Edriſi, der ſein Werk im J. 1154 verfaßt hat. Die Arbeiten der neuen Gelehrten über Edriſi ſind mit außerordentlichem Fleiße benutzt worden, namentlich Reinaud, Colerel nnd Jaubert, der in den J. 1836—40 die Arbeit des Arabers ins Franzöſiſche überſetzt hat. (La geographie d'Edrisi traduite de l'Arabe en français. 2 Vol. Paris.) Die früheren Arbeiten italieniſcher Gelehrten ſind ſehr lückenhaft. Unter den neuern war auch Niemand ſo ſehr geeignet für die exakte Durchführung eines ähnlichen Werkes wie Amari, der aus eigener Anſchauung die Inſel kennt und damit eine außerordentliche Beleſenheit arabiſcher hiſtoriſcher und geographiſcher Werke verbindet. A. B.

I. Allgemeines.

Troya, Carlo, Storia d'Italia del medio evo. Vol. IV, Codice diplomatico Longobardo. Napoli, stamp. reale, 1859. 8.

Silvii, Maurice. Aperçus historiques sur l'Italie depuis la fondation de Rome jusqu' au 15ème siècle. Turin, 1859. 2 vols. 8.

Mutinelli, Fabio, Storia arcana e aneddotica d'Italia raccontata dai Veneti ambasciatori. Fasc 16 - 23. Vol. III. IV. Venezia, Narratovich, 1858. 8.

Bosco, G., Storia d'Italia raccontata alla gioventù dai suoi primi abitatori sino à nostri dì, corredata di una carta geografica d'Italia. 2a ediz. Torino, 1859. 18.

The Story of Italy. By the author of „Mary Powell". London, Bentley, 1859. 380 S. 8.

Cantu, César, Histoire des Italiens, traduite sous les yeux de l'auteur par Armand Lacombe, d'après la neuvième édition italienne. Tome 1—3. Paris, Didot, 1859. VIII, 622, 548, 556 S. 8.

Rosa, Gabriele, Sommario di storia della coltura Italiana. II. edit Venezia, 1859.

Bellini fasti della civilta coltura e indipendenza degli Italiani. Venezia, 1859. Vol. I. 8.

L'Italie, ses gloires et ses malheurs. Récit indispensable à l'intelligençe des évenements contemporains. Paris, Dentu, 1859. VIII, 64 S. 18.

Förster, Dr Otto, Italië wat het was en is. Oversigt der geschiedenis, aardvijkskunde en statistiek van Italië van den vroegsten tijd tot op onze dagen. Uit het Hoogd. vertaald door N. S. Calisch. Amsterdam, Binger, 1859. VIII, 157 S. 8.

Pöppelmann, Ludw., De Italico itinere Johannis Lucimburgensis Bohemiae regis. Pars. prior. Dissert. inaug. Breslau, 1858. 80 S. 8.

Rendu, Eugen, l'Italie et l'empire de l'Allemagne. 2e édition, augmentée d'un chapitre sur la politique de la France en Italie et pièces diplomatiques tirées des archives de Turin. Paris, Dentu, 1859. X. 184 S. 8.

Vespasiano de Bisticio, vite di nomini illustri del secolo XV

stampate le prima volta da Angelo Mai e nuovamenta da A. Bartoli. Firenze, 1859. 8.

La storia di Girolamo Savanarola e de' suoi tempi narrata de Pasquale Villari con l'ainto di nuovi documenti. Volume primo di p. 489. Firenze, 1859.

Recueil de traités, conventions et actes diplomatiques concernant l'Autriche et l'Italie (1703—1859). Paris, Amyot, 1859. XV. 792 S. 8.

Wrightson, Rich. Heber, Geschichte des neueren Italiens. Von der ersten französischen Revolution bis zum J. 1850. Aus dem Englischen von Jul. Seybt. 2te unveränd. Aufl. Mit dem Porträt des Papstes Pius IX. in Stahlstich. Leipzig, Tork, 1859. XVI. 264 S. 8.

Moreau, E., Histoire des guerres d'Italie sous la république, le consulat et l'empire (1792—1814), suivie du récit de l'occupation d'Ancône en 1832 et du siège de Rome en 1849. Rédigé d'après les bulletins des armées, les documents officiels et les ouvrages militaires de l'empereur Napoléon. Paris, libr. populaire, 1859. 286 S. 8.

Guerres des Français en Italie depuis 1794 jusqu' à 1814, avec 16 cartes et plans des principales batailles. 2 vols. Paris, Didot, 1859. VIII. 1012 S. 8.

Turotti, Felice, Storia dell 'armi italiane dal 1796 al 1814, con p efazione e note dal Dr P. Boniotti. Edizione illustrata. Disp. 61—72. Milano, Boniotti, 1869. Vol III. 8. 137—569. Mit 12 Kpfrn. 8.

Le Duc, Léouzon, L'empereur Napoléon I. et l'Italie. Paris Lévy Fr., 1859. 16 S. 8.

Ruth, Dr. E, Geschichte des italienischen Volkes unter der Napoleonischen Herrschaft als Grundlage einer neuesten Geschichte Italiens. Leipzig, G. Mayer, 1860. VI u. 95 S. gr. 8.

Farini, Carlo, Storia d'Italia dall' anno 1814 sino à giorni nostri. Vol. II. Torino, Franco e Figli, 1859. 8.

Reuchlin, Dr. H., Italien historia från de regrande dynastiernas grundläggning tid närwarande titt. Oefwersättning of Gustaf Thomée. 1—3. delen. Stockholm, Bonnier, 1859. S. 1—409. 8.

Gretton, A. L. V., The vicissitudes of Italy since the congress of Vienna. London, Routledge, 1859. 340 S. 8.

Ricciardini, Joseph, Histoire de l'Italie et de ses rapports avec l'Autriche de 1815 jusqu' à nos jours. Illustrations de Charles Mettais. Carte de l'Italie dressée par A. H. Dufour. Paris, Barba, 1859. 144 S. 4.

Rendu, Eugène, L'Autriche dans la confédération italienne. Histoire de la diplomatie et de la police de la cour de Vienne dans les Etats du pape depuis 1815, d'après les documents nouveaux et les pièces diplomatiques. Paris, Dentu, 1859. 164 S. 8.

La Varenne, Charles de, Les Autrichiéns et l'Italie. Histoire anecdotique de l'Occupation autrichienne depuis 1815, précédée d'une introduction par A. de la Forge. 3 édition, revue et augmentée. Paris, Dentu, 1859. XVI. 344 S. 18.

Soria Diego, Histoire générale de l'Italie de 1846 à 1850. Paris, Grassart, 1859. 2 vols. 1440 S. 8.

Le istorie italiane di Ferdinando Ranalli, 1846—1853. Terza edizione riveduta dall' autore. Vol. IV. Firenze, 1859.

Coppi, A., Annali d'Italia dal 1750. Tom. IX. dal 1846 al 1847. Firenze, Cellini e Ce., 1859. 280 S. 8.

Vimercati, César, Histoire de l'Italie, en 1848 et 1849. 7e édition, précédée d'une préface par Charles Hertz. Paris, 1859. 625 S. 8.

Ulloa, général, Guerre de l'indépendance italienne en 1848 et en 1849. T. Ier. Evénements antérieurs à la guerre, campagnes du Piémont et guerre dans la Venetie. T. 2. Affaires de Toscane et de Sicile; guerre de Rome; blocus et siège de Venise. Paris, Hachette et Ce., 1859. XII. 784 S. 8.

Schönhals, général, Campagnes d'Italie de 1848 et 1849. Ouvrage traduit sur la septième édition allemande par Théophile Gautier fils; avec une préface et une carte. Alençon et Paris, Poulet-Malassis et de Broise, 1859. XII. 428 S. 12.

Bastide, Jules, La république française et l'Italie en 1848; récits, notes et documents diplomatiques. Bruxelles, Hetzel, 1859. 270 S. 12.

Lamartine, A. de, Le Piémont et la France en 1848. Lettre à M. Sinéo, député piémontais Paris, 1859. 16 S. 8.

Chassin, Ch. L., Manin et l'Italie Paris, Pagnerre, 1859. 47 S. 8.

Delle nuove speranze d'Italia paralello tra il 1848 e il 1859 per Biazio Caranti. Torino, 1859 8

Rufini, J., Lorenzo Benoni, Mémoires d'un réfugié italien. Traduit avec l'approbation expresse de l'auteur, par Octave Sachot. Paris, Blanchard et Ce., 1859. VIII. 348 S 18.

Rüstow, W., Der italienische Krieg 1859, politisch-militärisch beschrieben. 3 Abthlgn. Zürich, Schulthess, 1859. III. u. 411 S. 8. 3 lith. K. in Imp.-Fol.

— —, dasselbe. 1. Abth 2 Hefte 2te durchges. Aufl. Ebend. 8. Mit 1 K.

Wachenhusen, Hans, Tagebuch vom italienischen Kriegsschauplatz. Aus dem Hauptquartier. 5 Lfgn. Berlin, Verlags-Comptoir, 1859. 301 S. 8. m. 3 Holzschntaf.

Skizze des Feldzuges 1859 in Italien. Von einem süddeutschen Offizier. 2. Aufl Wien, Gerold's Sohn, 1859. 76 S. 8.

Boggio, Pietro Carlo, Storia politico-militare della guerra dell' indipendenza Italiana (1859) compilata su documenti e relazioni autentiche. Opera corredata di una Gran Carta strategica dell' alta Italia divisa in 8 fogli ed arrichita dei ritratti dei principali condottieri dell' esercito Franco-Sardo, di disegni e piani topografici, ecc. Torino, Franco e figli e comp., 1859. Fasc. 1—3. 4.

Achard, Amédée, Montebello, Magenta, Marignan. Lettres d'Italie (mai et juin 1859). Paris, Hachette et Ce., 1859. 314 S. 18.

Bazancourt, Baron de, La campagne d'Italie de 1859. Chroniques de la guerre. 1re partie. Paris, Amyot, 1859. VII. u. 450 S. 8.

Poplimont, Ch., Campagne d'Italie 1859. Lettres à l'Observateur belge. Bruxelles, 1859. 504 S. 8.

Texier, Edmond, Chronique de la guerre d'Italie. Paris, Hachette et Ce., 1859. 346 S. 8.

Adam, Ch., La guerre d'Italie. Histoire complète des opérations militaires dans la Péninsule, rédigée d'après le Moniteur, les pièces officielles, les correspondances particulières et des documents inédits, et précédée d'un exposé des faits qui ont amené les hostilités, ainsi que des éclaircissements qui peuvent faciliter l'intelligence des évènements. 1re u. 2e partie. Paris, Walder, 1859. 172 u. 170 S. 8. m. Portr. u. Karten.

Roy, J. J. E., Histoire de la guerre d'Italie en 1859, précédée d'un coup d'oeil sur la question italienne et sur les causes de cette guerre. Tours, Mame et Ce., 1859 239 S. 8.

La Varenne, Charles de, Lettres italiennes. Victor Emanuel II. et le Piémont en 1858 Paris, libr. nouvelle, 1859. 391 S. 18.

II. Piemont und die Lombardei.

Verona, A., Storia della monarchia di Savoja. Torino 1859. 12.

Cibrario, L., Brevi notizie storiche e genealogiche dei reali di Savoja colla serie cronologica dei loro acquisti. Torino, 1859 4.

Litta, conte Pompeo, Storia dei duchi di Savoja. Parte I. Milano, Meiners, 1859. 8

Corelli, P., Da San Quintino ad Oporto, ossia, gli eroi di Casa Savoja. Edizione di lusso con contorni e filetti, con 87 illustrazioni ecc. 4 vol. Torino 1859. 60. 8.

Greppi, comte Joseph, Révélations diplomatiques sur les relations de la Sardaigne avec l'Autriche et la Russie pendant la première et la deuxième coalition, tirées de la correspondance officielle et inédite des ambassadeurs de Sardaigne à Saint-Pétersbourg. Paris, Amgot, 1859. 240 S. 8.

Costa de Beauregard, marquis, Souvenirs du règne d'Amédée VIII. premier duc de Savoie. Mémoires accompagnés de pièces justificatives et de documents inèdits. Chambéry, 1859. 275 S. 8.

Mandelli, Vittorio, Il comune di Vercelli nel medio evo, studi storici. Vercelli, Guglielmo, 1858. Vol. II. III. 8.

Rossi, Storia della citta di Ventimiglia. Torino, Barrera, 1858. 8.

Bertacchi, D., Monografia di Bobbio, overro cenni storici, statistici, topografici ed economici. Pinerolo, 1859. 8.

Della citta di Libarnia o memorie e documenti per servire alla storia della città e provincia di Novi, raccolti, publicati dal Sac. G. F. Capurro. Torino, 1859.

San Giovanni, barone Gius Man. di, Dei marchesi di Vasto e degli antichi monasterii dei SS. Vittore e Costanzo e di S. Antonio nel marchesato di Saluzzo. Studi e notizie critiche. Torino, 1858. 380 S. 8.

Schiavinae, Guillelmi, Annales Alexandrini. Edid. Vincentius Ferrerus Ponziglionus. Augustae Taurinorum, 1859. 2 voll. 600 u. 700 S. 8.

Mémoires et documents de la Société savoisienne d'histoire et d'archéologie, à Chambery. Tome II, 1858. Chambery, 1858. 310 S. 8.

Enthält u. A.: Rabut, numismatique, savoisienne. Mortillet, note sur la voie romaine qui traversait Passy en Faucigny. — Rabut, documents relatifs au couvent de St. Dominique de Chambéry. (2. serie). D'Arve, sur l'ancienneté, les noms et la situation du diocèse de Maurienne manuscrit de R. Esprit-Combet.

Atti della società Ligure di storia patria. Vol. 1. Genova Ferrando, 1859. Fasc. 1 u. 2. 1858 u. 1859. 8.

Olivero, Agostino, bibliotecario, Monete, medaglie e sigilli dei principi Doria che serbansi nella biblioteca della regia Universita ed in altre collezioni di Genova, descritti ed illustrati. Genova, 1859. 107 S. 8. mit 5 Kpfrn.

Capelloni, Lorenzo, La congiura di Giovan Luigi Fiesco, illustrata con note e documenti da Agostino Olivieri. Genova, 1858. 8.

Martini, Giuseppe, Storia della restaurazione della republica di Genova al l'anno 1814, sua caduca e riunione al Piemonte, l'anno 1815. Con documenti inediti. Asti, Raspi 1855. 8.

Notizie storiche del tempio cathedrale di Pavia della sua origine fin al 1857, dal Canonico Bosisio. Pavia, 1858.

Documenti inediti della chiesa Pavese dal Canonico Bosisio. Pavia. 1859.

Corio, Bernard, Storia di Milano, eseguita sull edizione principe del 1503, ridotta a lezione moderna con prefazione, cita e note del Prof. Egid. de Magri. Vol III. Disp. 21 22. Milano, Colombo 1859. 8. 641 —719. 8.

Casati, A, Milano ed i principi di Savoja; cenni storici. 2a ediz. rifusa ed aumentata. Torino 1859. 16.

Odorici, F., Storie Bresciane dai primi tempi fino all' eta nostra: Vol VIII. Brescia, 1858—1859.

Codice diplomatico Bresciano dal quarto seculo sino all' era nostra, raccolto e pubblicato da F. Odorici. Parte V. VI. Brescia 1859. 8.

III. Venetien und Wälſchtyrol.

Daru, Graf, Geschichte der Republik Venedig. Deutsch von Theod. Ruprecht 2te vollständige Ausgabe. 4 Bde Leipzig. C. Wigand, 1859. LXV, 1955 S. 8.

Dandolo, G., La caduta della republica di Venezia ed i suoi ultimi cinquant' anni. Studii storici. 2 vol. Venezia 1859. 8.

Romanin, S., Storia documenta di Venezia. Tomo VIII. parte 1—4. Venezia, Narrotovich 1859. 60. 8.

Moroni, G, Venezia e quanto appartiene alla sua storia politica e religiosa, alle sue arti ed industrie, a suoi dogi ed a' suoi vescovi e patriarchi Venezia. 1859. 8.

Del diritto dei Veneziani e della loro jurisdizione sul mare adriatico. Opera del giureconsulto di Marostica e Vicenza Angelo Matteazzi prof. di Pandette a Padova nel seculo XVI ripubl. voltata in italiano e commentata da Leonardo Dudreville. Venezia, 1859. 8.

Numismatica Veneta. Serie di monete e medaglie dei dogi di Venezia. Illustrazione scientifiche che fanno parte e possono starsene separate dalla storia dei dogi. Con tavole. Venezia 1859. 4.

Venétie devant l'Europe, Correspondance diplomatique de Manin. Paris, Dentu, 1860. 47 S. 8.

Documents et pièces authentiques laissés par Daniel Manin, s. unsere Zeitschrift Bd. V S. 213.

Bonato, Modesto ab, Storia dei sette comuni e contrade annesse. Fasc. XV, tom. 1. 2. Padova 1858. 112 S. 8.

Dario, della guerra di Chioggia d'un anonimo Padovano contemporaneo ora per la prima volta publicato. Padova, 1859 p. 23. 8.

Relazione inedita di Pietro Sanudo Capitano di Padova del 27 Settembre 1572 al Veneto Senato. Padova 1859.

Monumenti artistici e storici delle provincie Venete. Descritte dalla commissione instituta da S. A J. R. l'arciduca Ferdinando Massimiliano Fasc. I. Milano, 1859. 4.

Bibliotheca trentina ossia raccolta di documenti inediti e rari relativi alla Storia di Trento redatta di Tomaso Gar. — Disp. VII a IX: statuti della città di Roveredo 1425 — 1610 con una introduzione di Tomaso Gar. Trento, 1859. 8.

Gar, Tommaso, Ricerche storiche riguardanti l'autorità e giurisdizione del magistrato consolare di Trento composte dal barone Giang. Crosseri, riordinate ed annotate. Trento, 1858. XXXI, 64 S. 8.

IV. Parma, Modena, Toscana.

Pozzana, Angelo, Storia della città di Parma. Tomo V. Parma, tip. reale 1859. 450 u. 139 S. 4.

Chronaca Fr. Salimbene Parmensis. Parma, Fiaccadori, 1857. 425 S. 4.

Riancey, Henri de, Madame la duchesse de Parme et les derniers événements. Paris, Dentu, 1859. 175 S. 8.

Documenti relativi al governo degli austro-estensi in Modena pubblicati per ordine del Dittatore delle provincie Modenesi. Dispensi 10, 11, 12. Modena, 1859—60.

Scharfenberg, J. H. A., Geschichte des Herzogthums Mo-

dena und des Herzogthums Ferrara. Bis zum J. 1815. Mainz, Kirchheim, 1859. VIII. 294 S. 8.

Nerli, senatore Fil. de, Commentari dei fatti civili occorsi dentro la città di Firenze dall' anno 1215 al 1537. 2 voll. Triest, Coen, 1859. XIX. 517 S. 8.

Relations commercials de Flórence et de la Sicilie avec l'Afrique au moyen-âge par M. L. de Mas. Latrie in der bibliothèque de l'Ecole des Chartes IV. Serie tome V. S. 209 ff.

Documenti relativi a Santa Caterina da Siena pubblicati nella occasione della dominica in Albis dell' anno 1859 per Cura dell' arv. G. B. Regoli. Siena, 1859.

Toscana e Austria. Cenni storico-politici. (Dispensa quarta della Bibliotheca Civile dell' Italiano). Firenze, 1859. 8.

Trollope, T., Adolphus, Tuscany in 1858 and 1859. London, Chapman, 1859. 340 S. 8.

Carletti, Mario, Quattro mesi di storia Toscana dal 27. Aprile al 27 Agosto 1859. Firenze, 1859.

Buon-Campagni, Considerazioni sull Italia centrale. Torino, 1859.

Varenne, Charles de la, L'Italie centrale, la Toscane et la maison de Lorraine. Modène et les archiducs. Parme depuis 1814. Les légations et le pouvoir temporal. Paris, Hachette et Ce., 1859. 401 S. 18.

V. Der Kirchenſtaat.

Ugolini, Fil., Storia dei conti e duchi d'Urbino. 2 voll. Firenze, Grazzini, Giannini et Co., 1859. 16.

Redon, de Beaupreau, vicomte, Souvenirs de l'expédition d'Ancone, 1832 Paris, 1859. 27 S. 8. (Extrait de la revue contemporaine, mai 1859.)

Gozzadini, Gi., Cronaca di Ronzano e memoire di Loderingo d'Andaló, frate gaudente. Con documenti (an. 1065 -1639). Bologna, 1858. 207 S. 8.

Ugolino, Filippo, Compendio di storia Romana dalla fondazione di Roma ad Agustolo di Filippo Ugolino Ad uso delle scuole. Firenze, 1859. 8.

Grégorovius, Ferd., Les tombeaux des papes romains, traduit par Sabatier Précédé d'une introduction, par M. J. J. Ampère. Paris, Lévy frère, 1859. 315 S. 18.

Promis, Domenico, Monete dei romani pontefici avanti il mille. Memoria. Torino, stamperia reale, 1858. 109 S. 8.

Pellctior, Abbé V., De la numismatique papale. Paris, Pringuet, 1859. 14 S. 8. (Extrait de la Revue de l'art chrétien.)

La Rome des papes, son origine, ses phases successives, ses moeurs intimes, son gouvernement, son système administratif Par un ancien memoire de la constituante romaine. Traduction del' ouvrage italien inédit. 3 vols. Basel, Schweighauser, 1859. Vol I. XXIV, 518 S. 12.

Azeglio, Marquis Roberto d', The court of Rome and the gospel. Translated from the Italian With a preface by A. H. Layard. London, Murray, 1859. 8.

Peraldi, Mario Felici, Analisi critica sull' origine della temporale dominazione dei papi e sulle apologie dello stato presente di questa sovranità. 3e edition. Bastia, 1860. 413 S. 8.

Constant, B. M., L'histoire et l'infabilité des papes ou recherches critiques et historiques sur les actes et les décisions pontificales que divers écrivains ont crus contraires à la foi. Lyon et Paris, 1859. 2 vols. 910 S. 8.

Maguire, John Francis, Rome, its ruler and its institutions. 2d edition, considerably enlarged. London, Longman, 1859. 560 S. 8.

Maistre, J. de, Du pape, 15e édition seule conforme à celle de 1851, augmentée de lettres inédites de l'auteur, de notes, et d'une table analytique. Paris et Lyon, Pélagaud et Ce., 1859. XLIV. 508 S. 8.

Veuillot, Louis, De quelques erreurs sur la papauté. Paris, Gaume fr. et Duprey, 1859. LVII, 304 S. 18.

Laubert,*) K. Wilh, Vitae Urbani II. papae. Part. I. Dissert, inaug. Breslau, 1858. 45 S. 8.

Ranke, Leopold, The history ot the papes, their church and state; the sixteenth and seventeenth centuries. Translated from the last edition of the German by W. K Kelly. New edit. London, Routledge, 1859. 8.

Histoire du pontificat et de la captivité de Pie VI. 2e édition. Lille, Lefort, 1859. 214 S. 18.

Histoire du pontificat de Pie VII., extraite en grande partie de l'ouvrage de M. Artaud et des mémoires du cardinal Pacca. 4e édition. Lille, Lefort, 1859. 204 S. 12.

Wiseman, Cardinal, Souvenir sur les quatre derniers papes et sur Rome pendant le pontificat. Traduit de l'anglais par l'Abbé A. Goemaere. Bruxelles, 1859. 502 S. 8.

Balleydier, Alfonso, Storia della rivoluzione di Roma. Quadro religioso-politico-militare degli anni 1846—1850 in Italia. Versione italiana coll' aggiunta di note e documenti storici, illustrata da incisioni, litografie e due quadri. Disp. 36—38. Milano, Guigliélmi, 1858. à 16 S m. Kpfrn. 8.

Hercolani, conte E. Gaddi, Storia dello stato pontificio considerata nelle sue città municipie e famiglie nobili. Narni, Gattimelata, 1859.

— —, storia degli ordini equestri negli stati di santa chiesa. Roma, 1859. 8.

VI. Neapel und Sicilien.

Capecelatro P., Diario contenente la storia delle cose advenute nel Reame di Napoli negli anni 1647 — 1650; ora per la prima volta messo a stampa sul manuscritto originale con l'aggiunta di varii documenti per la più parte inediti ed annotazioni del marchese A. Granito. Vol. II e III. Napoli, 1859. 8.

*) Andere Monographien zur Geſchichte des Papſtthums ſind unter allgemeiner Geſchichte des Mittelalters verzeichnet.

Bianchini: Ludovico, Storia delle finanze del regno di Napoli. Terza edizione, riveduta ed accresciata dall autore. Napoli, 1859. 8.

Colletta, Pietro, General, History of the kingdom of Naples, 1734—1825. Translated from the Italian by S. Horner, with a supplementary chapter, 1825-1856. 2 vols. Edinburgh, Hamilton, 1858. 1080 S. 8.

Porcio, C., La congiura de' Baroni del regno di Napoli contra il rè Ferdinando I., seguita da' famigerati processi contra i segretari ed i baroni congiurati, con molte notizie e documenti inediti per cura di St. Aloe. Napoli, 1859. XIV, 247 u. CCLXXV S. 16.

Durelli, F., Cenno storico di Ferdinando II., re del regno delle du Sicilie. Napoli, 1859. 430 S. 8.

Castille, Hippolyte, Ferdinand II., roi de Naples. Avec portrait et autographe. Paris, Dentu, 1859. 64 S. 32.

Gemelli, Giovanni, Napoli e Austria. Cenni storici politici. Firenze, 1859.

Santis, Tommaso de, Storia del tumulto di Napoli. Vol. I. II. Trieste, Coen, 1858. 244, 230 S. 8.

Collectio Salernitana publicata per cura di Salvatore de Renzi. Vol. 1—5. Napoli, 1857—59. 8.

Volpicella, S., Delle antichità d'Amalfi ed intorni investigazioni. Napoli, 1859. 90 S. 8.

Ricca, E., La nobilità del regno delle due Sicilie. Fasc. 1—3. Napoli, 1859, 60. 8.

Mémoires historiques pour servir à l'histoire de la Révolution sicilienne de 1848 et 1849. Traduit de l'italien. Neuchâtel, 1859. VIII u. 759 S. 8.

VII. Die italienischen Inseln.

Conte-Grandchamps, la Corse, sa colonisation et son rôle dans la Méditerranée. 2. édition. Paris, Hachette et Ce., 1859. XIII, 194 S. 8.

Buttafoco, comte de, Fragments pour servir à l'histoire de Corse de 1764 à 1769, accompagnés de notes. Bastia, 1859. 189 S. 8.

Giamarchi, Fr. Maria, Vita politica di Pasquale Paolo. Bastia, 1858. XL, 510 S. 8.

Porter, Major Whitworh, A history of the knights of Malta, or the Ordre of the Hospital of St. John of Jerusalem. 2 vols. London, Longman, 1859. 1020 S. 8.

Vertot, abbé de, Histoire des chevaliers hospitaliers de Saint-Jean de Jérusalem, appelés depuis chevaliers de Rhodes et aujourd'hui chevaliers de Malte, revue et continuée jusque à nos jours, par A. M. L. de Bussy. 3 vols. Paris et Lyon, 1859. XXVIII, 1098 S. 12.

B. Literatur v. J. 1860.

Cesare Balbo, Sommario della storia d'Italia dallo origini fino ai nostri tempi. Edicione undecima. Torino 1860.

Die elfte Ausgabe dieſes bekannten, in ſeiner Weiſe unübertrefflichen Handbuchs der italieniſchen Geſchichte, welches, wie man wohl geſagt hat, „das Vade mecum jedes guten Italieners ſein ſollte“, und über welches jetzt jede weitere Ausführung unnöthig iſt. In der Pomba'ſchen Ausgabe der Bibliotheca popolare erſcheint daſſelbe hier zum zweiten Male, bereichert durch eine im Nachlaß des Grafen Balbo gefundene Fortſetzung von 1814 bis 1848; leider iſt dieſe Fragment geblieben, ſie bricht in der Mitte des letztgenannten Jahres ab. B. E.

Jacob Burckhardt, Die Cultur der Rainaissance in Italien. Ein Versuch. Basel, 1860. 576 S. 8.

Wenn der Verfaſſer dieſes vortrefflichen Buches daſſelbe als einen „Verſuch“ bezeichnen will, ſo erkennen wir es um ſo mehr als eine Pflicht, dieſen Verſuch wenigſtens einen in hervorragender Weiſe gelungenen zu nennen. Der durch bedeutende Leiſtungen auf näher und ferner liegenden Gebieten ſchon bekannte Verfaſſer unternimmt es hier ein culturgeſchichtliches

Bild jener merkwürdigen geiſtigen Entwicklungsperiode zu entwerfen, die in Italien begonnen und am meiſten typiſch und ſelbſtbewußt ausgeprägt, für das geſammte moderne europäiſche Geiſtesleben die erſten Keime und Anregungen enthielt. Die Erkenntniß und Darſtellung dieſer Culturepoche ward bisher zumeiſt als literarhiſtoriſche Aufgabe gefaßt; man erkannte in dem erneuten Studium der Schriftſteller und Denkmäler des Alterthums die Hauptquelle, oder wohl gar die einzige dieſer großen geiſtigen Bewegung und wandte in Folge deſſen auch den Blick hauptſächlich auf diejenigen von ihren Hervorbringungen, die mit den überlieferten, zumeiſt den literariſchen Reſten des Alterthums in der greifbarſten Verbindung ſtehen; man hörte wohl bald auf die Eroberung Konſtantinopels und die Auswanderung griechiſcher Gelehrter als das epochemachendſte Ereigniß in dieſer Bildungsgeſchichte zu betrachten, man ging auf Petrarka und Dante zurück, aber immer blieb es — neben dem kunſthiſtoriſchen, der abgeſondert für ſich betrachtet wurde — faſt ausſchließlich der literariſche Geſichtspunkt, der in's Auge gefaßt wurde. Burckhardt hat hier einen ganz neuen Weg eingeſchlagen und gebahnt; er hat zuerſt ſtatt der Literaturgeſchichte die geſammte Cultur der Renaiſſance (mit Ausſchluß der bildenden Künſte, die er in einem beſonderen Werk behandeln will) zur Aufgabe ſeiner Darſtellung gemacht, und mit dieſer Erweiterung der Aufgabe gewinnt nun auch jener bisher faſt ausſchließlich behandelte Theil derſelben, vom Ganzen aus betrachtet, ein ganz eigenthümlich neues Licht und eine neue Stellung, die ihm freilich Etwas von der Bedeutung nimmt, die man ihm bisher beizumeſſen pflegte. Wir müſſen dies als eines der wichtigſten Reſultate des Buches bezeichnen, daß in ihm die Cultur der italieniſchen Renaiſſance auf die breite Grundlage eines ganzen Volks- und Zeitgeiſtes geſtellt, daß gezeigt wird, wie die Wiedererweckung des Alterthums, von der ſie den Namen trägt, und die man gern als den erzeugenden Quell des Ganzen darſtellte, doch eigentlich auch nur eines von den Symptomen der weit tiefer gegründeten, geſammten geiſtigen Dispoſition des Volkes und der Zeit war, ein Symptom, das dann freilich wiederum von ſich aus in der einflußreichſten Weiſe weiter wirkte. Der Verfaſſer hat dieſes wichtige Reſultat nicht an den Anfang ſeines Werkes geſtellt, er widmet ihm ſogar nur wenige Worte, dennoch leuchtet es in allen Abſchnitten überzeugend durch, daß in der That nicht die Wiedererweckung des Alterthums allein, „ſondern ihr enges Bündniß mit dem

neben ihr vorhandenen italieniſchen Volksgeiſt die abendländiſche Welt bezwungen hat", und wir glauben, daß in dieſem Satz und in ſeinen Conſequenzen ein höchſt wichtiger und hier vortrefflich documentirter Beitrag zum Verſtändniß der modernen europäiſchen Culturgeſchichte überhaupt gegeben iſt.

Der Verf. theilt ſein Werk in ſechs Abſchnitte: Der Staat als Kunſtwerk — Entwickelung des Individuums — die Wiedererweckung des Alterthums — die Entdeckung der Welt und des Menſchen — die Geſelligkeit und die Feſte — Sitte und Religion. Man mag aus dieſer Angabe auf die Mannigfaltigkeit und den Reichthum des Stoffes ſchließen; denn der hier vergönnte Raum würde nicht erlauben, auch nur einen einzigen jener Abſchnitte annähernd zu umſchreiben. Man wird mit Recht überall die enorme Fülle geſchickt disponirten Materials, die wohl einzige Beleſenheit in einer wenig gekannten und zum Theil ſchwer zugänglichen Literatur bewundern; das größere Verdienſt beſteht in der geiſtvollen Weiſe, wie das culturgeſchichtliche Material von dem Verf. zu einem Geſammtbild verwebt wird, wie er die einzelnen Erſcheinungsformen bis in ihre letzten Gründe hinein verfolgt und aus ihrem erkannten Weſen heraus die Symptome mit überzeugender Klarheit und ſympathiſch feinem Verſtändniß analytiſch hervorgehen läßt. Es mag ſein, daß die Gefahr, welche die analytiſche Methode, auf geſchichtliche Objekte angewandt, immer hat, daß man alle Erſcheinungen, die ſich bieten, in das Bereich ſeiner Analyſe hineinziehen will und dazu bisweilen eines leiſen Druckes bedarf, auch unſeren Verf. in einzelnen Fällen berührt hat; aber es dürfte dies doch nur kleinere Nebenzüge betreffen; im Uebrigen glauben wir im Großen und im Kleinen dieſes Werk als ein in hohem Grade gelungenes, ja wohl als ein Muſter für die Behandlung der Culturgeſchichte überhaupt empfehlen zu dürfen. B. E.

Alfred von Reumont. Die Gräfin Albany. 2 Bde. (XII 445 u. 422 S.) Berlin, Verlag der k. geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker), 1859. 8.

Herr von Reumont, dem wir ſchon ſo manchen intereſſanten Beitrag zur italieniſchen Staats- und Culturgeſchichte verdanken, behandelt in ſeinem neueſten Werk die traurigen Schickſale der Stuarts ſeit ihrer Vertreibung aus England. Auf Grund der in einem Anhang aufgeführten und kritiſirten Quellen — wir verweiſen beſonders auf die Briefſammlung

(II. 159—225) und die feinen Bemerkungen über einzelne dem vorigen Jahrhundert angehörigen, gewöhnlich sehr hoch geschätzten Memoirenwerke (II. 254 ff., 291 ff.) — entwirft derselbe uns in warmer und lebendiger Darstellung, die eine gewisse Vorliebe für das legitime Königsgeschlecht keineswegs verläugnet, ein Bild der Stuarts in Italien, ihrer Bestrebungen in der europäischen Politik, ihrer Verbindungen mit italienischen Häusern, ihres Verhältnisses zum römischen Stuhle. Des letzten Stuarts, des Prätendenten Carl Eduard, Gemahlin ist die Gräfin Luise von Stolberg-Gedeon, bekannt unter dem Namen der Gräfin von Albany. Deren Schicksale sind zwar schon häufiger mitgetheilt, zuletzt noch von A. von Sternberg, aber erst hier sind sie vollständig und zusammenhängend dargelegt aus gleichzeitigen Aufzeichnungen, aus mündlichen Mittheilungen von Zeitgenossen und besonders aus dem gedruckten und ungedruckten Briefwechsel.

Diese Erzählung in ihrem ganzen Verlauf auszugsweise mitzutheilen, ist uns nicht gestattet; wir wollen hier nur auf den hohen Werth hinweisen, den in diesem Buche die interessanten Schilderungen socialer und literarischer Zustände Italiens besitzen. Da erfährt sowohl Alfieri, der geliebte Freund der Gräfin, eine eingehende Würdigung (I. 252 ff. 311 ff.), als auch Ugo Foscolo einem in Lob und Tadel Maß haltenden Urtheile unterworfen wird (vgl. II. 3 ff. u. 375 ff.).

Die vielen eingestreuten Bemerkungen ebenso über politische wie literarisch-künstlerische Zustände Toskanas während der Regierung Leopolds I. und besonders der Periode Ferdinands I. verrathen immer den tiefen Kenner italienischer Dinge, dessen politischer Standpunkt freilich in gelegentlichen Seitenhieben auf moderne Ereignisse und Personen sich kund gibt, der aber trotzdem anzuerkennen bereit ist, „daß abgesehen von allem revolutionären Schwindel und von den obligaten Fanfaren und maßlosen Uebertreibungen neue mächtige Faktoren wirksam geworden sind im Leben und Fühlen des italienischen Volkes" (I. 330).

Diese Besonnenheit des Urtheils verbunden mit der genauen Kenntniß Italiens, ist es, die in dem Leser des Buches, auch bei abweichenden politischen Ansichten, den Wunsch rege macht, daß sich der hochgeehrte Verf. zu einer zusammenhängenden und zusammenfassenden Darstellung des hier behandelten Abschnittes italienischer Geschichte entschließen wolle! M.

Reuchlin, Dr Hermann, Geschichte Italiens von der Grün-

dung der regierenden Dynaſtien bis zur Gegenwart. 2. Thl. I. u. II. Hälfte (vom Januar 1848 bis auf die Gegenwart) (A. u. d. T. Staatengeſchichte der neueſten Zeit herausgegeb von Karl Biedermann). Leipzig, 1860. 8.

Der erſte Band des verdienſtvollen Werkes iſt ausführlich in dieſer Zeitſchrift beſprochen worden. Der uns vorliegende zweite Band übertrifft nun den erſten formell und inhaltlich in jeder Beziehung. Dort ſtanden dem Verfaſſer manche werthvolle Arbeiten, namentlich italieniſche zu Gebote, die nur gehörig benützt ſein wollten. Hier mußte er erſt aus dem Rohen arbeiten und aus Blaubüchern, Memoiren und andern Aktenſtücken, theilweiſe auch aus mündlichen Mittheilungen, den ganzen Stoff mühſam zuſammenbringen, um ein intereſſantes lebendiges Bild der italieniſchen Verhältniſſe und Zuſtände liefern zu können. Mit geübter Hand entrollt er uns die jüngſte Vergangenheit. Die Klarheit und Unparteilichkeit verdient alles Lob, mit der uns der Verf. bald die Zuſtände Siciliens und Neapels, bald die Roms und der Lombardei bloslegt und überall das gemeinſame Streben, das allmälige Reifen der Nationalitäts-Idee, in der Zuſammengehörigkeit nachweiſt. Der Verf. iſt ſich auch über ſeinen Standpunkt entweder klarer geworden oder er iſt weniger zurückhaltend als im erſten Bande. Die Berechtigung der italieniſchen Nationalitätsbeſtrebungen findet an ihm einen warmen Anwalt, der jedoch für die Mängel und Fehler des italieniſchen Charakters nicht blind iſt. Die Berichte der verſchiedenen Parteien ſind umſichtig und kritiſch abgewogen und man kann ſich im Weſentlichen mit den Urtheilen Reuchlin's einverſtanden erklären; es iſt ihm blos um die Wahrheit zu thun und er tritt einerſeits den gefärbten piemonteſiſchen Darſtellungen mit Entſchiedenheit entgegen und adoptirt anderſeits die öſterreichiſchen, wo ſie den richtigen Sachverhalt geben. Die Fehler und Irrthümer der italieniſchen Politiker werden ſchonungslos aufgedeckt, obwohl die Sympathieen des Verf ſich ihnen zuwenden. Was uns am meiſten freut, iſt das gereifte politiſche Urtheil über das Verhältniß Italiens und Deutſchlands. Die Anſicht bricht ſich in immer weitern Kreiſen Bahn, „daß ein national geſtaltetes Italien, wofür mehrere Formen möglich ſind, ſich Deutſchland als natürlichen Bundesgenoſſen gegen das ſich beiden aufdringende Frankreich darbieten würde. Die deutſchen Kaiſer und Oeſterreich haben dieſe Aufgabe nach ihren Verhältniſſen, ſehr oft aber dem Zeitgeiſt entgegen, darum größtentheils nicht zum Segen für beide Völker angefaßt". A. B.

Ricordi biografici di Vincenzo Gioberti di G. Massari. Torino 1860. Vol I p. 383. 8.

Der Verfaſſer hat ſchon früher die nachgelaſſenen Werke Gioberti's herausgegeben und liefert nun eine Biographie des berühmten Italieners, die bis in's Jahr 1838 reicht. Beſonders intereſſant iſt das hier mitgetheilte Tagebuch G. vom Jahre 1821 und der Briefwechſel, den er nach ſeiner Verbannung aus Turin mit bedeutenden Männern unterhielt. Das Buch, deſſen zweiter Band Gioberti's politiſche Thätigkeit als Miniſter Carl Albert's darlegen ſoll, iſt klar und einfach geſchrieben. A. B.

Operette varie del Cavaliere Luigi Cibrario. Torino 1860. p. 455. 8.

Der gelehrte Verfaſſer auch in Deutſchland durch ſein größeres Werk über die politiſche Oekonomie im Mittelalter bekannt, bietet uns hier eine Reihe von Abhandlungen, die in jeder Hinſicht der Beachtung werth ſind. Der Aufſatz über die Finanzverwaltung des ſavoiſchen Hauſes im Mittelalter iſt ein recht intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der Volkswirthſchaft. Für den Specialhiſtoriker verdient Beachtung der Abſchnitt über die Grafen von Aſti vom 9. bis 11. Jahrhundert. Die Handelsgeſchichte iſt durch die Abhandlung über den Sclavenhandel der Genueſen vertreten. Die Genueſen verkauften die gefangenen Sarazenen als Sclaven und betrieben von ihren Colonien am ſchwarzen Meere aus einen ausgedehnten Sclavenhandel. Dankenswerth ſind die abgedruckten Notariatsverträge über Verkäufe ſeit 1391. Außerdem enthält das Buch auch einen Aufſatz über die Entſtehung der Zunamen. A. B.

Archivio storico Italiano. Nuova serie. Tom XI, XII. Firenze, 1860. — Giornale storico degli Archivi Toscani, Tomo IV. ibid.

Inmitten der politiſchen Bewegung, welche die geiſtigen Kräfte der Nation zu ſehr in Anſpruch nimmt, um ungeſtörte Ruhe und Muße zu gelehrten Arbeiten zu gewähren, welche aber andrerſeits dieſe Kräfte mannigfach weckt und belebt, und auf wiſſenſchaftlichem Felde fruchtbare Contraſte hervorruft, hat das florentiniſche Archivio Storico Italiano den ſechſten Jahrgang ſeiner neuen Folge vollendet. Im Jahre 1842, in ruhigen Zeiten, als Sammlung älterer Geſchichtswerke und Documente begonnen, nahm es im Jahr 1855 die Form einer hiſtoriſchen Zeitſchrift an, Regierungen und gelehrten Geſellſchaften die Bekanntmachung der noch

ungedruckten Schätze der Hiſtoriographie zur Ergänzung der vorhandenen großen Sammlungen überlaſſend. Auf dieſem Wege iſt es rüſtig vorwärts geſchritten, ungeſtört durch momentane Ungunſt oder Ungewißheit der Zeit, mit ſtets gleichem Eifer gefördert durch den verdienten Herausgeber, J. P. Vieuſſeux, welchen ſeine ſechzehn Luſtra nicht an vielſeitigſter Thätigkeit hindern. Die noch lebenden älteren Redactionsmitglieder und Mitarbeiter ſind dem Unternehmen meiſt treu geblieben; manche neue haben ſich ihnen beigeſellt, und wer das Verzeichniß jener durchſieht, die im Verlauf von 19 Jahren an dieſem Sammelwerk mehr oder minder eifrig ſich betheiligten, wird äußerſt wenige nur von Denen vermiſſen, die überhaupt thätig geweſen ſind auf dem Felde hiſtoriſcher Wiſſenſchaft. Ein Beweis, wie es in Italien an Zuſammenwirken und Mittelpunkten nicht fehlte; ein ehrenvolles Zeugniß für die toscaniſche Regierung, welche dieſem mit Privatmitteln begonnenen und geförderten Unternehmen aufmunternden Schutz gewährte; ein glänzender Beweis der Umſicht, der Thätigkeit, der vermittelnden Billigkeit des vielbeſchäftigten Herausgebers, welcher manche Klippe zu umſegeln, mancherlei Anſprüchen zu begegnen hatte, während er einträchtigem Zuſammenwirken den Sieg über partielle Zerwürfniſſe verſchaffte.

Der Jahrgang 1860, welcher den 11. und 12. Band der neuen Folge bildet, enthält gleich den frühern zahlreiche ſelbſtändige Arbeiten über alle Epochen und Zweige der italieniſchen und mit Italien zuſammenhängenden Geſchichte. N. Tommaſeo, welchen der dauernde Aufenthalt in Florenz wieder in engere Beziehungen zum Archivio storico gebracht hat, gibt nicht weniger als drei gehaltvolle Aufſätze. Zwei derſelben gehören der neueren Geſchichte an. Sie handeln von dem Helden Corſika's, Paoli, zu deſſen Biographie Tommaſeo vor Jahren durch Herausgabe der Correſpondenz das reichhaltigſte, von Kloſe wie von Gregorovius und von mir ſelbſt benutzte Material geliefert hat, und von deſſen Verhältniß zu Matteo Buttafuoco, wie von dem im vorigen Jahr verſtorbenen Corſioten Andrea Muſtoxidi, der ſich ebenſo durch ſeine Betheiligung am italieniſchen literariſchen Leben in der Monti-Foscolo'ſchen Zeit und ſeine italieniſche Ueberſetzung des Herodot bekannt gemacht, wie er in den Irrungen und Kämpfen ſeiner Heimath, von Capodiſtria's Tagen an bis auf die jüngſte Vergangenheit britiſcher Lord-Ober-Commiſſäre der joniſchen Inſeln eine Rolle geſpielt hat. Die etwas loſe Form thut wenig-

ſtens dem letzteren, manche perſönliche Erinnerungen und geiſtvolle Bemerkungen über den Charakter der Inſelgriechen und die Volkspoeſie in das Biographiſche verwebenden Aufſatz keinen Abbruch. Die dritte Arbeit Tommaſeo's beſchäftigt ſich mit andern Zeiten, nämlich mit der hl. Katharina von Siena in ihrem Verhältniß zu den heftigen politiſchen Parteiungen in Florenz im Jahre 1378, in jenem Jahre, wo der Streit zwiſchen der dominirenden guelfiſchen Adelspartei und ihren um gerechte Theilnahme an der Regierung ringenden Gegnern zu jener wüſten Empörung der unterſten Volksklaſſe führte, die unter dem Namen des Tumulto dei Ciompi bekannt iſt. Wir haben hier einen hiſtoriſchen Excurs zu der neuen in mehrfacher Beziehung bemerkenswerthen Ausgabe der Briefe der Heiligen, welche gegenwärtig mit dem 4. Bande vollendet, Allen willkommen ſein wird. Die Zeit, um die es ſich handelt, verhängnißvoll für Katharina, für Florenz, für den heil. Stuhl wie für die ganze Chriſtenheit durch das beginnende große Schisma bietet dem hiſtoriſch-politiſchen Studium ein fruchtbares Feld, auf welchem wir bald Gino Capponi bei der Fortſetzung ſeiner Unterſuchungen über den politiſchen Charakter der Epoche Kaiſer Carl's IV. zu begegnen hoffen. — F. Odorici handelt von dem Aſſociationsgeiſt in den lombardiſchen Städten des Mittelalters, und zeigt, mit beſonderer Rückſicht auf die Kunſtſchulen, die Thätigkeit und das Zuſammenhalten der Maſſen. G. Roſa beſpricht die Verhältniſſe der lombardiſchen Landgemeinden mit Beziehung auf das Statutarrecht von Bertova im Bergamaskiſchen. Die häufigen älteren wie neueren Geſchichtfälſchungen kommen, nach fleißigen Unterſuchungen Th. Wüſtenfeld's, zur Sprache in kritiſchen Aufſätzen von C. Cantu und von dem genannten Odorici, der in ſeiner Geſchichte Brescia's vor derartigen Täuſchungen nicht hinlänglich auf der Hut geweſen iſt. Von den Geſchichtſchreibern Neapels bis auf die neueſte Zeit handelt C. de Ceſare, von den Arbeiten der neuen Genueſer hiſtoriſchen Geſellſchaft L. T. Belgrano. Das Ende des unglücklichen Sohnes Philipp's II., unter beſonderer Beziehung auf italieniſche Geſandtſchaftsberichte wie auf Gachard's Captivité et mort de D. Carlos, hat der Verf. gegenwärtiger Bemerkungen erzählt. Von drei Zeitgenoſſen, Carlo Troya, Bartolomeo Borgheſi und Th. Panofka, reden Mamiani, de Roſſi in Rom und der Ref. — Auch die alte Geſchichte und Sprachenkunde Italiens ſind in den Bereich hineingezogen. G. Capponi handelt in einem erſten Blatt von Studien über Cicero's Briefe von dem

politiſchen Charakter der letzten Zeiten der Republik und des großen Redners Verhältniß zu Cäſar, Brutus, Cato. M. A. Migliarini ſpricht von den Zahlen bei den Etruskern, G. J. Aſcoli von Tarquini's und Stickel's Verſuchen einer ſemitiſchen Ableitung der etruskiſchen Sprache, G. C. Coneſtabile von den durch die Societät Colomberia zu Florenz im Gebiete von Sovana veranſtalteten, ebenſo wie die früheren im Chiuſiniſchen nicht ſehr ergiebigen Ausgrabungen.

Soweit der ſelbſtändige Theil dieſer Bände. Der bibliographiſch-kritiſche, welcher größeren Raum einnimmt, enthält mehr oder minder ausführliche Bemerkungen über eine bedeutende Zahl von Schriften aller Art. Desjardin's und Caneſtrini's Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane, Tafel's und Thomas' Urkunden zur Handels- und Staatsgeſchichte Venedig's, Rabanis' Clément V. et Philippe le Bel finden ſich neben zahlreichen italieniſchen Arbeiten beſprochen, wie A. Bannucci's Geſchichte des alten Italiens bis zur Longobardiſchen Eroberung, F. Ugolini's Grafen und Herzoge von Urbino, C. Minutoli's Leben Gio. Guiccioni's, F. Mutinelli's geheime Geſchichte Italiens, A. Coppi's Annalen für 1848, wovon in der Zeitſchr. ſchon die Rede war, Romanin's Geſchichte Venedigs u. a. m. Mancherlei Notizen verſchiedener Art ſchließen ſich an, wie, in jedem Hefte, eine fleißige und nützliche hiſtoriſche Bibliographie. Früher war dieſe nach den verſchiedenen Staaten der Halbinſel geordnet, deren Zahl ſich in Folge der Annexionen allmälig verminderte, ſo daß im Herbſte v. J., außer dem Regno Italico nur nach Rom, Neapel und Venedig blieben. Jetzt ſind plötzlich alle Abtheilungen verſchwunden, um einer großen Italia Platz zu machen, wozu, ungeachtet der officiellen Verleugnung der Anſprache des außerordentlichen Commiſſärs Sr. Sardiniſchen Majeſtät in den Marken, auch Trieſt gerechnet wird. Ohne in Politik übergreifen zu wollen, möge hier die einfache Bemerkung ſtehen, daß, wenn man die alten Staaten, Rom und Venedig eingeſchloſſen, nicht mehr als Staaten anerkennen will, es für harmloſe Bibliographen ſehr bequem wäre, ſie als Provinzen beibehalten zu ſehen, was der leichtern Ueberſicht zugute kommen würde, und ſchwerlich ernſte Beſorgniſſe antinationaler Tendenzen wecken könnte! *)

*) In dem Jahrgang 1861 hat auch ſchon die alte Eintheilung in vollem Umfange wieder Platz gegriffen. Dabei entſcheidet übrigens nicht der Inhalt der Schriften, ſondern nur der Verlagsort. K.

Seit vier Jahren erſcheint als Zugabe zu dem Archivio storico Italiano das vor kurzem in dieſer Zeitſchrift I. Bd. IV. S. 517 erwähnte Giornale storico degli Archivi Toscani, herausgegeben von der General-Direction dieſer großen und ſchönen Anſtalt, an deren Spitze der eigentliche Begründer derſelben, der thätige und verdiente Cav. Fr. Bonaini ſteht. Ich habe wiederholt in der Allgemeinen Zeitung und anderwärts von dem florentiniſchen Archiv gehandelt, welches, eine der nützlichſten Schöpfungen der jüngſten Jahre der großherzoglichen Regierung unter der unmittelbaren Fürſorge und Pflege des Miniſterpräſidenten Cav. Baldaſſeroni, der ſich dadurch Anſpruch auf den Dank der geſammten Gelehrtenwelt erworben hat, ungeachtet ungünſtiger Zeitverhältniſſe binnen unglaublich kurzer Friſt eine Geſtalt und Ausdehnung gewann, die es zum Gegenſtande des Neides der größten Hauptſtädte machen — ein Denkmal der Regierung Leopold's II., der, was immer ſeine heutigen Ankläger behaupten mögen, für Wiſſenſchaft und Kunſt vieles gethan, deſſen übermäßige Beſcheidenheit jedoch nicht, nach heutiger Sitte, täglich lärmend an die Oeffentlichkeit appellirte, und deſſen letzte Handlung, während ſchon die Brecheiſen an die Fundamente ſeines Thrones gelegt waren, der Wiſſenſchaft zugute kam: der Ankauf der Bibliothek und Handſchriften des Schweizer Philologen Ludwig von Sinner, welche u. A. die griechiſchen Studien Giacomo Leopardi's umfaſſen. Für das fernere Gedeihen dieſer Anſtalt, welcher die Archive in Lucca, Piſa und Siena unter tüchtigen Directoren als Filiale beigeordnet ſind, iſt nichts ſehnlicher zu wünſchen, als daß man ſie in ihren gegenwärtigen Verhältniſſen belaſſe, ſtatt ſie von Turin aus durch Miniſterialerlaſſe reglementiren zu wollen, wozu man nicht übel Luſt zu haben ſcheint, während man billig bedenken ſollte, daß man auch in dieſer Beziehung von Toscana manches lernen kann. Verſtändiger iſt der Gedanke der Unterſuchung des Zuſtandes der Archive der Romagna und der Herzogthümer Modena und Parma, womit der Cav. Bonaini im September v. J. durch den piemonteſiſchen Miniſter Grafen Mamiani beauftragt wurde. Ein Auftrag, welcher den genannten Gelehrten in die Archive von Bologna, Ferrara, Ravenna, Forli, Ceſena, Rimini, Faenza, Imola, in die von Modena und Reggio und das Abtei-Archiv von Nonantola, wie in jene von Parma und Piacenza führte. Wie viel von einer freieren Benutzung dieſer Archive, namentlich des Bologneſiſchen und des berühmten Eſtenſiſchen Archivs zu

Modena, für das Studium der Geſchichte zu erwarten ſteht, braucht kaum angedeutet zu werden. Das Parma'ſche Archiv, unter dem tüchtigen Ronchini, das Ravennatiſche u. a. ſind bereits früher zugänglicher geweſen. Ein ausführlicher Bericht Bonaini's über die ihm gewordene Miſſion ſteht mit nächſtem zu erwarten.

Kehren wir nun zu der hiſtoriſchen Zeitſchrift zurück. Der Umfang derſelben ſteht in keinem Verhältniß zu der Maſſe des Stoffs und der Größe der Aufgabe: ein Band von etwa 360 S. genügt keineswegs für jene Publicationen, denen ſich zu unterziehen die Archiv-Verwaltung die Abſicht hat, wie z. B. die Reihen jener Geſandtſchaftsberichte der republikaniſchen Epoche, welche über die politiſche Geſchichte nicht blos Toscana's, ſondern auch des Auslandes immer helleres Licht verbreiten würden, wovon neuerdings die auf Koſten der franzöſiſchen Regierung begonnene Herausgabe der wichtigſten Stücke der Verhandlungen zwiſchen Florenz und Frankreich eine Probe geliefert hat. Man kennt gemeinhin kaum etwas anderes als die Berichte Machiavell's und etwa noch Guicciardini's; aber man würde finden, daß die Staatsmänner des 15. Jahrhunderts ihnen kaum oder gar nicht nachſtehen an Scharfſinn und Gewandtheit. Die bezeichnete Beſchränkung des Raums bringt nun mit ſich, daß bisher, mit einigen Ausnahmen, nur kleinere Arbeiten und Documentenſammlungen nebſt hiſtoriſchen Miscellen gegeben werden konnten. Von Bonaini ſelbſt finden wir, außer der Fortſetzung ſeiner Abhandlung über den florentiniſchen Magiſtrat der Parte Guelfa, welcher, ein Staat im Staate, bis zum Emporkommen der Medici die politiſche Richtung vertrat, einen antiquariſchen Commentar über die Handſchriftenhändler und Verleiher (Stazionarj), Correctoren und Abſchreiber (Peciarj) in Toscana und Bologna im 13. — 14. Jahrhundert, und über die damals üblichen Rechtsbücher. P. Berti handelt vom Urſprung des florentiniſchen Kataſters, dem erſten Verſuche dieſer Art (1427), und weiſt nach, daß Gedanke und Ausführung dem Giovanni de Medici, Cosmus, des Alten Vater, fälſchlich beigemeſſen worden ſind. L. del Prete theilt das gerichtliche Geſtändniß jenes Franceſco Burlamacchi mit, welchem man in Lucca zum Lohn ſeines Planes, Toscana gegen Herzog Cosmus aufzulehnen und zu vereinigen, eine Statue zu ſetzen beſchloſſen hat — eine Geſchichte, welche ich nach gleichzeitigen Hiſtorikern und Documenten in den Beiträgen zur ital. Geſch. Bd. II. behandelt habe. Von G. E.

Saltini ist die Geschichte der medizeischen orientalischen Druckerei, welche der Cardinal Ferdinand, der nachmalige erste Großherzog dieses Namens, zum Zweck der Unterstützung der Absichten und Anstalten P. Gregor's XIII. für die Ausbreitung des Christenthums unter den morgenländischen Völkerschaften in Rom gründete, und welche später nach Florenz übergesiedelt, wohin sie von der Wanderung nach Paris in der französischen Kaiserzeit zurückgekehrt und wenig benutzt, dem Prof. M. Amari zur Bekanntmachung der arabischen Documente der toscanischen Archive und Bibliotheken dienen wird, wenn die politische Thätigkeit des scharfsinnigen und beredten Historikers ihn dazu kommen läßt. Von S. Bongi finden wir Nachrichten über eine Gesandtschaft, welche der gelehrte G. Scioppio im J. 1633 für einen türkischen Prätendenten, den sogenannten Sultan Jakia, bei der Republik Lucca übernahm; von G. Milanesi urkundliche Beiträge zur florentinischen Kunstgeschichte des 14. — 15. Jahrhunderts.

Nicht ohne Interesse für Deutschland sind die von C. Onasti mitgetheilten Auszüge aus den Berichten des Grafen Lorenzo Magalotti, des gelehrten und eleganten diplomatischen Vertreters Toscana's unter Großherzog Cosmus III. am Hofe Kaiser Leopold I. in den J. 1675 — 78. In historischer und politischer Beziehung ist die Ausbeute nicht groß, aber über Reisen, Lebensweise, Haushalt, Ausgaben, Ceremonien, Gesellschaft finden sich eine Menge Details. Auch über die Personen am Hofe, über Staatsmänner und Militäre, über die Bevollmächtigten beim Nymweger Congreß 1676 u. s. w. Am ausführlichsten ist Montecuccoli geschildert, unter Bezugnahme auf sein öffentliches wie auf sein Privatleben. „Montecuccoli, heißt es im Eingang, ist der lebendige Escorial. Das heißt, bei Keinem findet sich ein solcher Verein von Eigenschaften, wie bei ihm, obgleich einzelnes bei Andern vorzüglicher sein mag. Conde und Turenne sind größere Feldherren als er: nach ihnen nimmt er aber gewiß den ersten Platz ein. Keiner auf der Welt vermag unserer Schwäche abzuhelfen wie er. Seine Stärke besteht in den Märschen; nie hat irgendeiner sich besser darauf verstanden. Gerne lehnt er weitaussehende Unternehmungen ab: sind sie nahe, so sucht er ihnen nie auszuweichen. In hohem Grade versteht er sich auf Alles, was Militär-Oekonomie und Unterhalt eines Heeres betrifft. In der Disciplin ist er nachsichtig, in Allem sehr gemäßigt. Er hat politischen Scharfsinn, Gelehrsamkeit, feines Benehmen, Galanterie, und vereinigt alle Eigenschaften des Cavaliers

und Hofmanns". Ueber die Ereigniſſe von 1675 — 76, über den Feldzug im Elſaß, in welchem am 27. Juli erſtern Jahres Turenne bei Saßbach fiel, über die Intriguen gegen Montecuccoli und deſſen Reiſe nach Wien ꝛc. leſen wir eine Menge Einzelheiten. Auch von des Kaiſers Schwager, Herzog Carl (V.) von Lothringen, dem Sieger bei Mohacz, iſt vielfach die Rede. „Lothringen, ſchreibt Magalotti, iſt in Bezug auf Grundſätze und Sitten vom Vater und vom Oheim (Carl IV., dem er 1670 nachgefolgt war) völlig verſchieden. Er iſt ein Mann voll Rechtſchaffenheit, Religioſität, Urtheil und Beſonnenheit. Sein Temperament iſt hitzig, aber durch ſtrenge Haltung wie durch Mißgeſchick gemäßigt. Er liebt den Krieg über Alles, und verſteht ſich beſſer darauf, als man nach ſeinen Dienſtjahren ſchließen ſollte. Binnen wenigen Jahren wird er einer der erſten Feldherren Europas ſein. Er liebt den Kaiſer, welchem er wie ein Privatmann dient, blos darauf bedacht, eine andere Rolle zu ſpielen, als alle ſeine Angehörigen. Mit der Disciplin wird es unter ihm gehen wie unter Montecuccoli, nicht beſſer und nicht ſchlimmer. Dieſen nimmt er ſich in der Kriegführung zum Meiſter und Vorbild. Gegen die Freunde iſt er kalt, und läßt ſie bisweilen warten, wie der Herrgott die Seinigen. Mit den Dienern geht er hart um. hundert derſelben würde er opfern, um einen Musketier zu retten. Sein Aeußeres iſt weder verheißend noch anziehend. Er iſt nicht geizig, aber bis jetzt hat er ſich, vielleicht ſeiner Armuth wegen, auch nicht freigebig gezeigt. Beim Heer iſt er mäßig, wachſam, thätig. In einem Wort, ein Mann von trefflichen Eigenſchaften bei unſcheinbarer Außenſeite". Man weiß, wie die Intereſſen dieſes tapfern Fürſten, franzöſiſcher Ländergier gegenüber, im Nymweger Frieden (1678) und in deſſen Supplementarverträgen geopfert wurden, und er die Regierung ſeines decimirten Landes nie antrat. Auch von Caprara, Chevagnac, Leslie, Heiſter u. A. iſt die Rede. Von Spork heißt es: „Ein guter Cavallerieoberſt, der aber nichts mehr geleiſtet hat, ſeit er General geworden. Gegenwärtig durch ſein vorgerücktes Alter zum Dienſt unfähig, geizig, und zum Commandiren en chef gar nicht zu gebrauchen". Vom Markgrafen Herman von Baden: „Ein vortrefflicher Herr, voll Feuer und Eifer für den Dienſt des Kaiſers; ehrlich und liebevoll gegen die Braven, ohne Eigennutz, ohne Galle, obgleich heftigen Temperaments. Er hat nur einen Fehler, nämlich vom Kriegsweſen nicht genug zu verſtehen". — Magalotti war nicht gerne in

Wien. Abgeſehen von dem Clima, welches ihm nicht zuträglich war, behagten ihm weder Hof noch Volk. „Die, welche glauben, daß ich dieſen Hof herzlich ſatt habe, ſchreibt er, täuſchen ſich nicht; ich hatte genug daran vom erſten Moment an, wo ich ihn kennen lernte. Daß ich zurückberufen zu werden wünſche, iſt eine Uebertreibung: wo ich meinem Fürſten dienen kann, bleibe ich gerne, und mein Fürſt iſt hier ſehr geſchätzt, was ſeinem Vertreter eine gute Stellung macht. Wenn das Land nicht angenehm iſt, und die Leute grob und boshaft ſind, deſto ſchlimmer für ſie. Gewiß diente ich lieber in England oder in Spanien, denn die Deutſchen waren mir ſtets widerwärtig, ſind mir widerwärtig, werden mir widerwärtig bleiben". Wahrlich, das Urtheil des Italieners des 17. Jahrhunderts iſt nicht freundlich! Die Richtung der Mediziſchen Politik mochte freilich den Geſandten verſtimmen, dem man immer empfahl, ſich gar beſcheiden, ſanftmüthig, unterthänig zu zeigen. Die Beſcheidenheit, Sanftmuth, Unterthänigkeit Cosmus' III., welcher es mit keiner Partei verderben und neutral bleiben wollte, brachte es dahin, daß die alte politiſche Bedeutung Toscana's gänzlich ſchwand, und, während beim Nymweger Congreß die Lothringiſche Verwandtſchaft dem Hauſe Medici hätte Vortheil bringen können, dies Haus nicht lange nachher ſich fremdem Willen fügen mußte. Galluzzi, der Hiſtoriker des Mediziſchen Toscanas, hat dieſe Richtungen treu geſchildert. Magalotti bezeichnete die Politik Cosmus III. ſehr richtig, indem er ſchrieb: „Das Mediziſche Haus hat den Grundſatz angenommen, ein kleines und verdecktes Spiel zu ſpielen, und lieber inmitten der Stürme der Entſcheidung im großen Ruin mit unterzugehen, als, ſo lange es noch Zeit iſt, durch Anſchluß an eine Partei die Rettung zu verſuchen".

Es würde zu weit führen, wenn hier von den vielen Miscellen die Rede ſein ſollte, welche dieſer Jahrgang enthält, Miscellen, die theils in Documenten beſtehen und ſich auf Torquato Taſſo, Camillo Porzio, Baccio Bandinelli, Raffael Sanzio u. a. beziehen, theils die Geſchichte der Archive, die mit denſelben verbundene aufblühende Schule für Paläographie und Diplomatik u. ſ. w. zum Gegenſtande haben. Das Geſagte wird hinreichen, um auf die Reichhaltigkeit des Inhalts aufmerkſam zu machen. A. v. R.

Della vita di Dante Alighieri. Memorie di Pietro Fraticelli. Florenz 1861. 8.

Dante und die italieniſchen Fragen. Ein Vortrag von Carl Witte. Halle. 1861. 8.

Es iſt namentlich in neuerer Zeit ſo viel über Dante geſchrieben worden, daß eine neue Biographie deſſelben Manchen mindeſtens überflüſſig erſcheinen mag. Nachdem Giuſeppe Pelli's tüchtiges Buch (**Memorie per servire alla vita di Dante**) zu Florenz 1823 in neuem Abdruck erſchienen, und Carlo Troya die ſo ſcharfſinnige wie gelehrte hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung herausgegeben, welche unter dem Titel **Del Veltro allegorico di Dante** ſo tiefe Blicke in die Geſchichte der Zeit und ihrer Eroberungen werfen läßt und in verſchiedenen Richtungen fruchtbare Oppoſition veranlaßt hat; nachdem Ugo Foscolo und Ferdinando Arrivabene, verſchiedene Formen wählend, jene Commentare geliefert, welche ſo viele literariſche, philoſophiſche, hiſtoriſche Standpunkte feſtſtellen, gab, von den weitſchweifigen, weniges Eigenthümliche enthaltenden Büchern Miſſirini's und des Franzoſen Artaud nicht zu reden, Ceſare Balbo in der **Vita di Dante** (1840) eine Geſchichtserzählung, welche dem Gegenſtande in allen ſeinen Beziehungen gerecht wurde, und, ohne immer auf den Grund zu gehen, durch die geſchickte Verbindung des Biographiſchen mit der gleichzeitigen Geſchichte von Florenz und Italien, durch Hervorhebung der Stellung Dante's inmitten der Parteien ſeiner Zeit, zur richtigen Auffaſſung des Charakters des Dichters und ſeiner Werke weſentlich beigetragen hat. Seitdem hat Troya durch ſeine Unterſuchungen über die älteſte mittelalterliche Geſchichte Italiens von ſeinem urſprünglichen Vorhaben, die Dante'ſche Zeit ausführlich zu ſchildern, zum Bedauern aller Dantefreunde abgezogen, nicht lange vor ſeinem Tode ſeine Jugendſchrift einer Umarbeitung (**Del Veltro allegorico dei Ghibellini Napp. 1855**) unterworfen, deren Reſultate minder klar und poſitiv ſind, als die urſprünglichen, welche, vielfach bekämpft, doch gerade um ihrer Schlagfertigkeit willen geeignet waren, Viele für ſich zu gewinnen. Jetzt iſt P. Fraticelli, Mitglied der Akademie der Crusca, mit einer neuen Biographie in die Schranken getreten, nachdem er vor Kurzem eine verbeſſerte Ausgabe ſeines Commentares der Divina Comedia gegeben, welcher, wie der mehrfach aufgelegte ſehr brauchbare des Canonicus Brunone Bianchi (Florenz Lemonnier, 5. Aufl.) aus dem Coſta'ſchen, urſprünglich aus dem bekannten Commentar Venturi's mit G. Lami's Poſtillen, für das größere Publikum beſtimmt, entſtanden iſt. In dem Vorwort erklärt Fraticelli,

er habe eigentlich eine Umarbeitung des ſeit längerer Zeit im Handel fehlenden Pelli'ſchen Buches geben wollen, welches vielmehr eine Sammlung von Materialien und Documenten als eine wirkliche Biographie iſt, an deren Abfaſſung der verdiente Verfaſſer durch den Tod verhindert wurde. Die neue Arbeit beabſichtigt die vorhandenen Reſultate zu benützen, unter Hinzufügung der Ergebniſſe eigener vieljähriger Studien.

Das ſo zuſammengebrachte Material iſt ein anſehnliches und achtbares: die Form, in der es uns geboten wird, iſt keine glückliche, und ich weiß nicht, ob man, im Vergleich mit Pelli, viel dabei gewinnt. Die Uebel, an denen das Buch krankt, die Trockenheit und der Mangel an Fluß und Rundung, ſchreiben ſich von der Art der Behandlung her, welche die gelehrte Unterſuchung nicht von der Erzählung getrennt und obſchon ſie eine Menge namentlich kritiſches Detail in die ſehr reichhaltigen Anmerkungen gewieſen, den Text dennoch nicht davon freizuhalten gewußt hat. Der Verfaſſer hat ſich ausdrücklich vorgenommen, die Zeitgeſchichte inſoferne zu berückſichtigen als zur Kenntniß der bürgerlichen Einrichtungen und der Ereigniſſe, inmitten deren Dante's Tage dahinfloſſen, nothwendig iſt, und längere Partieen der toscaniſchen Geſchichte ſind in die Darſtellung verwebt. Aber nirgend wird, wie bei Balbo, jene Ueberſicht gewonnen, jenes Geſammtbild gezeichnet, welches, mehr noch als bei Andern, bei Dante Noth thut, den Menſchen wie den Autor zu verſtehen. Man merkt es bei jedem Schritt, man hat die Arbeit eines Grammatikers und Antiquars vor ſich, nicht die eines Hiſtorikers. Das Buch iſt eine genaue und gewiſſenhafte Erläuterung von Dante's Lebensſchickſalen, eine nur im Ganzen flüßige, wenngleich nicht immer hinlänglich kritiſche Forſchung, durch mehr denn dreißigjährige Beſchäftigung mit dem Gegenſtande unterſtützt, ſie von dem Ungewiſſen und Legendenartigen ausgeſchieden hat. Eine Geſchichte Dante's im wahren Sinne des Wortes iſt es nicht. Daß die eigentlichen literariſchen Fragen bei Seite gelaſſen ſind, iſt inſoferne nicht zu tadeln, als das Buch namentlich zum Begleiter der vom Verfaſſer beſorgten Ausgaben, ſo der ſchon erwähnten der göttlichen Comödie wie der früher erſchienenen der kleineren Schriften (in 3 Bänden, 1856 ff.) beſtimmt iſt: aber die Entwicklung des geiſtigen Ganges hätte nicht zugleich vernachläſſigt werden dürfen.

Die drei erſten Abſchnitte handeln von dem Urſprunge der Familie Dante's und deren Adel, von den Vorfahren mit Cacciaguida beginnend,

von dem Urſprunge der Alighieri als ſolcher, ihrem Namen und ihren Beſitzungen. Der vierte und fünfte Abſchnitt zeigen Dante in der Heimath. Zuerſt ſeine Kindheit, ſeine Studien, ſeine Jugendliebe, und Theilnahme an kriegeriſchen Ereigniſſen bis zum Tode Beatricens. Dann ſeine Heirath, ſeine theologiſchen Studien, ſeine öffentlichen Aemter und Miſſionen bis zur Verbannung. Dante im Exil bildet den Inhalt des ſechſten und ſiebenten Abſchnitts. Das Exil mit Hoffnung der Rückkehr, bis zu Heinrichs VII. Tode; das ſpätere Exil mit den Wanderungen nach Gubbio und Lucca, dem Aufenthalt in Verona und Cavenna bis zum Tode 1321. Von des Dichters Eigenſchaften und Werken, von der Chronologie der einzelnen Theile der Divina Comedia u. ſ. w. handelt, der VIII. Abſchnitt, von den Nachkommen und dem Grabe der IX. und X. Der Frage, wer die beiden Malaſpina, des Wanderers Freunde geweſen, und der andern, wichtigeren aber wohl kaum zu löſenden, wer unter dem Veltro verſtanden ſei, ſind die beiden Schlußabſchnitte gewidmet. Die einfache Aufzählung wird an den Tag legen, daß es dem Buche an richtigem Verhältniß wie an organiſchem Zuſammenhang fehlt.

In das kritiſche Detail einzugehen, kann nicht Zweck dieſer kurzen Anzeige ſein: dieſe Dante-Fragen ſind alle ſchon Gegenſtand ganzer Abhandlungen und Bücher geweſen, deren Zahl ſich immer mehrt. Nur auf einige wenige Punkte glaube ich aufmerkſam machen zu müſſen. Die Zahl eigentlich neuer Documente iſt nicht groß. Gerne begegnet man den hier (S. 42 ff) vollſtändiger mitgetheilten, über den Beſitz der Familie Alighieri in und bei Florenz, welche zu dem Schluſſe berechtigen, daß das Häuschen auf Piazza S. Martino, ſeit einigen Jahren durch eine Inſchrift als des Dichters Geburtshaus bezeichnet, nur eines der Alighieriſchen Häuſer war, die ſich hier vereinigt fanden. Aus dem Libro di consulte des Staatsarchivs von 1300 ff. finden wir, S. 135, die Protokolle von Sitzungen, denen Dante beiwohnte. Die Legation für Franceschino Malaſpina und das Abkommen mit dem Biſchof von Luni von 1306, S. 197, war ſchon von Lord Vernon einzeln gedruckt. Aus dem Sieneſer Archiv iſt die intereſſante Inſtruction König Robert's von Neapel für ſeine Geſandten bei Clemens V. nach der Kaiſerkrönung Heinrichs VII. (S. 214), eine Inſtruction, welche des Königs Furcht zugleich mit ſeinen dem Luxemburger gemachten Vorſchlägen aufdeckt und einen neuen Beweis liefert, daß nur durch des Kaiſers unzeitiges Hinſcheiden

die Ausführung ſeiner großen Entwürfe verhindert ward und nicht durch die Macht der Anjou's. Die Geſchichte der Macht Clemens V. (S. 164) wird, nebenbeigeſagt, wiederum dem Märchen des Villani nacherzählt, ungeachtet der namentlich von Rabanis in ſeiner Lettre à M. Ch. Daremberg entwickelten Gegengründe und beigebrachten Beweisſtücken, welche dem Verfaſſer wenigſtens aus den betreffenden Arbeiten in der römiſchen Civiltà cattolica und im Florentiner Archivio ſtorico italiano hätten bekannt ſein können. Intereſſant iſt, S. 293, ein Brief des gelehrten Hiſtorikers der Schule von Salerno, des Neapolitaners de Renzi, über den horribilis morbus lupuli, einen Cancer, woran der gedachte Papſt geſtorben. Zu den Ineditis gehört noch (S. 251), ein Rundſchreiben der Republik Florenz von 1315 wider die ſie hart bedrängende Uguccione della faggiuola, „Uguccio de Faggiuola cum Testonicis, Visuis et Lucensibus et alij vocatij undique Gibellini.“ Auf dieſen bedeutenden Mann, das eigentliche Haupt der Ghibellinen nach Heinrich's Tode, bezieht ſich Manches. Der Verfaſſer, welcher ſehr zu der urſprünglichen zum Mindeſten ſehr problematiſchen Anſicht Troya's hinneigt, die in Uguccione den Veltro ſieht, hält den von Vielen, und A. von Witte angefochtenen Brief Dante's an Fra Ilario für ächt, S. 341 ff.; er zeigt, daß das Kloſter von Sta Croce del Corvo nicht den Auguſtiner-Einſiedlern, ſondern den Benedictinern gehörte, in deren Orden ein Bruder des Faggiuolaners lebte, und daß das letztere Stammhaus wirklich, wie ſchon Troya ausgeführt hat, im Montefeletro — tra feltro e feltro — lag. Auch das von Doni gegebene, nicht als apokryph betrachtete Schreiben Dante's an Guido da Polenta über ſeine Sendung nach Venedig iſt der Verfaſſer S. 258, anzuerkennen geneigt, indem er daſſelbe dem Jahr 1321 zutheilt und mit Filippo Villani's Bericht und einem venetianiſchen Aktenſtück über den am 4. Mai 1322 zwiſchen der Republik und dem Herrn von Ravenna abgeſchloſſenen Frieden zuſammenhält. Aber dies Schreiben iſt wohl, unter Benutzung ſolcher hiſtoriſchen Data, von Doni ſelber fabrizirt worden.

Ueber die höchſt verworrene Geſchichte der Grafen Guidi und der Markgrafen Malaſpina finden wir manche, aber immer noch nicht hinlängliche Aufklärungen. Ueber Cecco d'Aſcoli, Dantes unglücklichen Nebenbuhler, hätten Balthaſar Boncompagni's Forſchungen benützt werden müſſen. Verſchiedene Notizen beziehen ſich auf des Dichters Söhne und

Nachkommen, unter erſteren namentlich auf Pietro und Jacobo, die vermeintlichen Verfaſſer der Commentare der Divina Comedia, welche Lord Vernon durch den jetzt verſtorbenen Vincenzo Nannucci mit großem Aufwand (1845—1848) drucken ließ. Mit vielen andern Kritikern, hält unſer Verfaſſer dieſe im Ganzen wenig bedeutenden Commentare für ſpätere Arbeiten. Die Orthographie des Namens Alighieri, aus dem urſprünglichen Aldighieri entſtanden, wird gegen das von Scolari, von dem kürzlich verſtorbenen Torri und Andern angenommene Allighieri mit den theilweiſe ſchon von S. Audin geltend gemachten, wie mich dünkt, triftigen Gründen und zahlreichen Citaten aus Documenten vertheidigt. Vielleicht bringt eine eigenhändige Unterſchrift Dante's die Streitfrage zur Entſcheidung, wenn die von dem toscaniſchen Archivdirector Bonaini ausgeſprochene Hoffnung, in den romagnoliſchen Archiven etwas von deſſen Hand zu finden, in Erfüllung gehen ſollte. Deutſche Leſer des Buches aber will ich, ad vocem Familiennamen, auf einen Landsmann aufmerkſam machen, welchem man S. 324 begegnet Der Mann heißt: der Sachſe Lorenzo Schradero Halberſtadien — ſo hat Herr Fraticelli die Bezeichnung auf den zu Helmſtädt 1592 gedruckten Monumentorum Italiae t. V editi a Laurentio Schradero Halberstadien Saxone gedeutet. Es hat einen Beigeſchmack vom Theſamius des Hofraths Beireis. Genug vom Fraticelliſchen Buche, ſeinen Vorzügen und Mängeln, und ſchließlich nur noch die Notiz, daß das Blut Dante's noch in den Adern einer Frau rollt. Die Gräfin Maria Thereſa Gozzadini zu Bologna, in der literariſchen Welt nicht unbekannt, iſt die Letzte der Serego Alighieri von Verona, der Repräſentanten von Dante's Familie, indem Ginevra Alighieri, des Dichters Nachkomme in ſiebenter Generation von ſeinem Sohne Pietro, im Jahre 1549 den Grafen Antonio Serego oder Sarego heirathete.

Der unermüdlichſte Erläuterer und, nebſt dem Könige Johann von Sachſen, gründlichſte Kenner Dante's in Deutſchland, Prof. Witte, hat ſich in einer kleinen zeitgemäßen Schrift die Aufgabe geſtellt, die Berechtigung der gegenwärtig täglich vernommenen Berufungen der Anhänger der heutigen italieniſchen Bewegung auf die Autorität des Dichters der göttlichen Comödie zu unterſuchen. Er iſt dabei zu Ergebniſſen gelangt, welche, wenn ſie ſich zu dieſen Anſprüchen, wie ſie heute formulirt werden, theilweiſe negativ verhalten, ſehr beherzigungswerth ſind, obgleich ſie, ge-

mäß dem gewöhnlichen Geſchick von Anſichten, welche die Mitte zwiſchen zwei Parteien halten, nach zwei Richtungen hin nicht genügen mögen. Während der gewaltige Einfluß Dante's auf Belebung patriotiſcher ernſter Geſinnung in Italien und auf die Kräftigung des Bewußtſeins eines nationalen Zuſammenhanges, Jedem einleuchten muß, der die merkwürdigen und charakteriſtiſchen Geſchicke des großen Gedichtes nicht etwa blos vom philologiſchen Standpunkte aus, ſondern in ihren engen Beziehungen zur Geſchichte der geiſtigen Entwicklung betrachtet; iſt die Berufung auf Dichter und Gedicht als Zeugen und Ausdruck der heutigen Einheitsidee durchaus unſtatthaft, ſo nach den hiſtoriſch-thatſächlichen wie nach den politiſch-ſtaatsrechtlichen Erſcheinungen der ganzen Zeit, und insbeſondere nach dem in verſchiedenen Werken klar und beſtimmt dargelegten Ideengange des florentiniſchen Verbannten. Während zweitens der franzöſiſche Einfluß, im Ganzen und Großen wie in den einzelnen Perſonen und geſchichtlichen Momenten, auf's Entſchiedenſte und theilweiſe auf's Schärfſte von Dante zurückgewieſen wird, ſchließt ſchon die ghibelliniſche Idee, die Idee der, nach des Verfaſſers bezeichnenden Ausdruck, gliedſchaftlichen Unterordnung unter das römiſch deutſche Kaiſerthum, die Idee der gleichmäßigen und friedlichen Anerkennung des Reiches, welches Italien im Zuſammenhange mit Deutſchland Heil und freudigen Brautſtand bringen ſoll — dieſe Idee ſchließt den Deutſchenhaß aus, für den man auch obgleich er weſentlich ein Product unſerer Zeit iſt, aus der Divina Comedia Zeugniß holen möchte. Aber der Verfaſſer, indem er dem Irrthum und dem Mangel an Berechtigung ſolcher Berufungen in den Weg tritt, bemerkt richtig, wie man andererſeits im Unrecht ſich befinden würde, wollte man Dante's Worte im entgegengeſetzten Sinne als entſcheidend betrachten für die Verhältniſſe unſerer Zeit, wollte man moderne politiſche Geſtaltungen, deren Unzulänglichkeit und Mangel an wahrem Fundament nur zu deutlich geworden ſind, mit der in der Ausführung verfehlten ja vielleicht unmöglichen, in dem allumfaſſenden Princip doch unendlich großartigen Conception des mittelalterlichen Kaiſerthums verwechſeln. Freilich wird es auch wohl keinem, der eine Ahnung hiſtoriſchen Geiſtes hat, einfallen, den Dichter der Monarchie, nämlich der von Gott geordneten Rechte dieſes römiſch-deutſchen Kaiſerthums, für einen Verfechter der Fremdherrſchaft zu erklären.

Die Erörterung des dritten Punktes, der Anſicht Dante's von der

weltlichen Papſtmacht, liefert ein Reſultat anderer Art. Dante, der Verfechter der Kaiſeridee in ihrer vom Parteiweſen befreiten Faſſung, ſieht in der Schenkung Conſtantins, wie er, nach mittelalterlichem Begriff, den Urſprung des Kirchenſtaats bezeichnet, ein Uebel, und zwar ein Uebel in doppelter Beziehung: nicht nur als Hemmniß der Einheit wie ſie ihm vorſchwebt, ſondern als Anlaß zur Verweltlichung der Kirche. Es iſt nicht nöthig, die zur Genüge bekannten und oft gemißbrauchten Stellen aus der göttlichen Comödie nochmals anzuführen. Aber — und dies dürfte noch ſchärfer betont werden als hier geſchieht — mit der unmöglichen Verwirklichung ſeiner Auffaſſung dieſer Einheit fällt auch ſein Einwurf gegen die Berechtigung der weltlichen Macht; mit der Hebung des geiſtigen Lebens und religiöſen Sinnes in der Kirche verſtummt von ſelber ſeine vom Boden des Bonifaziſchen und mehr noch des Avignoniſchen Pontificats aus gerichtete Anklage gegen den Anlaß dieſer Verweltlichung. Denn Dante, der für letztere die ſtärkſten Scheltworte hat, hat zugleich den erhabenſten Begriff vom Papſtthum als göttliche Inſtitution und höchſte irdiſche Autorität; Dante denkt ſich das Papſtthum nicht ohne Rom und vergleicht die Schmach von Anagni mit dem Opfer auf Golgatha. Dante religiös zum Häretiker machen zu wollen, ſteht auf gleicher Linie mit den lächerlichen Verſuchen, ihn politiſch in einen Geheimbündler, in den Mazzini des Mittelalters zu verwandeln und die göttliche Comödie als Jargon des Urbanarismus zu deuten.

Gegenwärtigen Bemerkungen über dieſe zeitgemäße Abhandlung, welche von des Verfaſſers würdiger Haltung und ruhigem Urtheil gegenüber der leidenſchaftlichen Aufregung der Zeit Zeugniß ablegt, möge ſich eine Notiz anſchließen über eine von demſelben bei Gelegenheit des Doktor-Jubiläums des Curators der Univerſität Halle gedruckte kleine Schrift: Viro perillustri Ludovico Pernice etc. gratulatur Carolus Witte. Inest: de Bartolo a Saxoferrato, Dantis Alligherii studioso, commentatiuncula (Halle 1861). Es iſt der großentheils polemiſche Commentar des berühmten Rechtslehrers Bartolo über Dante's Canzone: Le dolce rime d'amor che solea, welche den Begriff des Adels — gentilezza — erläutert. Dieſer Commentar ſteht in Bartolo's Ausführungen De Dignitatibus, iſt aber in der Ausgabe der Geſammtwerke weggeblieben. Wir finden ihn hier nach dem alten Druck Leipzig 1493. Am Schluſſe be-

findet ſich deſſelben Notiz über das Buch von der Monarchie, worin er des wegen der Anſicht vom Imperium angedrohten Verdammungsurtheils erwähnt. „Post mortem suam quasi fuit damnatus de haeresi. Nam Ecclesia tenet, quod Jmperium ab Ecclesia dependet, pulcherrimis rationibus, quas omitto“. A. v. R.

I. Allgemeines.

Balbo, comte César, Histoire d'Italie depuis les origines jusqu'à nos jours. Traduite sur le texte de la IIe édition italienne, et continuée jusqu' en 1860, par J Amigues Tome 1 et 2. Paris, libr. nouvelle, 1860, 347, 372 S. 18.

— —, La même. 2 vols. Ebd. 1860. 749 S. 18.

Cantu, César, Histoire des Italiens, traduite sous les yeux de l'auteur par Armand Lacombe. T 4 — 7. Paris, Didot, 1860. 2221 S. 8. L'ouvrage aura 12 volumes.

Ferrari, G., Carta figurativa e indice delle guerre municipali d'Italia secondo la storia delle rivoluzioni guelfe e ghibelline. Milano, 1860. 28 S. 8. m. 1 Kpf.

Bellini, Fermo, Fasti della civiltà, coltura e indipendenza degli Italiani, compendiati in sei periodi. Venezia, Naratovich, 1860. vol. II. 8.

Histoire illustrée des villes d'Italie, par une Société d'écrivains français et étrangers. Naples, par A. P. 1re livraison. Paris Dutertre, 1860. 16 S. 8. m. Vign.

Ed Magner, Dante et le moyen âge. Paris, Blériot, 1860. 8.

L'Officio proprio per Fra Girolamo Savonarola e suoi compagni; scritto nel secolo XVI, e ora per la prima volta pubblicata con un proemio. Prato, 1860.

Machiavel et les patriotes italiens, par A. Mezières. Nel Magazin du libraire, No. 30 del 1860.

Martirologio italiano dal 1792 al 1847, libri dieci di Giuseppe Ricciardi. Firenze, 1860.

J. Martiri della libertà italiana dal 1794 al 1848, memorie raccolte da Atto Vannucci. Terza Edizione, accresciuta e corretta. In 12mo di pag. 158. Firenze, F. Lemonnier, 1860.

Le Cecilia, Giovanni, Storie segrete delle famiglie Reali, o misteri della vita intima dei Borboni di Francia, di Spagna, di Parma, di Napoli, e della Famiglia Absburgo Lorena d'Austria e di Toscana. Genova, 1860. Fasc. 98–103. Il faso.

Berger de Xivrey, J., Tradition française d'une confédération de l'Italie. Rapprochement historique (1609 — 1859). Paris, Ledoyen, 1860. XII u. 161 S. 8.

Rasch, Dr. Gust., Frei bis zur Adria. Oesterreichische Regierungsgeschichte in Italien. Berlin, Bosselmann, 1860. X u. 238 S. 8.

Ponson du Terrail, et P. de Lascaux, L'Italie sous la domination autrichienne, histoire des campagnes de 1796 et 1859. Paris, Gennequin, 1860. 269 S. 8.

Butt, Isaac, The history of Italy from the abdication of Napoleon I,, with introductory references to that of earlier times. 2 vols. London, Chapman u. H., 1860. 1040 S. 8.

Whiteside, James, Italy in the nineteenth century. New edition, abridged and revised. London, Longman, 1860. 600 S. 8.

Zimmermann, Prof. Dr., Einleitung zu einer Geschichte Italiens von 1815 – 1850. Progr. des Fr.-Werd. Gymn. Berlin, 1859. 36 S. 4.

Reuchlin, Dr. H., Italiens historia fran de regerande dynastiernas grundläggning till närwarande tid. Oefwersättning af Gustaf Thomée. 4. deelen. Stockholm, Bonnier, 1860. 128 S. 8.

A. Coppi, Annali d'Italia, dal 1750, compilati. Tome, X, 1848. In 8vo di pag. 816. Firenze, 1860.

Battaglia, Giacinto, I rivolgimenti di Italia nelle vicende politiche dell' Europa degli anni 1848—49 al presente. Milano, Bricola, 1860. 4.

Vimercati, César, Histoire de l'Italie, 1849—60. 8. édit. 3 vols. Paris, Gaittet, 1860. 1120 S. 8. m. 9 Kpfrn.

Cronaca italiana, o il 1859, giorno per giorno. Anno I. Torino, 1860. 224 S. 12.

Bazancourt, La campagna d'Italia del 1859. 2 vols. Venezia, 1859, 60 8.

Bazancourt, Baron de, La campagne d'Italie de 1859. Chroniques de la guerre. 2e partie. Paris, Amuot, 1860. 527 S. 8.

— —, la même. 2e édit. Ebd. 1860. 2 vols. 981 S. 8.

— —, la même. 1e partie. 3e édit. Ebd. 1860. 458 S. 8.

— —, Der italienische Feldzug v. 1859. Nach d. Franz. v. J. Seybt. 2 Thle, Nebst lith. Plänen der Schlachten von Magenta u. Solferino. In 4. u. qu. gr. 4. Naumburg. Leipzig, Gerhard, 1860. 287 u. 321 S. 8.

Bazancourt, Appendice alla campagna d'Italia del 1859; La pace di Villafranca, le conferenze ed il trattato di Zurigo. Disp. 2—5. (fine). Venezia, 1860.

Documents officiels sur la campagne d'Italie en 1859, suivis des ephémérides et accompagnés de 4 plans. Paris, Correnard, 1860. 208 S. 8.

Durand, Louis Charles, Histoire de la guerre d'Italie en 1859, d'après les documents officiels. 2 vols. Paris, Desbleds, 1860. 215 S. 18.

Girard, Fulgence, Histoire générale, anecdotique, pittoresque et illustrée de la guerre d'Italie, contenant toutes les pièces officiellss, notes et documents authentiques, notices biographiques des souverains, généraux, ministres, amiraux, ambassadeurs etc., continuée jusqu' à la paix de Zurich, par Th. Viéville. Paris; impr. de Noblet. 1860. 409 S. 8.

Roy, J. J. E., Histoire de la guerre d'Italie en 1859, précédée d'un coup d'oeil sur la question italienne et sur les causes de la guerre 2e édition. Tours, Mame et Ce., 1860. 239 S. 12.

Rüstow, W., La guerra d'Italia nel 1859, narrazione politico-militare tradotta dal tenente colonnello Roberto Patresi. Con carte e piani de battaglie. Milano, 1860. 8.

Rüstow, W., La guerra d'Italia del 1859 narrata politicamente e militarmente e corredata di carte strategiche. Fasc. 1—14. Venezia, 1860. 8.

— —, Der italienische Krieg 1859, politisch-militärisch beschrieben. Mit 3 Kriegskarten. 3te durchges. Aufl. In 3 Abthlgn. Mit 3 lith. Karten. Imp.-Fol. Zürich, Schulthess, 1860. 413 S. 8.

Mügge, Thdr., Illustrirte Kriegsgeschichte von 1859. Mit Plänen, Karten u. Portraits. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn et Ce., 1860. 409 S. 8. m. 1 Hollaschn, Plänen, Karten.

Bruna, Hauptm. Jos., Aus dem italienischen Feldzuge 1859. Prag, Credner, 1860. VI u 170 S. 8.

Guerra, la, in Italia nel 1859 dell' autore delle lettere al Times. Versione dall' inglese di C. Calcaterra. Novara, 1860. 8.

Précis historique et anecdotique de la guerre d'Italie en 1859, des traités de paix entre les parties belligérantes, de l'accroissement territorial de la Sardaigne et de l'annexion de la Savoie et du comté de Nice à la France. Paris, libr. populaire, 1860. 134 S. 16.

Lecomte, Ferdin., Relation historique et critique de la campagne d'Italie en 1859. 2e édition. 2 vols. Paris, Tanera, 1860. 456 S. 8.

Vandevelde, capitaine L, Notice sur le théâtre de la guerre en Italie. Accompagnées de plans et de cartes. Bruxelles, Leipzig, Gand, Muquardt, 1860. 8,

— —, Précis historique et critique de la guerre en Italie en 1859. Bruxelles, 1860. XXIV u. 320 S. 8.

Cesena, Amédée de, Campagne de Piémont et de Lombardie en 1859, illustrée de gravures, de types militaires et plans de batailles, de places fortes etc. Paris, Garnier fr. 1860. XI u. 640 S. 8.

Archivio di note dipomatiche, proclami, manifesti, circolari, notificazioni, discorsi ed altri documenti autentici riferibili all' attuale guerra contro l'Austria per l'indipendenza italiana. Milano, Colombo 1859. 612 S. 8.

Quadro cronologico degli avvenimenti politici d'Italia dal 1820 al 1860. Firenze, 1860.

Processi segreti della sacra Consulta di Roma contro i liberali d'Italia. Milano, Colombo, 1860. 2 vol. 16.

Occidj, gli ultimi, di Perugia, autenticati e precedati da molti altri consimili, raccolti per cura di alcuni Perugiani. Torino, Carutti, 1859. 8.

Relazione sulla Campagna di guerra nell'Umbria e nelle marche, settembre 1860. Torino, 1860. 24 S. con 4 gr. carte litogr. 4.

Avvenimenti, gli, d'Italia del 1860; cronache politico-militari dall' occupazione della Sicilia in poi. Fasc. 1. 2. Venezia, 1860. 8.

Farini, L. C., Lettres sur les affaires d'Italie. Paris, Dentu, 1860. 375 S. 8.

Della necessità d'una riforma religiosa in Italia, e dei mezzi per ottonerla. Torino, 1860. 220 S. 8.

Perrault-Maynand, L'Italie contemporaine au tribunal de l'histoire et du droit. Paris, Lecoffre et Ce., 1860. VIII, 256 S. 8.

Sulle Opere politiche risguardanti l'Italia di Eugenio Rendu, osservazioni critiche di Jacopo Bernardi. Estratto dalla Rivista Contemporanea del gennaio 1860. Opuscolo di pag. 53. Torino, 1860.

Adolfo Bartoli, Prof, Degli studi storici in Italia nel secole scorso e 'nel presente, Prelezione al corso di Storia italiana, detta nel R. Liceo di Livorno il 19 di novembre 1860. — Nella Famiglia e la Scuola, disp. 25 del gennaio 1861.

Della pubblicazione di un Codice diplomatico Italo-Bizantino, dal secolo VIII al XV, per D. Sebastiano Kalefati Nel Museo di scienze e letteratura di Napoli, quaderno di febbraio 1860.

Discorso letto dal Prof. Michele Amari nella inaugurazione dell' Instituto di studi superiosi il 29 gennaio 1860. Firenze, 1860.

La Italia nai suoi naturali confini, studij di Eugenio. Balbi. Venezia, 1860.

Marzolo, P., Monumenti storici relativi dall'analisi della parola. T. 2. Fasc 9. Padova, 1860. 4. L'opera si comporrà di 14 vol.

II. Piemont und die Lombardei.

Belgiojoso, princesse Christine Trivulce, Histoire de la maison de Savoie. Paris, Levy fr., 1860. VIII, 548 S. 8.

Challamel, Augustin, Histoire du Piémont et de la Maison de Savoie. Paris, 1860. 45 p in 8vo à deux colonnes.

La Beata Margherita di Savoja marchesana di Monferrato, nata in Pinerolo nel 1352, morta in Alba nel 1464. — Discorso recitato in Alba il giorno 27 novembre 1859 dall' Ab. cav. Jacopo Bernardi, Pinerolo, 1860.

Jacopo Valperga di Masino, triste episodio del secolo XV, con due appendici sulla genealogia d'alcune famiglie nobili del Piemonte e della Savoia, del cavalier Luigi Cirbario. Edizione di soli 125 exemplari, in 8vo di pag. 118. Torino, 1860.

Traités publiques de la Maison de Savoie avec les puissances étrangères, depuis la paix de Chateau-Cambrésis jusqu' à nos jours (dal 1559 al 1852). Edizione officiale in 4to grande. Il settimo volume, ultimo pubblicato, contiene l'indice generale etc. Turin, 1860.

Barthélemy, Eduard de, Les princes de la maison royale de Savoie. Paris, Poulot-Malassis et Ce, 1860. 279 S. 12.

Cavour, his life and career. A complete biography of this teminent statesmen up to the present time. London, Judd., 1860. 8.

Bonghi, R., Camillo Benso di Cavour, con ritratto. (I contemporanei italiani: galleria nazionale del secolo XIX. vol. 4.) Torino, 1860. 4.

Canale, M. G., Nuova istoria della repubblica di Genova, del suo Commercio e della sua letteratura, dalle origini all' anno 1797. Con note ed inediti documenti. Vol. III. Firenze, 1860. 18.

Atti della società ligure di storia patria. Vol. I fasc. III. Genova, Tommaso Ferrando, 1860.

Odorici, F., Storie Bresciane dai primi tempi sino all' età nostra. Vol. VII, fasc. 7. Vol. VIII. Vol. IX, fasc. 1. 2. Brescia 1859 — 60. 8.

Dionisotti, Carlo, Cenni storici sull amministrazione della giustizia in Vercelli dall' anno 1427 al 1860. Vercelli, Tipografia Gug-lielmoni, 1860. In 8vo pag. 67.

Casimiro Danna, Monografia intorno la città e il corcondario di Mandovi. Seconda edizione riveduta ed ampliata. Torino, Seb. Franco, 1860. In 8vo di pag. 160.

Del Codice Diplomatico Bergomense pubblicato dal can. Lupo e dall' arcidiacone Bonchetti, e dei materiali che si avrebbero a compirlo. Memorie del Can. Giovanni Finazzi. Milano, 1857. In 8vo, di pag. 86.

Documenti inediti della chiesa Pavese, pubblicati dal Can. G. Bosisio. Pavia, Tasi, 1859. 270 p. 8.

J. Governatori di Milano dal 1499 al 1848 di Dam. Meconi. Un vol. in 4to, di pag. 152, con 9 tavole in rame. Milano, 1859.

Memoria intorno alla corona di ferro Longobarda, dell' avv. Bianconi. Milano, 1860. 8.

Fabi, Massimo, Milano e il ministero Prina, racconto storico del regno d'Italia, tratto de documenti editi e inediti. Novara, Pedroli, 1860. 255 S. 8.

Monti, M., Storia antica di Como. Milano, 1860. 8.

III. Venetien und Wälschtirol.

Gar, Tommaso, Biblioteca Trentina; ossia raccolta di documenti inediti o rari relativi alla storia di Trento: con prefazione, indici e note. Disp. 12—15. Trento, 1860. 8.

Romanin, S., Storia documentata di Venezia. T. 9. Part. 1—4. Dal 1730 al 1789. Venezia, tipogr. Naratovich, 1860. 8.

Hazlitt, W. Carew, History of the Venetian republic: her rise her greatness, and her civilisation. 4 vols. London, Smith et Co., 1860. 8.

Zanotto, Fr., Geschichte Venedigs. Mit Kupfern nach Gat-

teri's Zeichnungen. 10. Lfg. Venedig, 1860. qu. Fol. Auch mit franzöſischem Text.

Recueil de documents et pièces authentiques pour servir à l'histoire de Venise. 1848 — 49. Tom I. Paris, Furne et Ce., 1860. XI u. 483 S. 8.

Sagredo, A. e F. Berchet, Il fondaco dei Turchi in Venezia; studj storici ed artistici con documenti inediti e tavole illustrate in Foglio. Milano, 1860.

Grida del 1474 di Francesco da Carrara Signore di Padova, edita dalla famiglia Prina per le nozze San Bonifacio-Zacco. Este, 1860. In 8vo.

Dei Potestà e Capitani di Padova dal 1405 al 1509, serie cronologica provata con documenti dal dott Andrea Gloria, edita da Antonio Zara per le nozze San Bonifacio Zacco. — In 4to. di pag. 38. Padova, 1860.

Vito degli nomini illustri forlivesi, compilate e scritte dal canonico Gaetano Rosetti da Forli. Forli, 1856 — 60. In 8vo. Fasc. 26—35.

Invasione dei Turchi in Friuli, Cronaca inedita di Jacopo Valvasone di Maniaco, storico del sec. XVI, pubblicata da Fabio Beretta per le nozze Gropplero — Di Codovipo. Udine, 1800. In 8vo di pag. 12.

Relazione della patria del Friuli del conte Anzolo I., Giacomo Giustinian Recanatè luogo tenente della Reppublica di Venezia. In 8vo, di p. 16. Udine, 1858.

Relazione della patria del Friuli, presentata all' eccellentissimo Senato dal luogo tenente Pietro Sagredo nell' anno 1621, pubblicata da Pietr' Antonio Colombetti, per le nozze Beretta-Colloredo. Udine, 1860. In 8vo di pag. 15.

Relazione della patria del Friuli fatta alla Repubblica di Venezia dal luogotenente Natale Donato nel 1712, pubblicata da Girolamo di Codroipo e Vincenzo Joppi, per le nozze Gropplero — Di Codroipo. Udine, 1860. In 8vo di pag. 14.

Relazione della patria del Friuli presentata al collegio del Senato veneto dal luogotenente Niccolo Contarini, pubb. da Michele Leicht. In 8vo, di pag. 23. Venezia, 1860.

Discorso di Michiel de San Michiel circa il fortificare la città di Udine ed altri luoghi della patria del Friuli, diretto al doge di Venezia Pietro Lando nel 1513. Udine, 1859. Edito dal dott. Vincenzo Joppi.

IV. Parma, Modena, Toscana.

Mistrali, Franco, Cinque anni di Reggenza. Storia aneddotica di Luisa Maria di Borbone. Milano, Sanvito, 1860. 8.

Riancey, Henry de, Madame la duchesse de Parme devant l'Europe. Paris, Dentu. 182 8, 8.

— —, La même. Nouvelle édit. augmentée de l'écrit: Madame la duchesse de Parme et les événements de 1859. Ebd. 246 S. 18.

Documenti relativi al Governo degli Austro-Estensi in Modena, per ordine del Dittatore delle provincie Modenesi. Modena, presso Zanichelli e C. librai editori, 1860. 8.

Relazione di alcuni studi fatti nell' archivio Estense, presentata alla Deputazione di storia patria nella tornata del 7 dicembre 1860, da Giuseppe Campori. Modena, 1860. In 12mo di pag. 12.

Le lettere di Santa Caterina da Siena, ridotte a migliore lezione e in ordine nuovo disposte, con proemio e note di Niccolo Tommaseo. — Quattro Volumi. Firenze 1860. 8.

Lettere inedite del senatore Carlo degli Strozzi precedute dalla sua vita, scritta dal canonico Salvino Salvini, con un discorso e annotazioni per cura di G. Gargani. — Firenze, 1860. 8.

I Manuscritti Palatini di Firenze ordinati ed esposti da Francesco Palermo. Vol. II. Firenze 1860.

Charles VIII en Toscane (novembre 1494) par Th. Paul. Nella Bibliothèque universelle di Genevra, quaderno d'Ottobre 1860.

Memorie oeconomico-politiche o sia de' danni arrecati

dall' Austria alla Toscana dal 1737 al 1859, dimostrati con documenti officiali raccolti e pubblicati dal Cav. Antonio Zobi. Volumi 2. Firenze, 1860.

Lettere di Daniele Manin a Giorgio Pallavicino con note e documenti relativi all' Italia centrale. Torino, 1860.

Atti e Documenti editi ed inediti del Governo della Toscana dal 27 Aprile in poi; Parte III: Governo della Toscana in nome di S. M. Vittorio Emanuele II. Firenze, 1860. 386 p. 16.

V. Der Kirchenſtaat.

Mémoires du Cardinal B. Pacca sur le pontificat de Pie VII., traduits sur l'édition italienne d'Orvieto de 1843, par M. Queyras; renfermant une notice sur la vie et les travaux du cardinal Pacca. Edition ornée de 2 portraits. Tome 2. Parties 4 et 5. Paris, Bray, 1860. 376 S. 8.

Hergenröther, Dr. J., Der Kirchenſtaat ſeit der franzöſiſchen Revolution. Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Studien in Skizzen. Freiburg im Br., Herder, 1860. XIV, 653 S. 8.

Leon Halevy, Histoire Romaine depuis la mort de Marc-Aurèle jusqu' à l'avénement de Gordien III. Traduit du Grec. In 12. pag. LII — 319. Paris, 1860.

Paya, Charles, De l'origine de la papauté. Paris, 1860. 208 S. 8.

Lefon, Mary, Mille ans de guerre entre Rome et les papes. 5e édition, revue et augmentée de la conquête des états romains par le Saint-Siège. Paris, Dentu, 1860. 284 S. 18.

Gennarelli, Il governo Pontificio e lo Stato Romano. Documenti preceduti da una esposizione storica, e raccolti per decreto del Governo delle Romagne. Prato, 1860. Vol. 1. CXV — 646 p. Vol. 2. XXXVIII — 688 p.

Dumax, Abbé V., Charakteriſtiſche Züge aus dem Leben Pius IX. Aus dem Franz. Mainz, Kirchheim, 1860. VIII u. 199 S. 8.

Montalembert, Pio IX e la Francia nel 1849 e nel 1859. Venezia, 1860. 8.

Delle Marche dal tempo dei Comuni sino al presente, di Luigi Cardona. Torino, Favale, 1860. 8.

Un autó-da-fé in Bologna il 5 novembre 1618; documento originale, pubblicato con commentario e note da M. G. (Michelangiolo Gualandi). Bologna, 1860. In 8vo di pag. 24.

Miscellanea storia Narnese, Compilata per Giovanni March. Eroli. Vol. I. Fasc. 1 e 2. Narni, 1858—1859. In 8vo.

Notizie storiche e statistiche di Mantappone, nella provincia di Fermo, raccolte e pubbl. dal cav. Vincenzo Vitali Brancadoro. Fermo, 1860. In 8vo.

VI. Neapel und Sicilien.

Colletta, The history of Naples from the accession of Charles of Bourbon to the death of Ferdinand I. Translated from the Italian, with a supplementary chapter by S. Horner. Re-issue of original edit 2 vols. Edinburgh, Hamilton, 1860. 8.

Gemelli, Napoli ed Austria, ossia delle brighe e delle intervenzione austriache a Napoli. Cenno storico politico. Firenze, Barbera, 1859. 8.

Crimes et amours des Bourbons de Naples, ou Mystères de la camarilla. Paris, 1860. 89 S. 18.

Girolamo Scalamandrè, delle Università e dei comuni del reame di Napoli, cenno storico. Seconda ediz. Napoli, 1860.

Il Principato di Monaco, Studi storici di Girolamo Rossi Torino, 1860.

Regis Ferdinandi primi instructionum liber, pubbl. da Scipione Volpicella. — Nel Museo di Scienze e Letteratura da Napoli, dispense dell' Ottobre del Novembre e Dicembre 1859 e Gennaio, Marzo e Giugno del 1860.

Opere di Vincenzo Mortilaro, marchese di Villarena. Vol. 7. in 8vo. Palermo, 1843 — 1858.

La Varenne, Louis, Le congrès des Deux-Siciles à Florence. Florence, 1860. 270 S. 8.

27. Nachträge zur Literatur der nordamerikaniſchen Geſchichte.

Life of George Washington. By W. Irving. Vol. V. Leipzig, Tauchnitz, 1859.

Washington hat das Glück gehabt, nicht lange nach ſeinem Dahinſcheiden in dem Präſidenten des Oberbundesgerichts Marshall einen ſehr tüchtigen Biographen zu finden. Derſelbe beſaß einen hellen politiſchen Blick, geſundes Urtheil, Menſchenkenntniß und ein reges Streben nach Unparteilichkeit; er hatte ferner einen großen Theil der Begebenheiten, die er darſtellen wollte, denkend miterlebt, außerdem waren ihm die Papiere des großen Staatsmannes von dem Neffen deſſelben zu freier Benutzung überlaſſen worden. So ſchuf er aus ſehr gediegenem Material ein achtungswerthes und lehrreiches Buch. Einige Jahrzehnte ſpäter gab Sparks die Papiere ſelber heraus, vermehrt durch höchſt ſchätzbare Mittheilungen aus verſchiedenen Archiven. Die farbloſe Biographie, die er denſelben vorſetzte, iſt von keiner Bedeutung; aber die folgenden eilf Bände ſichern ihm den aufrichtigen Dank der Forſcher. Andere Veröffentlichungen aus der Correſpondenz amerikaniſcher Staatsmänner jener Zeit waren theils vorangegangen, theils folgten ſie. Wie ſehr ſich unſere Kenntniß dadurch vermehrt hatte, zeigt das achtbare Werk von Hildreth, the history of the United States; beſonders im vierten Bande, welcher die Präſidentſchaft Washington's ausführlich behandelt, hat dieſer Schriftſteller viel geleiſtet.

Wiederum wuchs der Stoff durch die Herausgabe der Papiere von Hamilton, Jefferſon, J. Adams und Anderer, und die Aufforderung lag nahe, das Leben eines großen und guten Mannes auf Grund ſo umfaſſender Materialien von Neuem zu ſchreiben. Dieſer Aufgabe unterzog ſich Wash. Irving. Er hatte längſt den Plan gefaßt und Studien gemacht; aber er ging zum Glück nicht eher an die Ausarbeitung, als bis alle dieſe Quellen gedruckt waren. Die erſten vier Theile reichen bis zum Jahre 1789; ſie können zwar keineswegs als ein Muſterwerk geprieſen werden, aber es feſſelt doch die angenehme Erzählung eines liebenswürdigen Mannes, der von einem ehrenwerthen Streben nach Unparteilichkeit beſeelt iſt und ſeine Nachrichten mit großem Fleiße geſammelt und geſichtet hat. Weit weniger Befriedigung gewährt der Schlußband. Während Irving früher an einzelnen Stellen zu breit und ausführlich wurde, findet jetzt das Gegentheil ſtatt; bisweilen haben wir nur eine dürre und trockene

Aufzählung verſchiedener Einzelheiten. Anderes erinnert allerdings noch an das alte Talent des Verfaſſers, gut zu ſchildern; ſo wird z. B. das Auftreten Genêt's, welcher vom Convent nach den Ver. Staaten geſchickt worden war, um dieſelben zur Theilnahme am Kriege gegen England zu überreden, nicht übel dem Leſer vorgeführt. Freilich fehlen auch hier Auseinanderſetzungen, die erſt das rechte Verſtändniß eröffnen. Die Darſtellung des Aufſtandes in Pennſylvanien kann noch weit weniger genügen und beſonders ſehen wir nicht, wie die Wogen dieſer Bewegung zu einer ſo gefahrvollen Höhe wachſen konnten. Von dem Vertrage, welchen Washington 1794 mit England abſchloß und der in der Geſchichte der Ver. Staaten eine ſo große Rolle ſpielt, bekommen wir nicht einmal die Grundzüge zu hören, und während einige Waffengänge der Amerikaner mit den Indianern ziemlich ausführlich behandelt werden, erhalten wir kein anſchauliches Bild von dem Urſprunge dieſer Feindſeligkeiten, den Abſichten, welche der Präſident den Ureinwohnern gegenüber verfolgte, den Schwierigkeiten, die ſich der Herſtellung des Friedens entgegenſetzten. Kurz, dieſer fünfte Band iſt höchſtens eine gut geſchriebene Chronik; kein ſtaatsmänniſcher Blick wählt und gruppirt die Thatſachen, die in bunter Reihe ſich folgen und den Leſer ermüden. Der Verfaſſer ſtand eben am Ende ſeiner Laufbahn. Er hatte ſeinen Landsleuten ein mit Liebe gearbeitetes Leben Washington's bis zum J. 1789 gegeben, und trotz der zunehmenden Körperſchwäche war er redlich bemüht, es zum Abſchluß zu bringen; aber er vermochte nur noch, was an dem Bilde fehlte, zu ſkizziren. E. R.

Histoire de Washington, et de la fondation de la république des Etats-Unis. Par Cornélis de Witt. Précédée d'une étude historique sur Washington par M. Guizot. Nouvelle édition revue et corrigée. Paris, Didier et Co., 1859.

Im J. 1855, wo Irving den erſten Theil ſeiner Biographie beendete, kam in Paris ein Werk heraus, welches in einem einzigen Bande den Franzoſen die wichtigſten Ereigniſſe aus dem Leben Washington's erzählte. So klein das Buch verhältnißmäßig iſt, ſo ſehr empfiehlt es ſich durch vollkommene Beherrſchung und geſchickte Gruppirung des Stoffes, richtiges Urtheil und edle Darſtellung; es beruht außerdem auf ſehr gründlichen Studien. Obwohl, z. B. die Geſchichte des Konventes von Philadelphia, welcher die Bundesverfaſſung ſchuf, nach dem Plane des Ganzen

nur einen geringen Raum einnehmen konnte, ſo hat doch der Verf. die verwickelten Verhandlungen dieſer denkwürdigen Verſammlung fleißig geleſen; im Einzelnen ließen ſich freilich gerade an dieſem Abſchnitte mancherlei Ausſtellungen machen. Auch die gute Anordnung unterliegt einer Ausnahme. De Witt führt uns die Zeit der Präſidentſchaft (1789—1797) in zwei Kapiteln vor, von denen das eine den inneren, das andere den äußeren Angelegenheiten gewidmet iſt. Da nun aber beide fortwährend in Wechſelwirkung zu einander ſtehen, ſo iſt eine ſolche Anordnung durchaus fehlerhaft. Man kann z. B. den Aufſtand in Pennſylvanien nicht ganz begreifen, wenn man nicht vorher den Einfluß kennen gelernt hat, welchen der Geſandte des Konventes und der engliſch-franzöſiſche Krieg auf die öffentliche Meinung in Amerika ausübten. Davon abgeſehen, hat De Witt die Aufgabe, den Gebildeten eine Biographie von mäßigem Umfange zu bieten, ganz anders gelöſt, als neulich Benedey, deſſen Machwerk — denn ſo dürfen wir es wohl bezeichnen — im deutſchen Muſeum recht gut charakteriſirt worden iſt.

Von dieſem empfehlenswerthen Buch erſchien 1859 eine neue Auflage. Gleichwohl könnte man verſucht ſein, ſie nur für eine neue Ausgabe zu halten; denn Bogen für Bogen ſchließt mit denſelben Worten, und auf Seite 305 findet ſich die falſche Jahreszahl 1803 ſtatt 1801 im Texte wiederholt; aber in der Ueberſchrift iſt der Irrthum allerdings beſeitigt, und es gibt noch andere Anzeichen dafür, daß wir eine neue Auflage vor uns haben. Verbeſſerungen laſſen ſich unter ſolchen Umſtänden ſchwer entdecken und ſie können auch nicht erheblich ſein. Im Anhange ſind die erſten drei pièces justificatives weggeblieben, welche den Unionsplan von 1754, die Conföderationsartikel und die Unabhängigkeitserklärung in einer Ueberſetzung mittheilten. E. R.

Thomas Jefferson, étude historique sur la démocratie américaine. Par Cornélis de Witt. Paris, Didier et Ce., 1861.

Indeſſen hatte De Witt ſeine amerikaniſchen Studien fortgeſetzt und auf Thomas Jefferſon gerichtet. Dieſer merkwürdige Mann, den die Amerikaner als den Vater der Demokratie preiſen und mit welchem, als er im J. 1801 Präſident wurde, die ſogenannte republikaniſche Partei zur Herrſchaft gelangt iſt, war während ſeines Lebens, bekanntlich nicht ohne eigene Schuld, der Gegenſtand des bitterſten Haſſes von Seiten der Fö-

deraliſten geweſen, von den eigenen Anhängern dagegen ebenſo übermäßig gefeiert worden. Nach ſeinem Tode kam ſeine Autobiographie und ein Theil ſeiner Correſpondenz heraus, und hauptſächlich auf Grund dieſes Materials ſchrieb Tucker eine Biographie von ihm, die in den dreißiger Jahren in zwei Bänden erſchien und der demokratiſchen Auffaſſung folgte. Ganz anders und, wie ich meine, weit richtiger würdigte Hildreth in dem oben angeführten Werke (vols. IV, V u. VI) die öffentliche Thätigkeit Jefferſon's. Darauf wurden aber die Writings dieſes Staatsmannes vollſtändiger als vorher herausgegeben;*) ſie brachten auch eine Menge bis dahin unbekannter wichtiger Privatbriefe. So lag hier gleichfalls die Aufgabe vor, eine neue Biographie zu ſchreiben, und ebenſo unternahmen ein Amerikaner und ein Franzoſe die Löſung, jener, Randall, wiederum ausführlich in drei Theilen, dieſer, wie es für Europäer ungefähr ausreicht, in einem Bande. Das Werk des Erſteren kenne ich noch nicht, das Buch De Witt's aber, der in der Auffaſſung Jefferſon's im Ganzen mit Hildreth übereinſtimmt, iſt der Empfehlung ſo würdig, wie ſein Leben Waſhington's. E. R.

*) Der vollſtändige Titel lautet: „The Writings of Thomas Jefferson, being his Autobiography, Correspondence, Reports, Messages, Addresses and other writings, official and private; published by the order of the joint committee of Congress on the library, from the original manuscripts, deposited in the departement of State; 9 vols. New-York, 1853—54.“ Meines Wiſſens beſitzt allein Göttingen dieſe wichtige Quelle, und zwar auch nur den erſten oder die erſten beiden Bände. (München beſitzt gegenwärtig das ganze Werk. Anm. d. R.) Das ebenſo bedeutende Buch: „The Works of Alexander Hamilton, compriding his Correspondence, and his political and official Writings, civil and military. Published from the original manuscripts deposited in the departement of State, by order of the civil Library Committee of Congress. Edited by John C. Hamilton, 7 vols. 1851.“ befindet ſich, ſo viel mir bekannt iſt, weder dort, noch in Berlin und München, und daher wohl überhaupt nicht in Deutſchland. Es wäre ſehr wünſchenswerth, daß die großen Bibliotheken unſeres Geſammtvaterlandes dieſe Lücken ausfüllten. E. R.

Druck von Dr. C. Wolf & Sohn.